Germ. sp. 412 h-1

<36630142330017

<36630142330017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Germ. sp. 412 h-1

Badiſches Sagenbuch

von

Auguſt Schnezler.

Digitized by Google

Badiſches
Sagen-Buch.

Eine Sammlung

der

ſchönſten Sagen, Geſchichten, Märchen und Legenden

des Badiſchen Landes

aus Schrifturkunden, dem Munde des Volkes und der Dichter.

Herausgegeben

von

Auguſt Schnezler.

Erſte Abtheilung:

Vom Bodenſee bis zur Ortenau.

Karlsruhe.

Druck und Verlag von Creuzbauer und Hasper.

1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Königlichen Hoheit

dem Großherzog

Leopold I. von Baden,

Dem erhabenen Freunde und Pfleger der vaterländiſchen Geſchichte und Sagenkunde

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Herausgeber.

Vorwort des Herausgebers.

Der Entſchluß, die mythiſchen und hiſtoriſchen Sagen des Badiſchen Landes, wie dieſelben theils noch im Munde des Volkes fortleben, theils in metriſcher und proſaiſcher Form von zahlreichen Schriftſtellern dargeſtellt, theils in alten Chroniken, Kirchenbüchern und neueren Geſchichtswerken ꝛc. zerſtreut ſind, in eine geordnete Sammlung zu bringen und herauszugeben, wurde zunächſt durch das Erſcheinen des großen „Oberrheiniſchen Sagenbuches", von Auguſt Stöber, (Straßburg, 1842. Verlag von J. Schuler.) hervorgerufen. War nun in dieſem Werke der reiche Sagenſchatz der einen Hälfte des Oberrheiniſchen Stromgebietes, des, ſeinen Stammwurzeln und Hauptzweigen nach, uns Teutſchen noch immer geiſtig verbrüderten Elſaßes, in ziemlicher Vollſtändigkeit durch ſeine und auswärtige Dichter herauf gefördert und in bunterlei rhythmiſcher Faſſung vor den Augen der Leſewelt paſſend geordnet aufgereiht, — ſo mußte wohl das Verlangen rege werden, auch die andere Hälfte dieſes unvergleichlichen Thales, unſer mit romantiſchen Reizen ſo geſegnetes Baden, im vollen Märchen-Zauberglanze ſeines allmälig aufgedeckten

und zu Tage geſchürften Sagenhortes leuchten und mit ſeinem transrhenaniſchen Nachbarn darin wetteifern zu ſehen.

Bereits vor längerer Zeit aber war von den achtungswertheſten Stimmen in einheimiſchen Zeitſchriften, u. A. auch von Aloys Schreiber in der „Badiſchen Wochenſchrift“ (1807), der Wunſch laut geworden, es möchte ſich recht bald eine kundige Hand der Sammlung unſerer Volksſagen unterziehen, ehe dieſelben mit der älteren Generation, in deren Munde ſie noch großentheils fortleben, zu Grabe ſinken, oder von den politiſchen Stürmen neuerer Zeiten verweht, von den Lebensintereſſen moderner Zuſtände verdrängt werden; eine Beſorgniß, die auch mehrere Schriftſteller anderer teutſchen Landestheile angetrieben zu haben ſcheint, die Sagen ihrer Heimath zu ſammeln und durch den Druck vor dem Untergange zu retten. So erhielten wir, nach dem Vorgange von G. Grimm's „Teutſchen Sagen“, ſeit dem letzten Jahrzehnt eine ſchon bedeutende Anzahl von Sagenſammlungen aus verſchiedener Herren Ländern; von L. Bechſtein und von J. N. Vogl ſind Oeſterreichs Sagen erſchienen; Erſterer hat, außer dieſen und ſeinem „teutſchen Märchenbuche“ ſich durch Herausgabe des „Thüringiſchen Sagenſchatzes,“ ferner des von Franken, verdient gemacht; von Tettau und Temme wurden wir mit Preußens Volksſagen, von W. Ziehnert mit denen Sachſens, von Uhland, G. Schwab, J. Scherr ꝛc. mit den ſchönſten Sagen Schwabens beſchenkt, und erſt neulich trat K. Müllenhoff mit denen von Schleßwig-Holſtein-Lauenburg, und Henninger mit den „Sagen und Geſchichten von Naſſau,“ hervor. Sollte nun Baden, der ſchönſte Garten unter teutſchem Himmelsſtriche, nicht auch ſeinen üppigen Sagenflor entfalten? Einen Flor, in deſſen Knospen eine Menge der ſchönſten Märchen und Legenden, die ſich im übrigen Teutſchland vorfinden, ja die bedeutendſten derſelben, wie z. B. die vom treuen Eckart,

vom Tanhuſer, vom wilden Heer, von der Meluſine, der weißen Frau ꝛc. im anmuthigſten, nur mehr dem ſüdlichen Lokal und Leben angepaßten, Gewande ſich wiederholen.

Der Erſte, welcher Badiſche Sagen bei uns ſammelte, war der verſtorbene Oberſt Medicus; eine ſchriftliche Sammlung derſelben aus dem Munde des Volkes von ſeiner Hand ſoll ſich im Beſitze S. K. H. des Großherzogs befinden. Herr Archivdirektor Mone veröffentlichte in ſeinem „Anzeiger für die Kunde der teutſchen Vorzeit ꝛc.“ und, in derſelben Zeitſchrift, Herr Finanzrath Bernh. Baader dahier, eine bedeutende Serie ſolcher Sagen; Aloys Schreiber gab eine anſehnliche Folge derſelben in eigenen, zum Theil ſehr gelungenen, novelliſtiſchen und metriſchen Rahmen, in ſeinen „Sagen des Rheines, der Voghesen und des Schwarzwalds ꝛc.,“ ferner in ſeinen „Sagen von Baden-Baden und der Umgegend,“ und in verſchiedenen Zeitſchriften und Almanachen; der treffliche Alterthumsforſcher Dr. Heinrich Schreiber in Freiburg bearbeitete mehrere der ſchönſten Oberländiſchen Volksſagen auf muſterhafte Weiſe; dieſelben bilden eine Hauptzierde unſeres Buches. K. Simrock und K. Geib in ihren „Rheinſagen ꝛc.“ mehrten den Vorrath durch manche neue Beiträge aus dem Munde teutſcher Dichter; in neueſter Zeit erſchienen die „Sagen der Pfalz, der Bergſtraße und des Odenwaldes“ von Cand. jur. Bader, und das Werkchen von Eduard Brauer: „Sagen und Geſchichten der Stadt Baden und ihrer Umgebung ꝛc. in poetiſchem Gewande;“ lauter ſchätzbare Vorſammlungen zu dem einſtweiligen Capitalſtocke, den ich hier zuerſt dem Umfange des Landes nach aufgeſtellt, nach allen mir zu Gebote ſtehenden Mitteln vermehrt, und nun, wiewohl nicht ohne Schüchternheit, der noch ziemlich fühlbaren Lückenhaftigkeit ſeines Inhalts wohl bewußt, meinen lieben Landsleuten zu übergeben wage.

Während meines jahrelangen, mit Eifer und warmer Liebe betriebenen Sammelns gewährte mir eine Hauptaufmunterung der rege Anklang, den mein Unternehmen bei allen Denjenigen, welchen ich den Plan mittheilte oder Einladungen zu Beiträgen zuſtellte, gefunden hat. Von den achtungswertheſten Seiten kamen mir reichliche Spenden an Materialien, Notizen und Quellenangaben zu; die Großh. Hofbibliothek und das General-Landesarchiv unterſtützten mich aufs Bereitwilligſte, und auch für den zweiten Band dieſes Werkes, welcher zur nächſten Herbſtmeſſe vollendet wird, ſind mir noch mancherlei der ſchätzbarſten Originalbeiträge zugeſichert worden.

Was die verſchiedenen Bearbeitungen anbelangt, welche das Badiſche Sagenbuch enthält, ſo mußte ich dabei möglichſt darauf ſehen, durch bunte Abwechslung in Form und Stylweiſe, in Verſen und Proſa, und durch Vereinigung zahlreicher Schriftſtellernamen das Eintönige zu vermeiden, welches gar oft den dauernden Genuß ſolcher Sammlungen entleidet und ſie ermüdend macht, beſonders wenn ihr Inhalt aus lauter Verſen, worunter häufig ein großer Theil nur bloße Reimerei, beſteht. Das „Badiſche Sagenbuch" ſollte, abgeſehen von ſeinem Werthe in poetiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht als Erſte größere Sammlung dieſer Art, auch zugleich ein angenehmes Unterhaltungsbuch für Alt und Jung, für den mehr wie für den minder Gebildeten, ſo zu ſagen eine romantiſche Hauspoſtille für unſer Volk abgeben, die man, bald auf Ausflügen durch unſre reizenden Berg- und Thalgegenden, bald an langen Winterabenden, gerne zur Hand nimmt, um ſich nach ernſten Berufsarbeiten oder geiſtesanſtrengender Lektüre gemüthlich darin zu erholen. Bei der Wahl und Aufnahme der theils Büchern und Zeitſchriften entlehnten Stoffe, theils eingeſandt erhaltenen verſchiedenen Originalbeiträge, namentlich bei der

Erſten Aufſtellung eines Werkes dieſer Art, wo es vor Allem darauf ankommt, erſt die Hauptgrundlage herbeizuſchaffen und möglichſt jeden einigermaßen namhaften Ort des Großherzogthums durch irgend eine Sage, Legende, oder romantiſche Geſchichtsſcene zu repräſentiren, war es übrigens nicht wohl ausführbar, eine ſo ſtrenge Auswahl und Sichtung zu treffen, daß nicht auch manches Mittelmäßige und Gehaltarme, aus Mangel an Beſſerm, mit unterlaufen mußte. Den Vorwurf jedoch, ich habe mich darauf beſchränkt, durch bloßen Nachdruck von Sagen aus bereits vorhandenen Specialſammlungen, Zeitſchriften ꝛc. ein gewöhnliches Compilationswerk zu liefern, ohne Rückſicht auf äußere Form noch innern Gehalt zu nehmen, wird mir gewiß kein unparteiiſcher Beurtheiler meiner Leiſtung machen können. Im Gegentheile darf ich mit ruhiger Zuverſicht behaupten, daß ich an jeden einzelnen Beitrag oder entlehnten Stoff, der mir es zu bedürfen ſchien, aufs Gewiſſenhafteſte Hand angelegt habe, um ihn in angemeſſener Geſtalt und würdiger, glattlesbarer Form auftreten zu laſſen. Man vergleiche nur z. B. die meiſten anderen Werken entlehnten Sagen mit dem Originaltexte, der gar häufig an Unklarheit der Sätze, ſchleppender Breite und manchen ſtyliſtiſchen Nachläſſigkeiten leidet, und man wird ſich leicht überzeugen, daß durch die hierin von mir, wenn gleich eigenmächtig, vorgenommenen Aenderungen und Abkürzungen, das Gewand jener Sagen ſich ihnen nur um ſo einfacher und vortheilhafter anſchmiegt. Auch die metriſchen Verſtöße in manchen dichteriſchen Bearbeitungen ſuchte ich möglichſt zu beſeitigen, was mir hoffentlich von Seiten der Herrn Einſender nicht verargt werden wird.

So tritt nun deinen Gang an, Badiſches Sagenbuch, durch die blühenden Gauen des lieben Vaterlandes! Sey dem

ſinnigen Wanderer willkommene Begleitung als freundlicher Wegweiſer durch unſre zauberiſche Märchen- und Legendenwelt, und dem Leſefreund in Stadt und Dorf ein gemüthlicher Abendgeſellſchafter, der ihn zur heiteren Erholung von häuslichen Sorgen oder politiſchen Wirrniſſen mit dem poetiſchen Firnewein aus den Bergen und Thälern der eigenen Heimath bewirthet.

Baden.

Die Sonne lacht, wohin wir ſchauen,
Der Erde Gottes freundlich zu.
Wie herrlich glänzen deine Gauen,
O Vaterland, wie ſchön biſt du! —
Am ausgeſchmückten Seegeſtade,
Wo ſich der Alpen Kette zeigt
Und blühend aus dem Wellenbade
Die wunderholde Mainau ſteigt; —

Wo Salems Friede lilienhelle
Aus einem Paradieſe blickt;
Wo an der Donau Silberquelle
Die ährenblonde Baar ſich ſchmückt,
Und, eine perlengleiche Gabe,
Die edelſte der Würzen lacht,
Vom ſchöpferiſchen Zauberſtabe
Des Zepters an das Licht gebracht; —

Wo in das Land der Alemannen
Der ſtolzen Eiche Wipfel weht,
Und, überſchirmt von ſchwarzen Tannen,
Die wilde Pracht des Waldes ſteht, —

Der uns des Weines goldne Flamme
Voll Blumenduft entgegen hält,
Und manchen Aſt dem Blüthenſtamme
Des edlen Vaters Rhein geſellt; —

Wo um die Reize ſtiller Auen
Die raſche Wieſe zögernd ſchlüpft;
Wo durch des Felſenthores Grauen
Die Dreiſam in ein Eden hüpft;
Wo in des Himmels blauen Aether
Des Thurmes Spitze ſich verliert,
Der, ſchlank und kühn wie eine Ceder,
Des Münſters Kunſtgebirge ziert; —

Am Kaiſerſtuhl, wo jeder Hügel
Im grünen Rebengürtel prangt,
Und in des Rheines klaren Spiegel
Der Limburg Epheu niederrankt,
Wo durch Gebirge, Thal und Haide
Der Kinzig Wellenmelodien
Ins lächelnde Revier der Freude,
Der Liebe und der Schönheit ziehn; —

Wo deine wärmſte Segensquelle,
O Alemannia! entſpringt;
Wo deiner Sprache Wohllautwelle
Am Blumenrand der Oos verklingt;
Der lieblichſten Natur im Schooße
In holder Anmuth Baden blüht,
Friſch wie die junge Purpurroſe
Am mütterlichen Zweige glüht; —

Wo aus des Waldes Dämmerungen
Die Murg die blauen Augen hebt
Und um ihr ſüßes Thal geſchlungen
Beſeligt jede Welle bebt;
Des Fürſtenſchloſſes milder Schimmer
Sich über Raſtatt freundlich neigt,
Und, der Erinnerung Heiligthümer,
Vergißmeinnicht und Lorbeern zeigt; —

Am grünen Wald voll Nachtigallen,
Wo um der Kunſtgebilde Pracht
Der Luſtgebüſche Schleier wallen
Und eine Flur von Gärten lacht,
Die friſcher Wohlgerüche Wogen
Der zierdereichen Hauptſtadt bringt
Und einen bunten Regenbogen
Um ihren Sonnenfächer ſchlingt. —

Wo, freudeſtolz ob ihrem Ruhme,
Der Schwarzwald ſeine Pforte grüßt.
Wo Mannheims holde Uferblume
Des Rheines edle Wogen küßt,
Wo um erhabene Ruinen,
Des Lebens Frühlingskränze wehn,
Die ſchönſten Muſenhaine grünen
Und liebend in den Neckar ſehn.

Wo in des Odenwaldes Friſche
Das ſonnenwarme Leben ruht;
Wo Rebenhügel, Feld und Büſche
Sich baden in der Tauber Fluth;

Wo ſie nach dem geliebten Maine
Erröthend ihre Blicke hebt,
Und Wertheims Bild im Wiederſcheine
Der ſilberklaren Wellen ſchwebt.

Wie lächeln ſich in holdem Bunde
O Baden, deine Gauen zu!
Wo blühet auf dem Erdenrunde
Ein Land, das ſchöner iſt als du?
Entzückt von deinem Zauberglanze
Und deinen Reizen jubeln wir:
Heil dir, im teutſchen Blüthenkranze
Du ſchönſte Roſe, Baden, dir!

Kling' an einander, Gold der Rebe,
Welch' grüner Buſen dich auch trug!
Es wiederholet: Baden lebe!
Das Herz mit jedem Wonnezug.
Dies ſüße Wort tönt nah und ferne,
Der Freude Becher wird geleert,
Bis, angelacht vom Morgenſterne,
Die goldne Sonne wiederkehrt.

Heinrich Heß.

Vorſpiel.

Kennt ihr den Wundergarten,
Den Götterhände warten,
Wo Alles grünt und blüht
Und kaum den Gärtner müht?
Geſäumt vom Silberbande,
Vom Stolz der teutſchen Lande,
Vom königlichen Rhein,
Ins fernſte Blau hinein;

Und rechts von Berg und Thalen
Voll goldner Segensſtrahlen,
Hercynia's Hügelreih'n
Voll Frucht und edlem Wein!
Wie braußt dort auf dem Strome
Vorüber Erwin's Dome,
Dampfſchnaubend aus dem Schlot
Das ſchmucke Räderboot!

Und vom Gebirge wieder
Wie jubelnd klingt hernieder
Des Hirtenknaben Sang!
Gelehnt auf grünen Hang,

Die Burgruinen ſchauen
Mit heiterem Vertrauen
Ins Aug' der neuen Zeit,
Voll Friedensſeligkeit!

In ſommerlicher Schwüle
Wie labt der Wälder Kühle!
Wie lacht der Matten Grün
Mit glänzend fetten Küh'n!
Wie tröſtlich wehn die Tannen,
Aus kranker Bruſt zu bannen
Mit ihrem Balſamhauch,
Was ſie mag quälen auch!

Dort laden die Najaden
Zum Trinken oder Baden
An der Geneſung Born
Aus ihrem Wunderhorn.
Es ſtrotzen Felſenquadern
Von reichen Erzesadern,
Kein ſchlimmer Gnom verlacht
Des Knappen Fleiß im Schacht.

Und Städte rings voll Leben
Und ſchmucke Dörfer weben
Zum Himmel von Saphir
Die ſchönſte Teppichzier.
Landbau, Gewerbe, Handlung,
In immer höhrer Wandlung
Und Kunſt und Wiſſenſchaft:
Voll reger Triebe Kraft!

Des Volkes Herzen flammen
In Liebesgluth zuſammen
Für Freiheit, Licht und Recht;
Ein kerniges Geſchlecht! —
Sey's auf den glanzumgebnen,
Goldährenvollen Ebnen,
Sey's, wo der Waſſerfall
Sich ſtürzt mit Donnerhall:

Millionen Reize laden
Zum Paradies von Baden
Der Gäſte buntes Meer
Aus Näh' und Ferne her.
Doch ganz es zu genießen,
Laßt euch nun auch erſchließen
Durch Sängers Zauberwort
Der Sagen Wunderhort!

Die Märchen und Balladen
Aus den geheimſten Pfaden,
Die Geiſter der Natur
Aus Berg- und Thalesflur;
In Liedern und Romanzen
Umgaukeln und umtanzen
Sie jedes Sonntagskind,
Das nicht für Wunder blind.

Von ſteiler Klippe Stufen,
Aus tiefen Stromeskufen,
Aus felskriſtallnem Schacht,
Aus grüner Waldesnacht;

Aus blauen Seees Wellen,
Aus ſtillen Kloſterzellen,
Zerfallner Burgen Wall —
Sind ſie berufen all'.

Sie ſingen Freud' und Schmerzen
Tief aus des Volkes Herzen,
Und halten wach darin
Den kindlich frommen Sinn;
Mit Poeſie durchweben
Sie manches arme Leben,
Und bieten ihm Erſatz
Für einen andern Schatz.

Die Gnomen und die Elfen,
Sie kommen gern und helfen
Dem braven Bauer aus
In Feld und Hof und Haus.
Die Rieſen und die Zwerge
Durchwandeln noch die Berge,
Die Nixen blühn im See;
Doch thun ſie Niemand weh.

Ein heilger Gottesfrieden
Hat allen Haß geſchieden,
Und gute Geiſter nur
Umſchweben unſre Flur! —
Drum lauſcht nun gern den Sagen
Aus den vergangnen Tagen;
Dann erſt im wahren Glanz
Erblickt ihr Badens Kranz!

A. Schnezler.

Einleitung

von Joſef Bader.

Entwicklungsbild der heimiſchen Sagenwelt.

Die herrlichen, geſegneten, reichbevölkerten Gefilde am ſtolzen Rheinſtrom, herab vom Bodenſee zum Neckar, zum Main und weiterhin, die gleich einem prangenden Teppich ſeine Ufer ſchmücken und den Kranz der Vorhügel des Schwarzwalds und der Vogheſen; dieſe Gefilde, wo Alles in üppiger Fülle blüht und in buntgeſtaltetem, fröhlichem Leben ſich bewegt — ſie lagen einſt als todter Grund tief unter weiten, ungeregelten Waſſern, wie verdammt zum ewigen Fluthengrab. Das Rheinthal, das ganze, große, füllte ein einziger See, im Kreiſe kahler Berghäupter und düſterer Wälder.

Aber der mächtige Stromgott, der „am Buſen der Gletſcher-Ammen geſäugte", fand kein Gefallen an der weiten Oede — er ſuchte das heitere Leben der Menſchen. Da ſanken die Waſſer und theilten ſich die Fluthen. In immer engeren Schranken, immer geregelteren Betten, nahmen ſie den Lauf. Breite Bergwände, zahlreiche Vorhügel, traten an den belebenden Sonnenſtrahl, bedeckten ſich mit munterem Grün

und lockten aus dem dunkeln Urwald — den Menſchen herbei, den götterähnlichen.

Rhenus lächelte, und die Geiſter der Flüſſe, der Bäche und Quellen, die das hercyniſche Waldgebirg ihm ſendete und das vogheſiſche, ſie ſchwebten freudig von Ufer zu Ufer, wo der Menſch ſich niederließ — ſchüzende, pflegende, beglückende Genien.

Da milderte ſich des Menſchen Gemüth, erweiterte ſich ſein Aug, übte ſich mannigfaltiger ſeine Hand. Die ſchirmende Hütte hatt' er längſt gebaut, und der ſchnelle Fuß trug ihn leicht zum befreundeten Nachbarn; aber jenſeits der Fluthen, am blauen, dämmernden Geſtade — hatte dort ſein Blick nicht gleiches Leben erſpäht? Es regte ſich die Sehnſucht — ſie reichte weiter als die Kraft des Schwimmers, doch nicht weiter als der ſinnende Kopf und die Kunſt der geübten Hand. Bald befuhren Flöße und Kähne die Ufer und landeten am fremden Geſtade, das dem kühnen Schiffer gaſtliche Ruhe bot und Erfriſchung. Oder, hat auch damals ſchon die Habſucht den leichten Kahn mit blutiger Beute gefüllt [1])?

Dies war die Kindheit der Schiff-Fahrt auf dem Rheine, wo jezt der ſtolze Dämpfer einher braußt und ſich das ſchwere Frachtboot durch die Wogen drängt. Heute noch zeigt man längs der Vorhügel hin, hoch oben an Felswänden, die eingekeilten Eiſenringe, welche einſt ſtatt des Ankers zum Anhacken der Schiffe gedient [2]).

---

1) Vergleiche die Sage von den Seeräubern auf dem Thurmberg, unter den Sagen von Durlach im zweiten Bande dieſes Werkes. Anm. des Herausg.

2) Z. B. an den Felswänden beim Kukuks-Bad, zwiſchen Bollsweil und Kirchhofen im Breisgau. An den Thurmſteinen mehrerer Kirchen, die auf dem Hochufer des alten Rheinbettes liegen, will man ebenfalls ſolche Ringe gefunden haben. — — Uralte Sagen ſprechen aber auch von einer Zeit, als lange, lange vor der Periode der Sündfluth, in unſern Gegenden und bis in den tiefſten Norden hinab, ein Klima, wie das der üppigen ſüdlichen Himmelsſtriche, waltete, und mit den Blumen und Früchten jener glücklichen Zone auch unſere Heimath geſegnet war. Ueberreſte von Palmen, Datteln und anderen tropiſchen Erzeugniſſen, von Säugethieren und Amphibien, die wir jezt nur noch im Süden finden, ſind aus den Tiefen unſeres

Rhenus, der menſchenfreundliche, als er dies Gedeihen ſah, drängte ſeine Fluthen noch weiter zurück vom Thalgelände, dämmte ſie ein in noch engere Betten. Es verſchwand der große See — nur blieb, zum ewigen Merkmal, das Becken des Bodenſee's[3]).

Aus dem Schoos der Erde aber hatte Vulkan, kühn durch das Rheinbette herauf, den Kaiſerſtuhl getrieben, der — ein feuerſprühender Inſelberg, jetzt mächtigeren Fuß in den Fluthen faßte, bis ſeine Gluht erloſchen war und ſeine Wände ſich begrünten, um das eine bald und bald das andere Ufer zu zieren.

Mehr und mehr, von friſch fließenden Waſſern getränkt, von der Sonne Strahlen erheitert und erwärmt, von freundlichen Geiſtern gehütet, bedeckten ſich die Ebenen des Rheinthals mit dem Schmucke des Graſes, des Strauches, der Eiche und Buche; üppige Wieſen und Wälder dehnten ſich aus; der Thalbewohner rückte ſeine Hütten und Dörfer bis an die Ufer vor — die Morgenröthe freundlicherer Zeiten ging auf über das weite, im erſten Jugendtrieb ſchwellende Thal.

Der ſchwarzgelockte, leichte, geſellige Kelte aber war's, ein Sohn des Morgenlandes, welcher zuerſt an den großen Rhein-See gekommen, welcher ihn zuerſt befahren, an ſeinen Ufern die erſten Dörfer und Städte gegründet, den Bergen, Flüßen, Forſten und Fluren die erſten Namen gegeben. Und mit ihm ſind die Genien ſeiner Heimath eingezogen in das Rheinthal, die unſterblichen Pfleger und Beſchützer ſeines Erdendaſeyns, holde, zarte weibliche Weſen — die Göttin Berchte

---

Bodens zu Tage geſchürft worden und geben uns dunkle Kunde von einer paradieſiſchen Vorwelt, die auch von einem götterähnlichen Menſchengeſchlechte bevölkert geweſen ſeyn und erſt durch die (von manchen Geologen angenommene) Verrückung der Erdachſe ſich in die uns bekannte, rauhere Welt umgewandelt haben mag.

Anm. des Herausg.

3) Siehe das ſchöne Gedicht von Guſtav Schwab: „Die Schöpfung des Bodenſee's“, Seite 1 dieſes Bandes.

und jene wunderſamen Fee'n, welche in Felsgrotten, an See'n und Quellen, auf lichten Hügeln und in dämmernden Hainen ihre Zauberſchlöſſer und Wundergärten bewohnten.

So, unter dem Schirme ſeiner Götter und Genien, hatte der Kelte, mit erfinderiſchem Geiſt, mit betriebſamer, kunſtfertiger Hand, das Rheinthal bevölkert und bebaut — ungezählte Jahrhunderte lang. Und wie er nun gealtert war und geſchwächt an Kraft, da trat aus den öſtlichen Wäldern ein Jüngling hervor, hochgewachſen, mit ſchwellenden Muskeln, von blondem Haar und blauem Aug, über der Schulter das Fell des erlegten Wildes, in der Fauſt den leichten Wurfſpieß, neben ſich den bejochten Ochſen und das getreue Wind. Es gefiel ihm an den ſonnigen Halden und Vorhügeln und Thalgeländen, wo nie geſehene Pflanzſtätten, Weiler und Dörfer, im Kranze zierlicher Gärten und blühender Fruchtgefilde, ſeinem erſtaunten Blick entgegen lachten.

Wir erkennen den blonden, blauäugigen Rieſenjüngling — es iſt der Germane, auch ein Sohn des Orients, aber rauh geworden und abgehärtet auf der langen, gefahrvollen Wanderung. Ueppiges Leben iſt ihm fremd, und doch — in die finſtern Wälder will er nicht mehr zurück. Er ringt mit dem Kelten um den Beſitz des ſchönen Rheinthals; er bewältigt und unterjocht ihn — er iſt des Landes Herr, theilt und genießt die Früchte ſeines Siegs.

Aber ſo leichten Kampfes ſollte ihm ſeine neue Heimath nicht zu Theil werden; ein zweiter, weit erfahrner, vielgeübter, liſtiger Kriegsmann erſchien — der ſtolze Römer. Ihm gehorcht eine eroberte halbe Welt; wird die germaniſche Kraft, die jugendliche, ungelehrte, ihm widerſtehen? Sie muß weichen, und der ſieggewohnte Eroberer macht das ſchöne Rheinthal mit dem friedlichen, fleißigen, dienſtgewohnten Kelten, zu einem Vorlande ſeines Reichs.

Schnell mehrten ſich fortan die Dörfer, die Städte; ſichere Straßen, von Thürmen und Kaſtellen beſchützt, verbanden ſie, prächtige Bäder und reiche Tempel ſchmückten ihre Umgebung. Denn neue, ſtolzere Götter und Genien herrſchten jetzt. Hier durchzog Diana mit Pfeil und Bogen die Forſte; dort, im Kriegslager, gebot Mars mit dem blinkenden Schwert, und in Städten und Dörfern lockte der geflügelte Merkur mit Stab und Säckel zu Handel, Gewerk und Künſten — zu wachſendem Gewinn. Ein großes, vielbewegtes, freudiges Leben durchſtrömte das Rheinthal.

Und vertrauter näherten ſich die Götter und Genien der Kelten jetzt den römiſchen; bald unterſchied man ſie nicht mehr, ſah Berg und Thal froh bevölkert mit Fee'n und Elfen, Dryaden, Najaden und Nymphen. Ihre Unſchuld aber war nicht mehr die reine, ihr Weſen nicht mehr das immer gute, menſchenerfreuende. Wohl ſchützten ſie das Volk ihrer Kreiſe noch, halfen ihm und beſchenkten es; aber falſch auch und tückiſch verlockten ſie ſchmeichleriſch ihre Günſtlinge zur Sünde, rißen ſie bald in Gefahr und Verderben.

Und ſo war's ſchlimmer geworden mit dem Menſchen. Lüſtern nach ſtets neuem Genuß, begann er ſelbſt mit ſeinen Göttern zu buhlen. Was war ihm heilig noch, nachdem Merkur das Füllhorn ſeiner Schäze über ihn ausgegoſſen? Das Leben im Rheinthal, jenem gleich in der römiſchen Weltſtadt, verſank in Reichthum und Ueppigkeit; Uebermuth und Schwelgerei hatten es vergiftet und angefäult — es verdiente den Untergang.

Abermals erſchien jetzt der Germane, unverdorben noch und ungeſchwächt, wie das erſtemal — doch reicher an Erfahrung und feſter an Entſchloſſenheit. Denn des Römers Eroberungsſucht hatte auch ihn aufgeſtört in ſeiner ſtillen Heimath, auch ihm das Joch der Knechtſchaft geſchworen. Mächtig

jetzt und rachedürſtend warf er ſich dem Feind entgegen, dem unerſättlichen, und es änderten ſich die Geſchicke.

Der Germane, geſtärkt durch das alemaniſche Brüderband, geſchirmt von ſeinem Wodan[4]), ſeinem Thor, ſeinen Walküren, ſtund an den Pforten des Weltreichs. Was nützten die Mauern und Thürme, womit der Römer das Rheinthal umzogen? Sie fielen, und zu Ende war die ſtolze Herrſchaft Roms an den Ufern des Rheines!

Nicht aber wurde das Land jetzt eine Wüſte voll Blut und Aſche. Die verhaßten Zwingburgen, die ſchirmenden Städte, die üppigen Bäder und prächtigen Tempel allein wurden ein Raub der Zerſtörung — die Hütte, der Pflug des Landbewohners blieben dem Sieger heilig, nur waltete fortan Er als Herr über Alles.

Und auch die alten Götter blieben dem Beſiegten. Die Fee'n, die Nymphen, ſie bewohnten ihre Felſen, Haine und

---

4) Allmächtig, Alles durchdringend und beherrſchend thront Wuotan über der germaniſchen Götterwelt; als Lenker der Schlachten und Erkämpfer des Siegs ſprengt er auf ſprühendem Wolkenroß oder fährt auf raſſelndem Wagen über die Kriegsſtätten dahin; den nächſten Rang nach ihm nimmt der rothbärtige Thor, der Gott des Donners ein; einen wuchtigen Hammer ſchwingend ſchmettert er aus dem zuſammengeballten Gewölk ſengende Schlangenblitze hervor; Tyr, der germaniſche Mars, unterſtützt den Wuotan in der Lenkung der Schlachten; in ſeinem Gefolge die Schlachtenjungfrauen: die Walkyren (aus deren Flügen über die Wahlſtätte ſpäter wahrſcheinlich die Sage vom wilden Heer ſich geſtaltete). Freyr, der Gott des Friedens, ſolchen Kriegsgöttern gegenüber, ſteht natürlich in ſchwächerem Lichte da; ſeine Schweſter Freya, die germaniſche Diana, und Wuotan's Gattin Frea, (Hertha,) ſind die weiblichen Hauptgottheiten. Der Raum verbietet uns, alle übrigen, dem hohen Norden entſproſſenen, Göttergeſtalten der urgermaniſchen Welt hier vorüberſchreiten zu laſſen; wir erwähnen nur noch der Helden und weiſen Frauen, denen, als Halbgöttern, heilige Verehrung erwieſen wurde, wie z. B. dem erdgebornen Tuisko und ſeinem Sohne Mannus ꝛc. von denen die Helden der Nibelungen und des Heldenbuches, Siegfried, Dietrich, Wieland, Eckart (ſiehe die Breiſacher Sagen) u. ſ. w. abſtammten, die Prieſterinen, Seherinen, z. B. Velleda ꝛc.

Der Germane bevölkerte die Wälder und Gewäſſer mit Druiden (Druten), Alraunen, Feien (Feen); die Gebirge mit Rieſen, Zwergen, Kobolden und allerlei Gnomen, welche Letztere ſpäter, zum Theil bei Einführung des Bergbau's im Schwarzwalde, als Berg- oder Grubenmännlein, Verwandte des Erzgebirgsfürſten Rübezahl, auftreten. Der Lindwürmer, Drachen und anderer Ungeheuer, die zu bekämpfen waren, gab es in den Höhlen und Felsklüften die Menge.

Anm. des Herausg.

See'n, wie zuvor. Im Rauſchen aber der hohen Eiche, im Toſen des ſchäumenden Waſſerſturzes verkündete der alemanniſche Gott ſeine gewaltigere Majeſtät.

Doch, was ſind alle die ſtolzen Götter der Heiden gegen den Gekreuzigten! Einzelne, arme, wehrloſe Männer und Frauen, von jenſeits des Meeres, von dem grünen Erin, von dem felſigen Scotien, kamen herüber an den Rhein, predigten die Lehre des Weltheilands und beſiegten die Herzen des Volks. Freilich erhoben ſich verruchte Hände gegen die Frommen und rötheten mit ihrem Blute den heimathlichen Boden. Aber die Grabſtätten der Märtyrer verherrlichten ſich durch heilige Wunder; gläubig wallfahrte das Volk zu ihnen und überbaute ſie mit Kirchen und Klöſtern [5]).

Wo war jetzt die alte Götter- und Genienwelt? Hatten ſie die Berge verlaſſen, und die Felsgrotten, die Haine, die See'n und Flüſſe? Nein; aber ein vernichtender Krieg aus der Zelle des Mönchs, aus der Höhle des Waldbruders erhob ſich gegen ſie. Sein Fluch verwandelte ihr einſt heilbringendes, dann gefallenes Weſen in die Natur des Böſen, und von dem an ſpuckten aus ihnen überall teufliſche Künſte zur Verlockung und zum Verderben des Menſchen. Verdrängt und geſtürzt, hauſen ſie ſeither im Schacht der Berge, im Grunde der See'n — als heidniſcher Hofhalt, als Gnomen und Zwerge, Mummler und Nixen [6]).

So iſt im Rheinthal die Welt des Kelten und des Römers untergegangen. Nur Namen ſind noch übrig von ihr, und Burgtrümmer, und verſchüttete Städte, und vergrabene

5) Siehe die Sagen vom heiligen Fridolin, Trutbert, Landolin, ꝛc. in dieſem Bande.

6) Siehe z. B. die Sagen vom Venusberg bei Uſhauſen und von der Haſelhöhle in dieſem Bande; ſodann jene der Stadt Baden („Kellers Bild und Kreuz"), und die von Schiltach und Schappach im erſten, vom Mummel- und Wildſee im zweiten Bande.

Anm. des Herausg.

Schäze, die ein mißgünſtiger Dämon hütet, bis etwa der Pflug des Landmanns ſie erreicht und zu Tage fördert. Reich und gewaltig war dieſe Welt; aber die neue des chriſtlichen Teutſchen wurde herrlicher.

Wer weiß es nicht, wie die Klöſter geblüht an Gelehrſamkeit und frommer Zucht? Wie die Ritter geglänzt an Ehre und Tapferkeit, ihre Frauen und Töchter an Schönheit und keuſcher Sitte? Wer hat nicht von den Liedern gehört, die auf Burgen, an Fürſtenhöfen, an Kaiſerlagern, die Harfe des Sängers begleitete? Und von der prangenden Waffenkunſt des Turniers, und von den kühnen Heldenthaten der Fahrten ins heilige Land? Ja, die Begeiſterung für den Gekreuzigten, und ſeiner unbefleckten Mutter inbrünſtige Verehrung — ſie ſchufen eine Welt voll reinen, hocherhabenen, wunderherrlichen Lebens!

Aber der Böſe, mit den geſtürzten Göttern und Genien der alten Welt, vergiftete dies Leben bald genug. Sie ſchlichen umher nach Opfern ihrer Rache. Da vergaß ein Mönch ſich in den frevleriſchen Gelüſten geheimer Wiſſenſchaft [7]), ein anderer dort mit der gottgeweihten Schweſter in den Feſſeln unreiner Liebe [8]), und büßte dann dafür auf dem Scheiterhaufen oder lebendig eingemauert, oder ſtürzte ſich herab von der Felsſpize in den wogenden Strom! Noch bezeichnet ſchauerliches Geſtöhn zur Mitternachtsſtunde die Todesſtätten dieſer Verführten.

Es überſchüttete der Böſe die Klöſter mit der Fülle des Reichthums, auf daß er ſie ablocke von der Dornenbahn ſtrenger Zucht auf den ſchlüpfrigen Weg der Ueppigkeit. Uebermüthige, ſchwelgeriſche Aebte, führten ſie nicht das blutige Schwert, ſtatt des friedlichen Krummſtabs? Haben ſie nicht zerſtört, geſengt

---

7) Siehe z. B. Berthold Schwarz, S. 374 dieſes Bandes.

8) Siehe z. B. die Sagen vom Höllenhacken, S. 172, und Nonnenmattweiher, S. 237 dieſes Bandes ꝛc. Von Tiefenau, im zweiten Bande ꝛc.

Anm. des Herausg.

und gebrannt, anſtatt auferbaut und geſegnet? Und wie der Hirt, ſo die Heerde. Wie manches Kloſter, reichbegütert in den vaterländiſchen Gauen, lud Sünden auf Sünden und ſank von ſeinem Reichthum in Armuth und Verachtung! Jetzt liegen die Trümmer dieſer einſt geheiligten Mauern verödet unter Diſteln und Dornen, und wenn die Nacht ihren ſchwarzen Schleier über ſie ausgebreitet hat, erheben ſich die Geiſter jener Aebte und Mönche aus den verſchütteten Grüften und wandeln ewig büßend über den Schauplatz ihrer Frevel und Verbrechen hin [9]).

Von den Kloſterzellen aber ſchlich der Böſe auf die Burgen der Ritter, in die Schlöſſer der Fürſten. Er fand Eingang leider, faſt überall. An wie manche dieſer ſtolzen, kühnen Bauten klebte das Blut und der Schweiß des armen, gepeinigten Volkes! Habt ihr nie die Ketten geſehen mit den vermoderten Knochen in aufgegrabenen Burgverließen, wo einſt die gefangene Unſchuld verkümmerte? Oder nie die blutbeſprizte Stelle, wo die verfolgte Jungfrau, freiwillig herabgeſtürzt in die rettende Tiefe, ihren Geiſt verhauchte?

Ja, von Sünden und Laſtern genug ſind dieſe Burgen und Schlöſſer Zeuge geweſen. Noch ſucht der Schatzgräber die Stellen auf, wo einſt ein hartherziger Burgherr den Raub von Wittwen und Waiſen in eiſerner Kiſte unter das Erdreich ſeines Kellers verbarg. Noch zeigt man die dunkle Hohlgaſſe, wo einſt der freche Junker mit ſeinen Geſellen auf Beute gelauert [10]). Keine Gegend könnt ihr nennen in unſerem ſchönen Heimathlande, wo die Hand des Landmanns dem Wanderer nicht von einem Raubſchloſſe die Trümmer weist. Und überall in finſterer Mitternacht gehen ſie noch um, die Burggeiſter, denen der ſtrafende Himmel keine Ruhe des Grabes gönnt.

---

9) Siehe z. B. die Sage von den Mönchen in Gottesau; Uhland's „Das verſunkene Kloſter" ꝛc. im zweiten Bande dieſes Werkes.

10) Siehe z. B. die Sagen vom Falkenſtein. S. 409 dieſes Bandes, und andere.
Anm. des Herausg.

Und die zarte, keuſche, milde Frauenwelt in den Burgen und Schlöſſern? Den Ruhm der Sittſamkeit, der Frömmigkeit, der Treue, der Armenpflege hatten Frauen und Töchter in reichem Maß erworben, und er hatte ſie verklärt wie ein Heiligenſchein. Aber wie bald verblendete der eitle Stolz das junge Gemüth der Maid, wie bald der ſüße Reiz verbotener Liebe das Herz des Weibes! Vom Hunger verzehrt flehte der Arme — vergeblich, er ward mit Hunden von der Pforte getrieben. Und fand nicht der gläubige Ritter, heimgekehrt vom fröhlichen Waidwerk, ſein Gemahl, zum Entſetzen — in des Buhlen Arm? Traf nicht der gläubige Ritter, zurückgekehrt von den Mühen der langen Kreuzfahrt — einen neuen Herrn ſeines Weibes, oder ſtatt des eigenen Bluts, einen Baſtarden, auf der heimiſchen Burg? Noch kennt der Landmann die Stelle, wo das treuloſe Weib, getroffen vom Schlage der rächenden Hand, jammervoll unterging [11].

So war auch dieſe Welt, die einſt hochbelobte und herrliche der Klöſter und Burgen, dahin geſunken in ein trauriges, ſchmachbedecktes Verderben. Aber eine neue hatte ſich jetzt aufgethan, eine reiche, kräftige, ſtrebende — die Welt der Städte. Dieſe, oft das Aſyl des gedrückten, gehezten Landmanns, immer die Freiſtätten des Handels, des Gewerbes, der Wiſſenſchaft, der Kunſt, die Veſten des Rechts und der Freiheit — erzogen Bürger, welche ſtolz neben dem Ritter ſtunden, Männer, welche ruhmvoll kämpften für die geliebte Heimath auf dem Felde der Schlacht, wie im Rathe der Fürſten. Muth und Fleiß, ſie belohnten ſich auch hier [12].

---

11) Siehe z. B. die Sage von der Frau von Boſenſtein, das Edelfrauenloch ꝛc. im 2. Bande dieſes Werkes.

12) Unſer Buch enthält zahlreiche Sagen von den Urſprüngen Badiſcher Städte, von tapferen Thaten ihrer Bürger, (z. B. „der Fleiſcher von Conſtanz, Freiherr von Fahnenberg im erſten Bde. „Die vierhundert Pforzheimer“ ꝛc. im zweiten Bde. ꝛc.) von originellen Charakterzügen ihrer Bewohner; von derben Kerngeſellen, (wie z. B. Romaias) u. ſ. w.

Anm. des Herausg.

Was Prälat und Ritter ſeit Jahrhunderten eingebüßt, das gewannen die Städte.

Auch den teutſchen Städten, wie vielen, wie herrlichen im ſchönen Rheinthal! auch ihnen lächelte Merkur, wie einſt den keltiſchen und römiſchen. Ihre Schätze häuften ſich, aber verblendet dadurch vergaßen ſie ihrer Brüder — des Landvolks, welches im Joche der Knechtſchaft ſchmachtete. Der Böſe verſchloß ihr Herz — der wimmernde Klagelaut des Armen, er erſcholl vergeblich. Da drückte die Verzweiflung dem Verlaſſenen das Schwert, die Brandfackel in die Fauſt — und durch ganz Teutſchland wälzte ſich eine ſchwere, ſchwarze, verderbenſchwangere Wolke des Aufruhrs!

Wo am Rheine iſt ein Gau, deſſen Bewohner dir nicht zu erzählen weiß von den Gräueln des Bauernkriegs? Da und dort zeigt man die Trümmer noch von einſt ſtolzen Burgen, welche durch die Fauſt der Empörung in Schutt und Aſche verſunken. Und noch traurigere Stellen — wo der arme Beſiegte ſeine Verzweiflung büßte unter dem Henkerſchwert.

Und die Frucht dieſes Sieges — war es eine beſſere, friedlichere Zeit? Der Böſe grinzte höhniſch über den Schauplatz des Menſchentreibens hin, und unſere ſchöne Heimath ward ein Tummelplaz räuberiſchen, mordbrenneriſchen Geſindels. Der obdachloſe Zigeuner, der gardende Landsknecht, der fahrende Adept, der hauſirende Krämer, alle im Dienſte des Böſen, und ausgerüſtet mit hölliſchen Kräften und Künſten, trieben da ihr heillos Spiel.

Noch mehr aber übte Satan ſeine Tücke. Zu Mädchen und Frauen ſchlich er und lockte die Bethörten in ſeinen Bund. Da, bei ſtürmiſchen Nächten, auf Beſen reitend, mit gelöstem Haar und Gewand, flogen ſie hinauf, wo die Orgie raſ'te — nach des Blocksbergs qualmender Kuppe! Und geſättigt alsdann von diaboliſchen Genüſſen, kehrten ſie heim, um den

Brei zu kochen, der mit Sturm und Hagel des Landmanns Hoffnung darnieder ſchlug — die blühende Saat, die ſproſſende Rebe.

Aber das Volk ſchrie Rache über den verderbenſchwangern Hexenzauber. Der Folterſtuhl erpreßte die Geſtändniſſe des teufliſchen Bundes, und nun fort zur Strafe mit den armen Beſeſſenen, die der Böſe zu Werkzeugen ſeines Menſchenhaſſes gemacht — zur unerbittlichen Strafe! Da loderten durch alle Gaue der Heimath die Scheiterhaufen, um halbentſeelte, folterbrüchige Leiber zu verzehren [13].

Endlich ſchmetterte durch das Praſſeln dieſer Sanbenito-Flammen hindurch, die Trompete des ſchwediſchen Reiters. Eine andere Mordgeſchichte rollte ſich auf. Vom wilden Heere des Schweden erzählt das Landvolk noch mit Grauſen, und vom Schwedenkrieg und Schwedentrunk [14]. Der Böſe hatte ſein Meiſterſtück vollbracht; es ſchließt ſich damit die heimiſche Sagenwelt, welche mit den Werken guter ſegenbringender Götter und Genien ſo herrlich begonnen.

---

13) Hexenthürme findet man noch in mehreren unſerer Städte, z. B. in Burkheim, Bühl, ꝛc. und Hexenſagen überall in Menge.

14) Siehe z. B. die Schwedenſagen im Albgau, in der Baar ꝛc.

Anm. des Herausg.

Bodenſee.

Die Schöpfung des Bodenſee's.

Als Gott der Herr die dunkeln Kräfte
Der werdenden Natur erregt,
Und zu dem ſchöpfriſchen Geſchäfte
Die Waſſer und den Grund bewegt:
Und als ſich nun die Tiefen ſenkten,
Die Berge rückten auf den Platz,
Die Ebnen ſich mit Bächen tränkten,
In See'n ſich ſchloß der Waſſer Schatz:

Da ſchuf ſich auch die Rieſenkette
Der Alpen ihrer Thäler Schoos,
Da brach der Strom im Felſenbette
Aus ſeinem Eispalaſte los.
Er trat heraus mit freud'gem Schrecken,
Er wallet hell in's offne Land,
Und ruht in einem tiefen Becken
Als blauer See mit breitem Rand.

Und fort von Gottes Geiſt getrieben
Wogt er hinab zum jungen Meer,
Doch iſt ſein Ruheſitz geblieben,
Und Wälder grünen um ihn her;
Und über ihm hochausgebreitet
Spannt ſich der heitern Lüfte Zelt,
Es ſpiegelt ſich, indem ſie ſchreitet,
Die Sonn' in ihm, des Himmels Held.

Und wie nun auf den weiten Auen
Des erſten Sabbaths Ruhe ſchlief,
Ließ ſich der Bote Gottes ſchauen
Im lichten Wolkenkranz und rief.
Da ſcholl gleich donnernden Poſaunen
Des Engels Stimme durch den Ort,
Es horchten Erd' und Fluth mit Staunen,
Und ſie vernahmen Gottes Wort:

„Geſegnet biſt du, ſtille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer!
Ja rieſelt fröhlich nur, ihr Bäche,
Ja ſtröme, Fluß, nur ſtolz einher!
Ihr hüllet euch in einen Spiegel,
Der große Bilder bald vereint,
Wenn Einer, der der Allmacht Siegel
Trägt auf der Stirn — der Menſch, erſcheint.

Erſt lebt ein dumpf Geſchlecht, vergeſſen
Sein ſelbſt, im Walde mit dem Thier;
Dann herrſcht ein Fremdling ſtolz, vermeſſen,
Ein Sieger mit dem Schwerte hier;
Er zimmert ſich den Wald zu Schiffen,
Eröffnet Straßen, baut ein Haus;
Dann hat ihn Gottes Hand ergriffen,
Und ſchleudert ihn zum Land hinaus.

Und führt den Stamm mit goldnen Haaren,
Mit blauem Aug' an's Ufer her;
Er hat noch Nichts vom Herrn erfahren,
Sein Gott iſt Eiche, Fluß und Meer;
Doch ſchläft im tüchtigen Gemüthe
Noch unerweckt des Ew'gen Bild,
Ein Strom der höchſten Kraft und Güte
In ſeinen vollen Adern quillt.

Der Himmel wird ihm Boten ſenden,
Die ſagen ihm von Gottes Sohn,
Die bauen mit getreuen Händen
In dichten Wäldern ſeinen Thron.

Dort wird das Licht des Geiſtes leuchten,
Von dorther der Erkenntniß Quell
Der Erde weites Feld befeuchten,
Dort bleibt's in tiefem Dunkel hell.

Dann werden ſich die Haine lichten,
Wie ſich der Menſchen Herz erhellt,
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du ſegensreiches Feld!
Die Rebe ſtrecket ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und ſchwer beladne Schiffe ſchwanken
In reicher Städte Hafen ein.

Und Die des Höchſten Krone tragen,
Statthalter ſeiner Königsmacht —
An dieſen Ufern aufgeſchlagen,
Sonnt oft ſich ihres Hofes Pracht.
Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir;
Du biſt das Herz der Welt geworden,
O Land, und aller Völker Zier!

Drum ſind dir Sänger auch gegeben,
Zwei Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie keiner je ſein Land erhob:
Das eine ſind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Geſang,
Das andre ſind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang.

Wohl ahnſt du deinen Ruhm, du walleſt
Mit hochgehobner Bruſt, o See!
Doch daß du dir nicht ſelbſt gefalleſt,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh!
Es ſpiegeln ſich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Fluth,
Und deine grünen Ufer traufen
Von langvergoſſnem Bürgerblut.

Sei nur getroſt! du blüheſt wieder,
Du wiſcheſt ab die Spur der Schmach,
Und große Sagen, ſüße Lieder,
Sie tönen am Geſtade nach.
Zwar dich verläßt die Weltgeſchichte,
Sie hält nicht mehr an deinem Strand
Mit Schwert und Wage Weltgerichte,
Doch ſtill Genügen wohnt am Rand.

Der Hauch des Herrn treibt deine Boote,
Dein Netz ſoll voll von Fiſchen ſeyn,
Dein Volk nährt ſich von eignem Brote,
Und trinkt den ſelbſtgepflanzten Wein.
Und unter deinen Apfelbäumen
Wird ein vergnügt Geſchlecht im Glück
Von ſeinem alten Ruhme träumen;
Wohlan, vollende dein Geſchick!"

Der Engel ſprach's, der Sabbath endet,
Der Schöpfung Werktag hebt ſich an,
Es rauſcht der See, die Sonne wendet
Ihr Antlitz ab, die Wolken nahn;
Die Stürme wühlen aus den Schlünden
Den trüben Schlamm an's Licht herauf,
Der Strom hat Mühe ſich zu münden,
Und ſucht durch trägen Sumpf den Lauf.

Doch webt und wirkt im innern Grunde
Der ſchwer arbeitenden Natur
Das Wort aus ihres Schöpfers Munde,
Sie folgt der vorgeſchriebnen Spur.
Von Licht verklärt, von Nacht verhüllet,
Sein bleibt das Waſſer, ſein das Land,
Und was verheißen ward, erfüllet
Der Zeiten Gang auf Fluth und Strand.

Guſtav Schwab.

Die Prinzeſſin vom Bodenſee.[1]

Es ſah die Inſel aus dem See,
Mit weißer Bruſt zur blauen Höh';
Sie ſpiegelt ſich im Wellenbade,
Sie winkt hinüber zum Geſtade:
„Mein iſt des Seees Diamant,
Wer mag ihn holen ſich im Land?“

Und wie er glänzt vom Söller her,
Macht jedes Herz die Liebe ſchwer:
„„O Fürſtenkind der Alemannen,
Wer darf dein ſchlankes Bild umſpannen?““
Das darf die keuſche Luft allein,
Der Wellen froher Silberſchein.

Sie lächelt in das ſchöne Land:
„Wer freit die ſtolze Fürſtinhand?
Mein iſt der freie Inſelhügel,
Mein dieſes Meeres weiter Spiegel,
Mein iſt der hohe Jugendleib;
Wo blüht umher ein reicher Weib?“ —

Der See umwallt ſie meilenweit,
Und höhnt der Freier heißes Leid.
Da reitet von den Alpenhöhen
Ein welſcher Graf, ſie zu erflehen.
Als Bote zieht ſein Hund voraus,
Er ſchwimmet zu der Fürſtin Haus.

Er beut ihr dar den Liebesbrief:
„„Sind deine Wellen trüglich tief,
Und kannſt du treu und tiefer lieben,
So rüſt' ich dir die Barke drüben,
Die hole dich zum Land ſo hold,
Zum Marmorſchloß voll Luſt und Gold!““

Sie knüpft ihr Wort dem Boten an:
„Dein Leib ſey deiner Hoffnung Kahn,

Dein Segel ſey die Lieb' alleine,
Dann will ich folgen als die Deine." —
Er reitet fort mit Spott und Schaam:
„„Nimm einen Fiſch zum Bräutigam!""

Eine Taube fliegt auf ihre Hand
Und beut ein flehend Buſenband:
„„Auf meinen grünen Schweizerauen
Laß uns die Bundeshütte bauen;
O komm zu mir, du Himmelslicht!
Ein treuer Herz beglückſt du nicht!"" —

Die Taube kehrt zum Alpenſohn:
„Was ſucht der Hirt den Fürſtenlohn?
In meinen grünen Wellengründen
Magſt du die Bundeshütte finden." —
Da ſinkt er in den tiefen See,
Mit ſeiner Liebe tiefem Weh. —

Es lagert im verheerten Feld
Ein Werber neu, der Frankenheld:
„„Ich habe ihrer Väter Marken,
Will nun im ſchönern Sieg erſtarken.
Mein Edelfalke trage hin
Den Brautring meiner Königin!""

Hoch ſchwebt der Falk und unſichtbar,
Was ſchimmert durch die Luft ſo klar?
Es fällt mit ſtummen Siegergrüßen
Ein Demantring zu ihren Füßen;
Sie ſteckt ihn ſinnend an die Hand
Und ſchaut erröthend nach dem Strand.

Dann kränzt ſie ihren Ahnenſaal
Und füllt den gaſtlichen Pokal;
Sie läßt den Pfad voll Blumen ſäen,
Die Thore auseinandergehen;
Sie ſteht im bräutlichen Talar,
Den Myrthenzweig im blonden Haar.

Und dort beſchwört den See der Held:
„„Beſitzen will ich ihre Welt!
Sey mein, du frohes Reich der Wellen!
Ihr ſollt euch meiner Liebe ſtellen,
Verſäumt die Unterthanenpflicht,
Ihr hellen Geiſter, drunten nicht!““

Er ſchickt ſich raſch zur Reiſe an,
Und furcht der Wogen klaren Plan,
Da ſummt und quillt es aus den Tiefen,
Als ob ihn Geiſterſtimmen riefen.
Er bannt ſie mächtig aus der Gruft,
Denn droben iſt, die ihn beruft.

Die Geiſter heben ihn empor;
Er tritt, den Blick voll Liebe, vor.
Er ſchreitet auf den Blumenwegen
Der Herrin durch das Thor entgegen.
Sie reicht ihm des Willkommens Trank
Und küßt vom Mund der Liebe Dank.

Sie blüh'n, ein friedlich Fürſtenhaus,
Das dehnt ſein Reich in Liebe aus. —
Die Waſſergeiſter mit den Grotten,
Die Burgen und die Heldenflotten,
Die Inſel, ihres Namens Klang, —
Verſchwanden längſt im Zeiten Drang.

Georg Rapp.

[1] Als die Bewerber um die Hand der lieblichen allemaniſchen Prinzeſſin, als welche hier der Bodenſee mit ſeinen umliegenden Gauen allegoriſch dargeſtellt wird, denkt ſich der Dichter wahrſcheinlich unter dem welſchen Grafen die Römer, unter dem Alpenſohne die Helvetier, und unter dem Frankenhelden das Haus der jetzigen Herrſcher.

Conradin am See.[1]

Kaum iſt der Frühling im Erwachen,
Es blüht der See[2]), es blüht der Baum,
Es blüht ein Jüngling dort im Nachen,
Er wiegt ſich in der Wellen Schaum.

Wie eine Roſenknospe hüllet
Ein junges Purpurkleid ihn ein,
Und unter einer Krone quillet
Sein Haar von güldenerem Schein.

Es irret auf den blauen Wellen
Sein ſinnend Auge, wellenblau,
Der Leyer, die er ſchlägt, entſchwellen
Geſänge von der ſchönſten Frau.

Des erſten Donners Stimmen hallen,
Im Süden blitzt es blutig roth;
Er läßt ſein Lied nur lauter ſchallen,
Ihn kümmert nichts, als Liebesnoth.

Und wenn er Minne ſich errungen,
So holt er ſich dazu den Ruhm,
Und herrſcht, vom Lorbeerkranz umſchlungen,
In ſeiner Väter Eigenthum.

Kind! wie du ſtehſt im ſchwanken Kahne,
So rufet dich ein ſchwanker Thron,
Vertrau' dem Schatten nicht, dem Ahne,
Verlaßner, armer Königsſohn!

Du biſt ſo ſtolz und unerſchrocken,
Du ſinkeſt, eh' du's nur geglaubt,
Die Krone ſitzt auf deinen Locken,
Als träumte nur davon dein Haupt! —

Er höret keine Warnungsſtimme,
Schwimmt ſingend auf dem Abgrund hin,
Was weiß er von des Sturmes Grimme?
Nach Lieb' und Leben ſteht ſein Sinn.

So gib ihm Leben, gib ihm Liebe,
Du wonnevolles Schwabenland!
Verdopple deine Blüthentriebe,
Knüpf' ihm der Minne ſelig Band!

Es hat zu leben kurz der Knabe;
Hauch' ihm entgegen Lebensluft,
Durchwürze jede kleine Gabe
Mit ew'ger Jugend Blüthenduft!

Mach' ihm den Augenblick zu Jahren,
Den er an dieſen Ufern lebt,
Daß er mit ungebleichten Haaren
An Freude ſatt gen Himmel ſchwebt!

Was iſt's? Er läßt die Leyer fallen,
Er ſpringt an's Ufer, greift zum Schwert;
O ſeht ihn über Alpen wallen
Mit treuen Männern, hoch zu Pferd!

Der Luſt, der Liebe Lieder ſchweigen,
Er glüht von edlerem Gelüſt;
Er will der Väter Thron beſteigen —
Und wandelt auf das — Blutgerüſt.

Was willſt du mit der Blumen Kranze,
Du grünes, ſeebeſpültes Land?
Was willſt du, Luft, mit blauem Glanze?
Was willſt du, leerer Kahn, am Strand?

Ihr wart geſchmückt zu Freud' und Wonne,
Dem letzten Staufen dientet ihr:
Verhüllet euch, o Erd' und Sonne!
Denn es iſt aus mit eurer Zier!

Guſtav Schwab.

[1]) Vom herrlichen Stamme der Hohenſtaufen war zuletzt nur noch ein ſchwaches Reis übrig: Friedrichs II., des größten Kaiſers Enkel, Konrads IV. Sohn: Conradin, den ihm Eliſabeth von Bayern, die Schweſter Herzogs Ludwig des Strengen, zu Landshut geboren hatte. Mit dem Titel „König in Jeruſalem und Sicilien und Herzog in Schwaben“

erwuchs er länderlos am Hofe der Herzoge von Bayern, indeſſen Fürſten und Reichsvaſallen dem reichen Richard von Cornwallis, Bruder des Königs von England, zu Worms huldigten, der zugleich mit Kaiſer Philipps Enkel, Alphons von Caſtilien, die gierigen Hände nach Schwaben ausſtreckte (1259 n. Ch.). Erſt als die Beiden, doch nur Schattenkönige, vom Schauplatz abgetreten waren (1260), erhoben ſich die Freunde der Staufen wieder und einige echt teutſch Geſinnte faßten nochmals den Gedanken, den letzten Hohenſtaufen auf den Thron zu ſetzen. Vergebens ſchleuderte Papſt Urban Verbote und Gegenerklärungen. Eberhard Truchſeß von Waldburg, Biſchof von Conſtanz, hatte ſich erkühnt, die Vormundſchaft und den Schutz Conradins zu übernehmen. Mit kleinem Gefolge war der eilfjährige Knabe in ſein väterliches Erbe gekommen. Seine Freunde hatten ihn zu Ulm und Rotweil Fürſtentage halten laſſen. Dann lebte er einige Zeit in Ravensburg und ſtieg endlich herab an die Ufer des Bodenſees. Zeitgenoſſen ſchildern ihn als einen lieblichen und wunderſchönen Jüngling von gebildeter Erziehung und der lateiniſchen Sprache ſo kundig, daß er ſich aufs Vollkommenſte darin auszudrücken wußte.

Seinen edeln Geiſt entwickelte das tragiſche Schickſal ſeines Hauſes, die Freundſchaft, die Natur, deren heitere und belebende Einwirkung der zarte Jüngling an den blühenden Ufern des Sees tief empfand, und welche ihn vielleicht hier zu den, Jugendluſt und doch ahnungsvolle Trauer athmenden Frühlingsgeſängen in ſeiner ſchwäbiſchen Mutterſprache begeiſterten, wie wir ſie gleich zu Anfange die Maneſſe'ſche Minneliederſammlung ſchmücken ſehen.

So zog er in ſeinem väterlichen Herzogthum umher, um aus den Trümmern des Hohenſtaufiſchen Erbes Mittel zu ſeinem italieniſchen Kriegszuge zu ſammeln. In Arbon, dicht am Geſtade des See's, verlebte er ein halbes Jahr und verlieh, „wegen der langen Gegenwart Unſrer Diener und Unſrer Hoheit," den Bürgern das Gericht und den Blutbann. Armer Conradin! was für ſüße Hoffnungen ſproßten damals in deiner jungen Bruſt auf, als du um dieſe Zeit, bei der kleinen Stadt Engen im Hegau, dem Grafen Rudolf von Habsburg die Anwartſchaft auf die Kyburgiſchen Reichslehen gabſt, „wenn du erwählt und ernannt, die höchſte Stufe, den Thron des römiſchen Reichs erſtiegen haben würdeſt!" Dieſem Rudolf, der wenig Jahre nachher, auf dem Schutte der Hohenſtaufen, ſich und ſeinem Hauſe einen länger dauernden Thron errichtete; aber die Stufen, die du erſtiegſt, königlicher Jüngling, führten dich zu dem Mordblocke, auf welchem dein edles Haupt fiel!

(Aus des Freiherrn von Laßberg's Bilderſaal, II. S. 89.)

[2]) Das Blühen des See's hat derſelbe wohl mit mehreren Landſeen gemein. Im März ſind nämlich oft ganze Strecken ſeines Waſſers mit einem gelben Staube beſtreut, der ſich bald ſchleimig zuſammenhängt, und erſt nach tagelangem Umherſchwimmen verſchwindet. Dieſe Erſchei-

nung kann nicht vom Blühen der Waſſerpflanzen herrühren, da der See deren nur wenige hat; es iſt vielmehr nichts anders, als der männliche Samenſtaub der an den Ufern wachſenden Obſt- und Waldbäume.

(Siehe Guſtav Schwabs: „Der Bodenſee und das Rheinthal ꝛc.“)

Friedrich Otte, der Elſäßiſche Dichter, beſingt dies Blühen wie folgt:

Wenn von dem Himmel nieder die Abenddämmrung ſteigt
Und ſich das Haupt der Blume zu ſanftem Schlummer neigt,

Da fängt, wenn Alles feiert, wenn Schiffer ruht und Kahn,
Im See ein andres Leben, ein andres Blühen an.

Die Welle, die ſo fröhlich das Ufer erſt beſpült,
Sie legt ſich leiſe nieder, vom Abendwind gekühlt.

Und dunkle Purpurröthe ſteigt aus der Tiefe Quell
Und macht die Seefluth glänzen gleich einer Roſe hell.

Gleich einer Roſe duftig, von zart gewobnem Schein,
Es ſtrahlen die Zauberfarben weit in die Nacht hinein.

— Das iſt ein Werk der Feyen tief in des Waſſers Grund;
Die treiben da ihr Weſen in ſtiller Abendſtund'.

Beim hellen Sonnenſchimmer kann nicht ihr Werk gedeih'n,
Der Mond in ſtillen Nächten begünſtigt ſie allein.

Da ſpringen auf die Pforten des Schloſſes von Kriſtall,
Es heben ſich aus den Tiefen die leichten Weſen all;

Laut jubeln ſie und ſchlingen den Reigen ſtrandentlang
Und freuen ſich des Zaubers, der ihnen gut gelang;

Kaum aber ruft den Morgen der muntre Wächter an,
Da fängt die ſchimmernde Roſe ſich zu entfärben an;

Und wenn der Alpen Stirne im Morgenſtrahl erglüht,
Da feiern die Nixen wieder, da iſt der See verblüht.

(Siehe Gedichte von Friedrich Otte. Baſel, 1845. Schweighauſer. S. 157.)

Der Reiter und der Bodenſee.[1]

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf's Schneefeld ſchimmert der Sonne Strahl.

Er treibet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Will heut noch erreichen den Bodenſee;

Noch heut mit dem Pferd' in den ſichern Kahn
Will drüben noch landen vor Nacht er an.

Auf ſchlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er brauſt auf rüſtigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Weit ſieht er ſich dehnen das Schneegewand.

Weit hinter ihm ſchwindet ſo Dorf wie Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felſen aus;

So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Waſſerhuhn empor,
Nicht andere Laute vernimmt ſein Ohr;

Keinen Wandersmann ſein Auge ſchaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee;
Wann rauſcht denn das Waſſer? wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel ſich Baum an Baum,
Und Hügel ſchließen den weiten Raum.

Er ſpürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Roſſe giebt er den ſcharfen Sporn.

Die Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.

„Willkommen am Fenſter, Mägdelein,
An den See, an den See, — wie weit mag's ſeyn?“

Die Maid, ſie ſtaunet den Reiter an:
„„Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich ſpräch', aus dem Nachen ſtiegeſt du.““

Der Fremde ſchaudert, er athmet ſchwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!“

Da recket die Magd die Arm in die Höh':
„„Herr Gott! ſo ritteſt du über den See!

„„An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des raſenden Hufes Stoß!

„„Und unter dir zürnten die Waſſer nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

„„Du wardſt nicht die Speiſe der ſtummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?““ —

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr,
Es ſtellen die Knaben ſich um ihn her;

Die Mütter, die Greiſe, ſie ſammeln ſich:
„„Glückſeliger Mann, ja, ſegne du dich!

„„Herein zum Ofen, zum dampfenden Tiſch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fiſch!““

Der Reiter erſtarret auf ſeinem Pferd,
Er hat nur das erſte Wort gehört.

Es ſtocket ſein Herz, es ſträubt ſich ſein Haar,
Dicht hinter ihm grinſet noch die Gefahr.

Es ſieht ſein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Im Geiſt verſinkt er im ſchwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnerts, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieſelt ihn kalter Schweiß.

Da ſeufzt er, da ſinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein — trocken Grab.

Guſtav Schwab.

[1]) Bekanntlich iſt der Bodenſee, bei all ſeiner großen Tiefe, ſchon mehrmals in ſtrengen Wintern gänzlich zugefroren. Man berichtet ſolches von den Jahren 1277, 1435, 1560, 1573, 1587, 1695, 1788 und 1830.

Dieſe Gelegenheiten benützte man oft zu ausgedehnten Luſipartbieen auf dem Eiſe; ſo hielten 1573 zweihundert Conſtanzer Bürger zu Fuß und zu Pferd die Aſchermittwochſchlacht auf dem See. Im Jahr 1695 gab die Stadt Arbon ein Freiſchießen auf demſelben. Auch im Jahr 1830 fanden mehrere Beluſtigungen darauf Statt; Krämerbuden, Schenkzelte waren aufgeſchlagen, Muſikbanden ſpielten auf, Kegel wurden geſchoben und eine Menge Leute luſtwandelten ſorglos auf der glatten Fläche hin und her.

Conſtanz.

Petershausen.

Graf Gero von Montfort.[1]

Von Montfort war's der greiſe Graf,
Geſättigt von dem Leben,
Der ſah den blauen See im Schlaf,
Und ſtille Kähne ſchweben,
Auf Waſſer, Erd' und Himmel Ruh';
Da flog ſein Herz dem Frieden zu.

Und als vom Traum er aufgewacht,
Da ruft er ſeine Knechte,
Hat ſie belobt und gut bedacht,
Nimmt Abſchied vom Geſchlechte,
Verläßt die Herrſchaft und das Schloß,
Und zieht zum fernen Strand zu Roß.

Wie nun er an das Ufer trabt,
Hört guten Wind er ſauſen,
Und trifft am Strand den frommen Abt
Vom heiligen Petershauſen,
Dazu ein Schiff, die Segel voll;
O wie ſein Herz von Sehnſucht ſchwoll!

Sanct Peters Haus, die ſtille Statt,
Von Wellen leis beſpület,
Sein Geiſt ſich auserſehen hat
Vom Ird'ſchen abgekühlet;
Dort will er dienen Gott dem Herrn,
Von Luſt und Pracht der Erde fern.

Den Abt erquickt der heil'ge Sinn,
Er hebt in's Schiff den Grafen;
Wohl bringt dem Kloſter das Gewinn
Sie ſtoßen ab vom Hafen.
Schon ſchwimmt das Schiff auf blauer Fluth —
Wie wird dem Greiſe da zu Muth!

Er ſpricht gerührt: „O fühltet Ihr,
Herr Abt, was ich empfinde!
Es blickt das Waſſer auf zu mir,
Wie Mutter nach dem Kinde!
Denn wißt, bei jenes Hornes*) Riff
Geboren ward ich einſt im Schiff.

„Und wenn ich in dem Nachen drin
So ſanft geſchaukelt liege,
Wird mir wie einem Kind zu Sinn,
Als ruht' ich in der Wiege;
Die Mutter liſpelt in mein Ohr
Und ſingt ein Schlummerlied mir vor."

Derweil ſie ſegeln friſch nach vorn,
Da übermannt's den Grafen;
Sie ſind nicht ferne mehr vom Horn,
So hebt er an zu ſchlafen,
Und bei der Ruder gleichem Schlag
Er ſchlummernd auf dem Schiffe lag.

Und wie das Schiff vorüberzieht,
Dort, wo er ward geboren,
Da tönt das ſüße Wiegenlied

*) Horn heißt am Bodenſee ſo viel als Landzunge.

So hell in ſeinen Ohren;
Er ſchlug die Augen auf und rief:
„O Mutter, wie ſo tief ich ſchlief!"

Er ſchließt die Augen wieder zu,
Noch tiefer fortzuſchlafen:
Steh, Nachen, ſtill! nicht eile du!
Dein Gaſt iſt ſchon im Hafen.
Der Abt zu ſeinen Füßen kniet,
Ihn mit dem letzten Troſt verſieht.

Bringt ihn zum heil'gen Haus hinab,
Legt in den Chor den Frommen;
Dort rauſcht die Fluth, die einſt ihn gab,
Und die ihn jetzt entnommen;
In ſüßem Frieden, frei von Harm,
Ruht er der Welle dort im Arm.

Guſtav Schwab.

[1] Graf Gero, der Familie von Montfort angehörig und Herr von Pfullendorf, beſchloß im höheren Alter, der Welt zu entſagen und in dem Kloſter Petershauſen dem Himmel zu leben. Voll Sehnſucht nach dieſer Ruheſtätte entdeckte er am See, auf einer Reiſe begriffen, ſein Vorhaben dem Abte jenes Kloſters; ſetzte ſich mit ihm zu Schiffe und ſegelte dem Hafen zu; aber ihn ſollte noch eine ſtillere Ruheſtätte aufnehmen. Er ward noch auf der Fahrt ſchwer krank; und an der ſchmalen Landzunge, die unweit Conſtanz ſich in's Waſſer ſtreckt und ſchon damals das Eich-Horn hieß, ſtarb der Greis im Schiffe, das jetzt den Todten wiegte, wie es einſt den Säugling gewiegt hatte; denn er war zu Schiff auf dem Bodenſee geboren. Seine Hülle ward an der Stätte ſeiner Sehnſucht, zu Petershauſen, beſtattet.

(Siehe Guſtav Schwab: „Der Bodenſee nebſt dem Rheinthale ꝛc.")

Tegelſtein.

Auf der Burg Tegelſtein am Bodenſee lebte einſt eine reiche Wittwe, Anna von Tegelſtein, mit ihrem Sohne und drei Töchtern. Sie war eine überaus ſtolze Frau und gönnte den Armen kaum die Luft und das Brod. Eines Tages kam auf die Burg eine Pächterin aus der Gegend, in Trauer ge-

kleidet und ſprach zur Edelfrau: „Gnädige Frau, geſtern iſt meine einzige Tochter geſtorben; ſie war erſt achtzehn Jahre alt und die Freude meines Lebens. Nun möcht ich gern um ihre ſchwarzen Locken einen Kranz von weißen Roſen flechten, da ſie doch eine Braut des Himmels geworden. Vergönnt mir, daß ich welche in Eurem Schloßgarten breche, wo ſie ſo ſchön und reichlich blühen!“ — „„Was da!““ — fuhr ſie die ſtolze Frau an — „„einen Kranz von Neſſeln magſt du für dein Mädel binden! Roſen geziemen ſich nicht für ſo gemeines Volk; die ſind nur für unſers Gleichen!““ „Nun,“ — verſetzte mit feierlichem Tone und einem klagenden Blicke zum Himmel die arme Pächterin — „ſo mögen denn Eure Roſen zu Todtenkränzen für Eure Töchter werden!“ — und verließ das Schloß. Aber ihren Wunſch hatte Gott vernommen. Noch vor Ablauf eines Jahres ſtarben alle drei Töchter der Edelfrau, und jede trug im Sarg einen Kranz von weißen Roſen aus dem Burggarten. Und ſo lange das Geſchlecht der Tegelſteiner*) blühte, ſah man jedesmal, wenn der Tod eines weiblichen Abkömmlings der Familie nahe war, den Geiſt der hochmüthigen Frau Anna um Mitternacht im Schloßgarten ſitzen und einen Kranz von weißen Roſen flechten.

(Aus Al. Schreibers: „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc.)

*) Wo ihr Schloß am Bodenſee liegt oder lag, habe ich nirgends auffinden können; vielleicht iſt Tegelſtein nur ein willkürlich erſonnener Name, wie eben in Bezug auf Lokalitäten H. Aloys Schreiber es nicht beſonders ſtrenge zu nehmen pflegte. Der Herausgeber.

Auszüge aus Speths: „Conſtantziſche dreibogige Ehrenporte etc.“ Conſtanz 1733 bei Conrad Waibel.

Conſtanz's Urſprung.

Der Syndicus Dr. J. F. Speth beginnt ſeine unter dem Titel „Der in der Conſtantiniſch=dreybogigen Ehrenporte Conſtantziſch= mit dreifachem Ruhm prangend= Glor= Sieg= und Ehr=reiche Creutz=Schild. Oder Dreitheilige Beſchreibung der, nach Alter Red=Arth Beſtändig in der That, Edlen, Vöſt= und Ehrſamen Stadt Conſtantz, ꝛc. ꝛc. erſchienene Geſchichte von Conſtanz folgendermaßen:

„Es iſt zwar freylich kein Kinderſpihl, wann ein altes Weib tantzet! Allein wann ein alter Mann nicht von älteren Sachen, als er ſelber iſt, zu reden weiſt! ſo ſtehet er gleichſamb noch in' Kinder-Schuechen, dann, wie Cicero de orat. perf. recht und wohl geſprochen, „nescire, quid ante te actum sit, est quasi semper puerum esse.“ —

Hierauf beweist unſer geſchmackvoller Chroniſt durch Citate aus Gabriel Bucceliuus Descript. Constant. und anderen Quellen, „daß die Stadt Conſtantz ihre erſte Aufferbauung urſpringlich von des Noë Enklen nicht lange Zeit nach dem Sündfluß und allgemeinen Welt-Ueberſchwämung herleiten, folglich einer weit älteren Herkunft, als die ſonſt älteſte Städte in teutſchen Landen, ſich rühmen möge ꝛc.“ „Genug iſt es,“ — fährt Dr. Speth, (Seite 7) fort — „daß die Stadt Conſtantz bereits ſchon in dem Jahr nach Erſchaffung der Welt 3820, von denen benachbart-Allemaniſchen Völckeren, Harudes genannt, nicht nur den Namen „Harudopolis“ getragen, ſondern auch von dem negſt-anligent-, damals ſogenandt Moësiſchen See (Bodenſee) „Moësopolis,“ und ferners von dem Röm. Heers-Führer Valerio eine geraume Zeit lang „Valeria,“ alsdann aber „Vitodurum,“ auch „Gannodurum“ und endlich von einer auff der negſt angelegenen Inſul deß Rheins, nach einer von denen Römern zur Erhaltung deß eroberten Volcks und Lands erbauten Burg, worinnen die Römiſche Landpfleger residierten und der H. Pelagius ſeiner Zeit gefangen lag, „Nider- oder Waſſer-Burg“ benamſet worden, welchen Namen ſie nebſt dem Schild oder Wappen, welches eine Burg vorſtellte, ſo lang behalten, bis der Römiſche Kayſer Flavius Constantius, mit dem Bey-Namen Chlorus, im Jahr n. C. G. 297 wider die aufgeſtandene Teutſche, ſo damahlen gegen die Römer ſich empöret und die Stadt Conſtantz oder noch ſogenandte Stadt Niderburg nebſt der umliegendten Landſchafft Allemannia dazumahls erſchröcklich verherget hatten, einen herrlichen Sieg allernegſt bei der Stadt Conſtantz erfochten, in welchem 60 biß 70,000 Teutſche auff dem Platz gebliben, und lange Zeit hernach die Felder mit Todten-Cörperen alſo angehaüffet waren, daß von denſelben die Erden, wie mit einem Schnee bedeckt, und in ſpäteren Zeiten ſowohl in der Petershauſer Vorſtadt, als in dem Ziegel-

graben zu Conſtanz eine große Menge zerhauener Haupt-Schidelen und Menſchen-Gebeiner in Nachgrabung zu denen Fundamenten, ſammt einigen Römiſchen, des Kayſers Constantii Regierung andeutenden Müntzen, gefunden wurden. Derohalben iſt zu ewiger Gedächtnuß diſes Siegs, und in Anſehung der ſo rar- als annemlichen Orths-Situation auff die Rudera der von denen Teutſchen zerbrochenen uralten Stadt Amtodurum (das iſt anjetzo Conſtanz) von Constantius nicht nur eine neue Römiſche Reichs-Stadt gebauet, ſondern auch dieſelbe mit eingeführter Colonia einiger auserleßenen edlen Römeren beſetzet, und nach ſeinem Namen Constantia genennet worden."

Den Grundſtein zum Dome dieſer Stadt ſoll Kaiſer Karl der Große gelegt haben. Dr. Speth.

Um die Mitte des neunten Jahrhunderts ſtarb zu Neidingen der deutſche König Carl der Dicke, der für Conſtanz mit beſonderer Vorliebe eingenommen war und öfters in dieſer Stadt oder auf der Inſel Reichenau ſein Hofläger aufſchlug, in welcher letzteren er auch begraben liegt. Der Chronikſchreiber Bucelinus meldet, Carls Leichnam ſey von Neidingen (an der Donau) aus, von vom Himmel herabgeſchwebten Lichtern bis in die Reichenau begleitet worden. Dr. Speth.

Der heilige Conrad und die Giftſpinne.

Dieſer H. Conrad, ein „gebohrner Graf von Altdorf," — erzählt Dr. Speth in ſeiner Chronick, — wurde im J. 938 n. C. G. zum Biſchof von Conſtanz erwählt. Die Stadt hat ihm viele Schenkungen und wohlthätige Stiftungen, z. B. das St. Conrads-Armenſpital, die Pfarrkirche zu St. Paul, die Nachbildung des heiligen Grabes in der Domkirche ꝛc. zu verdanken. — „Wie Pet. Canisius in Martyrologio ſchreibet, iſt dieſer heilige Mann öffters mit truckenen Füſſen über den Bodenſee gegangen; er weißſagte künftige Dinge mit Prophetiſchem Geiſte, würkte viele Wunderzeichen ſowohl im Leben, als nach dem Todt und konnte vergifftetes Weſen ohne einigen Schaden oder Verletzung genießen; geſtalten dann, als einſtmals an

dem Heiligen Oſtertag inwährender Celebrierung deß in der Thomb-Kirche zu Conſtantz gehaltenen Ambts der H. Meß eine abſcheuliche Gifft-Spinne unverſehens von oben herab in das Heilige Blut, nach deſſen Consecration, gefallen, Er daſſelbe ſambt der Spinnen zu ſich nahme, vor der Mittags-Mahlzeit aber, da Er bereiths zu Tiſche ſaſſe, und das Haubt auff beyde Hände eine gute Weil unterſtützend, zu denen eine Ihme anſtoſſende Unpäſſlichkeit beſorgenden Dieneren vermeldete, daß ſie ſich ſeinetwegen nicht bekümmeren ſollten, indeme Er allein eines Gaſts erwarte; worauff die vorangeregtermaßen genoſſene Gifft-Spinn unverſehrt und lebendig Ihme auß dem Hals hervorkroche, worauf Er Gott Lob und Dank ſagte, annebens denen Dienern erſt den Verlauff und was Ihme begegnet, eröffnete."

Anno Chriſti 1294 erbauten Biſchof Heinrich und der Reichsvogt Albrecht, die Gebrüder von Klingenberg, ein Haus, fünf Stockwerke hoch, zu welchem, nachdem es vom Boden an fertig daſtand, auf eine unbegreifliche Weiſe hintennach erſt das Fundament unterlegt wurde. Dr. Speth.

Anno Chriſti 1349 ſteckte ein in der ſog. Mordgaſſe*) zu Conſtanz wohnender getaufter Jude, welcher aus Furcht der Feuerſtrafe, wegen der ſeinen ehemaligen Glaubensgenoſſen zur Laſt gelegten Brunnenvergiftung, im vorigen Jahre zur chriſtlichen Religion übergetreten war, aus freien Stücken und gefliſſentlich ſein eigenes Haus in Brand und rief, während ihn und ſeine zwei Kinder die Flammen umloderten, zum Fenſter hinaus, er habe ſich entſchloſſen, als ein frommer Jude zu ſterben. Sein Haus ſteckte mit raſch um ſich greifender Brunſt die Nebengebäude an, und es wurden in kurzer Zeit bei vierzig Bürgerhäuſer vom Feuer verzehrt. So erzählt Stumphius pag. 340. Dr. Speth.

*) Dieſe Gaſſe hat ihren Namen von der, auf das Gerücht von dem Verkaufe der heiligen Hoſtie an Juden (Siehe S. 22) dort ſtattgefundenen Niedermetzlung.

Die Hand an Chriſti Naſe.

„Anno Chriſti 1384 giengen etliche arme Knaben aus der Conſtanzer Vorſtadt Stadelhofen in den eine Stunde davon entfernten Bernrainiſchen Wald, um Abfallholz zu leſen, und als ſie nun mit den geſammelten Reiſigbündeln bei dem auf der Bernrainer Höhe ſtehenden Chriſtuskreuz ausruhen wollten, griff der Muthwilligſte unter ihnen, Namens Schappeler, dem Bilde unſers Heilands unter die Naſe und ſprach mit ſpöttiſchen Gebärden: „Herr Gott, laß dir die Naſe ſchneuzen, ſo küß ich dich deſto lieber!“ worauf ihm augenblicklich die Hand erſtarrte und alſo feſt an der Naſe des Chriſtusbildes angeheftet blieb, daß er unbeweglich mit aufgeſtrecktem Arme allda ſtehen mußte. Voll Entſetzen eilten die anderen Kinder in die Stadt zurück und erzählten es den Leuten; worauf ſogleich eine große Anzahl geiſtlicher und weltlicher Perſonen ſich in Prozeſſion an jenen Ort verfügte und Gott den Allmächtigen um Gnade und Barmherzigkeit anrief, bis die Hand des Knaben ſich wieder von der Naſe des Bildes ablöste. Trotz dieſer fürchterlichen Warnung aber blieb der Junge ſo gottlos und leichtfertig wie vor, namentlich war ihm das Fluchen und Läſtern ſo zur zweiten Natur geworden, daß ihm zwei Jahre ſpäter, durch Urtheil des Stadt-Magiſtrats, die Zunge aus dem Hals geſchnitten wurde. Das wunderbare Chriſtusbild aber iſt noch heutigen Tags (1733) in der zum Andenken dieſer Begebenheit, auf ſtädtiſche Koſten, auf dem Bernrainer Hügel, erbauten Kirche zu ſehen und wird von zahlreichen Kranken und Nothleidenden, an denen es fortwährend Wunder thut, beſucht und verehrt.“

Dr. Speth.

Eine Wundergeſchichte von vier Gerbern.

Anno Domini 1290 an unſer Frauen Tag zur Abendzeit, da waren vier Ledergerber von Stadelhofen außerhalb der Stadt Conſtanz Ringmauern; die waren alſo trunken in der Stadt worden, daß ſie alle vier in den Galgenbrunnen fielen, der da vor St. Pauls Kirchen ſtund, keine Einfaſſung hatte und über 25 Schuh tief war. Der eine hieß Jakob Langwiler, der andre war ſein Sohn, der dritte ſein Tochtermann und der vierte ſein

Nachbar. Sie fielen alle ganz auf den Grund und übereinander auf den Eimer, ohne daß ſich einer beſchädigte, und wurden endlich von den auf ihr Geſchrei herbeigeeilten Leuten herausgezogen.

(Mitgetheilt nach einer handſchriftlichen Conſtanzer Chronik, von Julius Leichtlin im Freiburger Wochenblatt. Jahrg. 1825. S. 247.)

Eine ander Geſchicht zuo Coſtanz beſchechen.

Anno Domini 1293 do was ein Burger zuo Coſtanz, der was eines guoten Geſchlechts, der hieß Heinrich am Grieß, der fieng ſich ſelbſt, und beſchloß ſich in ſin eigen Hus; das Hus heißt das Gmal-Hus am obern Markt, und der ſchluog ſin Wib und Kind und all ſin Gſind us dem Hus, und er thät das darumb, dann ſin Wib wollt ihn nit laſſen noch vergunnen, das Hus zu verkofen, dann er hat es ihr zuvor verſetzt, und beleib (blieb) alſo im Hus einig (allein), daß er darus nie kam in zweien Jahren und zechen (zehn) Wochen, und war (wurde) ihm in das Hus zu eſſen bracht, ſo aß er, und wenn man ihm nünz (nichts) bracht, ſo irret er (that er wie verwirrt) und aß nünz. Und hernach, do ihm von dem Wib erloubt war, das Hus zu verkofen, do gieng er herus und verkoft es und gab das Hus um 30 Mark Silbers (etwa 700 fl. nach heutigem Werthe) und daſſelbig verthät er gänzlich in zwei Jahren, und gieng darnach herumb und bettlet.

(Mitgetheilt aus einer handſchriftlichen Conſtanzer Chronik, von Julius Leichtlin im Freiburger Wochenblatt 1825.)

Zur Geſchichte der Judenverfolgung in Conſtanz.

Gegen Mitte des 14. Jahrhunderts verbreitete ſich in Conſtanz das Gerücht, ein Chriſt habe die heilige Hoſtie an Juden verkauft und eine fanatiſche Magd ſchrie: „Der Leib Chriſti wird von den Juden entſetzlich gemartert!“ — Sogleich ergriff das raſende Volk die nächſten beſten Hebräer und ſchlachtete ſie mit dem Beile, wie Stiere; zwölf wurden verbrannt, zwölf in den Rhein geworfen. Einige vornehme Bürger von Con-

ſtanz hatten den Muth, ſich der übrigen anzunehmen und ſie zu retten. Man ſchalt ſie von den Juden beſtochen und der Geſchichtſchreiber erzählt, es ſey ihnen im Leben nichts mehr geglückt und der Himmel habe ihre Vertheidigung der Verworfenen mit einem frühen Tode beſtraft.

(Siehe Guſtav Schwabs: „Der Bodenſee nebſt dem Rheinthale ꝛc.“)

Am Rhein bei Conſtanz.

Die Sonne ſinket roth hinab,
Taucht blutigen Flammenſchein
In's feuchte Wolkengrab,
Dumpf rauſcht der Rhein.

Die Weide ſeufzt im kalten Hauch
Des Abendwinds, vom Moor
Qualmt fahler Nebelrauch
Zur Höh' empor.

Was ſchäumſt du an der Brücke auf,
O Strom, im Wirbeldrang?
Was brauſt dein wilder Lauf
Wie Hochgeſang?

O wecke nicht die Helden dort,
Vergeſſen wie ihr Streit!
Wird einſt zur That das Wort,
Dann iſt es Zeit!

Was hemmſt du deine raſche Flucht
So ſcheu am ſchilfigen Strand?
Erkennſt du noch der Bucht
Befleckten Sand?

Enteil'! — Nicht Scheiterhaufenglut
Flammt praſſelnd himmelan,
Nicht Aſche ſtopft und Blut
Mehr deine Bahn!

Drum rauſche hin, drückt manches Joch
Noch deinen Nacken ſchwer,
Eil' hin, bald ſchäumſt du doch
In's freie Meer!

C. Kaiſer.

Kaiſers Wort, Gottes Wort.[1]

Was gilt ein Wort in dieſer Zeit?
Das lohnte ſich zu wiſſen,
Da ſich die That in Worte breit
Recht faſrig hat verſchliſſen;
Ein Wort, ein Wort, ſagt an, was gilts?
Kann man's noch brauchen ſtatt des Schilds,
Vor Strolchen ſich zu wehren?
Hei! redlich Wort
Find't ſchlechten Ort,
Man hälts nicht mehr in Ehren.

Da reiten Zwei, ſo friſch und frei,
Sie haben gut Vertrauen:
„Ein Kaiſerwort, das hält wohl treu,
Darauf läßt ſich wohl bauen?
Und ob die Pfaffheit uns bedräut,
Der Kaiſer gab uns frei Geleit,
Der Kaiſer wird's wohl halten.
Ein Kaiſerwort
Iſt guter Hort,
Wie Kaiſer-Mantels Falten."

Zween Meiſter ihr aus Böhmerland,
Ihr ſolltet's beſſer wiſſen:
Ein's Mannes Wort zu Mannes Hand,
Das iſt ein ſichrer Kiſſen,
Kein Mann gab's, nur der Kaiſer ſprach's; —
Hei! ſchmilzt ſein Wort wie ſchnödes Wachs
Am Kirchenlicht der Pfaffen?
O freies Wort,
Du einz'ger Hort!
Wer wird dein Recht dir ſchaffen?

Zu Coſtnitz war ein heißer Tag,
Die Sonn' ſtand juſt im Krebſen;
Wohl mancher Pfaff bei Tafel lag
Oder gar bei ſeiner Kebſen.
Aus Böhmerland die Meiſter beid',
Sie lagen in gar tiefem Leid,
Von aller Welt verlaſſen;
Im dunkeln Thurm
Bei Molch und Wurm,
In eiſernen Ringen ſie ſaßen.

Ha! iſt das auch ein frei Geleit,
Geleit zum Scheiterhaufen?
O Zeit des Worts, o böſe Zeit,
Worein wird Gott dich taufen?
Er wird's in Feuer und dann in Blut;
Das alte Uebel heilt nicht gut,
Als nur durch's letzte Mittel.
Die Aſch verſtäubt,
Die Wahrheit bleibt
Und bleibt im Ketzerkittel.

Hei! was ein frommer Mummenſchanz
Zu Coſtniz vor den Thoren!
Der Aberwitz hielt Wallfahrtstanz
Und ſchüttelte die Ohren.
Sie ſchwenkten manches Weihrauchfaß,
Sie räucherten ohn' Unterlaß,
Bis daß man den Himmel nicht kannte,
Bis lichterloh
Wie leeres Stroh
Des Kaiſers Wort verbrannte.

Aus Böhmerland die Meiſter beid',
Wichen nicht von einander,
Sie hielten aus in Lauterkeit,
Zween treue Salamander.
Und als die Flamme höher fraß,
Bis ſie an Hußens Herzen ſaß,

Als wie ein hungriger Geier,
Da ſprach der Huß
Den Abſchiedsgruß,
Das Flammenwort aus dem Feuer:

„Die Flamme frißt ein Kaiſerwort,
Man weiß nicht, ob's geweſen;
Doch Gottes Wort bleibt ewig fort,
In Flammen ſteht's zu leſen.
Mein Vaterland, du herrlich Land!
Was Kaiſerwort, haſt du erkannt,
Es hält nicht gar beſtändig.
Doch Gott iſt treu,
Drum werde frei,
Gott macht die Todten lebendig!"

Und als der Leib in Aſch' zerfiel,
Frei athmeten die Pfaffen;
Sie ließen drauf ein böſes Spiel
Von Henkers Händen ſchaffen;
Der Henker nahm im frechen Raub
Des edlen Hußen heil'gen Staub
Und blies ihn nach allen vier Winden;
An keinem Ort —
Wie Kaiſers Wort —
Sollt er ſein's Bleibens finden.

Doch Vöglein kamen allerhand
Geſchäftig hergeflogen,
Sie wuſchen rein am Seees Strand
Die Flüglein in den Wogen,
Und ſtahlen weg des Märt'rers Staub
Und trugen treu den edlen Raub
Nach Böheim unter den Flügeln.
Sie luden ihn ab
In ein großes Grab,
Umſchanzt von Wäldern und Hügeln.

Wo iſt das Grab, wo er Ruhe fand,
Wer kann die Stätte mir nennen?

Es iſt das ganze Böhmerland,
An Grabesruh zu kennen.
Ja, Freiheit iſt zu Grab gebracht;
Da kam eine linde Majennacht,
Recht gut zur Leichenfeier.
Manch Knösplein ſtand
Im Böhmerland,
Und ſeine Blüthe ward theuer. ꝛc. ꝛc.

Eduard Duller.

1) Ueber Huß ſagt J. Bader in ſeiner „Badiſchen Landesgeſchichte": Nach dieſem glücklichen Erfolg (Gefangennehmung und Abſetzung des Papſtes Johann XXIII.) der Bemühungen des Kaiſers und der Väter des Kirchenraths, geſchah jetzt die Verurtheilung eines Mannes, deſſen Scheiterhaufen ein unauslöſchliches Brandmal in dem Andenken des Conſtanzer Conciliums zurückließ. Es war Johann Huß, (geboren am 6. Juli 1374 zu Huſſinecz in Böhmen) Profeſſor der Theologie an der Hochſchule zu Prag, welchen der Papſt als einen Ketzer mit dem Banne belegt und vor das Concilium zur Verantwortung ſeiner Irrlehren geladen hatte. Sein Verſchulden aber war, daß der gelehrte, aufgeklärte und redliche Mann den Zerfall der chriſtlichen Kirche, durch deſſen allgemeine Anerkennung und Bedauerung eben dieſes Concilium hervorgerufen worden, ſich auf Ernſtlichſte zu Herzen nahm, die Urſachen dieſes Verfalles erforſchte, ſie größtentheils in dem Oberhaupt und den Dienern der Kirche, in der Geiſtlichkeit ſelbſt, fand, in deren Eigennutz und zügelloſen Sitten, in dem Ablaßkram, in der Simonie, in dem Mißbrauch des Kirchenbannes und der päpſtlichen Gewalt überhaupt, wie in dem blinden Glauben des Volkes an die Unfehlbarkeit des Papſtes und an die vielen Heiligen, und daß er den Muth hatte, ſolche Mißbräuche und Irrthümer in öffentlichen Schriften zu beklagen und mit aller Kraft der Ueberzeugung zu beſtreiten. Huß zählte ſchon viele Anhänger, und welcher wahrheitsliebende gute Kopf mußte ſeinem heiligen Eifer nicht Beifall zunicken? Aber er hatte den allgewaltigen Stand der Geiſtlichkeit durch öffentliche Darſtellung von deſſen eben ſo unbegrenzten Anmaßungen als tiefem Sittenverderbniſſe zu bitter beleidigt; eben dieſelben Väter des Concils, welche laut nach einer Reform der Kirche in Haupt und Gliedern ſchrieen, warfen den edlen Reformator in's Gefängniß, ohngeachtet ihm der Kaiſer in einem Geleitsbrief perſönliche Sicherheit zugeſagt hatte. — „Wir haben ihn" — heißt es darin — „in Unſern und des Reiches Schutz aufgenommen, und wollen, daß er nach Nothdurft kommen, bleiben und gehen möge ohn alle Gefährde, bei Ehre und Anſehen Unſerer Majeſtät." — Allein Kaiſer Siegismund war ſchwach genug, ſich von dem Concilium überreden zu laſſen, daß kein Eid gegen Ketzer bindend ſey, alſo auch kein kaiſerlicher Schirmbrief. So wurde dem Angeklagten auch das Recht der Vertheidigung verſagt. Er ſollte nur widerrufen. Und da er dies ohne Ueberführung ſeiner vermeintlichen Irr-

thümer nicht that, verdammten ihn die Väter als einen verſtockten Ketzer zum Flammentode und opferten (am 6. Juli 1415) ſein ſchuldloſes Leben ihrer Verblendung und ihren gefährdeten Intereſſen.

(Siehe J. Bader's „Badiſche Landesgeſchichte" S. 336. ff.)

Johann Huß.

Zu Coſtnitz, wo der alte Münſter
In's Frühroth ſeine Glocken ſchwang,
Da hallt im Thurme bang und finſter
Des Armenſünderglöckleins Klang.
Ein Scheiterhaufen iſt geſchichtet
Und in den Herzen loht der Zwiſt;
Der heilge Vater hat gerichtet:
Ein Ketzer ſtirbt zu dieſer Friſt!

Wer iſt der Mann? Gebunden führen
Sie ihn zum letzten Schmerzenpfühl,
Die Schergen nah'n, die Glut zu ſchüren —
Es wogt das Volk, ein bunt Gewühl.
Wer iſt der Mann? Ich frag' auf's Neue,
Der ſolche Schmach erdulden muß?
Aus ſeinem Blick ſpricht keine Reue, —
Wer iſt der Ketzer? — Johann Huß!

Und ſeine Schuld? Und ſeine Sünden? —
Er hat die Schrift geoffenbart,
Ihn trieb der Geiſt, das Wort zu künden,
Das ihm vom Herrn vertrauet ward.
Er riß die Bibel aus den Händen
Der feilgewordnen Prieſterſchaar;
Er riß die Götzen von den Wänden
Und ſtand, ein Lehrer, am Altar.

Sein Wort, es war kein eitles Dreuen,
Es war kein nüchterner Geſang;
Die Rede war es eines Leuen,
Der ſiegreich mit der Hölle rang;
Es war der Zorn des Gotterkornen
Der Trug und Liſt verſtummen ließ,

Und auch der Heerde, der verlornen,
Zum reinen Quell die Pfade wies.

Da traf ihn Rom mit ſeinem Fluche
Und Prag mit ſeinem Interdict:
„Er hat, o leſt's in ſeinem Buche,
Den Aufruhr in die Welt geſchickt!
Dich Ketzer, ſoll die Flamme taufen,
Nun iſt's genug des ſünd'gen Spiels!“ —
Da ſchleppten ihn zum Scheiterhaufen
Die heil'gen Väter des Concils.

Und ſieh, nun ſteht er vor Gerichte,
Ein Held, der keine Rachſucht hegt;
Die Flamme wird zum Siegeslichte,
Das ihn verklärt zum Himmel trägt.
Was biſt du, düſtrer Prieſter, kommen
Mit Kreuz und Hoſtie und Geſang?
Soll dein Gebet dem Sieger frommen
Der ſchon den Himmel ſich errang?

„Dem Rhein die Aſche!“ — Laßt das Pochen,
Und ſtellt euch ſelber vor Gericht!
Zwar das Gefäß habt ihr zerbrochen,
Den Quell jedoch, den hemmt ihr nicht.
Mit Jubel brauſt er in die Lande,
Befreit aus langer Kerkerhaft,
Und ſchlagt ihr gleich den Leib in Bande,
Am Geiſt zerſplittert eure Kraft!

Friedrich Otte.

Johannes Huß.

(1415.)

Erſcheinſt du mir aus Edens milder Zone,
Wo nicht der Bann dem frommen Denker droht,
O Huß, geſchmückt mit einer Lorbeerkrone,
Wie kein Granikus [1]) ſie dem Helden bot?
Bewährter Kämpfer an der Wahrheit Throne,
Du warſt dem Ruf getreu bis in den Tod,

Warſt Sieger, als dich blinde Wuth verdammte,
Dein Schutzherr log, die Opferſtätte flammte.

Die Fackel, die am Jordan einſt in Nächten
So herrlich ſtrahlte, war verlöſcht, entweiht,
War Feuerbrand in wilder Prieſter Rechten,
Nicht mehr Verkünderin der beſſern Zeit;
Vor Götzen lag der Freie, gleich den Knechten,
Von Todesſchuld durch ſchnödes Erz [2]) befreit;
Des Geiſtes Augen hüllten dichte Binden,
Sie willig tragen, hieß — den Himmel finden.

Du trugſt ſie nicht. Zu längſt verlaſſnen Quellen
Erforſchteſt du die fremdgewordne Bahn,
Halfſt, kühnen Muthes, dichte Schatten fällen,
Entlarvteſt den Betrug im Lateran.
Und ſieh! die Waldgebirge Böhmens hellen
Mit neuem Schimmer ſich! Es flieht der Wahn,
Die Tugend jauchzt, und tief in ſeinem Staube
Erliegt, von dir bekämpft, der Aberglaube.

Doch weh! Conſtantia's Prälaten ſitzen
Dort zu Gericht. Wirſt du den Kampf beſtehn,
Wie deiner heimathlichen Berge Spitzen,
Wenn Donner rollen und Orkane wehn?
Wer rettet, wer? Des Bannfluchs Strahlen blitzen
Die Kirche heißt den Ketzer untergehn. —
Er lacht des Kerkerthums, der wilden Rache,
Verſicht ſein Heiligthum auf treuer Wache.

Laßt Tauſende ſich wider ihn verbünden!
Nicht ſchreckt ihn ihrer Legionen Zahl.
Den Widerruf belohnen reiche Pfründen,
Der Treue harrt des Scheiterhaufens Pfahl.
Er wankt nicht. In des Thurmes feuchten Gründen
Erkrankend, freut der Dulder ſich der Wahl,
Wie ſein Meſſias einſt auf Salem's Hügeln,
Mit edlem Blut das Wort des Herrn zu ſiegeln.

„Was rotten," — ruft er — „Papſt und Cardinäle
Sich gegen mich, entbrannt von Rachbegier?

Mein Siegesfeſt beginnt! Die müde Seele
Des Dulders ſchwingt, Erhabner, ſich zu Dir!
Gewollt hab' ich das Gute. Meine Fehle
Vergieb Du, milder als die Prieſter, mir!
O ſtärke mich zu meinem letzten Gange,
Daß ich, von Dir zu zeugen, nicht erbange!

„Ein hohes Amt haſt Du für mich erkoren;
O Wonne mir! Dein Herold darf ich ſeyn!
Ob Hölle ſelbſt ſich gegen mich verſchworen,
Ich zage nicht, bin, Vater, bin ja Dein!
Der Sämann ſinkt, die Saat bleibt unverloren,
Was er nicht erndtet, Herr, wirſt Du verleih'n!
Drum mögen Flammen dieſen Leib verſchlingen,
Ein Schwan wird einſt auf Hußens Aſche ſingen!

„O immer preist, ihr fernen Rieſenberge,
Von euren Höh'n den Herrn mein Lobgebet;
In heilgem Boden ruhen Rieſenſärge,
Wenn in die Winde Hußens Staub verweht.
Gen Himmel thürmt den Holzſtoß! Auf, o Scherge!
Mein Seraph winkt, der vor Jehova ſteht!
Ich komm', ich komme, will mein Opfer ſpenden,
Was ich vor Gott begann, vor Gott vollenden!"

Und ſieh, errungen iſt ſein Siegsgepränge;
Die Stunde ſchlägt, der Todeszug beginnt.
Durch alle Gaſſen fluthet roh die Menge,
Kein Seufzer ſchallt und keine Thräne rinnt.
Gefeſſelt wandelt Huß und Lobgeſänge
Beflügeln ſeine Seele hochgeſinnt.
Der Heimath nahe fleht er für die Horden,
Die, Gott zu ehren, ſeinen Herold morden.

Die Richtſtatt winkt, umkreist von tauſend Speeren,
Und aufgeſchichtet harren Pech und Kien,
Die Hülle des Gerechten zu verzehren,
Und Aller Augen ſtarren wild auf ihn.
Mit Teufeln mögen ſie ſein Haupt entehren,
Sein Ohr vernimmt des Himmels Harmonie'n!

An Henkers Hand erſteigt mit feſten Schritten
Er ſeinen Thron, durch heil'gen Kampf erſtritten.

Entblößt, mit Strängen an den Pfahl geſchloſſen,
Beſteht er glorreich noch den letzten Streit.
Ihn mahnt ein Ritterpaar auf hohen Roſſen:
„„Bereu' den Wahn am Thor der Ewigkeit!""
Er wankt nicht, iſt vom Fackelrauch umfloſſen,
Für ſeinen Gott zu ſterben froh bereit;
Ein Bäuerlein wankt her mit ſchwerem Stamme, [3])
Daß heller, höher Hußen's Glutbett flamme.

Der lächelt; „Heil'ge Einfalt!" ruft der Hohe;
Der Holzſtoß brennt. Er ſingt ſein Schwanenlied, [4])
Erblickt ſein Paradies, indeß das rohe,
Bethörte Volk Gehenna's Gluten ſieht.
Und höher, dichter ſteigen Dampf und Lohe;
Die Stimme ſchweigt, des Dulders Seele flieht
In lichten Engelreih'n auf Sonnenwegen,
Und hört entzückt des Auferſtandnen Segen.

W. N. Freudentheil.

[1]) Granikus hieß der Fluß in Phrygien (Klein-Aſien) an welchem Alexander der Große die berühmte Schlacht gewann.

[2]) Durch Ablaßgeld nämlich.

[3]) Andere erzählen dieſe Scene von Hußens Freunde, Hieronymus von Prag (H. von Faulfiſch) der ebenfalls zu Coſtnitz am 30. Mai 1416 den Feuertod ſtarb. — Hieronymus von Prag iſt beſungen von Ed. Heinel, (Siehe Nro. 47 des Aehrenleſers, v. Jahr 1822). Siehe auch S. Schier's: Joh. Huß, dramat. Gemälde in 5 Akten. Gotha, 1825.

[4]) Nachdem Huß auf den Schindanger geführt worden war, um dort verbrannt zu werden, ſprach er zu den Henkersknechten: „Heute bratet ihr mich, wie eine Gans, aber in hundert Jahren wird ein Schwan erſcheinen, den ihr wohl ungebraten laſſen werdet." — Und als der edle Märtyrer den Scheiterhaufen beſtiegen hatte und man ihn nochmals aufforderte, durch Widerrufung ſeiner Irrthümer ſein Leben zu retten, gab er zur Antwort: „Ich habe keine Irrthümer zu widerrufen. Zeitlebens war ich bemüht, Jeſum Chriſtum, den Weltheiland, zu predigen und deſſen Lehren zu verbreiten, wie es ſeine Apoſtel gethan; und nun bin ich bereit, dieſelben mit meinem Blute zu beſiegeln!" — Hierauf wurde der Holzſtoß angezündet; bald loderten die Flammen über Huß zuſammen, der mit erhobener Stimme dreimal zum Himmel rief: „Jeſus Chriſtus, du Sohn Gottes, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!" — Da

verbarg eine dichte Rauchwolke den ſterbenden Helden der umſtehenden Menge, und als das Feuer nachließ, ſah man ſeinen Körper halbverbrannt an der noch glühenden Kette hangen. Er wurde ſofort auf einen neuen Holzſtoß gelegt und ſeine verglimmende Aſche hernach in den Rhein geworfen.

(Siehe J. Bader's „Badiſche Landesgeſchichte" S. 337 ff.)

Dr. Speth über Huß's Ende.

Unſer ehrenwerthe, aufgeklärte und geſchmackvolle Chroniſt, Syndicus Dr. Speth, ſchließt die in dem S. 238 des 3. Theiles ſeiner „Conſtanziſchen Ehrenporte" beginnenden Bericht über die dortige Kirchenverſammlung erzählte Verurtheilung Huß's mit folgenden Worten:

„Als aber aller Zuſpruch, ſeine Miſſethaten zu bereuen, zu beichten, und von der unſinnig erſunnenen Ketzerei abzuſtehen, bei dem verſtockten Böſewicht widerumb fruchtlos ablieffe, da ergriffe ihn der Stadt-Conſtanziſche Scharpffrichter auff Befelch deß Reichs oder Stadt-Vogts, und bande denſelben mit naſſen Sayleren an einen Pfahl, umb welchen Stroh und Holtz gelegt, zumahlen in diſen Scheitterhauffen Pech geſchüttet, und das Feuer angeflambt, mithin innerhalb etlich Minuten der elende Ketzer zu Aſchen verbrennt, ſodann diſe in den Rhein geworffen, und an das Orth diſes verbrennten Huſſens ein dem Cardinal Ludwig Pancratio gehörig geweſenes verreckt- altes Maul-Thier gleich darauff unter abſcheulichem, bei Eröffnung der warmen Erden verſpührten Geſtanck eingeſcharret wurde; Welches alſo das End und der Lohn ware, ſo diſem höffärtig-heilloß- und hartnöckigem Hans Huß Anno 1415 den 7. Julii umb 11 Uhren zu theil worden iſt." ꝛc. ꝛc. Pfui! Genug!

Ein merkwürdiger Zweikampf als Gottesurtheil in Conſtanz.

„Im Jahr 1432 fand ein merkwürdiger Kampf zwiſchen Hans Roth, oder wie Andere ihn nennen, Hans Raten-

berg und einem gewiſſen Hans Riem, ſtatt. Erſterer hatte nämlich Dieſen als einen gefährlichen Zauberer, Wettermacher und Giftmiſcher ausgeſchrieen und ihn auch bezüchtigt, daß er ſeinen Schwager vergiftet habe. Darauf hin forderte Hans Riem, auf Anrathen des Conſtanzer Landsvogts, des Grafen Bruno von Tettighofen, der ihm wohlwollte, den Hans Roth vor das Conſtanzer Landgericht. Dieſer ſtellte ſich wirklich ein, erhärtete durch mehrere Zeugen ſeine Ausſage von begangener Zauberei ꝛc. und erbot ſich, die Vergiftungsgeſchichte hinſichtlich deſſen Schwagers durch einen Zweikampf zu beweiſen. Darauf wurden beide Gegner von dem Landgericht in gefängliche Verwahrung gebracht und der letzte Juli 1432 als der Tag feſtgeſetzt, an welchem das Gottesurtheil durch einen Zweikampf entſcheiden ſollte. Zugleich erging durch öffentlichen Straßenausruf der Befehl, daß weder Frauen, noch Kinder unter zwölf Jahren, noch Geiſtliche, noch Bewaffnete ſich zu dem Kampfplatz begeben und zuſchauen dürften. Alsdann ließ man auf dem freien Felde, dem ſogenannten großen Bühl, wohin ſpäter die St. Leonhards Kapelle gebaut wurde, einen mit Sägemehl aufgeſchütteten Kreis zurichten und um dieſen eine ſtarke, 120 Schritte weite und breite Schranke mit Sitzen ziehen, auf welchen der obengedachte Landgraf, der Landrichter und die Urtheilsſprecher Platz nahmen; außerhalb dieſer Schranken befand ſich der Raum für die Zuſchauer, deren etwa 20,000 herbeiſtrömten. Als nun der beſtimmte Tag erſchienen, wurden die beiden Gegner, jeder beſonders, von einem Schneider, ſo vorher eidlich angeloben hatte müßen, nichts Nachtheiliges in ſeiner Arbeit anzubringen, in einen gleich verfertigten grauen, einem jeden durch das Loos zugetheilten Rock gekleidet, ihm das Haar kurz abgeſchoren und Jedem ein, ebenfalls von beeidigten Meiſtern geſchmiedeter, hoher, bis über den Kopf reichender Schild, und ein gleiches Schwerdt übergeben, woraufhin man Beide unter Begleitung von Bewaffneten in die Schranken führen ließ. Jeder erhielt einen Sekundanten; Hans Roth (oder Ratenberg) den ſogenannten Trommer von Tugen, und Hans Riem den Molle Truchſeß von Dießenhofen, indeſſen Junker Schilter, als Erſter Rathsherr und Landrichter zu Conſtanz, durch die Stadtknechte aus-

rufen ließ, daß Niemand, bei Lebensſtrafe, ein Wort bis zu Ende des Kampfes reden, ſonſt ein Geräuſch machen oder die Schranken überſchreiten ſolle.

Als nun tiefe Stille im Volke herrſchte, rief Ulrich Schilter: „Wohlauf in Gottes Namen. Zum erſten, zum anderen, zum dritten Mal! Beginnet euren Kampf!“ Auf dieſes Loſungswort giengen beide Kämpfer auf einander los, ſtachen, ſchlugen, hieben und trieben einander eine gute Weile in dem Kreis herum, bis endlich der Riem den Roth überhalb des Schildes mit dem Schwert in die etwas entblößte Achſel traf und demſelben ſo in Arm hieb, daß er kaum noch an der untern Haut hing. Riem trat ſogleich nach dieſem Hiebe einige Schritte zurück, ſtrauchelte aber und fiel auf den Rücken; Roth jedoch ſtürzte trotz ſeiner ſchweren Wunde auf ihn zu und warf ſich auf ſeinen Leib, um ihn zu erſtechen; allein die Kräfte waren ihm durch den großen Blutverluſt entſchwunden, ſo daß es Riem gelang, ihm das Schwert aus der Hand zu winden und es ihm unter der linken Achſel in die Bruſt zu ſtoßen, ſich wieder aufzuraffen und auf den bewußtloſen Roth zu knieen. Deſſen Ohnmacht nicht bemerkend, rief er ihm nun zu: „Ergiebſt du dich und willſt du jetzt bekennen, daß ich unſchuldig bin?“ — Roth aber, wahrſcheinlich bereits todt, gab keine Antwort mehr, worauf Riem in blinder Wuth ihm die Klinge durch das Herz bohrte, dann niederkniete und Gott für den Sieg dankte. Seine Unſchuld ward nun öffentlich anerkannt und hergeſtellt; die blutige Leiche Roths wurde auf derſelben Stelle beerdigt.

Nicht lange hernach gebar eine Frau in der Vorſtadt Paradies ein Kind, welches nur einen Arm hatte. Dieſe hatte nämlich während ihrer Schwangerſchaft heimlich vom Göltinger Thor aus dem Zweikampfe zugeſchaut und ſich an dem abgehauenen Arme Roths verſehen.“

(Auszug aus J. F. Speth's, des Conſtanzer Syndikus „Dreibogige Conſtanziſche Ehrenporte.“ Conſtanz 1733 bei Conrad Weibel. S. 297 ff.)

Der Fleiſcher von Conſtanz.*)

Wohl wehrt ſich die alte, die freie Stadt;
Den herrlichen römiſchen Namen ſie hat,
Und römiſchen Muth
Und deutſchen Muth
Und Chriſtenglauben,
Den ſoll ihr der ſpaniſche Henker nicht rauben!

Drum kämpfen die Bürger vom Thurm und auf Thor
Und drängen zur hallenden Brücke hervor;
Es hört es der Rhein,
Da rauſchet er drein,
Es ruft die Söhne
Der See mit der toſenden Wellen Getöne.

Wer ſtreitet am kühnſten für Ehr' und für Heil?
Das iſt der Fleiſcher mit hauendem Beil;
Sonſt ſchlug er den Stier,
Das brüllende Thier,
Heut muß er ſie ſchlachten,
Die ihm nach der Metzig, der blutigen, trachten.

Er ſteht auf der Brücke zuvörderſt im Schwarm,
Den Aermel geſtülpet, mit nervigem Arm,
Und jeder Streich
Schlägt Einen bleich,
Da kommen die Andern:
Zur Schlachtbank läßt er ſie ſpöttiſch wandern.

O weh, ihr Brüder! verlaſſet ihr ihn?
Es doppelt das ſpaniſche Heer ſich, ſie fliehn,
Sie rufen ihn mit;
Doch keinen Schritt
Weicht von der Stelle,
Alle Feinde bekämpfet der kühne Geſelle.

Vorn Einer und hinten da nahet ein Paar,
Die wildeſten Knechte der ſtürmenden Schaar,

Sie packen in Eil,
Des Fleiſchers Beil —
Er iſt verloren;
Da denkt er: es ſoll ſie nicht frommen, die Thoren!

Zween Arme ja hat er, die faſſen die Zwei:
„Und wollt ihr Ein Leben, ſo geb ich euch Drei!“
Er hält ſie umſpannt,
Er drängt ſie zum Rand',
Er ſendet die Blicke
Hinab zu dem ſchäumenden Rhein zu der Brücke.

Und ſchnell an's Geländer, eh Andere nah'n,
Drückt er ſie, die Ringenden, kräftiglich an;
Mit ihnen hinein
Kopfüber zum Rhein
Mit keckem Schwunge
Sieht man ihn ſtürzen in tödtlichem Sprunge.

Die klagenden Feinde verſchlinget die Fluth,
Lang wiegt ſie, lang trägt ſie den Bürger gut,
Jetzt zeigt ſie den Fuß,
Den Arm, wie zum Gruß,
Die Schultern, die blanken,
Das lockige Haupt und den Nacken, den ſchlanken.

Da ſucht ihn der Feinde Geſchoß; doch der Rhein
Hüllt fromm in den Mantel, den grünen, ihn ein;
Er zieht ihn hinab
In's feſtliche Grab,
Dort ruht er geborgen
Vor feindlicher Schmach bis zum ewigen Morgen.

Dort ſchläft ohne Traum er den ſüßeſten Schlaf,
Er weiß nicht das Loos, das die Heimath ihm traf:
Man trügt, man raubt
Ob ſeinem Haupt —
Freiheit und Glauben
Die Märtyrerkrone wird Keiner ihm rauben!

Guſtav Schwab.

*) Als ſich 1548 die ſpaniſchen Söldnertruppen des römiſchen Kaiſers, unter Anführung des Oberſten Alfonſo Vives, bei der Belagerung von Conſtanz Petershauſens bemächtigen wollten, machten ihnen die Städter jeden Schritt vorwärts mit Löwenmuthe ſtreitig. Hartnäckig vertheidigten ſie die Rheinbrücke. Vierzig bis ſechsz'g Metzgerburſche hielten hier in geſchloſſenen Reihen die Feinde auf, bis hinter ihnen ein Theil der Brücke abgebrochen worden war; dann zogen ſie ſich ſchwimmend zu den Ihrigen zurück. Einer aber hielt noch immer Stand; er hatte bereits mehrere Feinde getödtet, Alle abgehalten; bis zwei Spanier auf ihn losſtürzten, ſein Schwert unterliefen und ihn zu Boden zu ſtürzen ſuchten. Als er lange widerſtanden, umfaßt er ſeine beiden Feinde mit gewaltigem Arme, drängt ſie gegen den Rand der Brücke und begräbt ſich ſammt ihnen in den Fluthen des Rheines.

(Siehe Guſt. Schwabs: „Der Bodenſee nebſt dem Rheinthale ꝛc.“)

Ein hübſch Lied, genannt der Striegel, gar luſtig zu ſingen und zu leſen in des Lindenſchmidts Ton.

(Fliegendes Blatt, gedruckt zu Zürich ohne Jahreszahl, bei Auguſtin Fries.)

Zu Conſtanz ſaß ein Kaufmann reich,
Der hat ein Fraulein, war wonnegleich,
Denn ſie war hübſch und kluge;
Sie hatt' einen Doctor gar zu lieb,
Groß Lieb ſie zammen trugen.

Die Liebe, die war offenbar,
Und währt gar noch wohl ſieben Jahr,
Der Kaufmann ward ihr' innen;
„Erfahr' ich dann die rechte Mähr',
Du magſt mir nit entrinnen!“

„O Fraulein, mir iſt Botſchaft kommen,
Ich darf mich auch nit länger ſäumen,
Muß reiten in fremde Lande;
Nun halt dich wohl und halt dich recht,
Daß wir nicht kommen zu Schande!

„Nun halt dich wohl und halt dich recht,
Gedenk an unſer Beider Geſchlecht,

Wir haben fromm Vater und Mutter;
Dazu ein kleines Schweſterlein,
Halt mir's in guter Hute!" —

Er reit zum obern Thor hinaus,
Zum untern reit er wieder hinein zu Haus,
Des Abends alſo ſpate;
Er reit vor ſeiner Freunde Haus:
„Gebt mir ein gute Rathe!"

„„Ein guten Rath, den geben wir:
Bleib hier bis an den Morgen früh,
Du haſt ein eigen Hauſe;
Darin haſt du ein Badſtüblein warm,
Da lebt der Doctor im Schmauße.""

Der Kaufmann tratt für's Schloſſers Haus:
„Und biſt du drinn, ſo tritt heraus,
Ein' Striegel gut ich möchte!"
Er bracht daher wohl zehen Paar,
Es war ihm keiner rechte.

„Mach mir ein' Striegel in einer Stund,
Ich geb dir drum ein baares Pfund,
Mach mir ihn ſcharf und härte;
Mach Zähn dran eines Fingers lang,
Ich hab zwei freche Pferde."

Der Schloſſer dacht' in ſeinem Muth:
Was meint er mit dem Striegel gut?
Er hub ihn an zu machen;
Manch Bürger vor ſein Laden tratt,
Und thät des Striegels lachen.

Der Kaufmann war ein weiſer Mann,
Sein Sachen griff er klüglich an,
Ging in's Badſtüblein warme,
Sein ehlich Fraulein fand er da,
Dem Doctor in ſeim Arme.

Da er ſchritt in das Badſtüblein,
War da bereit gut Brod und Wein,

Mit andern guten Dingen;
Die zwei, die ſaßen im Waſſerbad,
Das Fraulein thät entrinnen.

Er ſtriegelt den Doctor alſo hart,
Von unten an bis auf den Bart,
Das Blut thät ihm abfließen;
„Hör auf, mein lieber Kaufmann gut,
Laß mich mein Sünd hie büßen!“

Es währt wohl auf ein halben Tag,
Man legt den Doctor in das Grab,
Das Rauchfaß thät man ihm bieten;
Ein Fraulein zu dem andern ſprach:
„Vor dem Striegel woll'n wir uns hüten!“

Dieß Lied iſt gemacht mit hohem Fleiß;
Vorm Striegel hüt' dich, biſt du weiſ'!
Daß dir nicht miſſelinge;
Es ſangs ein freier Schreiber gut,
Vor Freud thät er aufſpringen.

(Aus „Knabe Wunderhorn“ ꝛc. 3. Band S. 99 ff.)

Die Jungfrau Maria, als Schützerin von Conſtanz.

Am Schluſſe ſeines „Diariums“ über die Belagerung von Conſtanz durch den ſchwediſchen Feldmarſchall Guſtav Horn (vom 7. Septbr. bis 5. Oktbr. 1633), bemerkt unſer mehrerwähnte Dr. Speth noch Folgendes:

„Schließlichen iſt unangemerckt nicht zu laſſen, daß die Erhaltung der Stadt Conſtanz nach Gott ſonderlich der mächtigen Fürbitt und Schutz der allerſeeligſten Himmelskönigin Maria billich zuzuſchreiben und zu danken ſeye, indeme der allgemeinen Außſag nach, gleich am vierten Tag der Belagerung, da der Feind mit Feuer- und Granat-Kugeln der Stadt zugeſetzt, bey heller Mittags-Zeit ob der H. Auguſtiner-Kirchen die Mutter Gottes in Geſtalt eines ſchönen Frauen-Bilds, mit einem

ſtrahlenden Glantz umbgeben, in Läfften ſchwebend geſehen, zumahlen von etlichen Feinden bekennet worden, daß ſie inwährender Belagerung eine himmliſche Geſtalt einer Weibs-Perſohn, ſo ihnen, den Feinden, gantz erſchröcklich, öffters vom Rheinegger-Thurm hinauf gegen dem Creutzlinger-Thor hart an der Stadt-Mauer neben den Schuß-Löcheren vorbey-gehend geſehen haben.

(Vergl. S. 157 des 2. Theils der „Conſtanz. Ehrenporte.")

Ein Wogengrab.

Nicht weit von dem altersgrauen Schloſſe Gottlieben, in welchem, zur Zeit der Conſtanzer Kirchenverſammlung Papſt Johann XXIII. und der glaubensmuthige Huß gefangen ſaßen, lag auf einer ſchmalen Erdzunge, die ſich in den Unterſee hinausſtreckte, die einſame Hütte eines Fiſchers, der zwar arm, aber doch im Beſitz einer Perle war, um deren Schönheit ihn viele reiche Junker beneideten. Dies Kleinod war ſein einziges Töchterlein Unna; die Leute in der Gegend munkelten ſich aber in die Ohren, das Mädchen, welches ſich durch ſeltenen Liebreiz und einen gewiſſen Adel in ihrer ganzen Erſcheinung vor allen andern Jungfrauen ihres Standes auszeichnete, ſey nicht ſeine rechte Tochter, ſondern das natürliche Kind einer vornehmen Dame, die, nachdem ſie es nebſt einer bedeutenden Summe Geldes unter dem Siegel des tiefſten Geheimniſſes dem Fiſcher zur Erziehung übergeben, ſich als ſtrenge Büßerin in ein Kloſter zurückgezogen habe, wo ſie jedoch kurze Zeit darnach geſtorben.

Einer der einſamen Spaziergänge, die der jüngere, zum Kloſter beſtimmte Sohn des biſchöflichen Vogtes, welcher das Schloß Gottlieben bewohnte, öfters am Strande des See's unternahm, führte den, in düſterm Hinbrüten über die ſeiner wartende freudenloſe Zukunft verſunkenen Jüngling zufällig zu der Fiſcherhütte gerade an einem Abend, wo die holde Unna auf der Bank vor der Thüre die Netze ihres Vaters, die ein ſchwerer Fiſchzug zerriſſen hatte, mit ihren feinen weißen Händchen ausbeſſerte.

Sie ſehen und in glühender, aber reiner Liebe zu der Jungfrau entbrennen, die als Verkünderin eines ganz andern

Himmels, als dem er im Kloſter entgegenreifen ſollte, ihm erſchienen, war das Werk eines Augenblicks. Die erſte Bekanntſchaft war, ſchon gelegentlich der Netze, bald angeſponnen, und ſchon einige Abende darauf, von welchen Erwin von Salenſtein, ſo hieß der junge Mann, keinen verſäumte, ſeine Beſuche zu wiederholen, auch Unna's Herz auf's Innigſte mit dem ſeinigen verwoben. Erwin ſchwur, eher Alles Andere, denn ein Kloſterbruder zu werden und die geliebte Unna ſobald als möglich als ſeine Gattin heimzuführen.

Eines Abends, als er eben wieder hinausfliegen wollte zu dem Ankerplatze ſeiner Liebe, ließ ihn ſein Vater, der alte Vogt Joſt von Salenſtein, vor ſich rufen. „Unglücklicher!" — ſprach er mit finſterer Miene zu dem beſtürzten Jüngling, dem ſeine Beſtimmung zum Mönche ſchon frühe eine gewiſſe Schüchternheit eingeprägt hatte, von der er ſich nimmer ganz zu befreien vermocht, — „Unglücklicher, was mußt' ich von dir vernehmen? Statt dein Herz zu deinem großen Berufe vorzubereiten, ließeſt du es von den Netzen einer jungen Dirne umſtricken — Still! kein Wort zur Entſchuldigung! der alte Fiſcher hat mir, — Gott ſey gedankt, noch nicht zu ſpät, um einem entſetzlichen Verbrechen vorzubeugen — Alles entdeckt, ja ſogar dein Gelöbniß, dich heimlich mit ſeiner Tochter zu vermählen. So wiſſe denn, welchem Abgrunde des Verderbens deine Seele nahe war: Unna iſt deine leibliche Schweſter, das Kind meiner Jugendverirrung mit der Freyin von Wolfsberg.

Im tiefſten Mark erſchüttert, taumelte Erwin der Thüre zu. — „Wohin, Unbeſonnener?" ruft ihm der Vater ängſtlich nach. „„Auf ewig von der Schweſter Abſchied nehmen!"" — antwortet der Jüngling mit tonloſer Stimme und ſtürzt unaufhaltſam hinaus.

Als der letzte Scheidekuß der Sonne auf dem Buſen des See's glühte, brannte auch Erwins von allem Irdiſchen geläuterter Flammenkuß auf Unna's Lippen. Bruder und Schweſter hatten keine Worte mehr. Sie halten ſich lautlos feſt umſchlungen. Plötzlich wallt der See mit dumpfem Schäumen empor; mit donnerndem Getöſe beginnt das Ufer zu beben, es wankt, und mit furchtbarem Krachen verſinkt Erdzunge, Hütte und das unglückliche Paar in das gähnende Wogengrab.

Es geht die Sage, die Fiſche hätten allmählig den lockeren Grund jener Erdzunge unterhöhlt und ſo deren Einſturz vorbereitet, den ein Erdbeben vollends ausgeführt.

Noch zeigen die Bewohner der Umgegend die Stelle, wo die Fiſcherhütte geſtanden und erzählen ihre traurige Geſchichte.

A. Sch.

Des Fiſchers Haus.[1]

Sein buntes Haus hat der Fiſcher gebaut,
Es ſteht dicht an den Wellen;
In der blauen Fluth es ſich beſchaut,
Als ſpräch es: wer kann mich fällen?

Die Mauern, die ſind ſo dicht;
Voll Korn und Wein ſind die Räume;
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blüthenbäume.

Und Reben winken herein
Von grünen, ſchirmenden Hügeln,
Die laſſen den Nord nicht ein,
Die umhaucht nur der Weſt mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fiſcher ſteht,
Es ſpielt ſein Netz in den Wellen;
Umſonſt ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn an's Geſtade;
Kein armes Fiſchlein entflieht,
Das kleinſte nicht findet Gnade.

Auch hebet kein Waſſerweib,
Euch zu retten, ihr Stillen, ihr Guten,
Aus den Tiefen empor den Leib,
Und lockt ihn hinab in die Fluthen.

„Ich bin der Herrſcher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!“

So ſpricht er und ſchnellt in die Höh'
Den ſchweren Angel im Bogen.

Und euer Leben iſt aus;
Der Fiſcher, mit frohem Behagen,
Er tritt in das ſtattliche Haus,
An den harten Stein euch zu ſchlagen.

Er legt ſich auf weichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen;
O Nacht, ſo ſicher und kühl,
Wo Hamen und Angel ſäumen!

Da regt ſich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf' und Forelle,
Da nagt's mit geſchäftigem Mund
Und ſchlüpft unter's Ufer im Quelle.

Und frühe beim Morgenroth
Der Fiſcher kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache ſchafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr ſie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen,
Bis daß die ſchweigende Fluth
Iſt unter das Haus gedrungen;

Bis daß in ſinkender Nacht,
Wo der Fiſcher träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Verſinkt in der Wogen Gewühle.

Aus gießet ſich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen;
Er ſchlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie ſchwinden, ſie ſetzen ſich nieder;
Es ſpielen im freien Reich
Die Fiſche, die fröhlichen, wieder.

Guſtav Schwab.

[1]) Im Jahr 1692 verſank zu Gottlieben bei einem ſtarken Winde und einer Erderſchütterung, innerhalb drei Stunden, das Ufer mit vier Häuſer in den Unterſee. Man glaubte, daß es von Karpfen und Forellen unterfreſſen worden ſey.

Inſel Mainau.

Auf dem lieblichen Eiland Mainau im Bodenſee ſtand die ſchöne züchtige Jungfrau von Bodmann am Ufer, ihres Geliebten, des wackern Junkers von Langenſtein harrend, der ſie hier jeden Abend zu beſuchen pflegte. Das Fräulein hatte die mit allen Reizen der Natur geſchmückte Inſel zum Erbtheil erhalten und träumte ſich dieſelbe zum Voraus als den Sitz ſtiller häuslicher Freuden. Diesmal kam der junge Ritter ſpäter als gewöhnlich, auch ſtrahlte ſein Antlitz nicht freundlich, wie ſonſt, ſondern war umſchattet von düſteren Gedanken. Beſorgt forſchte das liebende Mädchen nach der Urſache und erfuhr, der alte Herr von Langenſtein ſey plötzlich von der Gicht heimgeſucht worden und daher unvermögend, den Zug nach dem gelobten Lande mit zu machen, weßhalb nun er als guter Sohn verpflichtet ſey, das Gelübde des Vaters zu löſen.

Die Jungfrau war Anfangs tief niedergeſchlagen, faßte ſich aber bald und ſagte: „Der Himmel hat uns eine Prüfung zugedacht und wir dürfen uns ihr nicht entziehen. Liebe und Vertrauen ſey unſer Wahlſpruch!“ — Der junge Ritter wußte ſich nicht ſo leicht zu faſſen als ſeine Verlobte, nur mit ſchwerem Herzen riß er ſich von ihr los und trat ſeinen Zug an. Glücklich gelangte der Heereshaufe, zu dem er gehörte, nach Paläſtina. Hier that er Wunder von Tapferkeit, ward aber in einem Scharmützel von den Türken gefangen und in einen finſtern Kerker geworfen, wo er viele Monde lang, faſt ohne Hoffnung, auf andere Weiſe als durch den Tod erlöſt zu werden, ſchmachten mußte. Wie oft flogen ſeine Gedanken auf den Flügeln der Sehnſucht aus dem Dunkel ſeines Verließes nach der blühenden Mainau hin! Dann füllten heiße Thränen ſein Auge

und er that mancherlei Gelübde, falls er glücklich heimkehren ſollte, doch ſchien der Himmel taub gegen all ſeinen Jammer.

In einer ſtürmiſchen Nacht träumt, es ihm einſtmals, ein lichter Engel ſchwebe zu ſeinem Lager nieder und rede mit freundlichem Lächeln: „Gelobe, dich dem Dienſte der Kirche zu weihen und du ſollſt bald deine Heimath wiederſehen.“ — Er gelobte dies mit feierlichen Schwüren, erwachte darüber und ſah mit Staunen die Pforten ſeines Kerker vor ihm offen ſtehn. Nichts hinderte ſeine raſche Flucht, unangefochten erreichte er die Küſte, wo eben ein venezianiſches Kauffahrteiſchiff die Segel zur Rückkehr ſpannte und ihn aufnahm. Je näher ihm der Heimath Berge winkten, deſto härteren Kampf beſtund er in ſeinem Innern. Er gedachte der ſehnſüchtig harrenden Geliebten, der endlich gewährten Wonne des Wiederſehens — aber eine dumpfe Stimme rief ihn plötzlich aus ſeinen Träumen wach: „Gedenke deines Gelübdes, der Kirche dich zu weihen!“

Noch vor dem Ende der Reiſe hatte der Himmel über das Irdiſche in ſeiner Bruſt geſiegt. Sein Vorſatz ward unerſchütterlich.

Jetzt taucht das liebliche Eiland vor ſeinen Blicken empor; ſchon ſieht er von fern am Geſtade eine weibliche Geſtalt wandeln — wer könnt' es anders ſeyn, als ſeine treue Verlobte? Kalte Schauer durchrieſeln ſeine Glieder, doch ermannt er ſich und befiehlt dem Schiffer, den Nachen einer andern Uferſtelle zuzulenken. Kaum gelandet, eilt er zu dem Landcomthur des deutſchen Ordens, der in der Nähe ſeinen Sitz hatte und bittet um Aufnahme, die auch unverzüglich ihm gewährt wird. Dann endet er einen Boten nach der Mainau mit einem Briefe, worin er Alles erzählt was ihn zu dieſem Schritte bewegt und von der Verlobten Abſchied nimmt für dieſe Welt.

Stumm in das Geſchick ſich ergebend, nahm die Jungfrau dieſe Botſchaft auf. Ihr Entſchluß war bald gefaßt. Sie trug ihre für ſie nun verödete Mainau dem deutſchen Orden als Geſchenk an, und zwar unter der Bedingung, daß Herr von Langenſtein der Nachfolger des greiſen Comthurs in ſeiner Würde ſeyn ſollte. Der Großmeiſter willigte dankbar ein und nun entließ die junge Freyin all' ihre Dienerſchaft, nachdem ſie unter dieſelbe vertheilt hatte, was ſie nur an Gold und

Kleinodien beſaß. In die Einſamkeit eines Kloſters ſich bergend, vertauſchte ſie bald alle Gedanken an das Ufer ihrer Liebesträume mit der Wiege der Hoffnung, bald in der ewigen Heimath zu landen.*)

A. Sch.

*) Siehe die folgende poetiſche Faſſung dieſer Sage von Guſt. Schwab.

Die Maid von Bodmann.

Es ſchwillet aus den Wellen
Die grüne Mayenau;
Dort ſitzt bei dem Geſellen
Eine reine, ſüße Frau;
Von Bodmann iſt's die treue Magd,
Ihr Herz, ihr Blüthegeiland,
Hat ſie ihm zugeſagt.

„Ruh' aus in meiner Laube
Und ſinge Lieder mir!
Der Apfel und die Traube,
Sie blüh'n, ſie reifen dir!“
Da ſprach Herr Hug von Langenſtein, ¹)
Und ſprang empor vom Raſen:
„„Nicht alſo darf es ſeyn!

„„Mir iſt ein Bote kommen:
Der alte Vater gern
Das Kreuz hätt' er genommen,
Gehorcht dem Landesherrn!
So iſt er krank und altersmatt,
Den Sohn in friſcher Jugend
Schickt er an ſeiner Statt.““

Nicht traurig ſoll der Wille
Des Vaters ſeyn gethan;
Die Maid weint in der Stille,
Er ſchaut ſie brünſtig an:
„„Ich kehre heim, du ſüße Braut!
Vertrau dem Chriſt im Himmel,
Und bleib' mir hold und traut!““

Er ſchwingt ſich in den Nachen,
Die Fluth trägt ihn davon,
Den Vater gut, den ſchwachen,
Vertritt der ſtarke Sohn.
Der Gram um ſeine treue Maid,
Er wird zu grimmen Streichen,
Davon erliegt der Heid'.

In Beten und in Sehnen
Die Jungfrau harrt zu Haus,
Bis bei den Saracenen
Der lange Streit iſt aus.
Es kehret heim der Kämpfer Schaar;
Sie ſchaut hinaus nach Einem,
Den wird ſie nicht gewahr.

Der Herbſtwind rauſcht im Laube,
Der Apfel fällt vom Baum,
Es reift die dunkle Traube:
War Alles denn ein Traum?
Und endlich braußt der Winterſturm —
Herr Hug er liegt gefangen
Und wund im Heidenthurm.

Da hat der Jungfrau Hoffen
Recht wie ein Donnerſtrahl
Die böſe Kunde troffen;
Sie ſitzet ſtumm im Saal.
Es kam der Freyer Schwarm herbei:
Die Hoffnung iſt geſtorben,
Doch lebt ja noch die Treu! —

Die Hoffnung iſt geſtorben,
Doch lebt ja noch die Treu:
Ob auch im Thurm verdorben
Des Ritters Jugend ſey;
Man beut ihm Freiheit, Gold und Ehr',
Wollt' er vom Glauben laſſen;
Das thät er nimmermehr.

Von Jahr zu Jahr ſie trauern,
Sie ſinken fleh'nd aufs Knie,
Er in den ſchwarzen Mauern,
Auf grünem Eiland ſie.
Bis daß in einer Frühlingsnacht
Das Wort des Herrn im Traume
Ward vor ſein Ohr gebracht.

Der Engel ſprach zum Ritter:
„„Auf, opfre dich dem Herrn,
So ſpringt dein Kerkergitter,
So leitet dich ſein Stern!“
Der Ritter denkt der ſüßen Frau'n,
Die Minne ſoll er opfern;
Doch ach! er darf ſie ſchau'n!

Und einem Ritterorden
Gelobt er ſich im Traum; —
Sieh da, erfüllt iſt worden,
Was ſchien ihm möglich kaum.
Denn als er aus dem Schlaf erwacht,
Das Kerkerthor ſteht offen
In ſternenheller Nacht.

Er pflegt' in jungen Jahren
Der Sterne Wiſſenſchaft;
So zieht er, wohlerfahren,
Gott ſtärket ſeine Kraft.
Er führt ihn durch den heißen Sand,
Und unter wilden Völkern,
Bis an des Meeres Strand.

Durch Sturm und Felſenriffe
Bringt ſchnell und ſicher ihn
Auf einem Chriſtenſchiffe
Der Herr zur Heimath hin.
Bald unter teutſchem Blüthenſchnee
Steht er am alten Ufer
Und rudert durch den See.

Und aus den Wellenſchäumen,
Erfriſcht vom Morgenthau,
Mit Reben, Wieſen, Bäumen,
Winkt ihm die Mayenau;
Und eine ſelige Geſtalt,
Die Arm' entgegenbreitend,
Ruft ihn mit Allgewalt.

Da wird ſein Auge trüber,
Sein Haupt ſinkt auf die Bruſt,
Er lenkt den Kahn hinüber
Von Liebe weg und Luſt.
Im Walde vor dem Landcomthur
Steht er: im deutſchen Orden
Will Gott er dienen nur.

Und einen Freund er ſendet
Zur grünen Mayenau,
Den letzten Gruß er ſpendet
Der herzgeliebten Frau.
Da löſcht die Hochzeitfackel aus,
Die ihr im Geiſt entglommen,
Und ſtarb in Nacht und Graus.

Und als aus tiefem Leide
Sie wieder hob den Blick,
Da glänzt im Blumenkleide
Das Eiland, wie im Glück;
Da goß ein Rebenblüthenduft
So ſüß Erinnrungsträume
Durch die gewürzte Luft.

Jetzt kam, was Ruhe bringet,
Ihr vor die Seele hell,
Die Fluth, die ſie umringet,
Zertheilt ihr Nachen ſchnell;
Es geht die ſchöne blaſſe Maid
Durch ferne Lande ſchweigend,
Im Blick der Liebe Leid.

Bald wird ihr Auge dreiſter,
Und kecker auch ihr Schritt,
Und vor des Ordens Meiſter,
Den oberſten, ſie tritt
Und ſprach: „Nehmt hin, was noch iſt mein,
Zu Gottes Eigenthume,
Ein reiches Inſelein!

„Es ſcheinet warm die Sonne
Und pflegt die Rebe drauf,
Und Früchte glühn zur Wonne
Und Saaten rings vollauf!
Doch Eines, Eines bitt' ich nur:
Herr Langenſtein, der Ritter,
Der werde dort Comthur!“

Der Meiſter ihr gewähret
Die fromme Bitte gern;
Da war ihr Wunſch erhöret,
Wie dankte ſie dem Herrn!
Da ſchied ſie, Thränen in dem Blick,
Da glänzt ihr hell im Herzen
Zugleich des Liebſten Glück.

„So ſind doch Ihm die Reben,
Die Felder Ihm gebaut!
Die Laube wird Ihn umweben,
Die mich und Ihn geſchaut!
Und wo zuſammen wir gefleht,
Ach, in der Burgkapelle,
Da tönt doch Sein Gebet!“ — —

Wohin die Maid geflüchtet,
Wo ſie verweint die Zeit?
Das hat kein Mund berichtet,
Begraben iſt ihr Leid.
Doch in dem neuen Ordenshaus,
Da tönte durch die Wellen
Ein ernſter Sang hinaus:

„„O Gottesminne hehre!
Du haſt gelenkt mein Schiff
Auf ſturmbewegtem Meere
Vorbei am Felſenriff!
Doch ſanfte Still' und wahre Ruh,
Die hab ich nie genoſſen, —
Wann deckt das Grab mich zu?"'

Guſtav Schwab.

1) „Es iſt keinem Zweifel unterworfen" — ſagt Schönhuth in ſeinem Werke „Die Burgen des Hegau's ꝛc. „(3. Heft, S. 30) daß dieſer Hug von Langenſtein derſelbe Sänger iſt, von dem wir mehrere Gedichte beſitzen, nämlich ein Gedicht über die Märtyrin Martina in nicht weniger als 32,000 Verſen, ſodann eine aſtrologiſche Abhandlung von den 4 Elementen, 7 Planeten und 12 Himmelszeichen, und ferner ein Gedicht von 324 Verſen, welches letztere Meiſter Sepp von Eppishuſen „gueten Fründen zu Luſt und Lieb im Jahr 1826 an's Liecht ſtellte" unter dem Titel: „Ein ſchön und anmüetig Gedicht, wie ein heideſcher Küng, genannt der Littower, wunderbarlich bekert und in Prüſſenland getoufft ward." (2. Auflage. Conſtanz 1826. Seemüller.)

Er nennt ſich am Schluſſe ſeines größeren Gedichtes ausdrücklich:

„Ob ez och wäre vwer (euer) gir
Das ich iv wiſſen lieze
Wie ich ze namen hieze,
Wolten jr mir guotes
Wünſchen vnd ſtetes muotes
Ze gotte vnd vnverdrozzin (unverdroſſen)
So wurde iv hie entſlozzin
Min name vnd doch vil blüc
Ich bin geheizin brvder huc
Se nach namen von langenſtein
Da was miner vordern hein
Zim tuiſchen huſe ein bruoder
Den gottes minne ruoder
Ab dem tobenden Sewe (See) ſchielt (ſchaltete)
Der nie rechter rvove (Ruhe) wielt (waltete)
Noch de keiner ſanfter ſtille ꝛc."

„Von dieſem Hugo finden wir, daß er im J. 1298, alſo 16 Jahre nach der Vergabung der Inſel Mainau an das Teutſch-Herrenhaus, im teutſchen Hauſe zu Freiburg i. B. gelebt hat. Eben ſo wenig läßt ſich beſtreiten, daß er Comthur des teutſchen Ordens auf der Mainau war." (Siehe Schönhuth oben erwähntes Werk, 3. Heft S. 30 ff.)

Das Crucifix bei der Mainau.

Nachdem die Schweden das Eiland Mainau eingenommen hatten, luden ſie das Crucifix und die beiden Schächer von Erz, welche nächſt der Inſel am See ſtanden, auf einen zweiſpännigen Wagen und fuhren damit fort. Am Berge von Lützelſtetten hielten die Pferde, und der Wagen war nicht mehr von der Stelle zu bringen, obgleich die Schweden zuletzt gar zwölf Pferde daran ſpannten. Sie ließen ihn nun ſammt ſeiner Ladung ſtehen, und ſpannten blos ihre Pferde davon aus, worauf Bauern ihn mit zwei Ackergäulen ganz leicht zurückführten und das Crucifix nebſt den Schächern wieder am vorigen Orte aufſtellten.

(Siehe Mone's Anzeiger für Kunde der teutſchen Vorzeit. Jahrg. 1839.)

Inſel Reichenau.

Die jetzt ſo liebliche Reichenau war ehemals (724 n. Chr.) noch ein von ſchädlichem Gewürme bewohntes, wildes Eiland, das in dem Gebiete eines Auſtraſiſchen Landvogtes, Namens Sintleoz (Sintlas), lag, welcher gegenüber, auf einer wahrſcheinlich nach ihm benannten Burg (ſpäter Sandeck genannt) oberhalb Bernang am Unterſee, ſeßhaft war. Sie hieß ſchlechthin die Aue, auch die Sintlas-Au*). Dorthin ſchickte der Auſtraſiſche Hausmajer Karl Martell den helvetiſchen Biſchof Priminius aus Winterthur, um eine chriſtliche Pflanzſtätte zu gründen. Der Biſchof erhielt von Sintlas Wohnung, reinigte das Eiland von den Schlangen und gründete eine Abtei, der die ſchwäbiſchen Dörfer Markolfingen, Alohospach (Allenspach), Kaltebrunn, Almanns-Montescurt (Allmannsdorf) und Erfmuottingen (Ermatingen) mit Land und Leuten

*) Sintilleozas Anna noch im Jahr 903.

vergabt wurden. Karl Martell ſtellte das Stift (Reichenau) unter den Schutz des Herzogs Luitfried von Allemannien und eines Grafen Bernald; Pipin und Carl der Große beſtätigten die Schenkung.

(Siehe Guſtav Schwab: „Der Bodenſee nebſt dem Rheinthale ꝛc.")

Ratolphszell's Urſprung.

Um das Jahr 840 n. Chr. G., da das Kloſter Reichenau bereits in hohem Anſehen ſtand und mit vielen Gütern geſegnet war, kam Ratold, ein Teutſcher, aus dem Geſchlechte der Grafen in der Bertoldsbaar, zum zweitenmal aus Italien, wo er eine Zeitlang zu Verona Biſchof geweſen war, in ſein Vaterland zurück. Er hatte nicht lange vorher (834) die Gemahlin des Kaiſers Ludwig, Judith, aus Italien nach Aachen begleitet, und war auf den Reichstagen zu Diedenhofen und Aachen (835), und Ingelheim (840) zugegen geweſen, zog ſich aber jetzt, nachdem er der Biſchofswürde feierlich entſagt hatte, in die Einſamkeit zurück und kam nach Reichenau zu dem Abt Hayto, der ihm geſtattete, ſich auf ſeinem Gebiete am Seeufer eine Zelle zu bauen.

Ratold wählte den Ort, wo nun die Stadt ſeines Namens ſteht, ſammelte einige Brüder um ſich und lebte mit denſelben, fromme Werke ausübend und das Volk für Chriſti Lehre mehr und mehr begeiſternd, bis zum Jahre 874, wo er ſtarb und in der von ihm erbauten Kirche beſtattet wurde, wo ſein Grabmal noch gezeigt wird. Aus den Anſiedlungen um das Gotteshaus, aus den Fiſcher- und Schifferwohnungen in der Nähe, erwuchs nach und nach aus dem beſcheidenen Kerne von Ratolds Zelle eine Stadt.

(Siehe K. Walchner's „Geſchichte der Stadt Ratolfszell." Freiburg, 1825.)

Einer wunderthätigen Nonne wird das Handwerk gelegt.

Bereits in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts war zu Ratolfszell ein Frauenkloſter vom Orden des heiligen Franziskus entſtanden. Kurze Zeit vor der Kirchenverſammlung zu Conſtanz begab es ſich, daß eine Nonne dieſes Kloſters großen Ruf beſchaulichen Lebens und beſonderer Wundergaben durch ihren heiligen Wandel erwarb. Wer da nicht wußte, ob hierin Gottes oder des Menſchen Geiſt walte, der glaubte. Daher kamen viele Geiſtliche von Conſtanz und aus der Nachbarſchaft, darunter ſelbſt Leute von hohem Stande, nach Ratolfszell, um bei der frommen Nonne, wie ſie rühmten, Troſt und Hülfe in ihren Anliegen zu holen. Dieſelbe wußte ſich oft in einen Zuſtand von Verzückung zu verſetzen und pflegte, wenn ſie wieder daraus gleichſam erwachte, den Anweſenden Geheimniſſe zu offenbaren, deren ſie doch keine hatte. Einige ſchwachköpfige Prieſter aber glaubten dem Vorgeben des Weibes und hielten es für eine Heilige. Sie verkündeten demnach einſtmals zu Conſtanz, daß die fromme Nonne an einem beſtimmten Tage, welchen ſie angaben, in dem Zuſtande ihrer heiligen Entzückungen die Wundmale des Heilands an ihren Händen, Füßen und Brüſten erhalten werde. Da ward ein gewaltiger Zulauf von Volk aus allen Ständen von Conſtanz nach Ratolphszell, um an dem feſtgeſetzten Tage Zeugen des erwarteten Wunders zu ſeyn. Es waren auch einige Prieſter der Pſeudoprophetin beſtellt, welche die Ankommenden empfingen, die Kraft der Heiligen rühmten und die Leichtgläubigen zum Anſchauen des Wunders vorbereiteten. Die Nonne lag aber unbeweglich, gleich einer in höhere Räume Verzückten, den ganzen Tag über da, bis endlich das Volk des langen Wartens müde und mit allmählig ſich abkühlendem Glauben an die Wunderkraft der Nonne, zu murren anfing. Da trat einer von den Prieſtern der neuen Prophetin hervor und rief mit lauter Stimme: „Habt nur noch ein wenig Geduld und paßt auf!“ Da legte ſich das Gemurmel des Unwillens in etwas. Allein als es ſchon ſpäter Abend wurde, und noch immer kein Wunder geſchah, da ging das Volk ſpottend und ſchimpfend auseinander, und die Leichtgläu-

bigſten ſchlichen beſchämt davon! Bald darauf aber wurde die Wundernonne ſammt einem ihrer vertrauten Prieſter, irriger Lehren bezüchtigt, vor den Offizial in Conſtanz geladen, wo ſie beide, nach vorherigem Widerruf ihrer Irrthümer, mit verdienter Strafe belegt wurden.

(Vergl. K. Walchners „Geſchichte der Stadt Ratolphszell.“ Freiburg, 1825.)

Die Meeresburg.[1]

(Konradins Sitz um 1262 und 67.)

Hoch über Felſen ſteht ſie aufgebaut
Am Seegeſtad, daran die Wogen ſchlagen;
So hoch — was über ihr die Wolke braut,
Scheint ſie mit grauen Zackenreih'n zu tragen.

Inmitten ſteht, den Dagobert geſetzt,
Der Thurm, in dem der Schild Martell's geklungen,[2])
Ein feſt Gemäu'r, ſo ſtark und unverletzt,
Als ob es ſein Jahrtauſend überſprungen.

Durch ſeine Scharten ſchau ich in das Land
Weit, weit hinaus, auf ſonn'ge Uferſtrecken,
Die wie ein Blumenkranz rings um den Rand
Von einem feſttäglichen Silberbecken.

Die ſtillen Schiffe ſeh' ich, wie ſie ſacht
Segel und Maſten unter'm Winde neigen;
Wie einen Maſt, daran die Wolke flaggt,
Seh' ich das Alphorn in die Lüfte ſteigen.

Und dieſe Burg — ein fabelhaftes Haus,
Als ob's ein Mönch gemalt in ſeinen Pſalter!
Mich überwölbt die Decke dieſes Bau's
Mit bunten Träumen aus dem Mittelalter.

Ein Horneſtoß! es raſſelt unterm Thor,
Die Sporen klirren auf den Wendelſtiegen; —

Dort, auf der Warte Söller, hoch empor
Bis in die Lüfte, die den Habicht wiegen:

Das iſt des Konradin Panier; es weht
Der Sonnenſtrahl in ſeinen goldnen Falten;
— Er ſelbſt — er hat dem Reiher nachgeſpäht
Und auf der Fauſt das Federſpiel gehalten.

Jetzt auf die Zinne mit dem Arm geſtützt
Blickt er hinab, wie ihn das Waſſer ſpiegelt,
Sein träumend Haupt vom Abend angeblitzt,
Vom weichen Föhn Italia's umflügelt.

Italia's! — es kommt wie Gruß geweht,
Wie laue Bergesluft der Apenninen;
War's nicht wie ſüßen Harzes Duft, wenn ſpät
Die Sonne noch den Pinienwald durchſchienen? —

Er fährt empor — ein Falk, der Beute ſieht, —
Das Herz hat Flügel und die Lüfte tragen —
Da liegt's, da glüht's, Apuliens Gebiet,
Und nun ein heiß, ein königliches Jagen!

„— O Karl von Anjou — Anjou hüte ſich!
Von dieſen Alpen ſieh es niederkommen;
Wie jäher Bergſturz kommt es über dich,
Wie fluthgepeitſchte Fluthen angeſchwommen! —

„Doch ha, verdammt! — noch in dies blanke Schwert
Iſt keine Scharte klirrend eingehauen;
Laut wiehernd an der Krippe ſteht das Pferd,
Und muß am Halfter ſeinen Schaum zerkauen.

„Wann wirſt du, wann, in Eiſen aufgezäumt,
Den Hohenſtaufen in ſein Erbe tragen?
Wann wird dein Huf, von friſchem Blut beſchäumt,
Sich in den todten Schädel Anjou's ſchlagen?

„O ſchnödes Volk! — ihr laget Mann für Mann
Im Staub einſt vor den Kaiſer-Ghibellinen;
Zu mir heran — o eine Schaar nur — dann
Nur einmal Blut auf dieſe Panzerſchienen! —"

Er ſendet glühend ſeine Blicke fort,
Die Alpenrieſen vor ihm zu durchbrechen;
Sie aber ſtehen, düſtre Warner, dort,
Wie Schilde hebend ihre Gletſcherflächen,

Ringsum in Wetter eingehüllt, daß ſchwer
Um ihren Leib die Wolken niederhangen;
Blutrothe Blitze zucken daraus her,
Als ſei's das Leuchten ihrer Gürtelſpangen.

Levin Schücking.

[1]) Meersburg iſt ſehr alt und ſchon der Name deutet darauf hin, daß die Stadt einem Leuchtthurme und den dabei erbauten Fiſcher- und Schifferhütten ihren Urſprung zu danken habe, da man dieſen Thurm nur die Burg am Meere, Meeresburg, nannte. Im 14. Jahrhundert kam Meersburg an das Hochſtift Conſtanz, nachdem es dem Welfiſchen Hauſe gehört hatte, vom Kaiſer Friedrich I. eingezogen und zum Herzogthum Schwaben geſchlagen worden war, woher es Biſchof Eberhard von Waldburg entweder vom König Konrad IV. oder von Konradin erworben haben ſoll

[2]) Der Thurm, oder das hohe viereckige Gebäude, der älteſte Theil des Meersburger alten Schloſſes, iſt jetzt von den übrigen Beſtandtheilen deſſelben ganz umbaut. An dieſem in fränkiſcher Bauart errichteten Thurme fand man die Buchſtaben C. M. eingehauen, welche auf Karl Martell gedeutet wurden. Seit dem J. 1838 wohnt in dieſem Schloſſe der Freiherr von Laßberg, der verdienſtvolle Beförderer altteutſcher Literatur, welcher ſeine unſchätzbare Bibliothek und Handſchriftenſammlung in dem feuerfeſten Archivgewölbe der Biſchöfe aufgeſtellt hat. (Siehe Univerſallexikon von Baden, S. 767.)

Johannes Heuglin in Meersburg.

Das unſchuldigſte Opfer von Denjenigen, welche für die geſcheiterte Bauernempörung in der Seegegend (1525) vorzüglich büßen mußten, war Johann Heuglin, den man wegen Abfaſſung der Sernatingiſchen Bauernartikel und Verkündigung ketzeriſcher Lehren öffentlich anklagte und ſofort dem geiſtlichen Gerichte des Biſchofs von Conſtanz übergab. Der gute Mann bekannte Alles getreulich, was er gelehrt hatte, leugnete aber trotz den Qualen der Folter ſtandhaft, was man ihm andichtete, und weigerte ſich entſchieden gegen jeden

Widerruf, ſo lange man ihn nicht aus der heiligen Schrift eines Irrthums überführen könne. Das Gericht wurde auf dem Marktplatze zu Meersburg öffentlich abgehalten. Nur mit Mühe konnte Heuglin die Erlaubniß erwirken, ſich gegen die einzelnen Anklagepunkte vor dem Volke zu vertheidigen. Er that es mit jener Kraft der Ueberzeugung, die auch den Schwächſten muthig und beredt macht. Als der Punkt kam, worin man ihn beſchuldigte, das Fegefeuer geleugnet zu haben, rief er aus: „Lieber Gott, ich mußte durch die Schmerzen im Gefängniſſe und auf der Folterbank wohl Fegfeuer genug empfinden!“ und fing an zu weinen. Viele der Zuſchauer vergoſſen ebenfalls Thränen, während der biſchöfliche Vikar höhniſch lächelte. Als Heuglin dies bemerkte, frug er ihn: „Warum lachet Ihr über mich? Ich bin ein armer, verlaſſener Mann, der das Auslachen nicht verdient! Gott vergeb' es Euch, Ihr wiſſet nicht, was Ihr thut!“ — Aber ungeachtet der klarſten Darlegung ſeiner Unſchuld wurde Heuglin nun zum Tode verurtheilt, ſogleich auf die Richtſtätte abgeführt und als Ketzer und Feind der Kirche verbrannt!

(Siehe G. Baders „Badiſche Landesgeſchichte.“ S. 467.)

Benno von Kirchberg.[1]

Ritter Benno liegt gebunden
In des Kerkers ödem Grab,
Fleht um Tod im Schmerz der Wunden,
Die des Bruders Hand ihm gab,
Der im Kampf ihn hingerungen
Um der Schönſten Liebesblick,
Seines Lebens Reiz verſchlungen,
Seiner Hoffnung ſtilles Glück.

Horch! es hallen tiefe Glocken
Und der Orgel Donner jagt
In der Chöre Feſtfrohlocken
Und der Liebe Morgen tagt:
„Macht mich frei, ihr Himmelsworte,
Liebe, Liebe, brich mir Bahn!“

Er zerreißt die Kerkerpforte,
Schreitet zu dem Dom hinan.

Hingegoſſen auf die Stufen
Sieht er die Beglückten knie'n,
Hört ihr ewig Ja ſie rufen,
Klirrt in ſeinen Ketten hin:
„Ja und Ja! du Donnerſtimme,
Ja, ach Ja, du richteſt mich!
Brich mein Himmel denn im Grimme,
Und mein Engel berge ſich!“

Im bekränzten Ahnenſaale
Schwelgt im Fackeltanz das Paar.
Wer erſcheint mit dem Pokale,
Beut ihn der Vermählten dar?
„Nimm ihn hin, den Trank, den herben,
Drinn iſt meiner Zähren Fluth;
Leer' ihn froh auf mein Verderben,
Wie dein Gatte trank mein Blut!“

Ueber ſeine Schwelle leiſe
Tritt die Auserwählte ein;
Dem mit Blut erkauften Preiſe
Will er ſich in Wonnen weih'n.
Aber, — wie vom Schreck Gemähte,
Taumeln ſie vom Kuß zurück.
Er iſt hier auch, der Verſchmähte,
Mit dem hohlen Todesblick.

„Zu ermeſſen was mir fehle,
Sah ich tief das Glück, die Luſt;
Doch geſtillt iſt meine Seele,
Ausgerungen hat die Bruſt.
Aus der bangen Kerkerzelle,
Wo von Liebe Liebe litt,
Bau ich meine Himmelsſchwelle,
Fleh' um euren Eingang mit!“

Süßer als der Lieb' Erwarmen,
Wonniger als ihr Genuß,

Lohnt es ihn in Bruderarmen;
Er verzeiht im Friedenskuß.
An des Felſenſtroms Gebrauße,
Auf des Tannenthales Strand,
Baut er ſeine Gottesklauſe
Vom Geſtein der Kerkerwand.

Der Gebirge Häupter ſchauen
Um ihn her, ſein Friedensſchild,
Bergen jenſeits helle Auen,
Fern, wie ſeiner Liebe Bild.
Herzen, die verrathen trauern,
Von des Jammers Macht umtoſt,
Pilgern hin, zu Benno's Mauern,
Und er ſpendet ihnen Troſt.

Georg Rapp.

[1]) Das Schloß Kirchberg liegt bei dem Amtsorte Salem, an welche Gemeinde es im Jahre 1288 kam. Hier beſchloß der letzte Reichsprälat von Salem ſein Leben. In früheſter Zeit nannte ſich ein Adelsgeſchlecht von Kirchberg. Standesherren dieſer Beſitzung ſind jetzt die Markgrafen von Baden.

Ueberlingen.

Eine der früheſten Pflanzſtätten des Chriſtenthums am untern Bodenſee war Iburningä, eine Allemanniſche Anſiedelung, auf dem nördlichen Ufer des Sees gelegen und auf Felſen gegründet. Wie es ſcheint, war ſie damals, im Anfange des 7. Jahrhunderts, der Mittelpunkt der fränkiſchen Regierung dieſer Gegend. Ein chriſtlicher Frankenherzog Allemanniens, Namens Gunzo, hochgeehrt am fränkiſchen Hofe, hatte dort ſeinen Wohnſitz.

Zur Zeit, als der heilige Gallus am See den Heiden den wahren Gott predigte, geſchah es, daß Herzogs Gunzo einzige ſchöne Tochter, Frideburg mit Namen, die dem Franken-

könige Sigebert, Theuderichs Sohne, verlobt war, in eine ſchwere Krankheit verfiel, ſo daß ihr Vater und alles Volk glaubte, ſie ſey von einem böſen Geiſte beſeſſen. Die Prieſter, welche ihr Bräutigam zu ihrer Heilung ſendete, verſpottete ſie, und erſt nach langem Toben der Krankheit verlangte ſie plötzlich, daß der fromme Gallus aus ſeiner Wüſte geholt werden ſolle. Als nun die Botſchaft über den See nach Arbon kam, wo ſich gerade der heilige Mann bei ſeinem Freunde, dem chriſtlichen Presbyter Willimar, auf Beſuch befand, glaubte Gallus, voll Demuth, dem Ruf an den Hof des Fürſten nicht folgen zu dürfen, und entwich mit zwei ſeiner Schüler in's alte churiſche Rhätien nach Quaradaves (Grabs), wo er einen Chriſtendiakon, Johann, fand und ſich bei ihm in einer Höhle verbarg. Doch Willimar eilte ihm nach, fand ihn dort und, indem er ihm zu Gemüthe führte, daß es ein Ruf Gottes ſeyn müſſe, der ihn zu einem Werke der Liebe fordere, überredete er ihn, mit ihm umzukehren und über den See nach Iburningen zum Herzog Gunzo zu fahren, was er auch that. Wirklich genaß auch die Prinzeſſin Frideburg auf ſein Gebet, und die alte Urkunde (das Leben des h. Gallus, von Walafried Strabo) erzählt, daß der grimme Geiſt in Geſtalt eines ſchwarzen Raben aus ihrem Munde geflogen ſey. Der dankbare Herzog verlangte, Gallus ſolle die eben erledigte Biſchofsſtelle von Conſtanz annehmen; aus ungeheuchelter Demuth aber lehnte ſie Gallus ab, ſchlug jedoch einen eingebornen Allemannen, den obenerwähnten Diakonus von Quaradaves, Johannes, dazu vor, der unter ſeiner Leitung die heilige Schrift ſtudirt hatte. Herzog Gunzo willigte ein und Gallus wohnte der Weihung ſeines Freundes im Dome von Conſtanz bei, dieſe Gelegenheit benützend, um die Liebe Gottes, die ſich in der Schöpfung und Erlöſung geoffenbart, den Gemüthern der neuen Chriſten zu ſchildern. Er betrat mit Johannes die Canzel und dieſer dollmetſchte in's Allemanniſche, was Gallus lateiniſch vorgetragen. Als der fromme Apoſtel mit des Herzogs reichlichen Geſchenken nach Arbon zurückkehrte, berief er die Armen aus der Gegend zu ſich und vertheilte ſämmtliche Geſchenke unter ſie. Der Amtmann des Herzogs, zu Arbon, mußte auf Gunzo's Befehl mit allem Volke nach St. Gallus Zelle aufbrechen und ihm

dort Wohnungen bauen und einrichten. Die geneſene Prinzeſſin **Frideburg** aber zog, ſtatt der Hochzeitkleider, ein Nonnengewand an, und in ſolcher Geſtalt fand ihr königlicher Bräutigam, **Sigebert**, ſie an dem Altar, wo ſie mit ihm getraut werden ſollte und deſſen Hörner ſie, wie eine Schutzflehende, gefaßt hielt. „Ich trete dich deinem himmliſchen Bräutigam ab!“ — ſprach der fromme König, ergriff ihre Rechte und legte ſie auf den Altar. Dann verließ er die Schwelle des Tempels; „aber“ — fügt der Erzähler hinzu — „Thränen verriethen das Leiden ſeiner verborgenen, entſagenden Liebe.“

(Siehe Guſt. Schwabs: „Der Bodenſee nebſt dem Rheinthale ꝛc.“)

Die Heidenhöhlen bei Ueberlingen.

Zwiſchen den Dörfern Goldbach und Sipplingen am unteren Bodenſee, unweit Ueberlingen, zieht ſich dicht am Ufer des Sees in bedeutender Höhe und Länge eine mächtige Felswand hin. An dieſer Wand bemerkt man viele Oeffnungen von allerlei Größe und Geſtalt. Es ſind dies die Eingänge und Lichtöffnungen der ſogenannten Heidenhöhlen oder Heidenlöcher; vor etlichen vierzig Jahren führten ſteinerne Treppen noch zu den Eingängen, jetzt aber ſind ſie ganz verwittert, und nur mit Mühe und nicht ohne Gefahr kann man vermittelſt Leitern in dieſe wunderſamen Gemächern gelangen. Erſtaunen und Bewunderung muß aber Jeden ergreifen, der dieſes ſeltſame Rieſenwerk betritt. Tief in dem Innern der Felswand finden ſich hier eine Menge Gemächer und Kammern. Es iſt ein Werk, das außerordentliche Mühe und einen großen Zeitaufwand gekoſtet haben muß. Die Gemächer ſind beinahe alle gewölbt und mit Pfeilern verſehen, die Fenſteröffnungen großentheils regelmäßig angebracht und ſelbſt nicht ohne Zierlichkeit, nur etwas niedrig, denn die höchſten meſſen nicht über acht Fuß. An den Wänden ſind in vielen Kammern Sitzbänke, Niſchen und allerlei Vertiefungen angebracht, jedoch nicht in allen, und überhaupt läßt es ſich nicht verkennen, daß alle die Gewölbe und Kammern nicht zu einem und demſelben Zweck erbaut worden ſeyen. Unwillkürlich befällt Einen beim Eintreten in dieſe Fel-

ſenbehauſung der Gedanke an die egyptiſchen Todtenkammern und Nekropolen.

Ueber den urſprünglichen Zweck und Gebrauch dieſer Felſenkammern hat man keine Nachricht, und es läßt ſich nichts Sicheres darüber ermitteln.

In der Umgegend glaubt man allgemein, daß ſie den erſten Chriſten bei den ausgebrochenen Chriſtenverfolgungen zu Schlupfwinkeln gedient haben, oder auch, daß ſpäter bei größerer Ausbreitung des Chriſtenthums die noch übrigen Heiden der Umgegend in dieſen unterirdiſchen Gemächern ihren heimlichen Gottesdienſt gefeiert hätten. Doch auf keinen Fall können weder die verfolgten Chriſten noch die vertriebenen Heiden zu den obigen Zwecken ſich dieſe Wohnungen erſt gebaut haben; denn wer genöthigt iſt, ſich einen Schlupfwinkel zu ſuchen, hat wahrlich nicht ſo viel Zeit dazu, ſich eine Zufluchtsſtätte von ſolchem Umfang und ſolchem Zeitaufwand zu bereiten; denn bei einer Arbeit, die ſo viel Zeit und ſo viel Mühe erfordert, wären ſie ſicher vor deren Vollendung verrathen worden.

Unverkennbar iſt dies ein Römerwerk; aber aus welcher Zeit und zu welchem Zweck, darüber wagen wir nicht zu entſcheiden. Und auch der Name Heidenlöcher ſcheint dieſes zu beſtätigen, denn wie viele Ueberreſte römiſcher Bauwerke in unſerm Lande werden nicht mit dem Zuſatze heidniſch benannt! ſo der Heidenkeller bei Ettenheimmünſter, der Heidenberg bei Ippingen, das Heidenſchloß bei Orſingen, das Heidenloch auf dem Heiligenberg bei Heidelberg ꝛc. Uebrigens können ſpäter, als dieſe Höhlen leer geſtanden, ſehr leicht verfolgte Chriſten hier eine Zuflucht gefunden haben, wie dies unter Pelagius in Spanien im aſturiſchen Gebirge mit ſolchen Höhlen der Fall war. Eben ſo wenig wollen wir in Abrede ſtellen, daß auch nachher verfolgte Heiden ihren heimlichen Götzendienſt hier gehalten, und daß auch davon der Name Heidenlöcher, Heidenhöhlen entſtanden ſeyn könne. Uebrigens müſſen dieſe Kammern noch in ſpätern Zeiten Menſchen zur Wohnung gedient haben; denn in einer derſelben, deren Wände mit Kalk überworfen und von Ruß geſchwärzt ſind, findet ſich unter dem Ueberwurf in die Wand eingehauen die Zahl 1675. Wo ſich

dieſe Felſenwand dem Orte Sipplingen nähert, findet man in den Felſen eingehauene Reſte einer Einſiedelei mit uralten Bildern im byzantiniſchen Styl. Der Rauchfang und die in Stein gehauene Schlafſtätte des Einſiedlers ſind noch ſichtbar.

Dr. H. Schreiber.

(Siehe Karlsruher Unterhaltungsblatt, Jahrg. VI. 1833.)

Das Mährchen von den ſieben Schwaben.

Es waren einmal ſieben Schwaben, die wollten große Helden ſeyn und auf Abenteuer wandern durch die ganze Welt. Damit ſie aber ein gut Gewaffen hätten, ließen ſie ſich einen Spieß machen, ſieben Mannslängen lang, den faßten ſie zu ſiebend an, und gingen in einer Reihe hinter einander. Voran ging der Herr Schulz, der Allgäuer, als der Mannlichſte unter ihnen; dann kam der Jackli, genannt der Seehaas, hierauf der Marli, genannt der Neſtelſchwab, dem folgte der Jörgli, war der Blitzſchwab geheißen; hernach ging der Michel, Spiegelſchwab zubenamſet, dann kam der Hans, Knöpfleſchwab, und zuletzt kam Veitli, das war der Gelbfüßler. Dieſe Beinamen hatten alle ihre gute Urſach. Der Herr Schulz wurde der Allgäuer geheißen, weil er aus dem Allgau gebürtig war; der Seehaas hatte am Bodenſee geſeſſen; der Neſtelſchwab führte darum ſeinen Namen, weil er ſtatt der Knöpfe Neſteln an den Hoſen hatte und letztere faſt immer mit der Hand in die Höhe hielt, dieweil die Neſteln oftmalen abgeriſſen waren. Der Blitzſchwab hieß alſo, weil er ſich die Redensart: Potz Blitz! angewöhnt hatte. Der Spiegelſchwab hatte die Gewohnheit, ſeine Naſe allemal an den Vorderärmel ſeines Jankers*) abzuputzen, der davon einen gewiſſen Spiegelglanz annahm, das ſchaffte jenem den ſauberen Namen. Knöpfleſchwab war ein Mann, der verſtand, gute Knöpfle oder Spätzle zu kochen, das iſt im bayeriſchen Deutſch Knödel, und im ſächſiſchen Deutſch Klöſe. Der Gelbfüßler endlich war aus der Bopfinger Landſchaft, deren Einwohner die Umwohner Gelbfüßler ſchimpfen, darum, daß ſie einſtmals einen

*) Jacke.

Wagen voll Eier, den ſie ihrem Herzog als Abgabe bringen müſſen, recht voll ſtampfen wollten, und die Eier mit den Füßen feſt getreten, davon denn die Eier etwas Wenigs zerbrochen, und die Füße der Bopfinger gegilbt hatten.

Zogen nun die Sieben alleſammt guten Muthes mit ihrem Spieß dahin, kamen eines Heumondtages in der ſpäten Dämmerung über eine grüne Wieſe, da hob ſich eine Hurnauspe*) nicht weit von ihnen mit feindlichem Gebrummel hinter einer Dornhecken hervor, und flog vorüber. Darob erſchrack der Schulz Allgäuer mächtiglich, und begann Angſtſchweiß zu ſchwitzen, konnte auch kaum noch den Spieß halten, und ſchrie ſeinen Kriegsgeſellen zu: „Horcht! horcht! Der Feind trommelt ſchon!“ Da ſchmeckte der Jackli, der dicht hinter dem Schulzen ging, einen übeln Geruch und rief: „Wohl, wohl! Etwas iſt vorhanden! Ich ſchmecke ſchon das Pulver!“ Da nahm der Herr Schulz Reißaus, ließ den Spieß fahren und ſprang über einen Zaun, kam aber gerad auf die Zinken eines Rechens zu ſpringen, und da fuhr ihm der Stiel ins Geſicht und gab ihm einen ungewaſchenen Schlag. Schulz vermeinte, der Feind haue auf ihn ein, und ſchrie: „Gieb Gnade! Ich ergeb' mich!“ Die andern Sechs waren nachgeſprungen über den Zaun, und da ſie ihren Anführer alſo ſchreien hörten, ſo ſchrieen ſie Alle: Giebſt du dich, ſo geb' ich mich auch! Giebſt du dich, ſo geb ich mich auch! Aber es war Niemand vorhanden, der die ſieben Schwaben gefangen nehmen wollte, und da ſie das merkten, ſchämten ſie ſich ihrer wenigen Herzhaftigkeit und verſchwuren ſich, dieſe ihre erſte Heldenthat nicht weiter zu erzählen.

Weiter ſo kamen die ſieben Schwaben auf ihrem Zuge in einen Hohlweg, und wie ſie ſo tapfer darauf los marſchirten, merkten ſie nicht, daß ein großmächtiger Bär im Wege lag, bis der Allgäuer ganz nahe an ihm war. Als er den Bären ſah, war er hin vor Schreck, ſtolperte und ſtieß mit dem Spieße geradezu auf den Bären los, wozu er aber nichts konnte, und ſchrie dazu gottsjämmerlich: „Ein Bär! ein Bär!“ Vermeinte ſein letztes Brod wäre gebacken und bereits verzehrt. Doch

*) Horniß.

rührte ſich der Bär nicht, dieweil er maustodt war. Deß war der Allgäuer hoch erfreut, ſchaute um nach ſeinen Brüdern, und ſah mit neuem Schreck, daß alle für todt mäusleinſtill auf dem Boden lagen, meinte, er habe ſie gar mit dem Spieße hinterrücks erſtochen, und erhub ein Wehegeſchrei. Als die am Boden Liegenden vermerkten, daß der Bär den Allgäuer nicht aufgefreſſen, denn ſie waren nur vor Schreck dahin gepurzelt, lugten ſie vorſichtiglich in die Höh, und wie ſie ſahen, daß der Bär todt war, erhoben ſie ſich friſch und geſund, traten um den Bären herum und auf ihn, und unterſuchten, wie tief wohl die Wunde ſey, die der Spieß ihm beigebracht, fanden aber keine, und der Blitzſchwab ſagte: „Potz Blitz! Der Bär iſt verreckt und ſchon lange todt!“ — „„O ja,““ ſprach der Jackli: „„Man ſchmeckt den Braten.““ Wurden Eins, dem Bären das Fell abzuziehen und als Siegeszeichen mit zu führen, das Aas aber liegen zu laſſen. „Mögen den Bären nun die Schafe freſſen, wie er zuvor die Schafe gefreſſen hat!“ ſprach Einer unter ihnen, und ſo zogen ſie fürbaß mit ihrem Bärenfell und ihrem Spieß.

Und da geſchah es, daß die guten Geſellen auf ihrer Weiterfahrt an einen weiten blauen See kamen, — ſo dünkte es ihnen, denn es war alleweil etwas dämmerig geworden, — der ſchlug Wellen im Wind, und droben an ſeinem Abhang ſtanden die ſieben Schwaben und lugten hinunter, wie ſie wohl am geſchwindeſten über dieſen See kommen möchten. Es war aber kein Waſſer da drunten, ſondern ein Feld voll Flachſes, der ſo recht in ſeiner ſchönſten blauen Blüthe ſtand.

„Potz Blitz!“ rief der Blitzſchwab, „was iſt da zu thun? Ueber das wilde Waſſer müſſen wir!“

„Allgäuer, Du trag uns hinüber, wie weiland St. Chriſtoph die Pilgrimsleute!“ ſagte der Seehaas. — „Bygoſcht!“ antwortete der Allgäuer: „ins Waſſer ging ich wohl, wenn's nicht tiefer ging, als an den Hals.“ Der Neſtelſchwab griff mit der Hand an ſeinen Hoſenbund, das edle Kleidungsſtück feſt zu halten, daß es ihm nicht entfalle, während er mit der einen Hand ſchwimmen thäte; dem Knöpfleſchwab war das Ding gar nicht einerlei! er lugte ſcharf, ob kein Haifiſch, Walfiſch oder Krokodil im Waſſer brauſe; und ſo ſtanden auch die Andern ganz

verlegen da, bis der Blitzſchwab ſich hinter ihnen herum drückte und ein Paar hinunter ſtieß, indem er ausrief: „Friſch gewagt, iſt halb geſchwommen!“ Da Dieſe nicht unterſanken, faßte ſich auch der Gelbfüßler ein Herz, und that einen Hupf hinunter, ihm folgte der Blitzſchwab und der Neſtelſchwab mit beſſerem Vertrauen, und zuletzt ritt der Allgäuer auf dem Spieße hinab, und plumpte drunten Einer auf den Andern, bis ſie merkten, daß ſie mit der Naſe nur in grünes Gras gefallen waren, worauf ſie ſich allgemach mit etwas gequetſchten Rippen wieder aufmachten und an dem Spieße wiederum fürbaß ſchritten.

Nach mehr als Einem andern Abenteuer, das zu lang wäre zu erzählen, gelangten die ſieben Schwaben an einen wirklichen großen See, und da ſagte der Seehaas, der ihn gleich erkannte „Das iſt der Bodenſee.“ An deſſen Ufern ſollte, wie die Sage ging, ein gefährliches Ungeheuer hauſen, welches zu bekämpfen und zu erlegen die ſieben tapfern Schwaben ſich feſt vorgenommen hatten. Da ſie nun des Sees anſichtig geworden und zugleich des Waldes, in dem das Ungeheuer ſich aufhielt, — man wußte nicht, war's ein gräulicher Lindwurm oder ein feuerſpeiender Drache — ſo fiel ihnen zumeiſt das Herz in die Kniekehle, ſie machten Halt, und zündeten ein Feuerlein an, auf daß der Knöpfleſchwab noch zu guter Letzt, (denn wer konnte wiſſen, ob das Unthier ſie nicht alleſammt mit Haut und Haar verſchlingen werde, mit oder ohne ihren Spieß?) eine Mahlzeit Knöpfle und Spätzle bereite, und ſtellte während dem Eſſen Todesbetrachtungen an. Und nach dieſem begannen ſie ihre Schlachtordnung herzurichten, dabei gab es aber allerlei Span und Zwietracht. Der Allgäuer ſagte, er ſei nun bislang immer der Vorderſt geweſen, wäre Zeit, daß er nun auch einmal der Hinterſte ſey, und es ſolle der Blitzſchwab voran. Der meinte aber: „Kuraſchi hab' i gnueg im Leib, aber nit Leib gnueg für die Kuraſchi und das Beeſtj von Ungeheuer.“ Der Spiegelſchwab wiſchte ſich die Naſe am Aermel und that den Vorſchlag, es ſolle doch wohl beſſer ſeyn, wenn Einer für Alle ſterbe, und meinte, der Knöpfleſchwab könne ihnen dieſen kleinen Gefallen thun; der aber ſchrie Zetermordio, als habe das Ungeheuer ihn ſchon am Schlafittig. Und ſo ſprachen und ſtritten ſie noch eine Weile hin und her, bis ſie ſich friedſam einigten

und hurtiglich mit ihrem Spieße vorwärts ſchritten, gerade auf den Wald zu, wo das Unthier hauſen ſollte. Ehe ſie denſelben erreichten, kamen ſie an einen Rain davor, da ſaß ein Haas und macht' ein Männlein, und ſtreckte die langen Löffel in die Höh, das war den Schwaben grauslich anzuſchauen, hemmten darum ihren Schritt, hielten Rath und beſannen ſich, ob ſie vorwärts rücken und auf's Unthier eindringen ſollten mit lang vorgeſtrecktem Spieß, oder ob ſie ſich zur Flucht wenden ſollten; doch hielt Jeder feſt am Spieß. Da nun das Veitli hinten zumeiſt in Numero Sicher war, ſchwoll ihm der Kamm und er ſchrie dem Schulzen zu, der voran ſtand:

„Stoßt zue in aller Schwabe Nama,
Sohnſcht wünſch ich, daß ihr mächt erlahma!“

Der Hans, des Veitli Geibfüßler Vordermann, Knöpfleſchwab, ſpottete der Kuraſche des Veitli, indem er ſagte:

„Beim Elament, Du hauſcht guat ſchwätze,
Du biſcht der Letzſcht beim Drachahetze!“

Dem Michel ſträubte die Herzhaftigkeit das Haar empor, er blickte gar nicht hin nach dem Ungeheuer, ſondern ſprach mit abgewandtem Geſicht, indem er den Aermel ſeinem Geſicht näherte:

„Es wird nit feihla um an Haar,
So iſt es wohl der Teufel gar!“

Jörgli luegte dem Michel in's Geſicht und ſchaute auch gar nicht hin nach dem Büſter von Ungeheuer, indem er zaghaft einſtimmte:

„Blitz! iſt erſch nit, ſo iſcht ſei Mutter,
Oder des Teufels ſein Stiefbruder!“

Dem Marli Neſtelſchwab, der ſich ſchon ziemlich weit vorn am Spieß befand, daran die Schwaben gingen, wie ein Wiedle geſpießter Lerchen, gefiel ſein Platz nicht, und er hatte einen guten Einfall; er kehrte ſich auch um, da er nicht für nöthig fand, das Ungeheuer anzuſehen, und rief dem Veitli zu:

„Gang Veitli, gang, gang Du voran,
I will dahinda vor Dir ſtahn!“

Veitli drückte aber ſeine Ohren auf und that als hörte er nicht; worauf der Marli zum Jackli ſagte:

„Gang, Jackli, gang, gang Du voran!

Du haſcht Sporn und Stiefel an,
Daß Dich der Drach nit beiſſe kann!“

Aber Jackli fand ſeinen Troſt darinnen, daß der Allgäuer an der Spitze des Spießes, der ſieben Schwaben und des zu beſtehenden Abenteuers ſtand, und ſagte:

„Herr Schulz, der muß der Erſchte ſeyn,
Denn ihm gebührt die Ehr allein.“

Schulz Allgäuer faßte ſich ein Herz und ſprach muthig, da es nun einmal in die unvermeidliche Gefahr ging:

„So zieht denn herzhaft in den Streit,
Hieran erkennt man tapfre Leut!“

Und ſo ging es in Gottes Namen und im Sturmſchritt auf das Ungeheuer los, und als dem Schulzen das Herz boperte, konnte er ſich ſeiner Angſt nicht erwehren und ſchrie: „Hau hurlehau! hau! hauhau!“ Da erſchrack der Haas und gab ſpornſtreichs Ferſengeld querfeldein, und lief was er laufen konnte. Jetzt rief Schulz Allgäuer freudiglich:

„Potz Veitli, luag, luag, was iſcht dahs?
Das Ungeheuer iſcht nur an Haas!“

„Haſchtu geſehn? Haſchtu geſehn?“ fragten ſich nun die Andern unter einander. „Potz Blitz! Ein Ding, wie ein Kalb!“ rief der Blitzſchwab. Der Neſtelſchwab thät ſeinen größten Fluch: „Mit Verlaub! Daß Dich das Mäusle beiß! Ein Thier wie ein Maſtochs!“ „Oho!“ rief der Knöpfleſchwab: „ein Helifant iſt nur ein' Katz gegen das Unthier.“ „Bygoſcht,“ erwiederte der Allgäuer: „wenn das kein Haas geweſen, ſo weiß ich keinen Dreimännerwein vom Rachenputzer zu unterſcheiden!“ „Nu nu!“ vermittelte der Seehaas: „Haas her, Haas hin! Ein Seehaas iſt halt größer und grimmiger, als alle Haaſen im heiligen römiſchen Reich.“ “Wie der Seewein ſauerer und herber, als alle Weine im heiligen römiſchen Reich,“ ſpottete hinten der Gelbfüßler, und über dieſe Anzüglichkeit hätte ihm der Seehaas faſt ein Paar Watſchen gegeben, denn er fühlte ſich in ſeinem Nationalgefühl verletzt.

Da nun das Abenteuer mit dem Ungeheuer von den ſieben Schwaben ſo glückhaft beſtanden war, wurden ſie Eins, nunmehr von ihren Thaten auszuruhen und wieder friedlich heimzuziehen. Zuvor aber thu' es Noth, ein Siegeszeichen zu errichten,

das der Mit- und Nachwelt ihren Triumph auf ewige Zeiten vermelde. Da es nun unmöglich war, wie vor Zeiten tapfere Ritter gethan, die Drachenhaut in einer Kirche aufzuhängen, dieweil kein Drache ſein Fell zu Markte getragen und der Haas in ſeinem Balg wohlbehalten entkommen war, ſo wurden die guten Geſellen dahin Eins, ihr Bärenfell und ihren Spieß als eine Trophäe in die nächſtgelegene Kirche zu ſtiften, die hieß man hernach die Kapelle zum ſchwäbiſchen Heiland.*) Dort wird wohl der Spieß noch hängen, das Bärenfell aber haben die Motten verzehrt, und die Sperlinge haben die Haare in ihre Neſter getragen.

(Aus L. Bechſteins „Deutſches Mährchenbuch." Leipzig, 1845.)

*) Siehe darüber S. 73 dieſes Werkes.

Schwäbiſche Tafelrunde.[1]

Neun Schwaben gingen über Land
Zu einer Dornenhecken,
Allda der Jockel ſtille ſtand,
Thät Abenteuer ſchmecken.

Es ſchlief ein Haaſ' ganz ſtarr im Gras,
Die Ohren thät er recken,
Die Augen offen, hart wie Glas,
Es war ein rechter Schrecken.

Hätt' Jeder ein Gewehr, gewiß
Er wollt's für'n Andern ſtrecken;
So hatten's all Neun nur ein Spieß,
Wer darf den Haaſ' mit wecken?

Drum hielten's einen Kriegesrath,
All Neun ganz einig ſchiere,
Sie wollten thun ein kühne That
An dem grauſamen Thiere.

All Neun an ihrem Schwabenſpieß
Stehn mannlich hintreinander:
„Du Jockel, biſt der vorderſt gwiß!"
Sprach Einer zu dem Ander.

„Du Nagenohr, geh du voran!“
Der Vorderſt thät auch ſprechen:
„„Ich muß dahinten vorne ſtahn
Ich ſchieb, du mußt nur ſtechen.““

Der Vorderſt ſprach: „Wärſt du vorn dran,
Du ſprächſt nit, mein Geſelle:
Du Nagenohr, geh du voran!
Hier iſt ein' harte Stelle.

Der Haaſ' erwacht ob ihrem Streit,
Ging in den Wald hinſchweifen,
Der ſchwäbiſch Bund thät' als ein Beut
Des Haaſen Panner ergreifen.

Sie wollten auch dem Feind zur Flucht
Ein goldne Brücken ſchlagen,
Und han da lang ein Fluß geſucht,
Und kunnten kein erfragen.

Da ſtand ih'n auch ein See im Weg,
Der bracht' ihn'n große Sorgen,
Weil in dem Gras, nit weit vom Steg,
Ein Froſch ſaß unverborgen;

Der immerdar geſchrieen hat
Mit der quakenten Stimme,
Wadwad, wadwad, wadwad, wadwad,
Da giengs dem Nagenohr ſchlimme.

Glaubt', daß der Spiritus ihm rief:
Wad, wad! er könnt durchwaden,
Da thät er in dem Waſſer tief
Erſaufen ohn zu baden.

Sein Schaubhut auf dem Waſſer ſchwamm,
Da lobten ihn die Andern:
„Seht bis an'n Hut, der gut Landsmann,
Durch' Waſſer thät er wandern!“

Der Froſch ſchrie wieder: Wad, wad, wad!
Der Jockel ſprach: „„Uns Allen

Der Landsmann ruft auf ſeinem Pfad,
Wir ſollen nit lang fallen.

„,Wir ſollen wahrlich jetzt vielmeh
Alsbald ohn Kriegesrathe
Wohl Alle ſpringen in den See,
Weil wir noch ſehn den Pfade.'' —

So richt' ein Froſch neun Schwaben hin,
Die ſchier beſiegt ein' Haaſen:
Drum haſſen Schwaben immerhin
Die Fröſch und auch die Haaſen.

Altes Lied.

¹) Um einen richtigen Begriff von den Schwabenſtreichen zu bekommen, muß man die „Abenteuer der ſieben Schwaben" leſen im „Volksbüchlein" von L. Auerbacher, (München 1832) Seite 105 — 156 des 1. Theiles.

Der ſchwäbiſche Heiland.

Als die Ueberlinger die Heldenthat ihres Landsmannes unter den ſieben Schwaben vernommen, des Ragenohrs, der ſich zuerſt in den See gewagt hatte, beſchloſſen ſie einmüthig eine fromme Stiftung zu machen und erbauten eine Feldkapelle am See, wo der Spieß der ſieben Schwaben aufgehängt wurde zum ewigen Angedenken. Die Kapelle aber ward geweiht dem Erlöſer und ein Bildſchnitzer bekam den Auftrag, einen ſchönen Herrgott aus Holz zu verfertigen, ſieben Fuß hoch. Das that er und ſchrieb auf das Geſtelle mit goldenen Buchſtaben: „Heiland der Welt." Aber die Ueberlinger wollten die Inſchrift nicht gut heißen und behaupteten, daß, da der liebe Herrgott einſt den ſieben Schwaben aus ihren Aengſten und Nöthen geholfen hätte, ſo ſolle er auch der ſchwäbiſche Heiland genannt werden. Und ſo geſchah es auch. Der Seehaas aber baute ſich eine Hütte neben dem Kirchlein und wurde ein Klausner. Und es kamen viele Pilgrime dahin, welchen der Klausner die Abenteuer der ſieben Schwaben erzählte, mit allen Umſtänden, weßhalb noch jetzt die Welt davon voll iſt. Und der ſchwä=

biſche Heiland war zu derſelben Zeit ſo weit und breit berühmt, als der große Herrgott in Schaffhauſen. Im Schwedenkrieg iſt leider die Kapelle zerſtört worden und die Schweden haben das Siegeszeichen mit fortgenommen. (Auerbachers Volksbüchlein.) Es exiſtiren aber noch Copien vom echten ſchwäbiſchen Heiland, getreu in Größe, Geſtalt und Farbe, wie z. B. im alten Kirchlein zu Honſtetten, 5 Stunden weſtlich von Ueberlingen.

(Vergl. Eiſeleins „Sprichwörter und Sinnreden des teutſchen Volkes." Donaueſchingen, 1838. S. 558 und 59.)

Ueber die Benennung „Seehaſen."

Seehaſe iſt ein uralter Name zur Bezeichnung der Anwohner des Bodenſees. Schon in der „Notitia dignitatum imperii, ed. Panciroll. Lugd. 1608. Fol. 26. b. kommen dieſe Leute mit einem laufenden Haſen in ihrem Schilde vor, und dieſes Thier ſoll nicht ſowohl ein Sinnbild der Furchtſamkeit, als vielmehr, nach dem Glauben des Alterthums, ein übler Angang (ſchlimmes Vorzeichen) für die Feinde ſeyn (wenn ein Haſe vor demſelben kurz vor dem Angriff über das Feld läuft). — Im 13. Jahrhundert nennt Gottfried von Straßburg in ſeinem „Triſtan" den trefflichen Sänger Hartmann von Owe, welcher Dienſtmann des Abtes von Reichenau war, zugleich mit deſſen Geſellen, doch im edeln Sinne, Haſen:

„Wer guote Rede zu Guote
Unde ouch zu Rehte kan verſtan, der muoß dem Ouwere lan
Sin Schapel und ſin Lorzwi. Wer nu des Haſen Geſelle ſi,
Und uf der Worthaide hohſprunge unde mitwaide." ꝛc.

(Siehe Eiſeleins „Sprichwörter u. Sinnreden des teutſchen Volkes." S. 564 u. 65.)

Ueberlinger Judenmord.

(Um 1350.)

Zu Ueberlingen fand man die verſtümmelte Leiche eines von ſeinen Eltern vermißten Knaben in einem Bache; die Eltern heulten durch die Stadt und klagten die Juden als Urheber des Frevels an; die Art der Wunden, ihr Aufbre-

chen und Bluten, als der Leichnam vor den Häuſern der Juden vorbeigetragen wurde, ſchien Beweiſes genug. Unter dem Vorwande, ſie vor der Wuth des Pöbels zu retten, lockte man die geängſteten Juden in ein hohes ſteinernes Haus; hier zündeten die Bürger einen im Erdgeſchoß heimlich aufgethürmten Scheiterhaufen an; die Juden flüchteten von Stock zu Stock; einige kletterten ſogar auf das Dach. Umſonſt! das ganze Haus, in das die Tücke der Chriſten gegen 300 Juden gelockt hatte, ging mit den Unglücklichen, die voll Verzweiflung Steine, Meſſer, Schwerter und Balken des brennenden Hauſes auf die gaffende Volksmenge herunterſchleuderten, in den Flammen auf. Einige ſtürzten ſich aus dem Brande zu den Fenſtern hinaus; ſie wurden vom Volk aufgefangen und vollends niedergemetzelt.

(Siehe Guſtav Schwabs: „Der Bodenſee und das Rheinthal ꝛc.“)

Bodmann.

Der kupferne Keſſel zu Bodmann.[1]

Im Keſſel zu Bodmann, da ſteh' ich zur Stund',
Soll leeren den Becher bis auf den Grund,
Den Becher, gefüllet mit Königswein,[2]
Herr Karl ihn pflanzt auf dem Felſengeſtein.

Und was gezogen der mächtige Frank',
Ein freier Schwabe jetzt erntet's mit Dank,
Er ſperrt's in den Keller nicht feindlich ein,
Er ruft den Fremdling zum Trunk herein.

Und wie in den Becher mein Auge ſchaut,
Das Dunkel der alten Geſchichten ihm graut,
Und wie der Wein an der Lippe mir ſchwillt,
Die Sage hervor ſchon, die ſprudelnde, quillt.

Sie ſaßen zu Bodmann beim fröhlichen Mahl,
Der Vater, die Mutter, die Kinder im Saal,
Die Söhne, die Töchter, wie Roſen und Schnee,
Das edelſte, ſchönſte Geſchlecht am See.

Viel Gäſte beglänzet vom Sonnenſchein,
Sie tranken und ſangen beim Königswein,
So wie ich heut trinke und ſinge mein Lied;
Der Abend von feſtlicher Luſt ſie nicht ſchied.

Die Nacht kam heran mit Wetter und Wind,
Des ſtürmiſchen See's verſtohlenem Kind,
Die Wolken ſie ſammeln ſich über dem Haus,
Doch gehen die Lampen im Schloſſe nicht aus.

Die Gäſte, ſie tanzen Thür aus und Thür ein,
Die Wolken auch führen den nächtlichen Reih'n,
Es ſprühen die Fackeln in Gang und Saal,
Die Blitze, die ſpähen mit gierigem Strahl.

Und in der Schalmeien und Flöten Geſang
Spielt heimlich des Donners begleitender Klang,
Noch rauſchet im Saale das Spiel und der Witz,
Da ſchlägt durch die Decke der zackige Blitz.

Und Flammen umwölken den mächtigen Saal,
Erſticken die Gäſte, verzehren das Mahl;
O Waſſer und Himmel, wie glänzt ihr ſo hell,
O herrlich Geſchlecht, wie vergehſt du ſo ſchnell!

Der Vater, die Mutter, todt liegen ſie ſchon;
Ach, dringt zu der Thüre kein blühender Sohn?
Die zuckende Flamme läßt Keinen hinaus,
Es fällt auf die Leichen das wankende Haus.

Da dringt durch Flammen und Feuers Schwall
Die Amme, die treue, heraus auf den Wall,
Sie trägt auf den Armen ein wimmerndes Kind,
Sie hat es enthoben der Wiege geſchwind.

Sie ſtößt einen Keſſel durch Gluth und Flamm',
Im Schloß iſt verlodert der edle Stamm,

Da ſchließt ſie beſonnen in's eherne Haus
Das Zweiglein, das letzte, und ſchleudert's hinaus.

Es rollet der Keſſel den Berg hinab;
O Kind, iſt's dein Wieglein, iſt's nicht dein Grab?
Die Dienerin folgt nur mit Mutterblick
Und ſinkt in die Flammen des Hauſes zurück. —

In Trümmern die Burg lag ein manches Jahr,
Bis daß das Knäblein erwachſen war;
Da baute ſtolz unter Schutt und Graus
Der letzte Bodmann ſein ſteinernes Haus.

Der letzte Bodmann der Erſte ward,
Er zeugte Söhne von edler Art,
Und liebliche Töchter und Enkel ſo hold,
Die Flamm' hat im Keſſel geläutert das Gold.

Und Vater und Mutter beim fröhlichen Mahl,
Und Kinder noch heut in dem feſtlichen Saal,
Sie ſitzen, ſie trinken vom Königswein,
Sie ſchenken dem Wandrer ihn freundlich ein.

Im Keſſel, aus welchem erblühte das Haus,
Im Keſſel ſoll er ihn trinken aus,
Er ſoll den verſunkenen Ahnen mit Fug,
Soll der Amme gedenken bei jedem Zug. —

Mein Lied iſt geſungen, wie wird mir zu Muth?
Ich träume von Flammen, ich ſpüre die Gluth,
Es drehet der Keſſel, der eherne ſich,
Wald, Himmel und Waſſer umtaumeln mich.

Doch heißet im Kopf mich der Königswein
Getroſt bei dem Wunder, dem ſeltſamen, ſeyn;
Er rettet mich glücklich durch jede Gefahr,
Der Keſſel ſteht ſtille, mein Auge wird klar;

Es ſchauet die Burg und den See und das Land,
Gott hüte das Haus und Geſchlecht vor Brand!
Und will er Flammen ja ſenden hinein,
So ſeyen es Ströme von Königswein!

Guſtav Schwab.

[1]) Am weſtlichen Ende des Bodenſee's pflanzte ſich in zwei Aeſten und mit zweierlei Wappen der Adel der Bodmann rühmlich fort. Sie bauten auf dem Heiligenberge gegenüber die Feſte Hochbodmann. Als das Stammſchloß im Jahr 1307, durch den Blitz entzündet, von Grund aus abbrannte, wurde der damals noch einzige Sprößling des ganzen Geſchlechtes, Johann von Bodmann, wie durch ein Wunder gerettet; ſeine Eltern und Alles im Schloße fielen den Flammen zum Raube; ihn aber legte eine mütterlich geſinnte Säugamme in einen kupfernen Keſſel und ließ ihn ſo den ſteilen Berg hinab rollen. Dieſes ſchwache Reis trieb bald neue Zweige und das edle Geſchlecht blüht noch in mehreren Linien. Die auf dem Stammſchloße wohnhafte nennt ſich Bodmann-Bodmann. Der Keſſel von Erz, worin der junge von Bodmann beim Brande der Burg gerettet worden, wird noch auf dem Schloſſe gezeigt. Man pflegt ſich hineinzuſtellen und einen gläſernen Humpen voll Weines auf das Wohl des Geſchlechtes von Bodmann zu leeren.

[2]) Der Weingarten bei Bodmann, in dem einer der beſten Weine des ganzen Seeufers wächſt, heißt noch der Königsgarten; Carl der Dicke ſoll ihn gepflanzt haben und man nennt daher den Wein im Schloße von Bodmann den Königswein.

(Siehe Guſtav Schwabs: „Der Bodenſee nebſt dem Rheinthale ꝛc.")

Entſtehung der Burg Bodmann.

An der Stelle, wo jetzt die Trümmer der Burg Bodmann liegen, ſtand früher eine Veſte, welche einem der uralten Grafen von Bodmann gehörte, und zwar in der Nähe einer kaiſerlichen Pfalz, Palatium Podamin.

Ueber die Erbauung dieſer Burg Bodmann erzählt uns der unterhaltende Chroniſt Thomas Lirer von Rankwil Folgendes:

„Nun vber vier jar darnach do was ſein ſun" (nämlich der Sohn eines Grafen von Bregenz) „hieß Hugo, in ſeinem kaſtel Lindaw. Das lag dazumal nit im ſee. Do het ainer von Emß (Hohenems) ein tochter, hieß Eva. Die was gar ſchön, der nam die und ſie wurd von ym ſchwanger. Do was ein man in der ſtat geſeſſen, hieß Schönſtain. Der gab denen von Lindaw den rat, das ſie mit irem herren Hugo retten (reden) das er etweuil (etwelches) Geltz von jn (ihnen) näme und ſie frei ſagte, ſo wölten ſie ym helfen, das er ein feſten und wonung bauwte und ſein lieb Frauwen darauff ſatzte, das ſie ſicher wär, das ſein' Freund (Hugo's Verwandte nämlich) ir nit leid täten. Das trieben ſie ſo lange, das er mit yn ains ward umb

42 marck, halb gold und halb ſilber. damit bauwt er ain veſt hieß Bodmann. Do ſein vater ſtarb do nam er ſie (Eva) zu der ee vnd het mit ir drei ſün. Yn woltent die herren von Rotenfan nit erb laſſen ſein. er was gar ainfeltig. und der vom Rotenfan vberkam mit ym das erb vnd gab ym Megkingen, ſeins Bruders aus der ſäligen Reichenav fluchthauß. vnd gab dem Abt darumb XXI. marck ſilbers vnd nam Bregentz ein mit allem land vnd zugehör. Sein ſün hieß man die von Bodmann."

(Auszug aus Schönhuts „Die Burgen des Hegau's.) 4. Heft S. 9 ff.

Karl der Dicke zu Bodmann.

Auf dem Schloße Bodmann lebte auch Kaiſer Karl der Dicke, nachdem er im J. 881 ſehr kränklich aus Italien nach Teutſchland zurückgekehrt war. Seine Krankheit beſtand in einem anhaltenden Kopfſchmerz, dem man durch eine Operation abzuhelfen ſuchte; aber der unglückliche Monarch verlor darüber ſeine letzte Geiſteskraft. In dieſem Zuſtande unternahm er einen Zug gegen die einbrechenden Normanen, deſſen Mißlingen ihn bei der Nation ſo verächtlich machte, daß man zu einer neuen Königswahl ſchritt. Kaum noch erlangte Karl, er, der Erbe aller Macht ſeines großen Ahnen, von den Fürſten einige Höfe in Schwaben, worunter Neidingen, zu ſeinem Lebensunterhalt; ſo wandelbar iſt alle irdiſche Größe, wenn ſie nicht auf dem Geiſte beruht! Die Mönche haben an dieſem königlichen Märtyrer gerühmt, daß er ſie beſonders geachtet, fleißig ihre Gebete verrichtet und ihre Pſalmen geſungen; daß er reichliches Almoſen geſpendet und ſtets auf die Gnade des Herren gebaut habe; auch waren ſie ſeine einzigen Freunde im Unglück. Als er geſtorben, brachte man ſeine Leiche nach Reichenau, wo er im Münſter, neben dem Altar der heiligen Maria, feierlich beigeſetzt wurde.

(Siehe J. Baders „Badiſche Landesgeſchichte." S. 74.)

Ueberraſchende Hochzeit zu Bodmann.

Nachdem Simon von Bodmann, — von dem der gelehrte Benedictiner Buzelin in ſeinen genealogiſchen Forſchungen viel zu erzählen weiß als einem lieben Kloſterbruder — verſchiedene Länder und Fürſtenhöfe bereiſt und beſucht hatte und zu hohen Ehren gekommen war, fiel es ihm auf einmal ein, der Welt zu entſagen. Unter dem Vorwand, er wolle mit einem Fräulein aus einer der edelſten Familien Hochzeit halten, lud er eines Tages ſeine Freunde und Verwandten auf Schloß Bodmann. Aber wie groß war ihr Erſtaunen, als Simon in prieſterlichem Ornate vor die Verſammlung trat und aufs feierlichſte in der Burgkapelle ſeine Primiz hielt. Beim prächtigen Mahle, das er anſtellte, offenbarte er den Gäſten ſeinen feſten Entſchluß, von der Welt auf immer Abſchied zu nehmen und ſagte ihnen Lebewohl, welches mit vielen Thränen erwiedert wurde.

Sogleich am andern Tage verließ Simon ſeiner Väter Burg und begab ſich in Begleitung von Wenigen in das Reichskloſter Weingarten, wo er ſchon vorher ſich insgeheim hatte einſchreiben laſſen. Dort that er als Novize die niedrigſten Dienſte und zeichnete ſich bis an ſein Lebensende durch die tiefſte Demuth und höchſte Andacht aus. Im St. Johanniskloſter zu Feldkirch, wohin er aus Weingarten gekommen war, liegt er in der St. Laurentiuskapelle begraben. Sein Tod fällt in die erſte Hälfte des 17. Jahrhunderts.

(Vergleiche Schönhut's „Ritterburgen des Hegau's.“ 4. Heft S. 43 ff.)

Linzgau.

Pfullendorf.

Der rettende Brotlaib.

Im 13. bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts kam es oft vor, daß die Stadt Pfullendorf von den Kaiſern, welche ſich gar häufig in Geldverlegenheit befanden, verpfändet wurde. Dadurch entſtand das unangenehme Verhältniß, daß die Gläubiger des Kaiſers, ſelbſt, oder durch Bevollmächtigte, die Reichsſteuer und andere kaiſerliche Einkünfte des Ortes verwalten und einziehen, auch das Amt des Stadtammanns verſehen ließen, was zu vielen Verdrießlichkeiten zwiſchen dem Rath und der Bürgerſchaft einerſeits, und dieſen Pfandgläubigern andrerſeits Anlaß gab. Damit nun ein ſo mißlicher Zuſtand nicht wiederkehre, erwirkte ſich die Stadt (1348) von Kaiſer Karl IV. ein Privilegium, demgemäß ſie nie mehr aus des Reiches Händen kommen oder verpfändet werden ſolle. Während Pfullendorf auf ſolche Weiſe bemüht war, ſich von Innen und Außen Kraft und Anſehen zu verſchaffen, nahte ſich ihr unverſehens große Gefahr. Die Ritter und Edelleute aus der Umgegend machten miteinander einen Anſchlag, die Stadt unvermuthet zu überfallen und einzunehmen. Zu dieſem Ende wollten ſie ſich ihr nächtlicher Weile von drei Seiten nähern und verborgen halten, bis früh Morgens die Viehheerde der Stadt auf die Weide getrieben würde, dann ſollte der eine Haufe auf dieſe losgehen und ſie wegnehmen, die beiden andern aber, während die Bürger zur

Rettung ihres Viehes hinauseilten, in die unbewachte Stadt dringen und ſich derſelben bemächtigen.

Von dieſem Vorhaben war Graf Wernher von Zimmern zu Mößkirch in Kenntniß geſetzt, wir wiſſen nicht, ob als Theilnehmer oder durch Zufall. Seit langer Zeit war er ein freundlicher guter Nachbar der Stadt und kam oft aus ſeinem Schloſſe bei Mößkirch auf Beſuch dahin. Da er nun den vom Adel gegen Pfullendorf gefaßten Anſchlag nicht abzuwenden vermochte und ebenſowenig denſelben verrathen durfte, ward er traurig und mißlaunig, wich ſeinem Hausgeſinde aus und ſchloß ſich in ſein Gemach ein, ſo daß ſeine Gattin, Brigitta von Gundelfingen, darüber in Sorgen gerieth und eine Gelegenheit ſuchte, den Grund des beunruhigenden Betragens ihres Gemahls zu erfahren. Lange blieb ihr Forſchen umſonſt, bis ſie endlich eines Tages, da ſie zufällig ein Selbſtgeſpräch ihres Mannes belauſchte, die Urſache davon entdeckte. Ihre erſte Angelegenheit war nun, die Stadt auf geheime ſichere Weiſe vor dem drohenden Unglücke zu warnen. Sie ſchrieb demnach ein Brieflein an den damaligen Stadtammann von Gremblich, verbarg es in einen Laib Brot und übergab ihn einem treuen Diener mit dem Auftrage, denſelben in keine anderen Hände, als in die des Stadtammanns ſelbſt abzugeben und ihm dabei zu ſagen, er möge ſich das Brot wohl empfohlen ſeyn laſſen. Der Stadtammann, neugierig, den Sinn dieſer räthſelhaften Botſchaft herauszubringen, unterſuchte den Brotlaib näher und fand darin den Brief der Frau von Zimmern, welcher ihn von der nahen Gefahr unterrichtete und zur Wachſamkeit ermahnte.

Als nun der zum Ueberfall beſtimmte Tag erſchienen war, brach ein Haufe Reiſiger der Verabredung gemäß aus einem Hinterhalt hervor und nahm die ſo eben ausgelaſſene Viehheerde der Stadt weg. Alsbald wollten die Bürger hinauseilen und ihr Vieh dem Feinde wieder abjagen. Allein Stadtammann Gremblich hatte alle Thore ſchließen und bewachen laſſen, und belehrte nun die erſtaunte Bürgerſchaft von dem, was ſo eben vorgehen ſollte. Da rüſtete ſich Alt und Jung und ſah, wie zwei andere feindliche Haufen aus dem Walde hervorbrachen und gegen die Stadt heraufſprengten, in der Meinung, die Thore offen und unbewacht zu finden, und eindringen zu können.

Als ſie aber die Thore wohl verſchloſſen und die Bürger alle bewaffnet auf Mauern und Thürmen erblickten, zogen ſie unverrichteter Dinge wieder ab, und dachten auch in der Folge nie wieder daran, die Stadt zu gewinnen. Dies geſchah um das Jahr 1348 und die handſchriftliche Chronik der Herren von Zimmern hat das Andenken daran aufbewahrt.

Zum ewigen Gedächtniß und zu dankbarer Erinnerung an dieſe merkwürdige Rettung der Stadt, verordnete der Rath zu Pfullendorf, daß jährlich ein ſogenanntes Hochmahl gehalten werden ſollte, wozu nebſt dem Stadtammann, Bürgermeiſter, Rath und Geſchlechtern, jedesmal auch der Herr von Zimmern geladen wurde, wobei er auch gewöhnlich ſich perſönlich einſtellte. Im 16. Jahrhunderte hörte jedoch dieſe Gewohnheit auf; das Geſchlecht der Herren von Zimmern erloſch mit dem Letzten dieſes Namens, dem Grafen Wilhelm, im J. 1593 und die Herrſchaft Mößkirch kam an den Grafen Joachim von Fürſtenberg, welcher die Schweſter des Grafen, Anna, zur Gemahlin hatte.

K. Walchner.

(Siehe deſſen „Geſchichte von Pfullendorf.“ Conſtanz 1825, Wallis. S. 10 ff.)

Viel Uebel um Aepfel.

Während der traurigen Zeit des Schwedenkrieges kam u. A. auch der Feldmarſchall Guſtav Horn auf ſeinem Marſche nach Ravensburg im Januar 1634 in die Stadt Pfullendorf und verweilte über drei Stunden in derſelben. Unglücklicher Weiſe verſäumten die Stadtvorſteher, dem geſtrengen Herrn Marſchall ihre Aufwartung zu machen; was ihn aber noch mehr verſtimmte, war, daß ſeinem Wunſche, Aepfel zu haben, entweder gefliſſentlich oder aus Unachtſamkeit nicht entſprochen wurde. Mit den ſchlimmſten Geſinnungen verließ er dieſen unhöflichen Ort.

Die Folgen davon blieben nicht lange aus; denn ſchon am 18. Hornung ließ der Oberſt Plato allen Fruchtvorrath im Pfullendorfer Spital wegnehmen und nach Ulm abführen. Auf die gemachten Gegenvorſtellungen gab er zur Antwort: „Man habe dem Feldmarſchall bei ſeinem Hierſeyn einige Aepfel ver-

ſagt, und doch ſey nun hier im Spital ein ganzes Gewölbe voll davon gefunden worden.“ — Hierauf forderte der Oberſt alle Schlüſſel zum Spital ab, ſchaltete über Alles nach ſeinem Willen und Belieben und nahm endlich alle Lebensmittel, ſo wie 24 Melkkühe weg. So blieb es bis zum 19. März, wo die Schweden abzogen und nur noch 4 Kühe ſtehen ließen. Die anderen wurden geſchlachtet und das Fleiſch mitgenommen. Dem Oberſten Plato jedoch mußte noch zum Danke für ſein ſchonendes Verfahren ein Geſchenk von 50 Thalern beim Abzuge gegeben werden. Dieſen Gäſten folgten überdies bald darauf noch viel beſchwerlichere, und die gute Stadt hatte ſo viele Mäuler von Schweden zu füttern, daß man geſtehen muß, die Pfullendorfer haben noch niemals in ſo ſaure Aepfel beißen müßen, als damals, nachdem ſie die ſüßen dem Herrn Feldmarſchall verweigert.

(Vergl. K. Walchners „Geſchichte der Stadt Pfullendorf.“ Conſtanz 1825. S. 87 ff.)

Der in eine Wildgans verwandelte Gaſtwirth.

Meiſter Michel von Pfullendorf war Kammerſchreiber des Kaiſers Friedrich III. — Nikolaus von Wyl, von Bremgarten, welcher als Kanzler des Grafen Ulrich von Würtemberg ſtarb, und Mehreres aus dem Lateiniſchen überſetzt hat, führt dieſen Meiſter Michel als Gewährsmann einer ſehr abenteuerlichen Geſchichte an. In der Vorrede ſeines Traktats „von dem guldin Eſel Luciani,“ erzählt er dem Grafen Eberhard unter Anderm, zum Beweiſe, daß Menſchen durch Zauberei in Thiere verwandelt werden können, nachſtehende Geſchichte:

„Ich wil aber wyter euch eins hyntzu ſetzen, das ich einmals von Herrn Michel von Pfullendorf, dozemal kaiſerlicher Kammerſchryber, gehört han. Derſelb ſagt mir und viel andern by ym ob einem Tiſch ſitzend: Daz ein wirt und Gaſtgeb in ſeiner Statt, eer und Gut habend, by ſynen trüwen hoch und türe redte, daß er durch gemachte einer Frauwen lenger dann ein gantzes jare ein wilde ganß geweſen were, mit an-

dern ſöllichen Genſe umbſfliegend, als lang bis einsmals ein Ganß in ein Gezenk und Kampf ym vom Geſchicht ab ſyeme hals etlich ryſſe gemecht und Zouberey ym in einem tüchlin angeſtrickt.“ —

Es iſt gut, daß Meiſter Michel hier nur vom Hörenſagen referirte!

(Siehe Walchners „Geſchichte der Stadt Pfullendorf.“ S. 154.)

Das große Faß im Kloſterkeller von Salem.

Mancher hat vielleicht ſchon den ſchönen Keller der ehmaligen Ciſterzienſerabtei Salem beſucht, den die Sorgfalt ſeiner Großh. Hoheit des Markgrafen Wilhelm mit edeln Sorten des Seeweins zierte, von deſſen Trefflichkeit man ſich früher keinen Begriff machen konnte.

Es wurde ihm da wohl auch das große Faß gezeigt und angegeben, um wie viele Fuder dieſer Kellerrieſe einſt größer geweſen ſey.

Aber Derjenige hat wohl ſchon manches graue Haar, welcher etwa von einem alten Laienbruder, oder ehmaligen Studenten der Reichsabtei gehört hat, daß es um die Frohnfaſten oder in der Adventszeit nicht richtig im Keller ſey und daß nicht etwa eine neugierige Ratte, ſondern ein leibhaftiges Geſpenſt in den Winkeln wie auf Sandalen umherſchleiche und an den Reifen des Faſſes kraze. Die Geſchichte des Geſpenſtes aber iſt folgende. —

Zur Zeit, als der Abt von Salmannsweiler noch nicht gnädiger Herr hieß, ſondern ehrwürdiger Vater, war der Pater Großkellner eine faſt eben ſo angeſehene Perſon, als der Prälat; denn einen guten Wein nach den Horas trank jeder Mönch gerne, vom Novizen bis zum Prior. Da baute einmal ein Pater Großkellner ein Faß, ſo groß, daß man den Keller erweitern mußte, es unterzubringen, und füllte es mit den Zinsweinen und Gülten des beſten Jahrganges, der ſeit langer Zeit erlebt wurde. Nur wenn es Dupler war, in hohen Feſtzeiten, füllte er daraus die ſteinernen Krüge der Mönche, aber die Schlüſſel zum Keller trug er ſtets ſorgfältig bei ſich.

Da traf ſich's einmal, als er feſt ſchlief, daß ein trinkluſtiger Mönch den Schlüſſel ihm vom Gürtel löſte und abdrückte in geſtohlenes Kirchenwachs. Darnach machte er einen Hacken und ſchlich nach der Mette oft in den großen Keller, während ſeine Mitbrüder das harte Lager ſuchten, und erlabte ſich an Gott Bacchus Gaben. —

Doch einmal fand er, vielleicht weil der Großkellner Argwohn hatte, den Hahnen durch einen Zapfen erſetzt, den er nicht drehen konnte. Nahm eine Leiter, ſtieg zu dem Faß hinan und ſiehe! — auf dem ungeheuren Spundloche war die Thüre nur angelehnt. Oeffnete ſie und zog mit einem Heber ſo viel des köſtlichen Naſſes in ſich, daß ihm ſchwindlich wurde, ſtürzte hinab und fand dort ſein Grab. Nach einigen Tagen verwundert ſich der Pater Großkellner über das offene Spundloch; dachte aber kaum mehr an den Mönch, weil das ganze Convent ihn entſprungen wähnte. Doch als er mit der Stange ſondirte, um zu ſehen, wie viel noch Wein in dem Faſſe, ſtößt er auf den weichen Körper des Mönchs. Da erfaßt der Geizteufel ſeine Seele, und damit nicht das ſchöne große Faß als verunreinigt ausgeſchüttet werde, zog er den erſoffenen Trunkenbold aus demſelben und begrub ihn heimlich. Erſt auf dem Sterbebette geſtand er ſeine Schuld, bevor er aber die Stelle bezeichnen konnte, wo er ihn vergraben, lähmte der Tod ſeine Zunge. Und ruhelos wandert er ſeitdem dort im Keller herum, bis ein Zufall des Mönches Grab entdeckt, und ihm ein ehrliches Begräbniß wird. —

Die Sage vom ertrunkenen Mönche iſt ſogar in Schriften des ſiebenzehnten Jahrhunderts aufgenommen. Der Verfaſſer des „Apiarium Salemitanum“ (um 1710 in Prag erſchienen) ſtellt ſie aus Gründen a priori in Abrede und meint, ſie ſei aus dem Scherz entſtanden, daß vielleicht der Spunden die Geſtalt eines Mönches gehabt und in das Faß gefallen ſey. Freilich läßt ſich dagegen einwenden, es dürfte leichter ſeyn, daß ein Mönch durch ein großes Loch hinabſtürze, als der Spunden in ſein eigenes Faß.

(Originalmittheilung von Herrn Gymnaſiumsdirector Dr. Fickler in Donaueſchingen. Dieſe tragi-komiſche Sage folgt hier nun auch in metriſcher Faſſung.)

Vom großen Faß zu Salmannsweiler.

Dupler gab's in Salmannsweiler!
Reh', Faſanen, Lachs und Keiler
Schmauſt die fromme Reichsabtei:
„Vivat hoch dem gnäd'gen Abte!"
Heiſa! wie's Convent ſich labte,
Trank zwei Fuder Weins und drei.

Volle Kannen, volle Züge!
Jedem Pater zur Genüge
Sprudelt heut das goldne Naß;
Denn im weiten Kloſterkeller,
Angefüllt mit Muskateller,
Fertig ſtand das Rieſenfaß.

Baß der Küperkunſt erfahren,
Hat daran gebaut ſeit Jahren
Pater Kellermeiſter froh.
Losgelaſſen ſind die Geiſter;
„Hoch der weiſe Kellermeiſter!"
Schallt's im Refektorio.

„Heil, wer ſolch ein Werk erſonnen,
Alles Schönen Zauberbronnen,
Gott dem Herrn zu Preis und Ehr'!"
Feurig klang's aus Aller Munde;
Kaum gefüllet, durch die Runde
Waren alle Krüge leer.

„Vivat Abt und Kellermeiſter!"
Näſelt weindurchglüht ein feiſter
Mönch und bringt ein mächtig Glas.
Schwere Zungen, ſchwere Glieder;
Einer ſinkt zum Andern nieder,
Lallt ſein „Deo gratias."

Bodenlos nur war ein Frater,
Krug für Krug ausſtürzen that er,

Und verſchlang den letzten Lachs.
Schlau an Meiſters Seite rückt er,
Und den Kellerſchlüſſel drückt er
In geſtohlnes Kirchenwachs.

Sanft entſchlafen liegen Alle;
Erſt beim Morgenhoraſchalle
Reißt von ihrem Blick der Flor.
Taumelnd durch der Kirche Hallen
Die ehrwürd'gen Väter wallen.
„Miſerere!" hallt's vom Chor.

* * *

Edler Labehort im Keller!
Wunderfaß voll Muskateller,
Glücklich, wer dir je genaht!
Aber ſelig, wem voll Wonnen
Täglich ſtrömt dein Zauberbronnen,
Wer zu dir den Schlüſſel hat!

Sel'ger, bodenloſer Bruder!
Wie viel Ohme, wie viel Fuder
Floßen deinem Durſte da!
Nächtlich, wenn die Mönchlein ſchnarchen,
Sitzt er vor der Weines-Archen,
Liegt er da in Gloria.

Einſtens wieder nach der Mette,
Während Alle ſchon zu Bette,
Schleicht zum Faß er unverweilt.
Aber ach! zur Qual dem Kunden,
War der Hahnen draus verſchwunden,
Und ein Zapfen eingekeilt.

Welch ein Seufzen, welch ein Bangen!
Ach! wie brennt er vor Verlangen —
Sieh da, eine Leiter winkt.
Stracks erklimmt er ihre Sproſſen,
Find't das Spundloch unverſchloſſen,
Drinn der Feuernektar blinkt.

Bäuchlings ſtreckt er nun die Glieder
Auf des Faſſes Wölbung nieder,
Wie der Vampyr lechzt nach Blut;
Ihm als Rüſſel dient der Heber,
Saugend in die durſt'ge Leber
Blüthenhauchumwallte Fluth.

Ha, wie ſaugt er, ha, wie ſchnaubt er!
Immer tiefer ſenkt das Haubt er
In die Würzedüfte ſchwer.
Selig aus die Arme breitend —
Aber, ach! dem Rand entgleitend,
Stürzt er in des Faſſes Meer.

* * *

Lange hielt dafür der Orden,
Daß der Bruder flüchtig worden,
Bis der Kellermeiſter ſtarb,
Offenbarend dem Konvente,
Als er nahm die Sakramente,
Wie der Arme einſt verdarb.

Alle ſtaunen dieſer Kunde,
Lauſchen ſchaudernd ſeinem Munde:
„Heimlich hab' ich ihn verſcharrt,
Unſers Kellers Ehr' zu wahren
Und den edlen Wein zu ſparen .....“
Doch wohin? — Sein Mund erſtarrt.

Unentdecket blieb die Leiche.
Nachts im Keller, ſagt man, ſchleiche
Nun der Meiſter auf und ab,
Nie der Strafe Laſt entbunden,
Bis der Bruder einſt gefunden
Auf geweihter Statt ein Grab.

Ignaz Hub.

(Original-Mittheilung.)

Hegau.

Hohentwiel.

Sängergruß an Hohentwiel.[1]

Seyd gegrüßt in eurer Schöne,
Trümmer aus der Heldenzeit!
Euch ſind dieſes Liedes Töne
Vollen Herzens zugeweiht.
Bilder aus vergangnen Tagen
Voll der alten Herrlichkeit,
Steigt empor und ſtillt die Klagen
Die der Trümmer Blick erneut.

Steig, o Bild, aus jenen Tagen,
Als ein mächtig Brüderpaar
Seinen Sitz hier aufgeſchlagen,
Das der Stolz des Landes war. [2])
Da hat noch die Kraft gegolten,
Da ſtritt noch des Mannes Muth,
Und in Heldenadern rollten
Deutſche Kraft und deutſches Blut.

Steig herauf aus frühen Tagen,
Bild von einer frommen Zeit,
Als auf dir, o Fels, geſchlagen
Manches Herz, dem Herrn geweiht.
Wo ſonſt Kriegertritte hallten,
Tönte hell des Glöckleins Klang,

Und viel fromme Beter wallten
Zum andächt'gen Chorgeſang.

Bild, ſteig auf aus jenen Tagen,
Als des Weibes zarte Hand
Stark den Herrſcherſtab getragen
Weithin über See und Land:
Hedwig, Bild aus ſchönen Zeiten,
Die oft Herrſchermüh' vergaß,
Wenn ſie, Ekkehard zur Seiten,
An dem Quell der Weisheit ſaß. [3])

Steig herauf vor unſern Blicken,
Herrlichſtes, und werde neu;
Füll' das Herz uns mit Entzücken,
Bild von echter, teutſcher Treu!
Bild der Treue, die hier oben
Einſt ſich ihren Hort gebaut,
Wo ſie auf der Feinde Toben
Oft mit Hohn herabgeſchaut.

Kund ward dies in trüben Zeiten,
In des edlen Fürſten Noth,
Als er mußt' das Erbe meiden
Dem er einſt als Herr gebot;
Als den feindlichen Gewalten
Alles wich und Treu' vergaß,
Hat dies Haus die Treu gehalten,
Nicht geſcheut der Feinde Haß.

Während rings das Land verheeret
Mächt'ger Feinde wilder Trutz,
Ward dem Leidenden gewähret
In der Veſte ſichrer Schutz;
In ihr ruht' von ſeinen Sorgen
Der verbannte Herrſcher aus,
Bis ihn bald ein ſchönrer Morgen
Rief in ſeiner Väter Haus. [4])

Als das dreißigjähr'ge Wehe
Unſer Vaterland umfing,
Treu die Burg auf dieſer Höhe
An dem Fürſtenſtamme hing.
Oft hat Troſt aus ihr geſendet,
Dem, der ſaß im fremden Land,
Labſal oft dem Herrn geſpendet,
Eines treuen Dieners Hand.

Du warſt es, der Treu' erwieſen,
Treu', gediegen wie das Gold,
Noch in ſpäter Zeit geprieſen
Sey dein Name, Wiederhold!
Fünfmal zogen dicht in Schaaren
Feinde vor das Felſenſchloß,
Du nur konnteſt es bewahren,
Schlugſt zurück der Stolzen Troß! 5)

Da war jene Zeit verſchwunden,
Als der Frank' der Burg genaht,
Und das Haus in wenig Stunden
Fiel durch feiger Männer Rath.
Dieſe Burg, die nie gezittert
Vor zahlloſer Feinde Wuth,
Die Jahrhundert' unerſchüttert
Stand in Stürmen feſt und gut.

Hörteſt du's in Grabes Grüften,
Wiederhold, und wardſt nicht wach,
Als der Frank' in ſeinen Sünden
Deine ſtolze Veſte brach? —
Biſt du nicht hervorgebrochen,
Biederheld, aus fernem Grab,
Haſt du nicht die Schmach gerochen
An Dem, der die Burg ergab? 6)

Alle Pracht iſt jetzt verwehet,
Sank hinab in Schutt und Staub;
Doch die Treue nicht vergehet,
Sie wird keiner Zeit zum Raub;

Hat nicht aus der Art geſchlagen,
Sie lebt fort zu gutem Werk,
Stets ſoll man hier oben ſagen:
„Hie allweg gut Württemberg!“

H. Schönhuth.

(Aus Deſſen „Geſchichte Hohentwiels ꝛc.“ Freiburg, 1836. Waizenegger.)

¹) Ich glaubte dieſe berühmte Veſte, obgleich ſie ſeit lange ſchon zum Würtembergiſchen Gebiete gehört, von dem Badiſchen Sagenbuch nicht ausſchließen zu dürfen, theils weil ſie noch innerhalb Badens Grenzen liegt, theils weil ihre frühern Beſitzer Badiſche Fürſten waren.

Beinahe in der Mitte des an ſo viel Wundern der Natur reichen Hegau's, wo acht kegelförmige Berge vulkaniſchen Urſprungs aus dem Bodenſatz uralter Fluthmaſſen emporſteigen, erhebt ſich der höchſte dieſer Felsſtöcke, von drei Seiten ſteil und ſchroff wie keiner der andern, aber rings umgeben von lachenden, mit allen Erzeugniſſen eines milden und fruchtbaren Klima's geſegneten Fluren; dicht zu ſeinen Füßen die freundlichen Marktflecken Singen, Hilzingen, ꝛc. weiter hinaus eine Menge von Dörfern, Schlöſſern und Ruinen, und der ſüdliche Horizont beſäumt vom glänzenden ſchwäbiſchen Meeresſpiegel, über den hoch in den Aether die blitzenden Alpenkronen in unabſehlicher Ferne ſich reihen. Seine Höhe beträgt 2174 Pariſer Fuß über dem Meeresſpiegel, und trägt die Krone aller übrigen Hegauer Burgruinen, das einſt faſt unüberwindliche Hohentwiel. Ihr Urſprung iſt ſchon in den Römerzeiten zu ſuchen, wofür der Name Duellum oder Duellium ſpricht, den ſie bereits in den früheſten Urkunden führt. Wahrſcheinlich wurde dieſes Kaſtell als Hochwarte unter Kaiſer Valentinian erbaut.

²) Die beiden ſchwäbiſchen Kammerboten Bertholt und Erchinger, durch ihren Kampf mit dem Biſchof Salomo von Conſtanz, mit dem deutſchen König Konrad und ihr tragiſches Ende, aus der Geſchichte bekannt genug.

³) Hedwig, Tochter Herzogs Heinrich von Bayern, nach dem Tode ihres Gemahls Burkhard II. (973) verwittwete Herzogin von Schwaben, kam einſt, als ſie auf Hohentwiel ihren Sitz hatte, in das Kloſter St. Gallen, um dort ihre Andacht zu verrichten. Der Abt Burkhard nahm ſie aufs Herzlichſte auf, zumal ſie ſeine Nichte war, und wollte ſie mit Geſchenken beehren. Allein ſie lehnte alle ab und erbat ſich dafür blos, daß er ihr dafür den jungen Mönch Ekkehard, (den nachmaligen Geſchichtsſchreiber des Kloſters St. Gallen) auf einige Zeit als Lehrer der alten Sprachen, die ſie mit Eifer ſtudirte, nach Hohentwiel mitgeben möchte, was ihr auch, wiewohl ungern, gewährt wurde. Dort räumte ſie ihm ein Gemach dicht neben dem ihrigen ein. Dahin kam ſie nun täglich, oft ſogar bei nächtlicher Weile, in Begleitung einer Magd, um mit ihm die griechiſchen Claſſiker zu leſen, doch geſchah dies immer bei offenen Thüren, um keine Verleumdung ihrer Tugend aufkommen zu laſ-

ſen, wozu ihr Benehmen auch nicht die mindeſte Verſuchung gab, denn ſie erbitterte oft durch ihre zu weit getriebene Strenge und ſpröde Härte den jungen Mönch ſo ſehr, daß er ſich zuweilen lieber wieder in ſein Kloſter zurückwünſchte, als ſolch eine Behandlung — ſie ließ ihn ſogar einmal einer kleinen Freiheit wegen, die er ſich gegen ſie erlaubte, peitſchen — noch länger auszuhalten.

[4]) Herzog Ulrich von Schwaben 1522 — 31.

[5]) Konrad Wiederhold, von Herzog Eberhard III. 1634 zum Kommandanten von Hohentwiel ernannt. Seine Lebensbeſchreibung hat u. A. auch geliefert H. Schönhuth in dem Schriftchen: Konrad Wiederhold als Held und Chriſt." Conſtanz, 1833. Ferner haben ſein Andenken gefeiert G. D. Keßler und Albert Knapp.

[6]) Im Mai 1800 durch General Vendamme, nachdem ihr Commandant, Oberſt Wolf, die Veſte aus ſchmählicher Feigheit ihm übergeben hatte.

Hohenkrähen.

In der Landgrafſchaft Nellenburg, unfern der berühmten Bergveſte Hohentwiel, auf einem hohen ſteilen Bergkegel, liegt die Burg Hohenkrähen. Hoch ragt ſie über ihre Nachbarn, die Hohenſtoffeln, Hohenhöwen, Hohentwiel und den Mägdeberg. Beſchwerlich und mühevoll iſt der Weg dahin; aber eine unvergleichliche Ausſicht lohnt reichlich dafür. Weit ausgebreitet, ein herrliches Panorama, liegt das geſegnete Hegau vor den Blicken; über die Spiegelfläche des Bodenſees ſchweift das Auge hinüber an die Hochfirſten der Schweizeralpen, welche den Horizont begrenzen; es folgt den grünlichen Fluthen des Rheins, wie er aus dem Bodenſee tritt, und dem fernen Meere zueilt, um das Land ſeiner Heimath auf immer zu verlaſſen. Oder es irrt in der Berge wunderlichen Verſchlingungen und verliert ſich in der Waldpfade Krümmungen im grünen Dämmerlichte. Die Burg liegt größtentheils in Trümmern; nur ein kleines Schlößchen und zwei Bauernhäuſer ſind noch bewohnbar. Von den erſten Erbauern und Beſitzern von Hohenkrähen iſt nichts bekannt. Im Jahr 1534 übergab König Ferdinand die Burg als Mannslehen an Hans von Friedingen. Nachdem dieſer ohne männ-

liche Leibesfolge verſtorben war, kam ſie nach und nach in mancherlei Hände; jetzt befindet ſie ſich im Beſitze der Freiherren von Reiſchach.

In der ganzen Umgegend iſt Hohenkrähen berühmt und berüchtigt wegen eines neckenden Burggeſpenſtes, das hier ſein Weſen treibt und „Poppele von Hohenkrähen“ genannt wird; wir geben von dieſen Sagen, was wir erfahren konnten, und wie ſie häufig im Hegau zur Unterhaltung an langen Winterabenden erzählt werden.

Poppele von Hohenkrähen.

Johann Chriſtoph Poppelius Mayer war Schirmvogt einer verwittweten Freiin von Hohenkrähen. Von Geſtalt zwar klein und ſchwächlich, war er dabei doch wild und unbändig und ein großer Freund von einem guten Trunke. Einſt ſpät in der Nacht ſprach ein vorbeireiſender Abt mit ſeinem Gefolge auf Hohenkrähen ein und bat um ein Abendbrot und ein Nachtlager. Freundlich hieß ihn Poppelius willkommen; ſie ſetzten ſich zur Tafel und waren fröhlich und guter Dinge. Der Becher, und mit ihm Scherz und Witz, machte wacker die Runde, bis endlich der zu reichlich genoſſene Wein Zank und Hader veranlaßte. Auf einen groben Spaß des Schirmvogtes erwiederte der Abt, er ſolle ſich doch nur nicht mit ſeiner Stärke brüſten; er gleiche ja leibhaftig dem dürren Knochenmanne ſelbſt und könne wohl durch ein Nadelöhr gezogen werden. Ueber dieſen Schimpf aufgebracht, ſprang Poppelius von der Tafel auf und befahl, das wohlbeleibte Pfäfflein in das unterſte Verließ der Burg zu werfen und es bei Waſſer und Brod ſo lange darin gefangen zu halten, bis auch es ſo mager geworden ſey, daß man es durch ein Nadelöhr ziehen könne.

So geſchah es auch und der Abt wurde nicht eher ſeiner Haft entlaſſen, als bis er an Umfang bedeutend abgenommen und ſo mager und dünn wie Poppelius geworden war.

Der Abt aber machte ſich voll Ingrimms davon und ſann zu Hauſe unabläßig auf Rache und Wiedervergeltung. Endlich fand er in der Kloſterbibliothek ein Zauberbuch und verfluchte mittelſt den darin enthaltenen Beſchwörungsformeln den Ritter

Poppelius, der bald darauf das Genick brach, und ſeither die Gegend durch ſeine Spukereien beunruhigt, deren wir einige hier angeben wollen.

Er ſtellt ſich an den Wieſenbach an den ſchmalen Steg und wartet, bis Jemand hinübergeht; — puff! verſetzt er dieſem einen Stoß, daß er in das kalte Bad ſtürzt, und macht ſich mit gellendem Gelächter davon.

So lange das Dreſchen Winters über in der Nachbarſchaft dauerte, mußte jeden Abend nach der Betzeitglocke ein Knecht in die Scheuer gehen und laut ausrufen: „Nicht zu wenig und nicht zu viel!" ſonſt warf Poppele zum Zeitvertreib alle Garben durcheinander, um den Leuten neue Arbeit zu machen.

Ebenſo wurde zur Sommerszeit vor dem Ausfahren gerufen: „Wir wollen ſelbſt anſpannen," ſonſt war Poppele gleich bei der Hand, die Ochſen und Pferde verkehrt einzuſpannen.

Wenn er guter Dinge war, ſo unterhielt er ſich oft damit, die Räder vorbeifahrender Kutſchen und Wagen ſo lange zu ſperren, bis er durch Fluchen verjagt wurde. Dieß ſoll ſelbſt der Aebtiſſin von Ummenhauſen begegnet ſeyn, als ſie zur Herbſtzeit das ihrem Kloſter zugehörige Rebgut bei Oehringen beſuchen wollte. Sie wurde äußerſt lange am Fuße des Berges von Poppele aufgehalten, weil ſie aus Frömmigkeit ihrem Kutſcher nicht erlauben wollte, zu fluchen. Am Ende mußte ſie doch die Erlaubniß dazu geben, nur um wieder vom Fleck zu kommen.

Mit Glas- und Eierträgern ſoll Poppele ſich gerne unterhalten und z. B., ſobald ihm ein ſolcher begegnet, ſich am Wege in einen Stock oder Baumſtamm verwandelt haben. Wollte nun der Träger ausruhen und ſeinen Rückkorb an einen ſolchen Klotz lehnen, ſo wich und verſchwand derſelbe augenblicklich, der Korb fiel auf Boden, Eier und Gläſer brachen in Scherben, und aus der Luft verſpottete noch ein ſchallendes Gelächter den armen Betrogenen.

Auch den Thorwächter von Radolphszell hatte Poppele oft zum Beſten. Um Mitternacht nämlich kam er zum Thore der Stadt, ahmte den Ton des Poſthornes nach und lockte dadurch den Wächter aus dem Bette zum Oeffnen. Kaum war aber dies erfolgt, ſo machte ſich Poppele hell auflachend aus dem Staube.

Die Zerſtörung von Hohenkrähen.

Erſte Sage.

Zur Zeit, als Kaiſer Wenzel in Teutſchland herrſchte, hauſte auf Hohenkrähen Ritter Wolf, ein tapferer Kriegsmann, in Ritterſpielen wohl erfahren, aber boshaft, heimtückiſch und rachſüchtig; wehrloſe Pilger und Wanderer warf er nieder und beraubte ſie, und weder Kirchen noch Klöſter waren vor ihm ſicher. Weder der Bannſtrahl des Biſchofs von Conſtanz, noch die Dolche des Vehmgerichts vermochten ihn zu ſchrecken. Doch endlich, als das Maas ſeiner Sünden voll war, traf auch ihn die gerechte Rache.

Wolf hatte einen Bruder, Werner genannt; der war gar herrlich und ſchön von Geſtalt und Antlitz, deßhalb hatten ihm auch die Dirnen den Namen Roſenblüth gegeben. Er trug ein redliches, reines Herz in der Bruſt, und verſtand es beſſer, die Laute zu ſchlagen und fromme Weiſen zu ſingen, als Schwert und Lanze zu führen; daher war er auch mehr bei Frauen und Mädchen beliebt, als bei Männern, und manche Schöne hob ihren Blick voll ſehnſüchtiger Liebe zu dem ſchmucken Jüngling. Aber Werner hatte ſchon lange ſein Herz der holdſeligen Barbara von Hornſtein zugewandt und auch das ihrige ſchlug ihm in ſüßer Minneglut entgegen.

Aber einſt auf einem Turnier zu Conſtanz ſah Wolf die Geliebte ſeines Bruders und entbrannte in glühender Liebe zu ihr. Mit rauhen, gebieteriſchen Worten verlangte nun Wolf von Werner, er ſolle ihm, als dem älteren Bruder, nachſtehen und ihm die Braut abtreten. Da fuhr aber auch der ſanfte Werner auf und ſprach: „Mein iſt Barbara's Liebe; ihr Vater hat mir ihre Hand zugeſagt und, mögen auch alle Ritter des ganzen Gaues vor dir zittern, ich zittre nicht! Noch lebt Gott im Himmel, der Beſchützer der Unſchuld; noch walten die Rächer an Gottes Statt!“

Knirſchend vor Grimm und Wuth verließ Wolf das Turnier und zog heimwärts, von ſeinen Kampfgenoſſen begleitet, die ſeinen Zorn noch mehr zu ſtacheln ſuchten. Er ſann auf gräßliche, unerhörte Rache. Einige Tage ſpäter, am Samſtag nach Mariä Himmelfahrt, wollte auch Werner heimziehen: Als

er aber in den Eichenforſt kam, nahe bei des heiligen Ratolphs Zelle (dem heutigen Ratolphszell), da ſchritt aus dem Dickicht ein ehrwürdiger Waldbruder mit langem ſilberweißem Barte hervor und bat ihn gar flehentlich, ihm doch in ſeine Hütte zu folgen, da er ihm wichtige Dinge zu eröffnen habe, die außer ihm keines Menſchen Ohr vernehmen dürfe. Werner ſtutzte Anfangs ob dieſer ſonderbaren Zumuthung und die Sache ſchien ihm bedenklich. Aber der Waldbruder flehte immer dringender und warf ſich endlich auf die Kniee vor ihm nieder mit den Worten: „Ich ſtehe nicht eher von hier auf, bis Ihr mir zu folgen verſprecht! Euer Leben hängt daran und Ihr werdet's mir danken!" Werner ließ ſich erbitten, obwohl ihn ſeine Begleiter warnten und hieß dieſe nach Schloß Homburg vorausgehen, indeſſen er dem Waldbruder folgte. Als Beide aber in die Tiefe des Waldes gekommen waren, riß der heuchleriſche Waldbruder den argloſen Werner unverſehens zu Boden und ſtieß in ein Hüfthorn. Auf dieſen Ruf ſtürzte Ritter Wolf mit ſeinen Begleitern aus einem Verſtecke hervor, ließ ſeinen Bruder feſtpacken und tauchte ihm ſeinen Dolch in die Bruſt. Kaum war aber dieſe gräßliche That vollbracht, ſo überfiel den Knecht, welcher in der Hülle als Einſiedler den armen Werner in den Wald gelockt hatte, ein plötzlicher Wahnſinn, ſo daß er, wie von unſichtbaren Geiſtern gehetzt, umherraunte und das ſchwarze Verbrechen überallhin verkündete. Allgemein war das Entſetzen, aber Niemand hatte Muth genug, gegen den gefürchteten Ritter von Hohenkrähen aufzuſtehen, bis endlich der edle Ritter Otto von Bodmann ſeine Beſtrafung übernahm. Er verſammelte ſeine Vaſallen und ſchickte an Wolf einen förmlichen Fehdebrief. Bald kam es zu einem blutigen Gefechte, in dem lange der Sieg zweifelhaft blieb. Zuletzt gelang es doch dem Ritter von Bodmann, den Ritter Wolf vom Pferde zu rennen, worauf er ihm das Schwert in die Bruſt ſtieß, ſo daß der Verbrecher unter lauten Verwünſchungen die tückevolle Seele aushauchte. Unmittelbar darnach wurde auch deſſen Felſenneſt zerſtört, daß kein Stein auf dem anderen blieb. Bald darauf fand Einer von Otto's Knechten einen Dolch auf der Burgflur. Auf deſſen Klinge waren die Worte eingegraben: „Dem Rächer von den Unbekannten!" Um den Griff war ein Briefchen ge-

bunden, des Inhalts: „Du biſt uns zuvorgekommen, als Rächer an Gottes Statt. So lange das Geſchlecht der Bodmann fortblüht, ſoll deine wackere That nicht vergeſſen werden!“

Die ſchöne Barbara von Hornſtein ging aber in's Kloſter zu Engen, wo ſie den Schleier nahm und bald darauf an gebrochenem Herzen ſtarb.

Die Zerſtörung von Hohenkrähen.

Andere Sage.

In der freien Reichsſtadt Kaufbeuern lebte zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein angeſehener Mann, der den Namen des Erfinders der Buchdruckerkunſt führte, nämlich Johannes Guttenberg. Er hatte ſich im Handel anſehnlichen Reichthum erworben. Seine Tochter Margarethe, das einzige Kind einer glücklichen aber kurzen Ehe, war von der Natur nicht ſtiefmütterlich ausgeſtattet worden, und ſowohl ihr liebenswürdiges Weſen, als die Reichthümer ihres Vaters, machten ſie zum Gegenſtande vieler Hoffnungen und angelegentlicher Bewerbungen. Sie ſchien dagegen ziemlich gleichgültig, hatte jedoch im Stillen ſchon ſeit geraumer Zeit ihr Herz einem jungen Edlen, Otto von Kreßling, zugewendet, deſſen Vater in Kaufbeuern von den Ueberreſten eines durch Krieg und andere Unglücksfälle ruinirten, einſt beträchtlichen Vermögens lebte.

Die Stadt feierte den Jahrestag ihrer Gründung und es ſollte dießmal mit ungewöhnlicher Pracht geſchehen, unter andern auch ein großes Preisſtechen dabei Statt haben. Manche Ritter fanden ſich deßhalb in Kaufbeuern ein, aber es waren nur ſolche, die vom Stegreife lebten oder ſonſt daheim, auf ihren verfallenen Burgen, in ſchmählichem Müßigang, der ſie Entbehrungen aller Art ausſetzte, vom Ruhme ihrer mannhafteren Ahnen zehrten. Das Mittelalter mit ſeinen ritterlichen Tugenden neigte ſich zum Untergange; viele der berühmteſten Geſchlechter waren erloſchen und wie in Frankreich König Franz I., ſo ſtanden in Teutſchland Kaiſer Maximilian I., Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen und noch wenige Andere als die

letzten Vertreter des Ritterthumes da, gleichſam als die Hüter der Grenzen zwiſchen einer alten und einer unter bedenklichen Anzeichen beginnenden neuen Zeit.

Unter den Edlen, welche zu dem Feſte nach Kaufbeuren zogen, war auch Stephan Haußner aus dem Hegau. Ein baufälliges Schloß und einige größtentheils öde liegenden Ländereien mit verarmten Zinsleuten machten ſeine ganze Habe aus; an trotzigem Muthe und waghalſiger Tapferkeit mochten es ihm aber Wenige zuvorthun. Auch trieb er ſich beſtändig im Lande umher und nahm an allen Fehden und Händeln Theil, wobei, wenn auch nicht Ehre, doch reiche Beute zu gewinnen war.

Haußner hörte in Kaufbeuern von der ſchönen Tochter des reichen Guttenberg ſprechen und bald bot ſich auch auf einem Balle, den die Stadt gab, eine bequeme Gelegenheit, ſie zu ſehen. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, um ſie zu freien. Er meinte, Vater und Tochter würden ſich eine ſolche Verbindung zur hohen Ehre anrechnen, und ſäumte darum auch nicht, dem alten Guttenberg einen Beſuch abzuſtatten und ihm ſein Anliegen vorzutragen.

Der Alte ſah ihn verwundert an und ſagte dann zum Ritter: „Ich erkenne die Ehre, welche Ihr mir und meinem Hauſe zu erzeigen gedenkt; Ihr ſcheint jedoch in einem Irrthum befangen.“

„„In einem Irrthum?““ fragte Haußner.

„So ſehe ich's an“ — fuhr Jener fort — „Ihr glaubt nämlich, durch eine Heirath meine Tochter zu Euch zu erheben; aber umgekehrt: Ihr werdet dadurch zu ihr erniedrigt. Eure Kinder verlieren dadurch das Recht der Ebenbürtigkeit und können einſt weder bei Turnieren erſcheinen, noch in Dom- und Ritterſtifte aufgenommen werden, noch auf Das Anſpruch machen, was Ihr als Lehen beſitzt.“

Der Ritter ſchien ſich auf eine gute Antwort zu beſinnen; Guttenberg ſchnitt jedoch den Faden des Geſpräches raſch ab, indem er ſagte: „Der Adler ſoll auf dem Felſen bleiben und die Lerche in der Furche des Ackers, und ſomit Gott befohlen!“

Haußner war über dieſen kurzen Beſcheid höchlich ergrimmt und ſein Zorn entbrannte noch mehr, als er vernahm,

Guttenberg habe ſeine Tochter dem jungen Kreßling zugeſagt, um ſich alle unangenehmen Freier vom Halſe zu ſchaffen. Er verließ Kaufbeuren auf der Stelle und ritt nach Hohenkrähen zu ſeinem Waffenbruder, dem Ritter Friedinger. Dieſer ſchritt aber, in Gedanken brütend, im Saale ſeines Schloſſes auf und ab, als Haußner eintrat. „Woher des Weges?“ fragte Friedinger.

„„Vom Ritterſpiel in Kaufbeuern.““

„Pfui!“ — ſpottete Friedinger — „Wer wird eine Faſtnachtsmummerei mit ſo ehrenvollem Namen belegen? Wäre ich dahin gezogen, ſo hätt' ich, ſtatt meines edlen Roſſes, den Eſel meines Müllers zum Ritte genommen.“

„„Je nun,““ — verſetzte Haußner — „„man muß ſich eben in die Zeit ſchicken!““

„Ich nehme ſie auch wie ſie iſt,“ — entgegnete der Ritter von Hohenkrähen — „darum ſiehſt du die Bilder meiner Ahnen hier alle verkehrt an der Wand hängen, damit ſie die Schmach ihrer Abkömmlinge nicht ſehen.“

Haußner meinte, wackere Männer geb' es noch genug, die dürften nur zuſammenhalten.

Friedinger ſchüttelte den Kopf. „Geh' vom See abwärts“ — ſprach er — „längs dem Rheine hin, bis wo das Siebengebirg ſteht, und zähle die gebrochenen Burgen auf beiden Seiten, und du wirſt Luſt bekommen, ein Karthäuſer zu werden, um nichts mehr als memento mori! zu ſprechen. Dieſer Kaiſer Max hat nun vollends durch ſeinen ewigen Landfrieden dem edlen Ritterthume den letzten Stoß gegeben, und was noch übrig bleibt, iſt um nichts beſſer als Weiberkrieg mit Beſen und Ofengabeln!“

„„Wenn du Luſt haſt zu einer mannhaften Fehde, ſo iſt jetzt Gelegenheit, denn ich komme eigentlich mit der Bitte, du möchteſt mir deine Burg leihen. Mein altes Uhuneſt hält keinen Steinwurf mehr aus!““

„Meine Burg ſteht dir zu Dienſten,“ — antwortete der Ritter von Hohenkrähen und reichte ſeinem Gaſte die Hand — „aber ſage mir, was haſt du eigentlich vor?“

Haußner berichtete nun, wie er in Kaufbeuern ſich einen Korb geholt, und darum der Stadt einen Fehdebrief ſenden wolle.

Ein Strahl wilder Freude flog über Friedingers Geſicht und zugleich ſchien ein großer Gedanke in ſeiner Seele aufzugehen. „Komm!“ — rief er — „ich ſchreibe den Fehdebrief in deinem Namen und du kritzelſt dein Handzeichen darunter.“

Der Brief wurde unverzüglich abgeſchickt und Friedinger traf alsbald Anſtalten, Hohenkrähen in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Durch ihre Kundſchafter erhielten die Ritter jetzt Nachricht, daß einige Handelsleute aus Kaufbeuern auf der Heimkehr aus der Schweiz begriffen ſeyen. Haußner legte ſich mit einem Haufen Reißiger in den Hinterhalt, überfiel die ſorglos ihres Weges Dahinziehenden, welche von einer Fehde keine Ahnung hatten und ſchleppte ſie gefangen auf Hohenkrähen. Unter ihnen befand ſich auch Georg von Kreßling, der Vater des jungen Otto, welchen Guttenberg ſeiner Tochter zum Gatten beſtimmt hatte. Er kam von St. Gallen, und war unterwegs zufällig mit den Kaufleuten zuſammengetroffen. Dieſe wurden von Haußner noch ziemlich gut behandelt, nur forderte er von ihnen ein bedeutendes Löſegeld, welches die Stadt Kaufbeuern für ſie bezahlen ſollte; den alten von Kreßling aber ließ er in Ketten ſchlagen und ſchwur hoch und theuer, der Ritter müſſe ſo lange ſein Gefangener bleiben, bis ſein Sohn ihm die ſchöne Margarethe als Braut abtrete.

Als das Begebniß in Kaufbeuren ruchbar geworden war, entſtand große Unruhe in den Gemüthern. Die Stadt konnte nicht ſo viele Leute aufbringen, um einen Kriegszug gegen Hohenkrähen vorzunehmen, und nach langer Berathung entſchloß man ſich endlich, eine Geſandtſchaft an den Kaiſer abzuordnen, der ſich damals gerade in Nürnberg aufhielt.

Otto von Kreßling erbot ſich, mit den ausgewählten Rathsmitgliedern dahin zu gehen. Kunz von der Roſen war ſein Oheim und hatte dem Kaiſer ſchon ſo glänzende Beweiſe ſeines Muthes und ſeiner unerſchütterlichen Treue gegeben, daß Max nicht leicht eine ſeiner Bitten zurückwies, denn er verlangte niemals etwas Unbilliges oder Unrechtes.

Der Kaiſer war höchlich entrüſtet, als ihm Kunz von der frevelhaften That Haußners und Friedingers Bericht erſtattete. Auf der Stelle verſprach er den Abgeordneten Genugthuung und ertheilte ſogleich ſeinem Feldoberſten, dem berühmten Georg

von Frondsberg Befehl, gegen Hohenkrähen aufzubrechen und die Friedensſtörer auf's derbſte zu züchtigen.

Frondsberg galt mit Recht für einen trefflichen Kriegsmann; aber die vortheilhafte Lage der Burg Hohenkrähen drohte eine Belagerung ſehr ſchwierig und langwierig zu machen. Zudem war die Veſte hinreichend mit Mannſchaft und Geſchütz verſehen und man durfte gewiß ſeyn, daß die beiden Ritter das Aeußerſte wagen würden, weil dabei Alles auf dem Spiele ſtand. Frondsberg ſah zur Bezwingung der Burg kein anderes Mittel vor ſich, als den Hunger und er ſchloß ſie darum auf das Engſte ein. Die Belagerung dauerte bereits einige Wochen, als Friedinger eines Tages, wie er gewöhnlich that, einen der Thürme beſtieg, um zu erſpähen, ob die Belagerer ihre Stellung noch nicht verändert hätten. Da ward er einen jungen Ritter gewahr, der ziemlich nahe zur Burg heranſprengte, als ob er etwas auskundſchaften wolle. Friedinger riß der Wache neben ihm die Büchſe aus der Hand, legte an und drückte los, aber das zu ſtark geladene Gewehr zerſprang und zerſchmetterte ihm den Arm. Der Schmerz, den er umſonſt zu meiſtern ſuchte, ſo wie der große Blutverluſt zogen ihm eine Ohnmacht zu, und er wurde durch einige Soldaten, welche die Wache herbeirief, auf ſein Gemach getragen. Der Wundarzt erklärte, der Ritter könne nur durch Abnahme des Arms gerettet werden, aber Friedinger warf ihm einen furchtbaren Blick mit den Worten zu: „Geh', Pfuſcher, und übe deine Kunſt an den Memmen, die das Leben als ein Almoſen haben, und es darum in ſeiner zerlumpteſten Geſtalt noch immer als eine köſtliche Gabe in Ehre halten!"

Hierauf ließ er Haußner vor ſein Lager rufen und ſagte zu ihm:

„Ich bin ein Stamm, welcher zu Boden fällt, nicht weil ſeine Wurzeln abgefault ſind, ſondern durch die eiſerne Hand des Schickſals; denn länger vermag ſich die Burg doch nicht zu halten, da unſre Lebensmittel doch nur noch auf vierzehn Tage reichen. Nimm deine Leute und auch alle die meinigen, denen es darum zu thun iſt, ihre Haut in Sicherheit zu bringen, und ziehe dieſe Nacht durch den unterirdiſchen Gang ab, der euch über die Linie der Belagerer hinausl ringt."

„„Wie!‟‟ — rief Haußner — „„Ich ſollte dich verlaſſen, dich, meinen Waffenbruder? Und wenn ich auch meine Schmach in den Mantel der Nacht verhüllte, der helle Tag würde ſie doch bald beſcheinen!‟‟

„Willſt du denn als Landfriedensbrecher ein ſchmähliches Ende durch den Strick nehmen?‟

„Ein ehrenvolles Grab!‟

„„Und was wird dein Loos ſeyn?‟‟ fragte Haußner.

In dem Augenblick trat ein Knecht ein mit der Nachricht, es ſey ein Herold vor dem Thore mit einer Aufforderung. Friedinger bat Haußner hinauszugehen, um den Antrag zu vernehmen. Derſelbe kehrte bald zurück und rief mit ingrimmigem Lachen: „Freien Abzug bietet Frondsberg dir und deinen Leuten unter der Bedingung an, daß du — mich ihm auslieferſt!‟‟

„Hab' ich nicht einen prophetiſchen Geiſt?‟ ſagte Friedinger. „Geh' und antworte dem Herold, ich würde morgen früh einen Ritter in's Lager ſchicken zur gütlichen Unterhandlung. Dann aber thue du dieſe Nacht, wie ich dir gerathen, oder die Raben ſingen dir das Requiem!‟

In der That ſah Haußner keinen andern Ausweg mehr vor ſich, als die Flucht. Er verließ die Burg eine Stunde vor Tagesanbruch, und ihm folgten nicht nur ſeine Leute, ſondern auch die meiſten Knechte und Leute Friedingers, ſo daß dieſer bloß noch mit einem alten treuen Ritter und ſieben Knechten allein auf Hohenkrähen zurückblieb. Der unterirdiſche Gang, durch welchen ſich Haußner flüchtete, führte in einen abgelegenen Thalgrund. Dort ſchieden, wie verabredet, all' ſeine Begleiter von ihm, denn ſie fürchteten, als Friedensbrecher feſtgenommen und hingerichtet zu werden. Haußner war lange unentſchloſſen, wohin er ſich nun wenden ſolle. Aber während er langſam und in tiefem Nachſinnen durch das Thal ritt, ſah er plötzlich einen jungen Ritter nebſt einigen Reißigen auf ſich zuſprengen. Es war Otto von Kreßling, den Frondsberg um Herbeiſchaffung von Lebensmitteln ausgeſandt hatte. Augenblicklich erkannten ſich Beide; Haußner ſprang vom Pferde und ſuchte Zuflucht in einer Kapelle, die am Wege ſtand.

Otto eilte ihm mit gezogenem Schwerte nach, und, nicht achtend der geweiheten Stätte, ſtieß er ihn am Altare nieder.

Unterdeſſen war der Morgen angebrochen und im erſten Frühſchimmer ritt ein gewiſſer Bridinger in's Lager, und wurde nach kurzem Verweilen vor den Feldoberſten geführt.

„Wie lautet Euer Auftrag?" fragte Frondsberg.

„„Er iſt kurz;"" — antwortete der Ritter: „„Freier Abzug für Friedingers Leute und ihm ein ehrenvolles Grab unter den Ruinen ſeiner Burg.""

„Iſt Friedinger denn todt?"

„„Dann könnt' ich ja nicht in ſeinem Namen kommen,"" — entgegnete Bridinger. „„Aber der Knochenmann hat ihm die dürre Hand ſchon entgegengeſtreckt und der Ritter hält ſie gefaßt und will ſie nicht mehr laſſen.""

„Ihr ſprecht in Räthſeln!"

„„Der Ritter iſt tödtlich verwundet; ein herzhafter Schnitt des Arztes könnte ihn zwar noch retten, aber er iſt feſt entſchloſſen zu ſterben, weil er, wie er ſagt, ſeine Zeit überlebt hat, und die Trümmer ſeines Stammſitzes ſollen ſein Grabmal ſeyn.""

Frondsberg wurde nachdenkend. „Ich habe dieſen Friedinger von jeher geachtet," — ſprach er nach langem Schweigen — „ſo trotzig er ſich auch ſtets den Geſetzen entgegen ſtemmte. Er wollte die Ehre der Vergangenheit feſthalten mitten in der Schmach der Gegenwart, und er war der Einzige unter den Raubrittern, dem es nicht um die Beute, ſondern blos um die Luſt des Kampfes dabei zu thun war. Eure Bedingungen ſeyen gewährt! Ihr, Bridinger, zieht mit Friedingers Leuten ab und liefert uns die niedergeworfenen Gefangenen aus. Den Leichnam des Ritters werde ich ehrenvoll beſtatten laſſen, aber das Schloß muß zerſtört werden!"

Friedinger lebte nur noch wenige Stunden. Als Frondsberg in die Burg eingezogen war und an deſſen Lager trat, fand er bereits eine ſtarre Leiche. Sie ward in der Schloßkapelle begraben und die Veſte gleich darauf niedergeriſſen.

Dr. Heinrich Schreiber.

Hohenfels.

Gegenüber von Altbodmann, am jenſeitigen Ufer des Ueberlinger See's, ragt ein hoher Fels, abgeſondert von der übrigen Bergkette, und auf ihm ſtehen die Ruinen der alten Burg Hohenfels. Ihr Name hat ſich im Volke nur noch in dem ſogenannten Hohenfelſer Hof, der am Fuße des Berges liegt, erhalten. Dort erzählen die Leute von einer beſonders wohlthätigen Frau von Hohenfels, die einſt auf der Burg wohnte. Sie ſoll ſich durch reiche Stiftungen an die Kirchen der Umgegend und durch unzählige Almoſengaben verewigt haben. Das Volk nennt ſie daher nur die gute Frau Hildegard. Ein Platz nahe der Burg Hohenfels heißt jetzt noch das „Hildegardens-Gärtle." — Die Burg ging frühe auf andere Beſitzer über.

(Vergl. Schönhuths „Burgen des Hegau's" ꝛc. 4. Heft S. 73.)

Burg Randeck's Fall.

Dies uralte Stammſchloß der Edlen von Randeck, die zugleich Bürger von Schaffhauſen waren, ward, wie es jetzt noch ſteht, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts neu aufgebaut, und erſtand aus den Trümmern der ſchon im Jahr 1499 zerſtörten Burg. Die Urſache ihrer damaligen Zerſtörung war ſeltſamer Art. Als nämlich im ſelben Jahre die Eidgenoſſen, bei 12,000 Mann ſtark, von Schaffhauſen und Dieſſenhofen aus in das Hegau zogen, da wollten ſie, vielleicht aus landsmänniſchen Rückſichten, die Burg verſchonen, gegen ihren Grundſatz, dem zu Folge ſie Alles, was ihnen in den Weg kam, plünderten und zerſtörten. Nun befand ſich aber unter den Burgmannen ein Zuſätzer; der wollte die Eidgenoſſen nicht ungeneckt laſſen in ihrem Vorüberzug, ſondern fing an zu

muhen wie eine Kuh. Dies brachte aber die Eidgenoſſen ſo ſehr auf, daß ſie das Schloß berannten und nicht nachließen, bis ſie es endlich eroberten und in Aſche legten, und hiemit „dieſer lüenden Kuh und Läſtermaul ſeinen verdienten Lohn und ihm ſein gebührend Futter um den Kopf gaben," ſagt unſer Chroniſt. Hierauf blieb das Schloß bei 67 Jahre lang ungebaut in ſeinen Trümmern liegen.

(Siehe „Die Ritterburgen des Hegau's" von H. Schönhuth. Conſtanz, 1835. 2. Heft S. 60.)

Nellenburg.

Weſtlich von der Stadt Stockach erhebt ſich ein Hügel, der Nellenberg genannt, auf ihm, jetzt nur noch in wenigen Reſten ſichtbar, ſtand einſtens die mächtige Nellenburg, die einer ziemlich großen Landſtrecke am Bodenſee, der früheren Landgrafſchaft Nellenburg, den Namen gab. Ein zahlreiches Geſchlecht, von dem Manche eine nicht unbedeutende Rolle in Teutſchlands Geſchichte ſpielen, gieng von dieſer Burg aus.

Mit Eberhard II. genannt Graf Eppo, beginnt, (dem Schaffhauſer Geſchichtsſchreiber Rüger zu Folge) die Geſchlechtsreihe der Grafen von Nellenburg. Er vermählte ſich um's Jahr 1009 mit Frau Hedwig, der Tochter des im J. 1004 verſtorbenen Herzogs Hermann II. von Schwaben und Geſchwiſterkind Kaiſers Heinrich des Heiligen.

„Graf Eppo" — erzählt die Legende — „galt allgemein für einen mannhaften aber ſtrengen und jähzornigen Ritter; Frau Hedwig aber war gar eines frommen und gottſeligen Gemüths. Sie hatte die Gewohnheit, jedesmal um Mitternacht aufzuſtehen und in dem Pſalter zu beten. Einsmals erzürnte ſich ihr Gemahl darüber; riß ihr den Pſalter aus der Hand und warf ihn in das Kaminfeuer; am Morgen aber ward das Buch unverſehrt auf dem Heerde gefunden und Frau Hedwig wieder zugeſtellt. Dies Wunder füllte ihren Gemahl mit Schrecken und er wehrte von nun an nie mehr ihren Andachtsübungen. Sie ſtiftete bald darauf das Benediktiner-

Frauenkloſter Schwabenheim in der Grafſchaft Sponheim im Rheingau; nahm den Schleier und ward auch daſelbſt begraben.

(Vergl. Schönhuth's „Burgen des Hegau's." 3. Heft S. 3.)

Blumenfeld.

Ein Seitenſtück zur Weinsberger Weibertreu.

Es war zu Ende des 15. Jahrhunderts, als die Eidgenoſſen auch am Schwabenlande ihr Müthchen kühlen wollten. Das zunächſt liegende Hegau war der Haupttummelplatz ihrer Ausgelaſſenheit. 12,000 Eidgenoſſen zogen durch daſſelbe ſengend und brennend, ſo daß binnen einer Woche zehn Dörfer, Flecken und Schlöſſer im Schutt lagen. Dies Loos ſollte auch das Städtlein Blumenfeld treffen und die Schweizer rückten vor deſſen Mauern. Ritterlich wehrten ſich die Einwohner, mußten aber endlich doch der Uebermacht weichen und ſich zur Uebergabe verſtehen. Vor Allem war es den Schweizern um den Freiherrn von Thengen zu thun, der im Schloſſe daſelbſt mit ſeiner Gemahlin, einer Gebornen von Roſeneck, Hof hielt. Zufolge der Uebergabs-Bedingungen ſollte gerade Dieſer in ihre Hände geliefert werden, während den Bürgern erlaubt würde, frei abzuziehen. Auch der Burgherrin wurde freier Abzug bewilligt und ihr noch überdies geſtattet, ihre beſten Kleinodien mit ſich zu nehmen. Siehe da, während die Schweizer der Ausziehenden harrten, erſchien die Burgfrau am Thore, angethan mit ihrem feſtlichſten Schmucke, und auf dem Rücken tragend ihren — Ehegemahl. Das gefiel den Schweizer-Hauptleuten ſo wohl, daß ſie der edlen Schwabenfrau lautes Lob zollten und ſie mit ihrem Schatze ungefährdet abziehen ließen, ja ſogar, als ein gemeiner Soldat die Hand nach ihrer Halszierde ausſtreckte, um ſie abzureißen, nahe daran waren, ihm das Haupt um dieſes Frevels Willen abzuſchlagen.

(Vergl. Schönhuth's: „Die Ritterburgen des Hegau's." 2. Heft S. 66 ff.)

Rheinthal.

Der Gnom des Rheinfalls.

Durch die Felſen, wiederhallend,
Strömt hinab der wilde Strom
Und auf weißen Wogen wallend
Singt ſein Lied des Rheinfalls Gnom.
Horchend von des Ufers Höhe
Ward's davon dem Mädchen wehe,
Dem es ſüß im Herzen glomm.

Zaubervoll ſind ſeine Lieder,
Die zu Grund der Seele geh'n;
Sehnſuchtsvoll ſchaut ſie hernieder,
Weithin ihre Blicke ſpäh'n.
Blühend ſelbſt im Jugendglanze,
Windet Blumen ſie zum Kranze,
Daß damit ihr Lieb ſie krön'.

Mahnend läßt der Gnom ſich hören:
„Haſt du Lilien nicht zur Hand?
Lilien, ſo die Todten ehren
In dem fernen, dunkeln Land?
Sie vergiß nicht einzuweben,
Weißt du nicht?: ein theures Leben
Iſt der Erde bald entwandt."

Kaum iſt dieſes Wort geſpendet,
Schwimmt ein Leichnam auf der Fluth; —
Mädchens Kranz bleibt unvollendet,

Kennt den Liebſten gar zu gut.
Ende, böſer Gnom, die Lieder!
Nie flicht einen Kranz ſie wieder, —
Tief im Strom auch ſie nun ruht.

Wagner von Laufenburg.

Stiftung des Kloſters Allerheiligen bei Schaffhauſen.

Der Graf Eberhardt III. von Nellenburg, reich geſegnet an Glück und Gütern, Herr ausgedehnter Beſitzungen im Klettgau, Hegau und jenſeits des Rheines, Vater von fünf blühenden Söhnen und Gatte einer frommen treuen Frau, trug ſich lange ſchon mit dem Vorſatz, ein Gotteshaus zu ſtiften, als demüthiges Zeichen ſeiner Dankbarkeit für all die Wohlthaten, womit ihn der Allmächtige überſchüttet hatte. Er theilte dies Vorhaben ſeinem lieben Weibe Itha, einer gebornen Gräfin von Kirchberg, mit, und ſie beſtärkte ihn auch auf's Eifrigſte darin. Ihren Plan mit um ſo klareren Gedanken auszuführen, faſtete und betete das fromme Paar eine geraume Zeit hindurch. Sie wollten, noch zweifelhaft darüber, welchen Platz in ihrer Grafſchaft ſie zur Stiftung eines Kloſters auserſehen ſollten, des Winkes von Oben harren. Zudem unternahm Graf Eberhardt ein Reiſe nach Rom, um ſein Anliegen auch dem Papſte zu empfehlen. Zur nämlichen Zeit aber wohnte an der Stätte, wo jetzt das Schaffhauſer Münſter ſich erhebt, ein Klausner in ſeiner Einſiedelei, den der Graf oft zu beſuchen und ſich gottſeliger Rathſchläge bei ihm zu erholen pflegte. Auch ihn hatte Eberhardt zum Vertrauten ſeines Planes gemacht und ſeinen aufmunterndſten Beifall erhalten. Da träumte dem fromme Manne einſtmals, an der Stelle, wo nun die St. Eberhardtskapelle ſteht, wachſe eine helle, weitſtrahlende Feuergarbe von der Erde bis zu dem Himmel empor, und oben darüber ſchwebe ein goldenes Kreuz. Als nun der Graf wieder aus Wälſchland zurückkehrte und noch immer etwas unſchlüſſig war, erzählte ihm der Einſiedler ſeinen

Traum und erfüllte dadurch deſſen Herz mit ſolcher Freude, daß er, wie einſt David*), ausrief: „Ja, das iſt die Stätte, die der Herr auserwählt hat!“ — Sogleich wurde an's Werk geſchritten und ſchon im Jahr 1052 ſtand die erſte Kapelle da. Kurz darauf reiſte der Papſt durch dieſe Gegend und weihte ſelbſt den erſten Altar noch in demſelben Jahre, den 23. Auguſt. Für den Anfang wurden zwölf Mönche und ein Abt in das Kloſter geſetzt, welches der Graf mit vielen Gütern beſchenkte. Der Kreuzgang und die Wohnungen der Mönche wurden binnen zwölf Jahren vollendet, nach dem Plane eines kunſtverſtändigen Prieſters, Leupold, und am Tag Aller Heiligen 1064 hatte der edle Stifter die Freude, das neue Kloſter durch Rumolf, der Biſchof von Conſtanz, in Gegenwart vieler Aebte einweihen zu ſehen. Am nämlichen Tage noch begabte der Graf daſſelbe mit allerlei Koſtbarkeiten, reichen prieſterlichen Gewändern, Leuchtern und allen zum Gottesdienſt nöthigen Geräthen; mit Freiheiten und überdies mit nicht weniger als 200 Meierhöfen.

Nachdem alles dies beſorgt war, ſehnte ſich Eberhardt ſelbſt darnach, der irdiſchen Welt ſich abzukehren und er begab ſich in das Kloſter, das er ſelbſt geſtiftet hatte; er unterzog ſich freiwillig der väterlichen Leitung des Abtes. Er lebte mit ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit nach der Regel des Ordens (die Mönche waren Benediktiner) und verrichtete die niedrigſten Dienſte, die man ihm auftrug, wie der Geringſte ſeiner Mitmönche. So brachte er ſechs Jahre, mit Zuſtimmung ſeiner Gemahlin Itha, im klöſterlichen Leben zu, bis ihn Gott ſeiner Frömmigkeit lohnte und in die ewige Seligkeit aufnahm. Er ſtarb in ſeinem ſechzigſten Jahre, am 7. April 1070. Sein Leichnam iſt im neuen Münſter zu Schaffhauſen neben der Kanzel beigeſetzt.

Das Kloſter Allerheiligen aber erwarb ſich in der Folge durch ſeine muſterhafte Verfaſſung und Sittenſtrenge einen außerordentlichen Ruf, und trug, nach dem Zeugniß des gelehrten Abtes Trithemius (in ſeinem Chronikon Hirsaugiense, T. I. pag. 212 und 266) viel dazu bei, daß das damals ziem-

---

*) Pſalm 132 Vers 13 und 14.

lich in Verfall gerathene Kloſter Hirſau in Schwaben wieder zu einem Flor gedieh, in welchem, wie Trithemius ſagt, die Mutter noch von der Tochter übertroffen wurde.

(Vergl. „Erinnerungen aus der Geſchichte der Stadt Schaffhauſen.“ Schaffhauſen, 1834. Hurters Buchhandlung. Ferner: „Leben des Grafen Eberhardt III. ꝛc. in Mone's „Quellenſammlung der Badiſchen Geſchichte.“ 1. Bd. 1. Heft. Aus einer Chronik abgedruckt.)

Das Fräulein von Randenburg.

Im Münſter zu Schaffhauſen findet ſich neben den Gräbern der Aebte ein Grabſtein, auf welchem das Bild einer knieend betenden Jungfrau dargeſtellt iſt, mit der Umſchrift: „Dominus mirabilis in Sanctis suis.“ (Der Herr iſt wunderbar in ſeinen Heiligen.) Dieſer deckte den Leichnam des Fräuleins von Randenburg, deren gottſeliges Andenken noch im Munde des Volkes fortlebt. Obwohl umgeben von dem Glanze des Ritterlebens und den Reizen der Weltluſt auf ihrem Stammſitze, der Schaffhauſen benachbarten Randenburg, diente ſie doch ſtets in heiliger, unentweihter Jungfrauſchaft einzig und allein ihrem Gott und Heiland. Jeden Morgen ſchon vor Tagesanbruch eilte ſie, begleitet von einer treuen Magd, von ihrer Burg nach Schaffhauſen, um dort noch zu rechter Zeit zum Frühgottesdienſte zu kommen. Voran leuchtete allemal ein zahmer Hirſch mit Laternchen an ſeinen Geweihen, ſorgfältig von Zeit zu Zeit ſich nach ſeiner Gebieterin umblickend; ſo ging alle Morgen der fromme Zug über den Randen durchs Hemmenthal hinab nach Schaffhauſen und zum Engelbrechtsthor hinein. Vor dem Thor wartete der Hirſch gehorſamlich, bis das Fräulein ihre Andacht im Münſter verrichtet hatte. Jetzt noch, nach beinahe 500 Jahren, zeigen Einem die Hemmenthaler den Weg, den die Schritte jener Jungfrau geweiht haben. Nach ihrem Tode wurde ſie neben dem Abte Jakob Hün († 1353) begraben, an dieſelbe Gottesſtätte, wo ſie ſo oft gebetet und reiche Gaben mit Herz und Hand geopfert hatte.

Man erzählt noch von ihr, ſie ſey eines Morgens auf einem ſolchen Kirchgange, von Räubern verfolgt, zu früh, oder als der Thorwart noch tief geſchlafen, vor dem Thor angelangt. Da habe ein Engel ihr raſch daſſelbe geöffnet und ſie ſo aus der Gefahr gerettet; daher das Thor den Namen Engelbrechtsthor erhalten.

(Vergl. „Erinnerungen aus der Geſchichte der Stadt Schaffhauſen.“ Schaffhauſen, 1834. Hurter'ſche Buchhandlung. 1. Bändchen S. 74.)

Klettgau.

Der Alpenpfeifer.

Alp nennt man jenen Gebirgszug oder Seitenarm vom Schwarzwalde, südöſtlich vom Feldberge; er bildet die rechte Thalwand des wilden Wuthachthales.

Ueber dieſes rauhe Gebirge, das mehrentheils eine Hochebene iſt, zieht ſich die Landſtraße von Schaffhauſen nach der Hauptſtadt des Breisgau's.

Zudem daß dieſe Straße, wie man dort in der Umgegend verſichert und wofür auch Thatſachen zeugen, durch böſe Menſchen etwas unſicher gemacht wird, ſoll auch ein Geſpenſt ſeine Freude daran haben, den nächtlichen Wanderer irre zu führen. Dieſes Geſpenſt heißt im Munde des Volkes der „Alpenpfeifer."

Wenn ein Wanderer bei Nacht die dortige Landſtraße zwiſchen Stühlingen und Wellendingen begeht, ſo hört er, wie die Bewohner der Gegend behaupten, ein mehrmaliges, gellendes Pfeifen, wie man durch Finger pfeift. Dieſes iſt das Zeichen von der Nähe des Irrführers. Reiſende, die ihren Weg gerade fortgehen, ohne ſich umzuſehen, kommen ungehindert von dannen. Sobald man aber das Pfeifen hört und nach der Gegend hinſchaut, wo es herzukommen ſcheint, dann ſteht es ſchlimm mit uns. Wider Willen kommt man rückwärts, bei der größten Vorſicht verliert man die Straße. Das Geſpenſt führt den Neugierigen über Stock und Stein und läßt ihn den rechten Weg nicht finden, bis die Sonne am Horizont empor ſteigt. — Wohl Dem, der nicht auf die Seite des Wuthachthales geführt wird, denn ein Leichtes wär' es, in das tiefe Becken

des wilden Waldſtromes einen gefährlichen Sturz zu machen. Drum Wanderer, ſieh' dich vor, daß du nicht auf jener Straßenſtrecke von der Nacht überfallen wirſt, oder gib doch wenigſtens dem Pfeifen kein Gehör, ſondern geh' ruhig deines Weges fort.

Leute, die das Geſpenſt geſehen haben wollen, verſichern, es reite auf einem weißen Pferde mit drei Füßen. Wie das ſonderbare Ungethüm in die Gegend kam, davon weiß man nichts. Wahrſcheinlich iſt es ein alter gebannter Raubritter, der für ſeine Miſſethaten mit ſamt ſeinem Streitroſſe büßen muß.

D........
(Originalmittheilung.)

Der letzte Küſſaberger.

Einer der ſchönſten Punkte des Klettgauiſchen Gebirges iſt der Küſſaberg, gegenüber von Zurzach, ohnweit des Rheingeſtades. Man beherrſcht von dieſer Höhe aus die ganze Umgegend, und gegen Süden dehnt ſich die Fernſicht bis an die hohe Alpenwand aus. Gewährt aber der Küſſaberg dem Freunde der Natur einen herrlichen Genuß, ſo ziehen die alten Burgtrümmer, welche ihn krönen, auch den Liebhaber der Geſchichte und des Alterthums lebhaft an. Denn er ahnet wohl, daß eine ſo ſtattliche Veſte, deren ſtolze Thürme einſt weit über die Landſchaft hin geboten, nicht die Heimath geringer Junker, ſondern eines mächtigen Hauſes war. Wer aber gibt ihm Kunde von dem ritterlichen Geſchlecht, welches einſt die Räume bewohnt hat, die er mit wachſenden Schauern einſam durchſchreitet! Die Geſchichte kennt nur trockene Namen, und die Sage? das Volk hat ſie vergeſſen. Es weiß nichts mehr zu erzählen von Graf Heinrich und Kunegunden, deren Jugendglück und trauriger Ausgang vor Jahrhunderten von Mund zu Munde gegangen. Darum Dank der Feder des Chroniſten, welche in wenigen Zügen das Geſchick der beiden Gatten andeutet und ihre Leiden errathen läßt.

In den glorreichen Tagen, welche die hohenſtaufiſchen Helden auf dem teutſchen Throne ſahen, wer war damals der ſtolzeſte Ritterjüngling im Lande Klettgau? War es der Krenkinger etwa einer, deren Geſchlecht, gleich der Eiche im Forſt, allen Klettgauiſchen Adel überragte? Viele ſtattliche Söhne

hatte es ſchon aufgezählt, die unter den großen Kaiſern, jenſeits der Alpen, den Ruhm der Tapferkeit erworben. Aber diesmal war es kein Krenkinger, welcher die Augen des Landes auf ſich zog — ſondern der junge Ritter mit den drei Mondſicheln war es, Junker Heinrich, der Liebling ſeiner Heimath, die Hoffnung ſeines Hauſes. Auf der hohen Küſſaburg wartete er ſeines greiſen Vaters, deſſen letzter Wunſch eine würdige Braut war für den einzigen Erben des Namens und Gutes von Küſſaberg.

Und ſiehe da, es ging in Erfüllung, was das Herz des Alten erſehnte: eine Tochter des aufſtrebenden Hauſes von Habsburg, Kunegund, die Schweſter Graf Rudolphs, des nachmaligen Königs der Teutſchen, reichte Heinrichen ihre Hand. So ſchien es denn bei den Sternen beſtimmt, daß das Haus Küſſaberg einer großen Zukunft entgegengehe. Das Schickſal behandelte den Grafen und ſeinen Schwager wie Lieblinge; es vergaß aber auch nicht zu ſtrafen, wo Uebermuth und Vermeſſenheit ſeinen Zorn herausforderten. Der Beſitz der ſchönen Kunegund, die Verwandtſchaft mit dem Geblüte von Habsburg, verblendete den jungen Küſſaberger: die drei Mondſicheln mußten den Schild theilen mit dem habsburgiſchen Löwen, und der freiherrliche Stand von Küſſaberg ſich überkleiden mit dem gräflichen Titel! Auch der alte Vater hing kindiſch an dem erborgten Glanz: ein Grafengeſchlecht ſah er hervorblühen aus dem Stamme ſeiner Väter, und ſchloß nun die Augen, beglückt durch den ſchönen Traum.

Ja, das Glück eines Traumes war es auch nur! Heinrichs Uebermuth machte ihn mehr und mehr unerträglich. Alles begann ihn zu meiden — und Kunegund, das Bild der Schönheit und Sanftmuth, welkte hin an dem Wurme tiefſten Kummers. Sie ward nicht Mutter. Da ergriff auch den Gemahl der Gram, den er zu vergeſſen ſuchte in den Ausſchweifungen der Sinne. Der kräftige, ſtolze, übermüthige Ritter fiel zuſammen, zehrte ab und erloſch im ſchönſten Mannesalter. Man verſenkte den Leichnam des letzten Küſſabergers in der väterlichen Gruft — und mit ihm den Schild, welcher die Mondſicheln mit dem Löwen trug.

Kunegund nahm jetzt den Schleier und vergrub ſich in eine Zelle zu Adelhauſen bei Freiburg; über dem Grabe Hein-

richs aber erhob ſich blutiger Streit wegen des Erbes von Küſſaberg. Es wurde zerriſſen und gerieth zum größten Theile in die todte Hand. So hat das Schickſal den Uebermuth ſeines Günſtlings gerächt.

Dr. Joſeph Bader.

Die Burgfrau von Balm.

Dem Kloſter Rheinau gegenüber, nicht weit von Jeſtetten, lag einſt das feſte Schloß Balm, von einem uralten Geſchlecht bewohnt. Lutz von Balm, der im dreizehnten Jahrhundert dort lebte, führte lange ein wüſtes Leben, bis er einſt in einer Fehde ſo übel zugerichtet ward, daß er nur noch am Stabe gehen konnte. Er ſchien jetzt den Jugendrauſch ziemlich ausgeſchlafen zu haben, und heirathete ein Fräulein aus dem Thurgau. Kunigunde war, wenn auch keine der ſchönſten, doch gewiß eine der tugendreichſten Frauen ihrer Zeit; ſie hielt ſtreng auf Zucht und gute Sitte im Hauſe, und half, wo ſie konnte, der Armuth und der Noth. Aus Erbarmen nahm ſie eine adelige Jungfrau, Namens Amina, zu ſich, deren Vater als Friedensbrecher geächtet worden war, und die jetzt keine Zuflucht wußte als das Kloſter, wozu ſie jedoch wenig Neigung in ſich verſpürte. Amina war ſchön und verſchlagen; ſie gewann bald die Neigung des Burgherrn, der Alles aufbot, ihre Gunſt zu erwerben. Amina wußte das Netz ſo klug zu weben, daß ſich Lutz ganz darin verſtrickte. Sie ließ ihn merken, daß ſie nicht unempfindlich ſey, betheuerte aber zugleich, ſie werde ihr Herz nie verſchenken ohne ihre Hand.

Von dem Ritter war der alte böſe Geiſt zwar gewichen, aber er ſchlich noch immer in ſeiner Nähe herum und harrte des Augenblickes, da er ihn wieder in ſeine Gewalt bekommen möchte. Dies geſchah jetzt, und Lutz brütete bald über allerlei Anſchlägen, um in den Beſitz des ſchönen Fräuleins zu gelangen. Zuletzt faßte er den Gedanken, die treue Hausfrau heimlich aus dem Wege zu ſchaffen, und verſchob die Ausführung der ſchrecklichen That nur noch, bis Kunigunde ihr Knäblein entwöhnte, welches ſie ſelbſt ſtillte. Dann wurde das Werk der Finſterniß ſo heimlich vollzogen als möglich; die Burgfrau

ſtarb plötzlich an einem Stickfluß, wie man ausſprengte, und wenige Monate nachher führte der Ritter Fräulein Amina zum Altar. Der kleine Hugo, welcher jetzt ungefähr vierzehn Monate alt war, wurde den Händen einer Wärterin anvertraut. Dieſe kümmerte ſich nicht ſonderlich um die Pflege des Knaben; wenn er des Nachts weinte, ſo blieb ſie ruhig liegen, oder ſtieß Scheltworte gegen das unſchuldige Kind aus. Einſt däuchte ihr, ſie höre die Wiege gehen, worin das Kind ſchlief; ſie richtete ſich auf im Bette, und gewahrte mit Schrecken eine weißgekleidete weibliche Geſtalt, ganz der verſtorbenen Kunigunde ähnlich, die an der Wiege ſaß und das Knäblein ſchaukelte. Nach einer Weile nahm die weiße Frau das Kind auf den Schoos, drückte es an ihr Herz, legte es dann wieder in ſein Bettlein und verließ das Gemach, als eben der Hahn den Tag verkündigte. Die Wärterin gab dem Ritter und ſeiner Gattin Nachricht von der Erſcheinung. Lutz ſchalt ſie eine Närrin, obgleich er ſich bei der Erzählung eines geheimen Schauers nicht erwehren konnte, Amina jedoch gerieth auf den Verdacht, Kunigunde ſey nicht wirklich vergiftet, ſondern irgendwo eingeſperrt worden, und habe Mittel gefunden, zu ihrem Söhnlein zu kommen. Von Argwohn und Zorn getrieben, nahm ſie gleich in der folgenden Nacht die Stelle der Wärterin ein. Eben ſchlug die Glocke zwölf, als der kleine Hugo zu wimmern anfing und zugleich die weiße Geſtalt in das Zimmer trat und ſich an die Wiege ſetzte. Der Mond warf ſein Licht durch das Fenſter und Amina erkannte Kunigundens Züge; ſie ſah todtenbleich aus, legte aber freundlich und mit mütterlicher Beſorgtheit dem Kleinen die Kiſſen zurecht. Wüthend ſprang Amina vom Lager und wollte die Geſtalt beim Arme faſſen, aber der Arm zerfloß unter ihrer Hand in Luft. Die weiße Frau erhob ſich vom Sitze und drohte ihr mit dem Zeigefinger, dann nahm ſie das Kind und trug es im Gemach auf und ab. Amina's Blut gerann zu Eis. Zitternd floh ſie, und als der Ritter des Morgens erwachte und nach ihr fragte, gab man ihm ein Brieflein, folgenden Inhalts:

„Ich habe Kunigundens Geiſt geſehen und gehe in ein Kloſter, um für meine und Deine Sünden zu büßen. Thue desgleichen. Amina.“

In der Seele des Ritters erwachten alle Schrecken des Gewiſſens. Er übergab ſein Söhnlein einem wackern Geiſtlichen zur Pflege und Erziehung, entſagte der Welt, und lebte als Einſiedler in einer Klauſe tief im wilden Gebirg.

A. Schreiber.

Thiengen.

Ein freier Mann.

Freiherren oder Barone wurden von Altersher diejenigen Bauern (Grundbeſitzer) genannt, die keine Lehen trugen, alſo keinem andern Herrn verbunden waren. Zu ſolchen gehörte auch der Baron von Krenkingen, Herr zu Thiengen im Klekgau. Als nun eines Tages Kaiſer Friedrich der Rothbart durch dieſes Städtlein zog, blieb der Baron ganz ruhig auf ſeinem Stuhle vor der Herrenwohnung ſitzen und rückte, wie der Kaiſer an ihm vorbei ritt, zum Gruße ſein Barett nur ein wenig. Friedrich fand dies Benehmen ſonderbar und fragte ſeine Umgebung, wer der Ritter wohl wäre, der dort an offener Straße ſich hingeſetzt und Kaiſerlicher Majeſtät die ſchuldige Verehrung nicht bezeige? Da ließ der Baron ihm erwiedern: Er ſey der Herr dieſes Ortes, ein freier Mann, der weder vom Kaiſer, noch von ſonſt Jemanden ein Lehen trage; er erkenne zwar den Kaiſer als ſeinen Oberherrn, wie ein Geiſtlicher ihn erkenne, aber nicht als den Herrn ſeiner Güter. Auf dieſe Antwort näherte ſich Friedrich dem Freiherrn mit freundlicher Miene und ſagte zu ihm: „Damit ein ſo trefflicher Edelmann Uns und dem Reiche näher verbunden werde, ſo verleihen wir Euch die Freiheit, in Eurer Stadt Thiengen goldene Münzen mit dem Kaiſerlichen Bildniſſe prägen zu dürfen.“

(Siehe Crusius: Annales Suevorum. P. II. 504. Deßgl. Joſ. Baders „Badenia.“ Jahrg. 1840. S. 186 und 87.)

Albgau.

Stühlingen.

Vom Bauernkrieg.

Anno 1524 ungefähr um Johannis ward ein Aufruhr unter der Bauernſchaft zu Stühlingen, Bonndorf, Ewatingen, Bettmaringen ꝛc. wider ihren eigenen Herrn, Grafen Siegmund von Luppfen, Herrn zu Stühlingen. Die Bauern ſollten nämlich während der Ernte und bei dieſer unruhigen Zeit der Gräfin von Luppfen Schneckenhäuslein ſammlen, daß ſie Garn darauf winden könnte. Waren ihrer 1200 Mann, die machten ein Fähnlein, weiß, roth und ſchwarz, zogen damit auf Bartholomai gen Waldshut auf die Kirchweihe, hielten daſelbſten Rath und machten eine Evangeliſche Bruderſchaft; wer darin wollte ſeyn, der ſollt' alle Wochen je 1 Batzen geben, mit dem Geld ſchrieben ſie in alle Lande, als Hegau, Allgau, Sundgau, Breisgau, Elſaß, Franken, Sachſen, Meiſſen und den ganzen Rhein hinab bis gen Trier, daß ſie ihren Herrn nicht mehr gehorſam ſeyn wollten und keinen andern Herren haben, denn den Kaiſer, und ihm ſeinen Tribut geben, und daß er ihnen nichts einreden ſollte ꝛc. Auch wollten ſie alle Schlöſſer und Klöſter und was den Namen Geiſtlich hatte, zerſtören.

Nach dieſem ward alſo zwiſchen Grafen Siegmund v. Luppfen und den Bauern ein Tag zum gütlichen Vertrag feſtgeſetzt und auf dieſem in Schaffhauſen den Bauern zugemuthet, ihr

Fähnlein dem Grafen zu übergeben, vor ihm niederzufallen, ihr Unrecht zu bekennen ꝛc. dieß wollten ſie aber nicht thun ꝛc.

(Aus der handſchriftlichen Chronik des Heinrich Hug von Villingen.)

Der kühne Sprung.

Landgraf Max von Stühlingen, der 6½ Schuh hoch war, beſaß eben ſo große Gewandtheit als Stärke. Die lange Treppe im Schloſſe zu Stühlingen ſprang er in drei Sätzen hinab und ihm fiel es nicht ſchwer, die wildeſten Pferde zu bändigen, indem er ſie beim Schweif packte und raſch ſeitwärts wendete. Während eines Gelages auf demſelben Schloſſe ging er mit dem Freiherrn von Wartenberg die Wette ein: er mache ſich anheiſchig, eher auf ſeinem Roß als Dieſer auf dem ſeinigen zu ſitzen, obgleich er dem Freiherrn, wenn derſelbe in den untern Stock gekommen, noch im obern an der Treppe Antwort geben wolle. Nachdem der Wartenberger verabredetermaßen die Antwort erhalten hatte, eilte er vor das Schloß, wo ſein Rappe, wie auch des Stühlingers Schimmel, aufgezäumt ſtanden, und ſiehe! der Landgraf ſaß bereits wohlgemuth im Sattel ſeines rieſigen Pferdes. Er war nämlich aus einem Fenſter des oberen Stockwerks herunter auf den Schimmel geſprungen und hatte ſomit durch dieſen tollkühnen Streich die Wette gewonnen. Noch heutigen Tages zeigt man das Fenſter; und ein Hufeiſen des Schimmels, ſo groß wie eine Suppenſchüſſel, iſt lange Zeit im Zeughauſe zu Donaueſchingen aufbewahrt worden.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutſchen Vorzeit.“ Jahrgang 1837.)

Geſpenſt bei Schwaningen.

Auf einem Stege bei Schwaningen im Schwarzwalde läßt ſich in den heiligen Nächten ein geſpenſtiger Mann ſehen. Ein Bauer des Ortes, welcher einſt um Mitternacht aus dem Wirths-

hauſe zu Oberwangen heimkehren wollte und betrunken war, wurde vor dem Geiſte gewarnt, ſchrie aber in ſeinem Rauſche, er wolle bald mit ihm fertig werden, und machte ſich keck auf den Weg. Als er an den Steg kam und das Geſpenſt auf demſelben ſtehn ſah, ſchlug er aus Leibeskräften mit ſeinem Stocke darnach, ward aber von ihm am Finger gepackt, eine halbe Stunde weit gegen Dillendorf geſchleppt und dann bewußtlos auf dem Felde liegen gelaſſen. Als er nach einiger Zeit wieder zur Beſinnung kam, fand er ſeinen Finger, woran das Geſpenſt ihn geſchleppt hatte, kohlſchwarz geworden und ſo blieb er's auch bis zu ſeinem Tode, der nicht lange darauf erfolgte.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutſchen Vorzeit." Jahrg. 1837. S. 68.)

Das Bonndorfer Glöckchen.

Zu Bonndorf auf dem Rathhaus
Da hängt ein Glöckchen fein,
Das iſt vom puren Silber
Und iſt's auch werth zu ſeyn.
Und wie hinauf gekommen
Das köſtliche Metall,
Und wem ſein Klang ſoll dienen,
Will ich berichten all.

Schloß Tannegg an der Wuthach, —
Jetzt liegt's in Trümmernacht —
War einſt der bange Zeuge
Von einer langen Jagd.
Es deckte Schnee die Fluren,
Hell ſchien die Sonne drein,
Das lud die junge Gräfin
Zum Jagdvergnügen ein.

Durch dunkle Tannen glänzte.
Der letzte Sonnenſtrahl,
Da ſtiegen Nebelwogen

Ringsum herauf zumal;
Und durch den Urwald heulend
Ein Sturm aus Oſten zog,
Daß dumpf die Eiche krachte
Und ſich die Tanne bog.

Der Jägertroß, er irrte
Zerſtreut in Angſt umher,
Des Jagdhorn Ruf erreichte
Die Irrenden nicht mehr;
Und auf den hohen Fluren,
Wo Weg und Steg verweht,
Die Gräfin auf dem Jagdroß
Um Rettungszeichen fleht.

Nie hat zuvor ein banges
Geſchick ihr Herz gequält,
Von Noth und Leiden Andrer
Hat Niemand ihr erzählt —
Jetzt fühlte ſie vor Allem,
Wie es dem Wandrer ſey,
Wenn ihn die Nacht umfange
In ſolcher Wüſtenei.

Und wie der ſpäte Morgen
Sie in ihr Schloß geführt,
Hat ſie alsbald dem Burgvogt
Den frommen Schluß diktirt:
„Nach Bonndorf auf das Rathhaus
Stift' ich ein Glöckchen fein,
Das ſoll, zu größ'rer Ehre,
Von purem Silber ſeyn.

„Das ſoll, wenn Schnee und Nebel
Und Nacht den Pilgrim hält,
Und ſeine Seele bebet
Und ſeine Hoffnung fällt,
Mit heller Silberſtimme
Und tröſtlichem Geläut'
Sich nächtlich laſſen hören
Die ganze Winterzeit.

„Und daß nicht Willkür frevle
An dieſem Willen mein,
So ſoll das Glöckchen tönen
Allnächtlich um die Neun',
Allnächtlich eine Stunde,
Bis daß mit frohem Zug
Sich auf dem Acker wendet
Im Lenz der dritte Pflug.“

Das haben ſie gehalten
Gewiſſenhaft bis heut;
Nur eine Stunde ſpäter,
Und auch zu Sommerszeit;
Weil noch in andern Dingen
Als Nebel, Schnee und Nacht,
Man ſich verirren könnte —
So haben ſie gedacht.

Euard Lyncker.

Die Frau von Weiſſenburg.[1)]

Was wollen wir aber ſingen, was wollen wir heben an?
Wir ſingen vom Fräulein von Weiſſenburg, wie es ſeinen Herren verlan.

Es thät ein Brieflein ſchreiben, ſchickts abe in's niedere Land,
Es ſchickts dem jungen Graf Friedrich, er ſoll wieder kommen zur Hand.

Wie er gen Weiſſenburg kommen, wohl unter das hohe Haus,
Da ſchaut dieſelbe falſche Frau hoch oben zur Baie*) heraus:

„Willkomm, willkomm, mein lieber Graf, und Alle die bei dir ſeyn!“ —
„„Schön Dank, ſchön Dank, mein Fraulein, wo mornet**) der Herre dein?““ —

*) Fenſter.

**) Sich aufhalten, verweilen.

„Thue mich nit vermelden*), ich ſag dir die Wahrheit bald;
Er iſt gen Grüningen ze jagen, er iſt ze Grüningen im Wald.“ —

„„Iſt er gen Grüningen ze jagen, ei, jagt er in's Grüningers ſein Hag,
So ſoll ihm das Leben nit länger ſtahn, als auf den heutigen Tag.““

„Und ſoll ihm ſein Leben nit länger ſtahn, als auf den heutigen Tag,
Ei ſo erbarm ſich Gott im Himmel, daß ich ihn verrathen hab!“ —

Da der Graf in den Wald hinaus kam, ſchlaft der Herre unter der Lind':
„„Auf Knechte, lieber Knechte mein, erſchieß mir ihn geſchwind!““

„„„Ich will ihn nit verſchießen, will eher ihn leben lan;
Ich will ihn laſſen genießen, daß ich bei ihm gedienet han.

„„„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer Kind?“““
„Ich befehl ſie Gott dem Allmächtigen, er weiß ſchon von wem ſie ſind.“

„„„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer Gut?“““
„Ich befehls den armen Leuten, die Reichen hand ſchon genug!“ **)

„„„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer Weib?“““
„Ich befehl ſie dem Grafen Friederich, der war ihr allzeit lieber als ich!“

„„„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer Schloß?“““
„Ich befehls den Feuerflammen, die hoch oben zu den Baien auslangen.“

„„Ach Knechte, lieber Knechte mein, zieh' auf dein Armbruſt groß,
Und ſchieße mir den Herren mit ſeinen Jagdhunden todt.

Altes Volkslied.

---

*) Durch Ausplaudern verrathen.

**) Vergleiche mit dieſer und der vorhergehenden Strophe die ähnlichen im Volksliede „Hans Steutlinger“ unter den Freiburger Sagen.

[1]) Dieſes Lied, welches ſich an die ehemals in der Nähe von Bonndorf liegende Weiſſenburg anknüpft, wurde aus dem Munde einer beinahe neunzigjährigen Frau niedergeſchrieben und von Freundeshand dem Dr. Heinrich Schreiber, Herausgeber des „Taſchenbuchs für Geſchichte und Alterthum" zugeſtellt.

Ueber die Weiſſenburg gibt Kolbs Lexikon von Baden, unter verſchiedenen Artikeln (Krenkingen, Roggenbach u. ſ. w.) einige Notizen. Ein Freiherr Heinrich von Krenkingen, genannt von Weiſſenburg, erſcheint auch unter den zahlreichen Adeligen, welche im Jahr 1366 in die Dienſte der Stadt Freiburg im Breisgau traten, als dieſe gegen ihren Herrn, den Grafen Egon IV., in Krieg verwickelt war. Die Burg wurde im J. 1438 von Werner von Staufen belagert, eingenommen, und von den St. Blaſianern, — denen ſie von jeher ein Dorn im Auge war — zerſtört. (Gerbert: Historia nigræ silvæ. Tom. II. Pag. 241.)

Das Waldshuter Männlein.

Schon ſtand die Stadt mit Wall und Thürmen;
Auf dieſer Seit' mit Doppelgräben,
Auf jener von dem Rhein umgeben,
Schien ſie vor jedem Feind zu ſchirmen.
Nachdem die Arbeit nun zu Stand,
War ſie jedoch noch nicht benannt:
Man ſagte zwar bald das, bald dies,
Doch Ein Wort war noch nicht gewiß.

Dem Uebelſtande abzuhelfen
Verſammeln ſich die Rathsperſonen;
Und um Den würdig zu belohnen,
Dem unter dieſen weiſen Zwölfen
Der beſte Nam' der Stadt einfällt,
Lag ſchon ein ſchönes Sümmchen Geld
Im Freien auf dem Tiſche dort;
Nur ſchnell! Was iſt das beſte Wort?

Sie ſitzen da mit tiefem Sinnen,
Und, trügen nicht der Stirne Falten,
So muß was Rechtes ſich geſtalten;
Allein gedankenleer blieb's drinnen.

Ein Jeder ſtützt die Stirn' und ſinnt,
Daß er recht ſchnell das Geld gewinnt.
Doch wie er auch den Kopf zerbricht —
Ein paſſend Wörtchen find't er nicht.

Da kam mit dickem Knotenſtocke
Ein fremdes Männlein von dem Berge,
An Größe glich es einem Zwerge;
Bis auf die Hälfte von dem Rocke
Floß ihm nach Patriarchen Art
Ein ungeheurer gelber Bart,
Und ſeiner Haare Ringelgold
Kam unterm Hut ihm vorgerollt.

Er, von des Silbers Glanz geblendet,
Fragt, wer hier dieſes Geld empfange?
Man ſagt's — er ſinnt nicht gar zu lange,
Und alſo an den Rath ſich wendet:
„Hört, hochachtbare Herren mein!
Das Geld könnt' auch für mich gut ſeyn!
Drum ſtreich' ich es in meinen Hut,
Benenn' die Stadt dafür „Waldshut!"

Nun eilt damit der alte Kleine
Fort auf den wohlbekannten Wegen;
Und wunderſchnelle zu bewegen
Wußt' er die kurzen Zwergenbeine.
„He, he! Mann Gottes! nur gemach!"
Ruft ihm der Rath entrüſtet nach;
Doch war das Männlein nicht ſo dumm,
Und kehrte ſich nicht wieder um.

Längſt war er jedem Blick entſchwunden,
Der unbekannte, ſchlaue Gelbe,
Nun rathſchlagt man, was denn derſelbe
Wohl für ihr blankes Geld erfunden?
„Waldshut? — Ein ſchöner Doppelſinn
Steckt" — ſagt der Präſident, — „darin.
Bei meiner Treu! das Wort iſt gut:
Die Hut des Volks, des Schwarzwalds Hut!

„Das Männleiu, daß wir's nie verlieren
Aus dankbarlichem Angedenken:
Wir wollen ihm die Ehre ſchenken
Und unſer Wappen damit zieren!"
Und was er ſprach, das iſt geſcheh'n.
Noch jetzt kann man das Männlein ſeh'n,
Fährt man zum Basler Thor herein;
Dort iſt's gemalt gar hübſch und fein.

....r.

(Aus dem Freiburger Wochenblatt. Jahrg. 1835.)

Der Albkönig

Die hellen Sterne funkeln
Durch den bewegten Wald,
Da tönt vom Teich, dem dunkeln,
Ein leiſes Singen bald.
Albkönig ſingt ſein Lied in Ruh,
Und ſchelmiſch kichert er dazu.

Er ſitzt in einer Laube,
Von Lilien umblüht,
Daß nicht vom Strahlenſtaube
Ihm ſey das Haupt umſprüht.
So ſitzt er dort in guter Ruh
Und ſingt ſein Zauberlied dazu.

Du Mädchen auf dem Stege!
Lauſch' nicht dem Elfenlied,
Damit's dich nicht vom Wege,
Verlock' in's falſche Ried.
Hör' ja nicht dem Geſange zu!
Gönn' erſt im Dorf dir wieder Ruh.

Da tönt's empor vom Teiche:
„Mein holdes Lieb, mein Kind!
Nicht deinem Glück entweiche,
Sey nicht wie Andre blind!

Komm', theile meine ſüße Ruh
Und horche meinem Liede zu."

Schon iſt's um ſie geſchehen,
Er zieht ſie in den Teich;
Die Sinne ihr vergehen,
Im Arm ſie ruht ihm weich:
Sie theilt mit ihm ſein Reich in Ruh, —
Stumm horchend ſeinem Liede zu.

Aarau. Wagner von Laufenburg.
(Originalmittheilung.)

Die Kaiſertanne im Schwarzwald.*)

Tief im Schwarzwald, in den Tannen,
Ragt gewaltig hoch ein Baum,
Seine Arme aus ſich ſpannen
Weithin dort in heil'gem Raum.

Uralt iſt er; — kann wohl zeugen
Von der Zeit, die Großes ſah;
Unter ſeinem Dach herrſcht Schweigen,
Als ob ihm noch Hohes nah'.
Schreiteſt du an ſeine Stätte,
So durchzieht's dich wunderbar,
Als ob da gehorſtet hätte
In der Kron' ein Königsaar.

Und ſo iſt's; — drum ſolcher Segen
Liegt noch auf der Tanne heut;
Darum Sonnenſchein und Regen
Heut noch neue Kraft ihr beut.

Darum ragt ſie über alle,
Schauet weit zur Ferne aus;
Darum kam ſie nie zu Falle
In dem Sturm- und Wetter-Graus.

*) Im Albthal oberhalb Schloß Hauenſtein.

Darum iſt ſie nicht geſunken
Von der Aexte grimmem Schlag;
Ein Geſchick hat ihr gewunken,
Wie's nicht jeder werden mag.

Wohl an dieſes Baumes Stelle
Saß oftmals ein Graf in Ruh',
Wenn vor ihm das Wild in Schnelle
Floh den ſtillſten Hürſten zu.

An den Baum im Wald, den ſchlichten,
Dachte oft ein Kaiſer gern,
Saß er auf dem Thron, dem lichten,
In dem Kreiſe hoher Herrn.

Jenem in des Baumes Schatten
Durfte ſtets ein Traum erblühn',
Was geahnt nie Andre hatten,
Seinem Geiſt vorüberziehn.

Ob es waren Kaiſerträume,
Ob es war ein ſüßres Glück, —
Nicht verrathen's Wald und Bäume
Deinem Ohr und deinem Blick.

Doch, hat ſich der Herr erhoben
Und ging er erfreut davon,
War's, als ob die Tanne oben
Neigte ſtets die grüne Kron'.

Wohl war es ein großer, weiſer
Fürſt im Feld und in der Burg,
Preiſenswerth ein teutſcher Kaiſer, —
Rudolf war es von Habsburg!

Aarau.

Wagner von Laufenburg.
(Originalmittheilung.)

Die Brüder an der Alb.

Vor und ehe das Gotteshaus Sanct Blaſien geſtiftet ward, iſt das Ort gar rauh und von den Leuten bei zweien Meilen Wegs unerbaut geweſen. Es haben ſich aber in ſolcher Wildnuß erhalten andächtig Väter, die wegen Aechtung des Glaubens, oder durch Frommigkeit und um Abſonderung der Welt dahin in die Hülinen (Felſengrotten) und Einöden gekommen, wie dann der chriſtlich Glauben der Zeit ſchrecklich angefochten worden, und auch an andern Orten dieſer Urſach ihrer viel in die Wildnüſſe geflohen und ſich in den Felſen, Thälern und Bergen erhalten, und keiner von dem andern gewißt. Ihr Speis iſt nichts anders geſin, denn Wurzen und Kräuter, und das wild Honig; aber nit genueg, weshalb ihrer viel von der unmenſchlichen Nahrung, auch von kälte des Lufts, von Schnee und Winter haben ſterben müeßen.

Nach langem hat Gott der Allmächtig ihren veſten Glauben und groſſen Andacht angeſehen, und ihnen ingegeben, daß ſie, ſo viel hieherumb gewohnt haben, uf ein Stell, da jetzt das Gottshaus ſtat, zuſammen kommen ſind, und haben durch einander gemerkt, daß es der Wille Gottes ſei, und ein Verſammlung mit ihnen ufgericht werden ſöll. Und wie ſie vorhin *ἀναχωρῖται* geachtet, ſo ſollen ſie jetzt solitarii genannt ſeyn, und haben ſich unbekannt mit einander verglichen, da ze wohnen, und Gott den Allmächtigen mit andächtigem, ſtrengem Leben zu dienen.

Und haben ſich alſo viel Jahr mit groſſer unvermeſſenlicher Noth ihrer Leibsnahrung beholfen, bis daß ſie recht wiederumb angefängt haben, ſich zu der Welt zu kehren, umb Ufenthaltung ihres Leibs, und ſich geüebt mit etlicher Arbeit in Holzwerk, darin ſie ſich gebraucht und jeder ſölichs herausgetragen und ihr zeitlich Speis darmit erworben, und ſind genannt worden die Brüder an der Alb, wiewohl ſie kein Orden noch gehabt haben.

Wie ſie ſich nun ein lange Zeit alſo bei einander erhalten, haben ſie ein Houpt oder ein Fürgeſetzten geordnet, der ihr Oberer ſeyn ſöllt und unter ihnen zu Ewigem und Zeitlichem Ordnung geben ſöllt. Den haben ſie genämt einen Vatter,

ſind ihm gehorſam und gewärtig geweſen, und haben alſo ihr Zeit mit groſſem Andacht, und härtem Leben und Werken vertrieben.

Sie haben ouch angefangen, ihnen ein hülzin Haus zu machen, dieweil dieſer Zeit noch das Ort der Welt gar unbekannt geweſen und in zweien Meilen ringsherumb kein menſchliche Wohnung geſein iſt. Und wie ſie der Vatter jeglichen in Sonderheit zu der Arbeit, die jedem kuntlich was, zu thuen befohlen und geordnet, hat ſich keiner geſperrt, ſonder haben all mit großem Fleiß gewirkt und gehorſamet. Was ſie auch überkommen haben mit ihr Arbeit, das iſt ihnen alles gemein geweſen, wie denn von den heiligen Apoſteln und Jüngern Chriſti auch geſchrieben ſteht: „Et erant illis omnia communia.“ Es iſt geordnet von dem Vatter, daß ſie acht Stund Gott gedient und gebetet haben, acht Stund haben ſie gearbeitet, und acht Stund geruwet. Darzu haben ſie ein hülzin Bethüslin gemacht mit der genannten Behauſung, uf das Ort, da jezt Sankt Nikolaus Capell ſtat. Wie ſie nun das gebauwen hatten, da hat es ſich begeben, daß auch viel frommer Leut geweſen ſind ußerhalb von ihnen geſeſſen, die von ihrem ſtrengen und ſeligen Leben gehört haben, und ſich ihrer viel zu ihnen gethan und ihr Ordnung angenommen und ihr Leben bei ihnen verſchliſſen. Und wie ſie ſich alſo gemehret und das ein gute Zeit gewähret, da hat es ſich begeben, daß einer unter ihnen Kuntſchaft gehäbt hat, wie die Oerden in andern Wildnuſſen angefängt haben, und ihn beducht, an einem ſölichen Ort auch ſämliches füglich zu thuend. Da haben ſie etlich der Aeltiſten us ihnen geordnet und geſchickt ad Diocesanum, einem Biſchof zu Konſtanz, und den angeſprochen und gebeten von wegen der Brüder an der Alb gemeinlich, wie ſie verſammlet ſeyen, zu verwilligen und zu geben den Orden und Regel Sancti Benedicti. Das hat nun ihnen der Ordinarius bewilliget und zugelaſſen, und den Orden beſtättiget und ſie in ſein Biſtumb und geiſtlich Gehorſam, Schuz und Schirm ufgenommen.

Zu dieſer Zeit iſt kein Papyr noch Pergament bey ihnen gebrauchlich geweſen, ſonder haben müeſſen ſchreiben uf etliche Bäumrintchen, die dan darzu zu bereiten geſin ſind. Derſelbigen Büechen hat man noch vor der Brunnſt in der Liberey

gehäbt. Nach Sölichen hat es ſich nach und nach begeben, daß ſich viel ehrlicher kunſtreich Leut zu den Brüdern an der Alb gethon haben. Darunter ſind geweſen etliche Prieſter und etlich, ſo mit Handwerk umgegangen ſind. Do ſie nun alſo verharrt mit einander in heiligem Leben und Sitten, haben ſie angefangen Meß zu halten und göttliche Aemter zu vollbringen. Haben alſo angefangen ein ſteinen Kirch zu bauwen, und haben das ruch Gefels, das ſich weder hauwen noch werken lat, nichts deſto minder gehämmert und mit groſſer Arbeit beſchlagen. Haben alſo die kirch gebauwen und usgemacht, und wird geſchrieben, die ſey ſo lang geſtanden, bis uf die Zeit Kaiſer Ottonis. Do iſt ſie vor Aelte wieder niedergefallen, dabei man wohl gedenken kann, daß viel Jahr uns ſoliche Brüderſchaft gewähret hat.

Dieſer Zeit aber, als viel von adelichen Geſchlechtern und ehrbaren Leuten, darunter auch Prieſter geweſen und ſonſt gelehrt Leut, ſich angefangen haben, zu ihnen zu thun und ihr Zeit bei ihnen zu verſchleißen, da haben ſie ſich bedacht, ein Schul uf gepflanzen, die den Jungen und alten fürſtändig möchte ſeyn, Zucht und Lehr zu lernen und zu behalten, als auch das beſchehen iſt.

Als nun die Schuel und Lehr viel Guets geuffnet hat, und ſie die Geſchriften des alten und neuwen Teſtaments und ander approbirte Büechern und Skribenten gewohnt ſeyn worden, da haben ſie ſich bedacht, dem Vatter einen andern Namen zu geben, der mehr ſcheinbar ſeye, und dem Orden, Schul und Lehr und Ceremonien etwas gleicher ſeye. Und haben ſich verglichen, einen Prioren zu halten mit Namen und Stand, und iſt alſo von ihnen geordnet ein Priorat und hat gewähret mit Schul und Lehr von einem zum andern viel Jahr bis uf die Zeit Ottonis, Anno 938.*)

(Aus der handſchriftlichen Chronik des Abtes Chriſtoph von St. Blaſien. Mitgetheilt von Dr. Joſeph Bader.)

*) Um dieſe Zeit erhob dann der Ritter Reginbert von Saldenbüren die Zellen an der Alb zu einem eigentlichen Kloſter, welches von den dahin verbrachten Reliquien des hl. Blaſius den Namen dieſes Märtyrers erhielt.

St. Blaſiens Reichthum.

Zu einem Manne, welcher im Kloſter St. Blaſien Stroh ſchnitt, kam eines Abends der Fürſtabt mit den zwei Vornehmſten ſeiner Mönche. Beim Anblick des vielen geſchnittenen Strohs ſprach der Abt: „So viel Stroh dies auch iſt, ſo beſitzen wir doch noch mehr Gold und Silber.“ Der Mann erlaubte ſich, dies zu bezweifeln, worauf die Drei ſagten, ſie wollten ihm die Schätze zeigen, ſeine Augen verbanden und ihn, wie er merkte, durch einen unterirdiſchen Gang führten, über den ein rauſchendes Waſſer dahinſchoß. Als ihm die Binde abgenommen wurde, ſah er ſich in einem Gewölbe, welches unter dem dreifachen Verſchluſſe ſeiner Begleiter ſtand, und worin Gold und Silber, gemünzt und in Stangen, klafterweis aufgehäuft war. Die Geiſtlichen vergönnten ihm, ſich ſo viel Silber zu nehmen, als er in beide Hände faſſen konnte, verbanden ihm dann wieder die Augen und führten ihn zum Kloſterhofe zurück.

St. Blaſien hatte ſo viele Beſitzungen, daß ſeine Mönche, wenn ſie nach Rom reiſten, jede Nacht in ihrem Eigenthum einkehren konnten.

(Siehe Mone's Anzeiger ꝛc. J. 1839.)

Die dankbare Schlange.

Zu einem Viehhirten in Immeneich bei St. Blaſien kam jeden Morgen und Abend zur Melkzeit eine große Schlange in den Stall, welche auf dem Kopf eine goldene Krone trug. Das Mädchen gab ihr allemal warme Kuhmilch zu ſaufen. Als daſſelbe, wegen eines Verdruſſes, plötzlich aus dem Dienſte gekommen war, und die neue Viehmagd das erſte Mal melken wollte, fand ſie auf dem Melkſtuhl die goldene Krone liegen, worin die Worte eingegraben ſtanden: „Aus Dankbarkeit.“ Sie brachte die Krone ihrer Herrſchaft, welche dieſelbe dem aus dem Dienſte getretenen Mädchen gab, für das ſie auch be=

ſtimmt war. Seit deſſen Verabſchiedung iſt die Schlange nicht wieder geſehen worden.

(Siehe Mone's Anzeiger ꝛc. J. 1839.)

Die rächende Hand.

Der Anführer der empörten Hauenſteiner Bauern, welche unter andern auch die Abtei St. Blaſien ausplünderten, war Kunz von Niedermühle. Nachdem ein Oeſterreichiſches Heer dem Aufruhr ein Ende gemacht und Waldshut eingenommen hatte, ward auch er nebſt mehrern der Haupträdelsführer gefangen und hingerichtet. Aber Unwillen und Haß gährten nichts deſtoweniger im Stillen fort. So fand man eines Morgens Kunzens rechte Hand an das Thor des Kloſters St. Blaſien genagelt, mit der Ueberſchrift: „Dieſe Hand wird ſich rächen!" — Wirklich ging auch drei Tage darnach das ganze Kloſtergebäude in Rauch und Flammen auf.

(Aus Joſeph Bader's Aufſatz: „Das Albgau" im Freib. Wochenbl. 1829. S. 247.)

Reiter ohne Kopf.

Am Eingang des Muckenlocher Waldes führt der Weg über eine Brücke. Hat man ſie überſchritten, ſo ſieht man zuweilen einen Mann, welcher ſeinen Kopf wie einen Hut unter dem Arm trägt, auf einem Schimmel heranſprengen. Er verfolgt die Leute und führt ſie irre, kann aber nicht über den Graben, der in der Nähe iſt, hinaus, daher man jenſeits deſſelben vor ihm in Sicherheit iſt. Auch aus dem Walde heraus vermag er nur eine kurze Strecke zu reiten und verſchwindet an dem nächſten großen Markſtein.

Bei ſeinen Lebzeiten war er ein Feldmeſſer und hat in dieſer Gegend ſolche Betrügereien verübt, daß er nun zur Strafe daſelbſt umgehen muß.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's Anzeiger ꝛc. Jahrg. 1838.)

Gründung der Kirche im Todtmoos.

„Im Namen Vaters vnd Suns vnd heiligen Geiſts Amen. Es iſt ze wiſſen, do man zalt von der purt Criſti tuſend zwey-hundert funffzig und funff Jar, was ein andechtiger, erwirdiger prieſter mit namen Dietricus, ein verſeher der kilchen zue Rickenbach, die er verſach zue den ſelben zitten. Dem jetzt genempten prieſter Dieterico hett erſchinnen die aller gnadricheſti muetter vnſers herren Jeſu Criſti, allwegen ein jungfrow vnd magt Maria, zum dickeren maul (mehrmals) durch eines ganzen jar in ſinem ſchlaff, ſprechende: „Dietrice, wilt du ſelig vnd behalten werden vnd mich haben zue einer fürbitterin zue gott, ſo ſtand uff vnd gang hin an die ſtatt oder das ort, das do gnempt wurt der Schönenbühel, der da iſt zwiſchen zweien flieſſenden bächen, der ein iſt gnempt Twerr (Wehra), der ander Totbach, im ſchwartzwald, vnd daſelbs ſolt du ſitzen und dienen mir vnd gott minem ewigen ſun Jeſu Criſto. Wirſt du das nit thuen, ſo wirſt du vallen in minen Zorn. Du ſolt wiſſen für war, daz ich mir die vorgnempt ſtatt vſſerwelt hab, darin ze wonen vnd da zue behalten vnd zue erwerben von minem lieben ſun Jeſu Criſto vill gnad vnd guetthaitten allen andechtigen, demuetigen, chriſtgloubigen menſchen, die dahin kument vnd flieſſen (befliſſen) ſind zue diſſer vorgnempten ſtatt. Denn für war, alle die, die daſelben mich mit fliß vnd mit andacht anrueffen ſind oder werden, dienen will ich ſchneltlich zue hilf kumen in allen jren truebſelikeitten, jren angſten vnd nötten."

Vnd do aber der vorgemelt prieſter eine ſölliche gſchownus zuem dickern maull ſach vnd ſollichi worte horte dick vnd vill, vnd jm die obgenempt ſtatt vnerkant were, do begab es ſich von der verwilligung Gottes vnd ſiner lieben muetter Maria, daz ein treyer (Laſtträger) kam gangen mit ſinem bürdeli von derſelben ſtatt, die do wurt tottmos genempt, darum daz da kein tier in dem ſelben tottmos mag leben, zue dem jetz dick gnempten prieſter Dietrich vnd vernachtet by jm. Vnder andern wortten fraget der prieſter von dem knecht, wannen er wäre oder wo er ſäſſe mit weſen? Vnd antwurt jm der knecht: „Ich bin vom ſchwartzwald vnd ſitzen oder wonen an einer ſtatt, wird genempt das tottmos vnd hatt alſo ſinen namen darum, daz es ein breitte vnd

ein mos ſo tieff iſt vnd ſo vnglückhafftig, es ſyg menſch oder roß, ochſen oder tier, die da kument jn das mauß (Moos), es mueſſ verderben vn allen zwiffel. Von der ſelben ſtatt bin ich wonen vnd ſuech min narung mit ſurer arbeitt miner henden." Do ſprach der prieſter widerum zum knecht: „„Kenſt du das ort, do da flüſt ein bach, iſt gnempt twerri?"" Der knecht antwurt: „Ja, ich ken ſy vaſt woll, wann ich mit minem huß gſin bin ſtetteklich daſelben wonen." Vnd der prieſter fraget ferrer: „„Magſt du mich nit zue der ſelben ſtatt fueren?"" Do antwurt jm der knecht: „Gevalt es üch, ſo mag ich üch woll dahin fueren."

Do es nu am morgen frue ward, der prieſter mit ſinem knechten was gon mit dem obgenambtem treyer, vnd do er kemme zue dem vorgenempten bach, mit namen twerr, vnd gfunden hette die zeichen, die jm die ſelig muetter gottz vnd junckfraw Maria verkunt vnd vorgſeitt hett, do ward er gantz mit jngrund ſines hertzen erfröwet, vnd fieng an mit ſinen knechten uſſrüten das gſtüd vnd abhowen die böm, vnd bawt da ein hüſſlin, jn dem er ſaß, zue glicher wiſſ als jm gheiſſen was vnd begeret zue bowen ein kilchen jn der Er der jungfrowen Marien, vnd mocht nit erkennen oder wiſſen den uffgang der ſunnen vor der witte vnd gröſſe des ſchatten, der do was gon von den bömen, die da ſtunden, davon er vaſt was truren. Alſo an einer nacht ſach er die ſeligen jungfrowen Marien vnd zue jm ſprechen: „Gang zue der ſtatt, die da wird gnempt der ſchönenbühel, da wirſt du finden ein bom ſton, iſt haben das zeichen des heiligen crütz, den bom ſolt du abhowen, und an welchem ort du wurſt ſehen vallen den bolden oder die höhe des boms, da ſolt du bowen ein kilchen vnd ſetzen den Altar bim dolden des boms." Der prieſter was ſich frowen von der erſchinung der muetter gotz und thedt nach dem als im gheiſſen was. Vnd bowt ein hülcene kilchen jn der Er der heiligen jungfrowen Marien, deren er jn der ſelben ſtatt hatt dienet gar vill mengen tag.

Do aber der ſelb erwürdig prieſter Dietrich jn der vorgnempten ſtatt nit mocht haben notturfft ſins libs, do kam er gangen zue dem durchlüchtigen man grauffen von habſpurg, mit namen Rudolfum, darnach Römiſcher Küng. Der hatt

vill gmainſamy zue dem dick gnempten prieſter. Von dem grauffen er milteklich vnd guetteklich emphangen iſt, vnd von jm gefrauget vnd gforderet, von was vrſachen er zue jm kummen ſyge? Do fieng der prieſter an, dem grauffen ſagen die erſchinung der heiligen jungfrowen vnd muetter Marien im totmos vnd die zeichen die da gſchehen ſind, vnd wie er daſelben wäre wonen mit groſſer pin zittlicher narung vnd andern notturfftigen dingen, und batt den grauffen Rudolfum, daz er von angſicht gottes vnd zue ablaß der ſelen ſines vatters vnd muetter vnd aller ſiner vorfaren vnd nachkummen, uff ſiner miltekeit Etwas hillff und guetz mitteilte der vorgnempten ſtat tottmauß, damit ein prieſter möchte ſich uffenthalten und verſehen die kilchen. Do aber der grauff was hören die zeichen vnd wunderlichen ding, die da warend gſchehen jn dem bow der kilchen jm tottmauß, do ſprach der grauff zum prieſter: „Her Dietrich, jr ſöld wiſſen, vnd welt ich nit gnad und hilff thuen der kilchen im totmauß durch got vnd ſiner heiligen muetter Marien, ſo welt ich doch der ſelben ſtatt gnad thuen angſehen üwers bittz vnd dienſten, die mir von üch zum dickern maull gſchehen ſind. Denn ich vnd mine knecht hond mengmaull üwers brotts gnoſſen uff dem gejegt.“ Vnd frauget der grauff den prieſter: „Was wend jr, daz wir ſöllent thuen oder geben der kilchen unſer lieben frowen im tottmauß?“ Der prieſter antwurt vnd ſprach: „„Ich bit üch, daz jr der vorgnempten kilchen gebent, die ich buwen han in der Er der heiligen jungfrowen und muetter Maria, den wald, der do würt gnempt jm gheld, by dem bach gnempt twerr, das iſt einenthalb des bachs, als twerr entſpringet vnd für ſich ußgaut ſo verr als üwer gwalt iſt.““ Darum der grauff Rudolfus der begird des prieſters aller gerneſt vnd gunſtlichen was verwilgen vnd gunnen den vorgnempten wald gegen der kilchen in tottmauß, als vorgeſchrieben ſtautt, hautt gaubet ewenenklich gott vnd der ſeligen jungfrowen Marien vnd der kilchen jn tottmauß zu einer ablauſſung ſiner ſel vnd aller ſiner nachkummen.

Darnach fraget der grauff Rudolff den prieſter Dietrich, was frucht er möcht haben oder davon kummen von dem vorgſeiten wald jn ghelde? Der prieſter antwurt vnd ſprach:

„Ich mag kein frucht davon haben denn allein ich will machen ein Rütti da, von deren ich mög haben höw (Heu) minen tierlinen (Thierlein = Vieh)." Vnd ſeitt der prieſter dem grauffen, daz da were ein knecht zue Gerenſpach mit ſinen kinden vnd mit dem zuenamen der hagenbach, der hette einen ymen (Immen = Bienen) in dem vorgenempten walde, vnd begeret der prieſter an den grauffen, daz er bütte demſelben hagenbach und allen ſinen nachkummen vnd allen dienen, die in nauchkummenden zitten wurdint wonen im vorgſprochen wald, daz ſy järlichen gebend den zehenden von dem ymen vnd von allen dingen, von dienen ſitt und gwon iſt, zue geben den zehenden, zue ewigen zitten der kilchen vnſer lieben frowen im tottmauß. Vnd da verwilget der grauff Rudolff von habſpurg den bitt des prieſters, vnd hautt das geſtet vnd geveſt mit ſim gewalt. Vnd der ding ſind zügens (Zeugen): Arnold ein edler man von Minſelden, Heinrich Rutthart von heriſchwand, Conrat Schmit von zell vnd ſine ſün, Hans und Conrat Berchtold von ſegerdon, vnd vil ander erber lütt, dien woll ze glouben iſt."

(Aus einer St. Blaſiſchen Pergamenthandſchrift, abgedruckt in Joſ. Bader's Fortſetzung von Pahls' „Herda." Neue Folge. 1. Band. Freiburg, 1841. Verlag von Herder.

Gründung des Kloſters Neuenzell.

„Die Freyherren von Tüffenſtein haben jre Behauſung oder Schloß gehapt vſſerthalb Gerwyl, an der Albhalden genannt, gegen Rueßwyl, nach an der Alb gelegen, an welchem orth noch das gemeur des Schloß zum thail ſtadt, aber vnbehauſet und zergangen. Der zeit als ſy da gehauſet hand, habend ſy vil gerechtigkhait gehept allenthalben vff dem Wald, an leutten und an guettern, als ſollichs hernach beſchriben iſt. Vnd haben namlich auch ain Sitz gehapt mit einer behauſung, da jetzt die Neuenzell ſtaht. Zu dem iſt jren geſein der frey Wald, der zell Bruel vnd anders darumb gelegen, des ſy in nutzung vnd in gewerr jngehapt hand von anfang jres geſchlechts bis vff die zeit jr Stiftung der Zell, vnd als man in

alten geſchrifften findt, die zaigen an, daſ vnder diſen herrn von Tüffenſtein geſin ſind zwen Brueder, der ain Herr Hug, der ander Herr Diethelm, beid Freyherren von Tüffenſtein. Diſe zwen herren haben ingehept bey iren zeitten den freyen Waldt, auch etlich fleckhen, höff und guetter, ſo herumb den freyen Waldt gelegen ſind, auch etlichs vff dem Werrenberg, etlich vntz an die Werr vnd gegen der Schluecht. In diſen gezirckhen vnd gegnen haben ſy vil gerechtigkhait gehapt an freyen vnd aignen leutten, vnd ſunſt an guettern vnd gerichten. Dan die alten vrkhunden vßweiſen, daſ die freyen leutt, ſo gewont haben von der Enge zu Schaffhauſen biß in die Metzger Ouw zu Straßburg, haben all in jre gericht gehört vnd jnen all gerechtigkhait von der aigenſchafft als Hulden, Schweren, Libfäl mueſſen geben vnd thun.

Herr Hug der hat ſein thail, was jm mit erblicher gerechtigkhait zugeſtanden iſt, dem gotzhauß Sant Blaſien geben, und iſt darmit in das gotzhauß gangen, vnd den Orden angenommen, vnd ſein leben allhie mit andacht verſchliſſen, vnd in ainem ſeligen end geſtorben vnd bey andern freyherren und vom Adel begraben. Hern Diethelm iſt zu ſeinem thail zugeſtanden der Zellbruel vnd der frey Waldt, da bawt er ain kilch zu der behauſung, in der ehr ſancti Cyriaci, ſancti Georgii et ſanctae Mariae Magdalenae, vnd als die kirch gebauwen und geweiht war, gab er jr den namen Neuenzell. Sölliche kirch vbergab er dem gotzhaus Stain ob Schaffhauſen am Rhin, mit dem Zellbruel vnd dem freyen Waldt biß an den Schwarzenbach ſampt etlichen guettern, ſo umb die kirch lagen. Darmit gab er auch alle die freyen leuth mit allen rechten vnd gerichten, wie ſy die von Tüffenſtein ingehept vnd genoſſen hatten. Vnd ſtadt ordentlich, als er diſe gotzgab übergeben habe, da hab er Zwing und Bann genamſet, wie ſy dann zu diſem haus vorhin gehört, namlich bis an den alten Winweg, ſo durch den Bruel uffgadt, von dem beſchlechten Brunnen vnz an Sant Bläſins Waldt, als die ſchneeſchleiffi gadt, vnd hat ſollichs ernempt zu merer vrkhundt vor den erbarn leuthen darumb geſeſſen, Heinrich Ruchen, Heinrich Eberſtein, Arnold Federli, Burkhart ſein brueder, Heinrich Weber und deren vil, mit diſem beſcheid, daſ söllichs alles nunmer in

die ewigkait diſer kirch vnd denen, ſo jrer warten mit ſingen vnd leſen, zugehörig ſein ſöll und pleiben. Vnd als er die gotzgab vbergeben hat, do hatt der Abbt zu Stain zwen gaiſtlich münch vß ſeinem convent dahin gethon, diſe ſtifftung mit bätten vnd anderm zu verſehen, vnd iſt diſer freyherr in daſſelbig kloſter gangen und darin den Orden auch angenommen vnd mit ſtrengen andächtigem leben da ſein zeit verſchliſſen. Die zwen erſten Religioſen haben jr namen gehapt Heinrich vnd Lüpoldus.

Weiter ſo findt man beſchriben, daſ graff Rudolff von Hapſpurg nach etlichen jaren ain widerwillen gewunnen hat wider die münchen zu der Neuenzell, der vrſach, daſ die herren von Tüffenſtein jnen etwas in früntſchafft verwandt waren vnd ſy jre herrligkhaiten dem graffen entzogen hatten vnd an die klöſter gehenkht, dadurch der vnwill erwuchs. Vnd weret der haß vnd zankh etwas zeits biß die münch zu der Neuwenzell daruß vertriben und hinweg zogen wider gen Stain. Daruff fuer der graff zu vnd nam Neuwenzell in ſampt allem dem, das darzu von denen von Tüffenſtein gegeben worden was.

Als nun söllichs beſchechen iſt von graff Rudolffen, do iſt nach etlicher zeit ain thäding zwiſchen jm vnd dem Abbt von Stain von wegen der Neuwenzell gemacht worden, daſ der Graff von Hapſpurg söllt geben vnd erlegen für Neuwenzell vnd zugehörd fünffhundert Markh ſilbers, und söllt alſo Neuwenzell, der frey Waldt, die freyen leuth, die dörfer vnd höff darumb gelegen, der graffen von Hapſpurg ſein. Alſo iſt söllichs an die graffen khomen mit gericht vnd recht, hueben, freyen vnd aignen leuthen, vom Werrberg vntz an die Werren vnd fürbaß vntz in das Breißgöw vnd an die Schluecht.

Weiter ſo wird angezaigt, wie graff Rudolff von Hapſpurg diſen khauff gethon, hab er das Hailchthumb Sant Cyrillen haupt mit anderm Heilthumb hinuß laſſen tragen gen Howenſtein, da ſoll er morndrigs (Morgens darauf) wider vff dem fronaltar zu der Newenzell geſtanden ſein. Da hat er söllichs widerumb laſſen hinuß tragen, vnd das die nacht laſſen verhuetten, do ſind dieſelben wächter all vnſinnig worden, vnd iſt das Hailthumb aber morndrigs wiederumb zu der Neuwenzell vff dem fronaltar geſtanden, welches für den graffen khommen iſt.

Do iſt er des vbel erſchrockhen ſeines fürnemens gegen der kirchen vnd der gaiſtlichen bruedern, die da gewont haben, daſ ers vertrieben hat vnd alſo das gotzheuslin gelaidiget. Do hat er gleich vnd vnverzogenlich ainen Prieſter widerumb dahin geordnet, der da die kirchen verſehe vnd da gott mit ſingen vnd leſen ewigklichen dienen ſölle, vnd hat diſem Prieſter vnd allen denen, ſo der kirchen dienen vnd warten, in ewigkhait geben vnd verordnet ab ſeinen freyen guettern, die er vff dem waldt gehept hat, vil zinß vnd gülten zu Ober= vnd Niederalpffen, Niederwyl, Eſchbach, Gaiß, Banholz, Birchingen, Brunadern, Happingen, Gerwyl, Rotzel, Ratzingen, Streitmatt, Willaſingen, Wittenſchwand, Urberg vnd Wolpatingen. Weiter hat er an die kirch vnd allen denen, ſo jr wartten, zu den obgemelten gülten widerumb geben den großen Bruel an der Neuwenzell vnd den freyen Waldt bis an den Schwartzenbach, ſich darvon vnd darauß zu erhalten.

Alſo iſt der Freyherren von Tüffenſtein guett vnd gerechtigkeit halb an das gotzhaus Sant Blaſien, vnd das ander halbthail an das gotzhaus Stain oder an die graffen von Hapſpurg khomen. Vnd dieweil der Herren von Tüffenſtein weiters meldung beſchicht, ſo iſt söllichs auch anzuzaigen. Man findt, daſ ainer diſer zeit mit namen herr Hugo dem gotzhaus Sant Blaſien vberantwurt hab ſeinen hoff zu Tegerfelden von wegen des raubens von jm an dem gotzhaus beſchechen. Dann nachdem die von Tüffenſtein abgangen waren, vnd dieſer Hug noch allein vorhanden, do beduret jn, daſ die guetter von ſinen vorfaren an den gotzheuſer khomen vnd etlich jn des graffen von Hapſpurg handen waren. Da lehnet er ſich vff wider das gotzhaus vnd wider den graffen, vnd hueb an vnd raubet, und nam was jm werden mocht. Das trib er biß daß der graff ſich auch wider jn uffmacht, vnd jn bekriegt vnd belegert. Vnd iſt das Schloß Tüffenſtein gewüßlich domals ze grund gericht. Da ward darunter mit jme gehandelt, daſ er dem gotzhaus für ſein ſchaden den obgemelten hoff zu Tegerfelden vbergab. Was er aber dem graffen geben hab, waißt man nit. Denn das entlich die meinung gſin iſt, daſ ſich dieſer Hug von Tüffenſtein erſt wider den graffen geſetzt hab und andere, ſo jme anhengig geweſen ſind, vnd hat jme. ſelbs, nachdem

Tüffenſtein zerbrochen ward, ain vnderhaltung vnd behauſung gemacht an dem Urbach, in dem Bilſteinflue genannt, vnder Urberg. Da ſol er ſich etlichs zeits erhalten haben vnd darauß aber angriffen, geraubt vnd genomen, was er hat mögen ankhomen. Es ſagen auch die vmbſäſſen, daſ noch guette anzeigung ſige in dieſen felſen, daſ es ain zimliche bewonnung geweſen ſyg. Als nun diſer von Tüffenſtein nit hat wellen nachlaſſen, do iſt von dem graffen von Hapſpurg verordnet, daſ täglich vff jn ghalten iſt worden. Da het es ſich begeben, daſ ain einziger Reutter an der Alb vff in gewartet und gehalten, der hat jn erſtochen.“

(Neuenzell, das jetzige Pfarrdorf Unter-Ibach, liegt vom Amtsorte St. Blaſien 1½ Stunde ſüdweſtl. entfernt, in einem engen Seitenthale — Obiger Aufſatz iſt ein in Joſ. Bader's Fortſetzung von Pahl's „Herda“ (1. Band, neue Folge, Seite 93 ff.) abgedruckter Aufſatz aus dem liber originum monasterii S. Blasii des Abts Caspar vom Jahr 1550, in ächt altſchwarzwäldiſcher Schreibart.)

Die Nixen vom Schluchſee auf der Hochzeit.

Zwei Schweſtern, zwei Nixen vom Waldſchluchtſee,
So duftig wie Thau, ſo zart wie der Schnee,
So leicht, wie die Nebel verwehen —
Die hüpften zum Vater, dem Alten ſo grau:
„Ach Väterchen, laß uns hinab in die Au,
Zur Hochzeit möchten wir gehen!“

Der Alte nickte das bärtige Kinn
Und ſprach: „„Ihr Töchterlein, geht nur hin,
Und laßt es euch baß behagen;
Doch, kommt ihr zurück nicht zu rechter Zeit,
Eh' die Unke ruft und der Schuhu ſchreit,
Hat's Sterbeſtündlein geſchlagen.““

Da hüpften die Nixen zur Grotte hinein,
Zu heben den Putz aus korallenem Schrein,
Und aus der kriſtallenen Truhe:
Ein ſeegrün ſchimmerndes Feſtgewand,

Korallen und Perlen und ſchilfenes Band
Und zierlich geflochtene Schuhe.

Nun tauchten ſie auf aus Grotten ſo tief
Im See im Walde, der ſchweigend entſchlief
Im abendlich hegenden Dunkeln,
Und huſchten im rauſchenden Schilfe hervor
Und eilten hinab durch das buſchige Moor;
Die Spuren der Flüchtigen funkeln.

Die Pfeifen ertönten, die Zither erklang
Im Dorfe zum Tanze die Tenne entlang,
Und luſtig ſchwirrten die Geigen,
Und Burſchen und Jungfern, ſo ſchmuck zu erſchau'n,
Und rüſtige Männer und wackere Frau'n,
Die drehten ſich flink in dem Reigen.

Da traten die Fräulein vom See herein
Mit leuchtenden Augen und glitzerndem Schein
Von ſeegrün ſchimmernder Seide,
Verneigten ſich gegen der Gäſte Schaar,
Und grüßten ſo freundlich das bräutliche Paar
Im Hochzeitprangenden Kleide.

Wohl faßte die Burſchen und Jungfern ein Graun,
Dieweil ſie die Nixen vom See da ſchaun
In ihrem geſpenſtigen Glanze;
Doch zwei von den Burſchen, wacker und kühn,
Die ſuchten ſich ihrer Gunſt zu bemühn
Und forderten keck ſie zum Tanze.

Die Pfeifen ertönten, die Zither erklang
Zum Tanze die Tenne des Hauſes entlang,
Wie tanzten die Nixen ſo ſchaulich!
Wie koſ'ten ſie minnig im wechſelnden Scherz,
Da ward es den Burſchen ſo warm um's Herz,
Da ward es den Tänzern ſo traulich! —

Doch als es nun gegen die Mitternacht war,
Da wurden die Augen, ſonſt immer ſo klar,

Der Nixen nun trüber und trüber:
„Ach, lieben Freunde!“ ſprachen ſie leis,
„Jetzt ruft uns des Vaters ſtrenges Geheiß,
Wir müſſen zur Heimath hinüber.“

Die Tänzer baten ſo innig, ſo lang,
Da widerſtanden ſie nimmer dem Drang,
Und ſprachen zu ihnen mit Leiden:
„Ach, wie's vor der Strafe ſo ſehr uns bangt!
Ach, bis wir hinüber zum See gelangt,
Geleitet uns freundlich, ihr Beiden!“

Drauf eilten ſie fort von dem Hochzeitstanz,
Und wie ſie gingen im Mondesglanz,
Da horchten die Schweſtern mit Grauſen:
„Ach, hört ihr wohl, wie der Vater keift!“
Die Burſchen aber die Angſt ergreift,
Die hörten den See nur brauſen.

Jetzt ſtanden die Nixen am ſchilfigen Rand
Und reichten den Burſchen die weiche Hand
Und ließen ſich herzlich küſſen,
Und liſpelten: „Ach, wir werden vielleicht,
Wenn nicht des Vaters Groll von uns weicht,
Auf immer uns trennen müſſen!

„Doch bleibet jetzt hier am Ufer ſteh'n
Und harrt, bis daß wir euch nicht mehr ſeh'n;
Jetzt tauchen wir uns hernieder,
Und wenn es tief unten tobet und bebt,
Und wenn ſich der See blutſchäumig erhebt:
Dann ſehn wir uns nimmer wieder.“

Verſchwunden waren die Nixen im Nu,
Die Wellen ſchlagen dem Ufer zu,
Wo ängſtlich die Burſchen lauſchen;
Die Thurmuhr fern ſchlägt Mitternachtszeit,
Die Unken rufen, der Uhu ſchreit, —
Bang tönet des Schilfes Rauſchen!

Doch horch! hat's nicht tief unten gedröhnt?
Hat's nicht tief unten im See geſtöhnt,
Wie ſchmerzlich dumpfes Gewimmer?
Und plötzlich ſeh'n ſie, von Schreck erbebt,
Wie ſich blutſchäumig die Welle hebt
In Mondes verbleichendem Schimmer.

Wohl floh'n ſie von Angſt ergriffen fort,
Wohl mieden ſie fürder den einſamen Ort,
Der Zeuge des Spuck's geweſen;
Doch ſind ſeit jener Mitternachtszeit
Von kranker Liebe und Traurigkeit
Die Burſche nimmer geneſen.

G. Schulz.

(Dieſelbe Sage ſpielt noch an zwei andern kleinen inländiſchen Seeen, im Schwarzwald und im Elſenzgau.)

Der Hauenſtein.

Sehet dort auf jenen Höhen,
An des Klausners Zelt vorbei,
Trümmerndes Gemäuer ſtehen,
Ragen in die Lüfte frei.

Gräßlich thut's dort oben hauſen,
Dumpfes Stöhnen wird gehört;
Schauervoll vernimmt man's ſauſen,
Wo das Bergſchloß liegt zerſtört!*)

Lang in dieſes Schloſſes Mitte,
Hohen Muthes, ungeſchwächt,
Treu der alten, wackern Sitte,
War ein ritterlich Geſchlecht.

Lebte froh und lebte bieder,
Bis, von Habſucht arg gefaßt,
Die zwei letzten, welche Brüder,
Mordbegierig ſich gehaßt.

*) Wer bewundert nicht die grauſenhafte Majeſtät dieſer Strophe!!

Unfern von den grünen Wieſen,
Die hindurch ein Bach ſich ſchmiegt,
Sich die Brüder niederſtießen,
Wo die ſchmale Stelle liegt.

Drum verweilet tiefe Trauer,
Weilet immer grauſend da,
In den Lüften Geiſterſchauer,
Wo die blut'ge That geſchah.

Jährlich an demſelben Tage
Flammen werden zwei geſehn;
Mit dem mitternächt'gen Schlage
Gräulich hört man dort es gehn.

Und die Flammen kommen wieder
Wo geſchah der Brudermord,
Bis ſich gegenſeitig Brüder
Retten einſt das Leben dort.

König Ludwig von Bayern.

Die Burgfrau von Hauenſtein.

I.

Von der Burg zu Hauenſtein
Zieht der Herr hinab zum Jagen,
Läßt im Haus die Frau allein,
Ohn' ihr ſeinen Gruß zu ſagen.

Und er zieht mit finſterm Muth
Fort und fort auf raſchem Pferde,
Ob ſich in der Morgengluth
Nicht ſein Gram verlieren werde.

Von dem Schloß treibt's ihn davon,
Aus des ſchlimmen Weibes Nähe,
Lange, lange wünſcht er ſchon,
Daß er nimmermehr ſie ſähe.

Und ſo will er auf die Birſch,
Fängt der Tag kaum an zu grauen,

Ob vom Rehbock oder Hirſch
Keine Fährte ſey zu ſchauen.

Zieht er fort, ſteht gleich erfreut
Seine Frau auf hoher Zinne,
Spähend, ob geneigt die Zeit
Zu verbotnem Spiel der Minne.

So auch ſchaut ſie jetzt in's Thal,
Reich geſchmückt in Gold und Seide:
„Kehrt zu bald nicht, Herr Gemahl,
Zum Verdruß mir und zum Leide!“

Als ſie ſicher glaubt den Ort,
Spricht ſie lachend, ſpött'ſcher Weiſe:
„Iſt die Katze einmal fort,
Tanzen hopſa! gleich die Mäuſe.“

Darauf öffnet ſie die Thür,
Schnell, als ob ſie Eile habe,
Und ein Knecht tritt ein zu ihr,
Wohlberedt, ein feiner Knabe.

Sicher ſind ſie vor Verrath,
Lauſcher hegt nicht das Gebäude,
Wann der Herr ſpät Abends naht,
Scheinen züchtig wieder Beide.

Hoch in's Fenſter doch herein
Schaut der Wald mit tauſend Zweigen,
Schüttelnd ſich, als ſpräch' er: nein!
Nimmer werd' ich das verſchweigen!

Durch die ſchmucke Halle hin,
Ungefragt die Lüfte jagen;
Weib, ſei keine Buhlerin!
Scheinen mahnend ſie zu ſagen.

Zornig rauſchen über's Wehr
Unten tief des Rheines Wogen,

Schauen wollen ſie nicht mehr,
Wie da Treubruch wird gepflogen.

Doch nicht ſtören läßt ſie ſich,
Ihrer Sünde zu genießen; —
Aber wirſt, o Lied, du dich
Auch ſo freudig für ſie ſchließen? —

II.

Kühn empor aus Felſengrunde
Steigt die Veſte Hauenſtein,
Unten liegt in halber Runde
Dran das Städtchen ſtill und klein.

Aber wo des Waldes Buchen
Hinten an dem Schloſſe ſtehn,
Will der Kühnſte nicht verſuchen,
In die Nähe hinzugehn.

Und an ſonnighellen Tagen
In der warmen Mittagsſtund'
Schallt es durch den Wald, wie Klagen,
Aus der Felſen tiefſtem Grund.

Und wo licht der Wald ſich findet,
Bietend freies Lager dar,
Hoch heran vom Abgrund windet
Sich ein rieſig Schlangenpaar.

Und ſie dehnen und ſie ſtrecken
Schillernd ſich im Sonnenlicht,
Wer es wagt, ſie aufzuwecken,
Der entrinnt dem Tode nicht.

Hoher Preis iſt längſt geboten,
Welchem es gelingen kann,
Dies Gewürme auszurotten,
Das viel Unheils ſchon gethan.

Endlich will das Kühne wagen
Einer armen Wittwe Sohn,
Daß der kranken Mutter Klagen
Stillen mag der reiche Lohn.

Und des Nachts, ohn' längres Weilen,
Eilt er aus der Wohnung fort,
Und wo Tags die Schlangen weilen,
Legt er Reißig um den Ort.

Tags darauf, als ſie ſich recken,
Dehnen in dem Sonnenlicht,
Eilet er, ihn anzuſtecken,
Und raſch auf die Flamme bricht.

Rings ſind ſie von Glut umzogen,
Ringsum loht und brennt der Wald;
Und das Feuer hat erflogen
Hoch des Schloſſes Giebel bald.

Buhlend hält die Frau umfangen
Da der Knecht, der ſchlimme Wicht;
Wie auch ziſchen Glut und Schlangen,
Sie allein nur hören's nicht.

Doch zum Fenſterbogen ſchauen
Flammen ſchrecklich nun herein:
Können's Niemand wir vertrauen,
Wollen ſelbſt wir Rächer ſeyn!

Und die glüh'nden Arme ſchlingen
Sie mit Macht um ihren Leib,
Und in tiefen Qualen ringen,
Schmachverſühnend Mann und Weib.

Doch die Flammenzungen ſchlagen
Immer wilder um das Haus,
Bald in's Thal die Trümmer ragen,
Rings Entſetzen nur und Graus.

Unten todt die Schlangen liegen,
Oben iſt es dumpf und ſtill,
Wie wenn richtend Gott verfügen
Ob verſtorbnen Sündern will.

Als der Herr die Jagd geendet,
Liegen ſieht in Schutt ſein Haus,
Hat er ſtumm ſich abgewendet,
Reitend in die Welt hinaus.

Fern von dem entweihten Orte
Trägt er ſeines Schmerzens Wucht,
Doch er hat mit keinem Worte
Je der Sünderin geflucht.

Wagner von Laufenburg.

Waldſtädte und Umgegend.

Die Sage vom Schloß Wieladingen.

Oberhalb dem waldigen Thale der Hauenſteiner Murg, ungefähr eine Stunde vor ihrer Ausmündung in den Rhein zwiſchen Laufenburg und Seckingen, liegt auf ſonniger Höhe das Dörfchen Wieladingen und unfern davon, in wildromantiſcher Umgebung, befinden ſich die Trümmer des gleichnamigen Schloſſes der ehemaligen Herren von Wieladingen, die, wie die meiſten dieſer Adelsgeſchlechter, ſchon vor dem 15. Jahrhundert erloſchen und deren Namen nur dieſe Mauern und wenige Urkunden aus den Jahren 1268, 1297, 1314 und 1529 erhalten haben. —

Wenn der Beſucher ſich der Ruine naht, ſo wähnt er die zerriſſenen Mauern und den hoch über den Wald emporragenden Thurm, der von ſteiler Felswand ſich erhebt, jeden Augenblick zuſammenſtürzen und in das tief eingeſchnittene, ſchluchtenartige Thal, durch welches die Murg in ihrem mit Felsblöcken angefüllten Bette toſend dahinſchäumt, hinabſinken zu ſehen. Möchte dieſes auch von den zum Theil noch in halber Höhe ſtehenden Ring- und Burghof-Mauern eher eintreffen, ſo iſt dies doch keineswegs der Fall bei dem aus mächtigen, theils länglich, theils viereckig behauenen Granitbruchſteinen aufgeführten Thurm, der 112 Fuß im Umfang und etwa eben ſo viel in der Höhe haltend, obgleich der ſchützenden Bedeckung beraubt und, wie ein Theil des übrigen Mauerwerks, mit Nadel- und Laubholz maleriſch bewachſen, noch wenig Spuren drohenden Verfalles zeigt, und wenn nicht Menſchenhände ſeine

Vernichtung herbeiführen, noch Jahrhunderte allen zerſtörenden Natureinflüſſen trotzen wird.

Von dieſem einſtigen Schloſſe hat man folgende Sage:

Die Bewohner dieſer in frühern Zeiten von dichten Waldungen umgebenen Burg waren Raubritter, die, begünſtigt durch ihre Lage und ſo nahe dem durch Verkehr belebten Rheinthale, ein ſträfliches, jedoch für ſie einträgliches Gewerbe trieben. Einer derſelben beſaß eine Tochter, die allgemein als Muſterbild weiblicher Vollkommenheit ſowohl an Geiſt als Körper galt, ohne daß jedoch Bewerber um ſie ſich eingefunden und anzumelden getraut hätten, weil ſie der Habſucht des Vaters willkommene Beute geworden wären. — Auch der Sohn eines angeſehenen, entfernter wohnenden Ritters hörte von der ſchönen Tochter des Wegelagerers im Murgthale und faßte den Entſchluß, verkleidet und als armer Fremdling dieſelbe zu ſehen und kennen zu lernen. Es gelang ihm, in das Schloß aufgenommen zu werden und einige Tage Aufenthalt darin zu erlangen, während welcher Zeit er Gelegenheit fand, des Schloßbewohners einzige Tochter zu ſehen, ja ſie einmal ſelbſt ohne Zeugen zu ſprechen, wobei er ſich zu erkennen gab und, hingeriſſen von ihrer Schönheit und Huld, ihr offen ſeine innige Liebe geſtand. Auch die Jungfrau ſchien für den ſchlanken kräftigen Jüngling Zuneigung zu fühlen und beide gelobten ſich unverbrüchliche Treue. Der junge Ritter ging wieder in ſeine Heimath zurück und machte hierauf verſchiedene Kriegszüge mit, nach deren Beendigung ihn eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach der holden Bewohnerin des Schloſſes Wieladingen ergriff. Er gelobte eine wohlthätige Stiftung zu gründen, wenn er die Geliebte ſeines Herzens noch geſund und unwandelbar in ihrer Treue finden würde, doch als er daſelbſt ankam, fand er das Schloß zerſtört, als gerechte Strofe für die verübten Raub- und Gewaltthaten des zügelloſen Bewohners deſſelben; weil es, wie man ihm erzählte, der Ritter nicht habe übergeben wollen, ſey es zuletzt angezündet worden, wobei ſämmtliche Bewohner, darunter auch die Tochter, theils durch das Schwert, theils in den Flammen ihren Tod gefunden. Als der junge Ritter den Tod ſeiner Geliebten vernahm, rannte er im erſten Anfall der Verzweiflung noch einmal zum zerſtörten Schloſſe zurück

und ſtürzte ſich von da in die Wellen der wildfluthenden Murg hinab, die ihn für immer verſchlangen. Sein Geiſt ſoll aber bis heute in der Gegend umirren, denn oftmals ſehe man eine edle Geſtalt den Wald durchziehen und händeringend zur öden Burgruine hinaufjammern. Doch thue der Geiſt nie Jemanden Etwas zu Leid, es ſchiene vielmehr, als ob er die Menſchen fliehe. Daß er ſo lange umgehe, ſagen die Leute, käme daher, weil ſein Gelübde zur Gründung einer wohlthätigen Stiftung nicht erfüllt worden ſey.

Klein-Laufenburg. Joſeph Anton Rueb.

Hans zu der Gige.

Ungefähr 3/4 Stunden vom Schloſſe Wieladingen und 1/4 Stund oberhalb dem Pfarrdorfe Murg, auf einem Vorſprunge der ſogenannten Egghalde, von wo man lohnende Aus- und Niederblicke auf den unten dahin fluthenden Rheinſtrom und jenſeits deſſelben in das Fricktḣal und auf die Höhen des Jura genießt, ſieht der Wanderer nur noch einige Mauerreſte des ehemaligen Schloſſes Richberg, von dem geſchichtlich eben ſo wenig bekannt ſeyn wird, als von dem obgenannten. — Im Munde des Volkes hat ſich von ihm noch folgende Sage erhalten:

Ein Ritter von dieſem Schloſſe, Namens Hans, trieb wie Jener von Wieladingen die Straßenräuberei, ſchlau und frech zugleich. Am liebſten zog er als Fiedler verkleidet auf den Straßen umher, ſpielte vorüberziehenden Kaufleuten auf und ließ ſie dann durch ſeine Geſellen, die ſich immer in der Nähe verſteckt aufhielten und deren Pferde mit verkehrten Hufeiſen beſchlagen waren, damit die Verfolger irre geleitet werden ſollten, berauben. Auch gebrauchte er ſeine Tochter als Lockvögelchen, um unerfahrne Jünglinge anzukirren und ſo von ihnen Geld zu erpreſſen. Hans, welchen das Volk ſeiner Fiedlerſtreiche wegen „zu der Gige“ benannte, ſoll mit ſeiner Tochter ein ſchlimmes Ende genommen haben und noch jetzt könne man zuweilen ihre geſpenſtiſchen Erſcheinungen ſehen, ſo z. B. einen Reiter rücklings auf einem ſchnaubenden ſchwarzen Roſſe eine Geige in

den Armen, oder beim Eingang des Schloßplatzes eine ſchwarzgekleidete Frauengeſtalt, eine mit Koſtbarkeiten aller Art angefüllte Truhe bewachend und ſehnlich auf Erlöſung harrend, welche doch nur dann erfolgen könne, wenn ſie von einem durchaus reinen Jüngling einen Kuß erhalte, welches Liebeswerk dann mit dem reichen Schaze belohnt werde; doch ſo groß auch das Verlangen darnach ſey, Keiner habe zu dem Erlöſungskuſſe ſich noch verſtehen wollen, da Jeder, der dieſen Verſuch mache, aber hinſichtlich ſeiner Keuſchheit ſich nicht fleckenlos bewahre, einen ſchlimmen Ausgang zu gewärtigen habe.

J. A. Rueb.

Tänze auf Kreuzwegen.

Auf dem Hauenſteiniſchen Schwarzwald und im benachbarten Frickthale geht folgende Sage im Volksmunde:

Wenn vor Zeiten in dieſen Gegenden tugendhafte Mädchen zwiſchen dem Tage des Verlöbniſſes und jenem der Trauung als Bräute ſtarben, ſo mußten ſie ſo lange ruhelos umherirren und auf Kreuzwegen ihre Tänze halten, bis ihr Bräutigam, der nicht mehr heurathen durfte, ebenfalls geſtorben war. Auf dieſe Art wurden auch früh im Leben Getrennte dennoch im Tode wieder vereint. —

Wenn aber ein Mädchen ſtarb, welches ihrem Verlobten untreu geworden war, ſo mußte ihr Geiſt an einem Kreuzwege ſo lange ſich aufhalten, bis zur Mitternachtſtunde ein Mann vorüberging, der, die Liebe ſeines treuen Weibes verſchmähend, auf ſündhaften Wegen wandelte und demſelben Leid und Schmach zufügte. Das geſpenſtiſche Mädchen tanzte dann mit dem Unglücklichen ſo lange bis er todt dahinſank, woſelbſt er ruhelos bis zum Tode ſeines Weibes ſich herumtreiben mußte.

J. A. Rueb.

Der Karſauer Wein.*)

Gehſt je du durch Karſau,
So nimm dich wohl in Acht,
Daß du von Mann und Frau
Nicht kriegſt 'ne Prügeltracht.

Dazu bedarf's nicht viel,
Und die hat man ſogleich,
Als wär' ein Kinderſpiel
Alldort der Knittelſtreich.

Halt' beide Taſchen zu,
Geh' ſtumm das Dorf entlang;
Wärſt noch ſo tapfer du,
Beflügle deinen Gang.

Sonſt rennt gleich Jung und Alt
Herbei und ſchimpft und ſchreit,
Und giebt ohn' Aufenthalt
Hinaus dir ſchlimm Geleit.

Man ſagt Karſau zum Tort,
Sein Wein ſey alſo gut,
Wie er an keinem Ort
Mehr ſolche Wunder thut.

Komm' eine Taſche nur
Von Fern dem Wein dort nah',
Sey plötzlich jede Spur
Von ihr verſchwunden da.

Sie ziehe ſich durch ihn
Zuſammen alſo ſehr,
Daß, wer die Hand darin,
Auch ſie damit verlör'.

Gehſt du nach Karſau je,
Nimm Hand und Sack in Acht,
Sonſt bringt es dir nur Weh,
Und du wirſt ausgelacht!

Wagner von Laufenburg.

*) Karſau, ein, wie Sipplingen am Bodenſee, durch die zuſammenziehende Herbe ſeines Rebenſaftes berüchtigtes Dorf, 3 Stunden von Seckingen.

Die Wölfe.*)

Auf des Rheines blauen Wellen
Zieht dahin ein ſchnelles Schiff,
Zieht vorüber Städte, Burgen,
Dorf und Wald und Felſenriff.

Pilger ſitzen viel darinnen,
Kommend von dem Gnadenort,
Kehren mit Gebet und Liedern
Wieder nach der Heimath Port.

Pilger ſitzen auch darinnen
Muntern Schlages, friſchen Bluts,
Denn das Bad, wo man geneſen,
Läßt man immer frohen Muths.

Fröhlich ſind von Herzen Alle,
Hundertdreißig zählt die Schaar,
Zwei nur ſcheinen bang und traurig,
Aller Erdenfreuden baar.

Weinend ſitzt da eine Mutter,
Ach! von greiſen Haaren ſchon,
Und mit jammervoller Miene
Neben ihr der kranke Sohn.

Irr und wild ſind ſeine Sinne
Wohl ſeit langen Jahren her;
Alle Bäder und Arzneien
Machen Den geſund nicht mehr.

Wie die Einen in dem Schiffe
Innig beten immerfort,
Und die Andern ſcherzen, lachen,
Sprechen Die kein einzig Wort.

*) So heißt eine für die Schiffer höchſt gefährliche Stelle im Rheine, der ſich hier durch mächtige Klippen Bahn brechen muß; zwiſchen Laufenburg und Seckingen.

Da erbrauſet aus der Ferne
Wildes Toſen und Gekrach,
Wie wenn über Felſenklippen
Wellen ſtürzen wild und jach.

Und mit blödem Starren hebet
Sich der Kranke nun voll Haſt,
Und mit flehenden Geberden
Er die Mutter feſt umfaßt:

„Mutter! o dein Herz war immer
Fromm vor allen, treu und gut,
Warum haſt du doch uns heute
Anvertraut der falſchen Fluth?

„Weißt, o Mutter, du denn nimmer,
Daß Der wohl der ſchlimmſte Feind,
Der im Herzen Tücke heget,
Und von Außen freundlich ſcheint?

„Hörſt du nicht, o Mutter ſchallen
Dort von fern das Wolfsgeheul?
Ja, zum Fraß den ſchlimmen Wölfen
Werden Alle wir zu Theil.

„Mutter, o den Sohn, den kranken,
Siehſt du in ſo großer Noth!
Mutter, weißt du, wer kann heilen
Alle Krankheit? — nur der Tod!“ —

Immer jammert ſo der Kranke
Zu der greiſen Mutter auf,
Und das Schiff, den Rhein hinunter,
Reißt der Wellen wilder Lauf.

In die Strudel lenkt der Schiffsmann,
Der hier die Gefahr nicht kennt,
In die Strudel, die man ringsum
Wohl mit Recht „die Wölfe“ nennt.

„Mutter, alle Krankheit heilen
Kann allein der Helfer Tod!
Horch! wie rings die Wölfe jappen!
Weh dir, Schiff, in deiner Noth!“ —

Still — Gebet und frohe Lieder
Sind mit Einem Mal verhallt;
Fluthgebrauße, Schiffeskrachen,
Lauter Jammer nur erſchallt.

Weh! geborſten iſt das Fahrzeug
Am verborgnen Klippenpfahl;
All die Pilger ſind verſunken,
Hundertdreißig an der Zahl.

Wagner von Laufenburg.

Der feurige Mann.

Ein Laufenburger Schiffer, Joſeph Zimmermann, fuhr eines Abends ſpät mit ſeinem Weidling (kleines Fahrzeug) von Seckingen heimwärts. Als er dem ſ. g. Scheffigen (Anlandungsplaze) gegenüber war, ſah er den jenſeitigen ſteilen Rain herunter einen feurigen Mann kommen, ſich dem Ufer nähern und mit den Händen fortwährend winken und andeuten, er möchte ihn herüberholen. Der unerſchrockene Schiffer, wohl überlegend, daß er keine andere Wahl habe, wenn er nach Haüſe wolle, fuhr hinüber, nahm ohne alle Umſtände den ungebetenen Rufer auf den Vordertheil des Weidlings und ruderte mit ihm nach dem jenſeitigen Ufer zurück. Dort angekommen wollte ihm Jener zum Dank die Hand reichen. Allein der Schiffer, wohl wiſſend, daß es auf dieſe Art um ihn geſchehen wäre, reichte dem Feuermännlein ſtatt der Hand das Ruder, in welches jener denn auch deutlich alle fünf Finger einbrannte. Selbſt dem Boden des Schiffchens hatte derſelbe, wo er ſaß, den ganzen Sitztheil vollſtändig eingebrannt.

So erzählen's noch viele Schiffer daſelbſt, wie ſie es von ihren Vätern und Großvätern gehört haben.

J. A. Rueb.

Der Schatz bei der Brunnenſtube.

Vor etwa fünfzig Jahren grub ein Bürger von Badiſch-Laufenburg außerhalb dem Orte bei der Brunnenſtube, auf einer Stelle, wo früher eine Schanze ſich befand, Steine. Es war in der Frohnfaſtenzeit. Als er ſo den Schutt aus der Grube warf, ſtieß er mit der Schaufel den Deckel von einem Gefäße, aus dem ihm eine Menge kleiner und großer Silbermünzen entgegenblinkten. Im Begriff darnach zu greifen, hört er bei der Brunnenſtube nießen, worauf er ſich mit den Worten: „Helf Gott!“ umwendet, aber ringsumher Niemand entdecken kann. Zugleich vernimmt er einen dumpfen Ton und als er wieder in die Grube zurück blickt, iſt der Hafen mit ſeinem reichen Inhalte ſpurlos verſchwunden. — Man ſagte ihm, daß, wenn er auf das verführeriſche Nießen nichts entgegnet hätte, ihm der Schatz zu Theil geworden wäre.

Der Mann grub noch öfters auf dieſem Platze, aber er ſchürfte weiter nichts zu Tage, als einige vom Roſt zerfreſſene Säbelklingen.

So erzählt der Sohn jenes Mannes.

J. A. Rueb.

Der ſich ſonnende Schatz.

Auf dem rechten Rheinufer, zwiſchen Laufenburg und Binzgau, in dem felſigen Thale des Andelbaches, ſollen bis zum dreißigjährigen Kriege mehrere Hammerwerke und ſonſtige Häuſer geſtanden haben, und wirklich findet man dortſelbſt noch Mauertrümmer und viele Schlackſteine. Aus jener Zerſtörungszeit her, ſagt man, liege daſelbſt viel Geld vergraben.

Einmal, in der Frohnfaſtenzeit, ging ein Bürger von Badiſch-Laufenburg in genanntes Waldthal, um Holz zu holen. Es war um Mittag und ſehr heiß; er ſetzte ſich unter einer Eiche nieder, um auszuruhen. Plötzlich ſieht er unfern von ſich gewöhnliche Kohlen langſam aus dem Boden hervorſteigen, die allmählig bis zu der Größe eines Korbes anwuchſen. In demſelben Augenblicke zeigte ſich auf dem Kohlenhaufen eine ungeheure, ſich ausſpreizende Kröte, die ihn mit feurigen

Augen unbeweglich anſtarrte. Mit unverwandtem Blicke ſtaunte der Mann eine geraume Zeit dieſe wunderbare Erſcheinung an, als plötzlich, wie weggewiſcht, Kohlen und Kröte in den Boden verſanken. — Als er das, was er geſehen, bei ſeiner Nachhauſekunft erzählte, ſagte man ihm, daß er eine ſo ſchöne, ſich ſelten ereignende Gelegenheit, reich zu werden, nicht hätte unbenützt vorbeigehen laſſen und ſich ohne alle weitere Umſtände der Kohlen und Kröte hätte bemächtigen ſollen. Jene Kohlen ſeyen ein Haufen Gold geweſen, den der Böſe in Geſtalt einer Kröte bewacht hätte, welcher aber leicht durch Bekreuzigungen und paſſende Sprüche zu vertreiben geweſen wäre.

So erzählen noch Mehrere, die jenen Bürger gekannt hatten.

J. A. Rueb.

Der geſpenſtige Pfaff.

Ein Mädchen von Badiſch-Laufenburg mußte eines Abends noch ſpät nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Murg gehen. Es war heller Mondſchein. Unfern des Dorfes, bei dem Kirchhof, erblickte ſie eine ſchwarzgekleidete Mannsgeſtalt, die das Geſicht von der Straße abgekehrt und ein Buch unterm Arm hielt. In der Meinung, es wäre der Pfarrer von Murg, der noch ſo ſpät zu einem Kranken gerufen worden ſey, grüßte ſie höflich. Langſam wendete ſich die Geſtalt mit einem Geſichte wie Schnee ſo weiß, nickte ihr dankend zu und verſchwand dann plötzlich. Das augenblickliche Verſchwinden und das leichenblaſſe Angeſicht des vermeinten Pfarrers machten dem guten Mädchen federleichte Füße, und außer Athem kam ſie an dem Orte ihrer Beſtimmung an, wo man ſie fragte, was vorgefallen wäre. Sie erzählte; allein lachend erwiederte man, daß ſie ohne Furcht hätte ſeyn ſollen, denn die ihr erſchienene Geſtalt wäre der geſpenſtige Pfaff geweſen, der oft ſpät Abends im Mondſchein dort ſpazieren gehe, doch nie Jemanden etwas zu Leide thue; ſondern blos wenn man ihn anrede, mit dem Kopfe nicke und ſogleich verſchwinde. Ohngeachtet dieſer beruhigenden Erklärung wollte ſie doch nur mit einem Begleiter den Rückweg antreten. — So erzählen noch Viele zu Laufenburg und Murg.

J. A. Rueb.

Der heilige Fridolin.

Der heilige Fridolin war der erſte der Iriſchen Glaubensboten, welcher den Rheinſtrom überſchritt. Er ſtammte aus einem berühmten adeligen Geſchlechte und erhielt frühe in den Wiſſenſchaften gründlichen Unterricht. In frommer Begeiſterung verließ er allen irdiſchen Reichthum, um, ſelber arm, Andere geiſtig zu bereichern. Als Prediger des göttlichen Wortes zog er in den Städten ſeiner Heimath umher, und überall folgte ihm die größte Bewunderung ünd Verehrung des Volkes. So groß und-ſegensreich ſeine Wirkſamkeit war, ſo wurde Fridolin doch auf einmal höchſt unzufrieden mit ſich ſelbſt. Er hatte an ſich wahrgenommen, wie ſehr ihm das Lob und die Bewunderung der Menſchen gefalle, wie ſehr ſein Herz ſich erfreue an der Ehre und dem Ruhme, der ihm zu Theil ward. Eitelkeit und Ruhmſucht iſt die gefährliche Klippe für alle geiſtig reich begabten Menſchen, es iſt das Gift für alle Gediegenheit des Charakters, der Abgrund, in dem alle wahre Geiſtesgröße untergeht; die Eitelkeit nimmt den glänzendſten Handlungen allen wahren Werth, wie leider die Beiſpiele unſerer Zeit faſt jeden Tag es beweiſen. Fridolin war ſtark genug, nicht nur den Feind in ſeinem Innern zu erkennen, ſondern ihn auch kräftig zu überwinden. Er verließ ſchnell den Schauplatz ſeines Ruhmes, wo er ſo allgemein verehrt und geliebt war, floh nach Gallien, das er in verſchiedenen Richtungen durchzog, bis er ſich in Poitiers bleibend niederließ. In dieſer Stadt war vordem ein Kloſter des h. Hilarius, das aber um das Jahr 400 von den Gothen und Vandalen in der Völkerwanderung zerſtört worden war. Fridolin wünſchte nichts eifriger, als die Ueberreſte von dieſem Heiligen wieder aufzufinden und ſeine Kirche herzuſtellen. Er ging deßhalb zu dem Frankenkönig Chlodowig, der um dieſe Zeit die Stadt Poitiers den Weſtgothen nach einer großen Schlacht abgenommen hatte. Chlodowig kam ihm freundlich entgegen und leiſtete ihm kräftige Beihülfe. Die Reliquien des heil. Hilarius wurden aufgefunden, und Fridolin wurde Abt in dem neu errichteten Kloſter. Nach einiger Zeit erhielt er im Traume von dem Heiligen die Weiſung, mit einem Theile der Reliquien nach Allemannien zu gehen; dort, auf

einer vom Rheine umfloſſenen Inſel, ſey das Ziel ſeines apoſto=liſchen Wanderlebens. Unter lautem Wehklagen der Bewoh=ner von Poitiers, welche in ihm ihren Vater zu verlieren glaub=ten, verließ Fridolin die theure Stadt, und ging zuerſt wieder zum König — (wahrſcheinlich nicht mehr Chlodowig, welcher 512 ſtarb, ſondern zu deſſen Nachfolger in Auſtraſien), und er=hielt von ihm die Erlaubniß, auf der noch unbekannten Inſel, wenn er ſie aufgefunden habe, nach Gutdünken zu ſchalten. Fridolin zog Jahre lang umher, bevor er ſeine Inſel fand: durch die Moſelgegenden, durch die Vogeſen, dann durch Burgund, die Schweiz, bis nach Chur, wo ein Biſchof war. In allen die=ſen Gegenden hielt er ſich an verſchiedenen Orten eine Zeitlang auf, um Hilariuskirchen zu errichten, und fragte die Leute, ob ſie von keiner Inſel wüßten, die ſo ausſehe, wie er im Traume ſie geſehen habe? In Chur gab man ihm eine Richtung an, in der er fortwandern ſolle, dann werde er ſie finden. Nach langem Umherirren gelangte Fridolin an den Rhein, und die erſehnte Inſel lag vor ihm. Wie groß war ſeine Freude! Aber ſie ſollte nicht lange dauern. Als er froh und in Plane vertieft darauf herumwandelte, kamen die Bewohner des Rheinufers mit Prügeln daher, und jagten ihn unter Schlägen und Schelt=worten wieder fort; ſie hielten ihn für einen Dieb, der ihre Heerden, welche auf der Inſel weideten, ſtehlen wollte. Frido=lin wanderte noch einmal zum Frankenkönig und erzählte, wie es ihm ergangen ſey. Der König ließ ihm nun eine förmliche Schenkungsurkunde ausfertigen, nach welcher die Inſel ihm eigen gehören und Jeder mit dem Tode beſtraft werden ſolle, der ihm feindlich in den Weg trete. Jetzt ſetzte ſich Fridolin mit ſeinen Genoſſen ungehindert in den Beſitz des Eilan=des. Er nahm, bis daſſelbe urbar gemacht war, ſeine Woh=nung bei einem chriſtlichen Landmanne an dem Rheinufer, Na=mens Wocher, deſſen Sohn und Tochter er taufte. Die Tochter wurde ſpäter die erſte Vorſteherin des Frauenkloſters. Nicht lange hernach ſtarb ſein Schutzherr, der Frankenkönig, und als dieß in der Gegend bekannt ward, empörten ſich die heidniſchen Landleute abermals gegen Fridolin. Da, erzählt nun die Le=gende, habe Fridolin durch ein mächtiges Wunder dem Rheine einen andern Lauf gegeben, was einen ſo mächtigen Ein=

druck auf die Leute gemacht habe, daß ſie ihn um Vergebung angefleht hätten und Chriſten geworden ſeyen. Man kann nach ſo langer Zeit freilich nicht mehr wiſſen, was an ſolchen Sagen eigentlich Wahres iſt; aber das iſt gewiß, daß Fridolin durch das Wort des Evangeliums, wie durch ſeinen frommen Wandel, die wilden Bewohner an ſanftere Sitten gewöhnt hat, und das iſt viel bewunderungswürdiger, als eine ſo wunderbare Ingenieurarbeit, wie die Legende ihm zuſchreibt. Fridolin baute eine Kirche des heil. Hilarius und dabei ein doppeltes Manns- und Frauenkloſter, welches zwar Anfangs ſehr ärmlich war, bald aber durch große Schenkungen von adeligen Familien, beſonders vom Lande Glarus, ſehr bereichert wurde. Von dieſem Kloſter aus geſchah von nun an das Meiſte zur Verbreitung des Chriſtenthums und zur Errichtung chriſtlicher Pfarreien. Man darf nämlich nicht vergeſſen, daß Fridolin nicht lange nach der Zülpicher Schlacht in das Land der Allemannen kam, und alſo noch keine Chriſtengemeinde vorfand. Eine Menge von Kirchen und Gemeinden verdanken dem Fridolinskloſter in Säkkingen ihren Urſprung; ſo faſt alle Hilarius- und Fridolinskirchen, z. B. in Bollſchweil, Ebnat, Dauchingen, Fürſtenberg, Haidenhofen, Zell im Wieſenthal und viele andere. Fridolin ſtarb im hohen Alter, wahrſcheinlich um's Jahr 550. Sein Andenken iſt unter dem Landvolke jener Gegend in großem Segen geblieben; denn er hat reiche Saaten chriſtlicher Bildung ausgeſtreut, und noch lange nach ihm hat ſeine Stiftung in dieſem Sinne fortgewirkt.

Z. N.

(Vergleiche damit: „Das Leben des heiligen Fridolin" in Mone's „Quellenſammlung der Badiſchen Geſchichte." Erſtes Heft.)

Fridolin.

In des Markwalds dunkeln Schatten
Steigt ein Eiland aus dem Rhein,
Wo ſich ſchwarze Tannen bücken
Ueber kahles Felsgeſtein.

Einſt mit ſeinen Kindern hauſte
Walter hier, ein edler Mann,
Treulich hing er noch den Göttern
Seiner Heimatberge an.

Seine Tochter Gela blühte
Einer Maienroſe gleich;
Doch ſie trug ein fremd Verlangen
In dem Herzen zart und weich.

Oft, wenn ſie vom Rheingeſtade
Zu dem blauen Himmel ſah,
Mußte ſie die Hände falten,
Wußte nicht, wie ihr geſchah.

Einſtmal, in des Herbſtes Tagen,
Unter Bäumen gelb und roth,
Reichte ſie den kleinen Schweſtern
Mütterlich das Abendbrot.

Sieh, da kommt ein fremder Prieſter
Von den Bergen auf ſie zu,
Aus dem edeln Antlitz ſtrahlet
Eine wunderbare Ruh'.

Um ein Obdach will er bitten,
Aber Walter eilt daher,
Sieht ihn an mit finſterm Auge,
Denn die Chriſten haßt er ſehr.

Doch der Sohn der Fremde bietet
Ihm gar traulich ſeine Hand:
„Gönne mir für heut ein Lager,
Denn ich komm' aus fernem Land.

„Wandernd muß ich Ihn verkünden,
Der vom Himmel niederſtieg,
Der dem Tod den Stachel raubte
Und der Hölle ihren Sieg.

„Nimmer darf und werd' ich grollen,
Stößeſt du mich auch von hier;
Schlägſt du mir die eine Wange,
Reich' ich ſtill die andre dir.

„Dies iſt meines Meiſters Lehre;
Liebe war ſein erſt Gebot,

Liebe war ſein ſchönes Leben,
Liebe war ſein ſchöner Tod.“ —

Vieles noch aus warmem Herzen
Spricht der fromme Fridolin,
Und es rühren ſeine Worte
Walters felſenharten Sinn.

Und in Gela's reine Seele
Fällt ein Strahl von Himmelslicht;
„„Wahrlich““ — ruft ſie — „„ſolche Worte
Kommen von der Erde nicht!

„„Jetzo mag ich erſt verſtehen
Thränen, die ich oft geweint;
Immer ſehnt' ich mich nach oben,
Wo der Stern des Morgens ſcheint!““

Und ſie hebt empor die Hände
Und den Blick von Zähren feucht:
„„Weihe mich zu deinem Glauben,
O, mein Herz, es faßt ihn leicht!““

Und der Prieſter ſchöpft vom Quelle
Nah' bei Wodans Felsaltar,
Läßt das Waſſer niederträufeln
Auf der Jungfrau blondes Haar.

Und ein fremdes Licht umſtrahlet
Plötzlich nun den Gottesmann;
Walter wirft auf's Knie ſich nieder,
Nimmt die Taufe gleichfalls an;

Geht dann hin zu Wodans Eiche,
Fällt ſie mit dem ſcharfen Beil,
Baut ein Münſter auf der Stelle,
Wo erſchienen ihm das Heil.

Herrlich ſtrahlen noch die Thürme
Weithin über'n klaren Rhein,
Und im Grab des Hochaltares *)
Ruht St. Fridolins Gebein.

Aloys Schreiber.

*) Zu Säckingen.

Der todte Zeuge.

Im ſiebenten Jahrhundert kam der heilige Fridolin aus Schottland an den Oberrhein, um auch in dieſen noch heidniſchen Gegenden die Lehre des Kreuzes auszubreiten. Auf einer grünen Aue, da wo jetzt die Stadt Säckingen ſich erhebt, ließ er ein Kloſter und ein Kirchlein erbauen. Die Landſchaft umher gehörte zwei adeligen Brüdern, Namens Urſo und Landolph. Erſterer ſchenkte zum Heil ſeiner Seele und mit des Bruders Einwilligung all ſeine Beſitzungen dem Kloſter und widmete den Reſt ſeiner Tage frommen Bußübungen. Nach ſeinem Tode riß jedoch Landolph, über den die, ſo lang Jener noch lebte, unterdrückte Habſucht nun Meiſterin geworden war, gewaltſam Alles wieder an ſich, was der Verſtorbene der Kirche geſchenkt hatte. Da trat Fridolin unerſchrockenen Herzens vor ſein Angeſicht und ſprach: „Gib Gott zurück, was Gottes iſt und laß ab vom unrechten Gut, denn ſonſt wird es dir und deinen Kindern nur Unheil zur Frucht tragen.“ „„In acht Tagen““ — höhnte Landolph ihm entgegen — „„hält der Gaugraf ein Geding im Rheinthal zu Rankwil; dort wollen wir unſer Recht ſuchen, und kannſt du meinen verſtorbenen Bruder als Zeugen ſtellen, ſo begeb' ich mich all' meiner Anſprüche!““

Da machte ſich Fridolin auf und ging nach Glarus in die Schweiz, wo Landolphs Bruder, Urſo, in einer Einſiedlerkapelle begraben lag. Dort warf er ſich nieder zum Gebet, ſchlug ſodann mit ſeinem Stabe dreimal auf die Platte der Gruft und rief: „Urſo! Urſo! Du biſt zu Gericht geladen von deinem Bruder! Säume nicht zu erſcheinen zur geſetzten Stunde, um mir als Zeuge beizuſtehen, damit kein Fluch deinen Namen und deine Ruhe bedrohe!“

Zu Rankwil ſaß am beſtimmten Tage der Landgraf mit ſeinen zwölf Schöffen, um öffentliches Gericht zu halten. Fridolin und Landolph traten vor ſeinen Stuhl und brachten ihre Klagen und Einreden vor. — „„Mein verſtorbener Bruder hat keine Schrift über die Vergabung ſeiner Ländereien an's Kloſter ausgeſtellt; nur ſein eigenes Zeugniß kann hier gelten. Der ehrwürdige Vater Fridolin ſoll ihn alſo ſtellen, damit er Red' und Antwort gebe!““

Kaum waren dieſe Worte über Landolphs Lippen, als es, wie mit Geiſterhand, an der Pforte der Gerichtshalle pochte. Die Anweſenden überlief ein kalter Schauer, nur Fridolin blickte ruhig und vertrauensvoll nach der Thüre, die ſich langſam öffnete. Und herein ſchritt Urſo, umwallt von ſeinem langen Todtengewande, mit bleichen marmorſtarren Zügen, doch bald belebte ſich ſein Auge und der farbloſe Mund erſchloß ſich zum Reden.

„Wehe dir, Bruder!“ — rief der Todte mit hohler dumpfer Stimme dem bebenden Landolph zu — „Wehe dir, daß du die Ruhe meines Grabes geſtört haſt, und dreimal Wehe dir ob des Frevels, den du ausüben willſt am Eigenthume des Herrn aller Herrn. Mit deiner eigenen Bewilligung habe ich dem Kloſter Fridolins meine Beſitzungen geſchenkt und ach! dennoch muß ich heute zeugen gegen dich. Der Richter entſcheide nun!“

Landolph warf ſich auf die Kniee. „„Auch mein Eigenthum will ich nun der Kirche ſchenken,“ — rief er mit reuzerknirſchtem Herzen — „und mein Leben unter Fridolins Gehorſam in einer Kloſterzelle beſchließen.““

Da lächelte der Verſtorbene zufrieden und verſchwand. Landolph aber that wie er gelobt hatte.

Aloys Schreiber.

Dieſelbe Sage in metriſcher Faſſung:

St. Fridolin und der Todte.

Fridolin, der fromme Schotte,
Trat vor Landolf hin, den Grafen,
Sprach: „Was Gottes iſt, gib Gotte!
Iſt dein Bruder nicht entſchlafen?

„Der zu ſeiner Seele Frieden
Meinem heil'gen Gotteshauſe
Gut und Habe zubeſchieden,
Liegt zu Glaris in der Klauſe.

„Warum erndteſt du die Felder,
Die dem Herrn zu ſchneiden wären?

Warum fälleſt du die Wälder
Die dem Kirchenbau gehören?

„Wagſt du's, einen Rauſch zu trinken
Von dem rothen Ehrenweine,
Der im heil'gen Kelch ſoll blinken?
Kirchengut, iſt es das deine?

„Laß von deines Bruders Gabe,
Wald und Feld und Garten räume!
Daß der Bruder in dem Grabe
Sanfter lieg' und heller träume."

Aber Landolf ſprach mit Lachen:
„,Soll ich deinem Spruch mich beugen,
Muß mein Bruder erſt erwachen,
Deine Worte ſelbſt bezeugen.

„,Kannſt du ihn herauf beſchwören,
Wenn zu Rankwil wird gerichtet,
Wohl dann mögen wir dich hören,
Sonſt iſt's Lug, den du erdichtet.'" —

Fridolin, auf ſolche Tücke
Würdigt er kein Wort zu ſprechen,
Sieht in an mit einem Blicke,
Der durch Gräber könnte brechen.

Und von Säckingen am Rheine,
Aus dem Kloſter, an dem Stabe,
Zog der Greis durch's Waldgeſteine
Bis gen Glaris zu dem Grabe.

Und er tritt beim Abendſchauer
In die düſtre Waldkapelle,
Er durchbricht des Grabes Mauer,
Stellt ſich auf die kalte Schwelle.

„Auf! erwach' in Gottes Namen!"
Ruft er — „Urſo! wehr' den Tücken!" —

Sieh! und aus dem Grabe kamen
Weiße Händ' und Haupt und Rücken.

Und als ob des Herrn Poſaunen
Zum Gerichte ſchon gerufen,
Steigt der Leichnam ſonder Staunen
Starr empor des Grabes Stufen.

Und ihm faßt die kalten Hände
Fridolin, fremd allem Schrecken,
Steigt mit ihm die Felſenwände
Auf, bis an der Gletſcher Decken.

Durch das Hochgebirge ſchreitet
Der Lebend'ge mit der Leiche,
Und die Nacht den Mantel breitet
Um das Paar, das geiſtergleiche.

Wie der Morgen kaum ſich hebet,
Steigen ſie vom Felsgeſteine,
Und der Senne ſieht's und bebet,
Und ihm geht's durch Mark und Beine.

Aber Landolf im Gerichte
Sitzt zu Rankwil ohne Zagen,
Mit dem erſten Morgenlichte
Hat den Stuhl er aufgeſchlagen.

Schöppen zwölf, des Rechtes Hüter,
Sitzen um ihn her, zu ſprechen:
Jetzt erhält er doch die Güter,
Kein Verblichner kann ſich rächen!

Horch! da pocht es an der Pforte,
Wie von eines Todten Knochen,
Leis und ſcharf, und hohle Worte
Werden draußen ſchon geſprochen.

Durch die Thüre kommt geſchritten
Fridolin mit ſeiner Leiche;

Landolf, in der Richter Mitten,
Sitzt dem Bruder gleich an Bleiche.

Weh! und aus des Todten Kehle
Steigen Laute, halb verloren:
„Was beraubſt du meine Seele,
Bruder?“ — weht's ihm durch die Ohren.

„Ja, ich zeuge dieſem Frommen,
Daß mein Erb' ihm zugefallen;
Gib zurück, was du genommen,
Laß getroſt in's Grab mich wallen!“

Landolf ſank in's Knie mit Beben:
„‚Nimm dein Gut, Herr, und das meine,
Meinen Athem nimm, mein Leben!
Und behalte neu das Deine!‘“

Doch es wandte ſich die Leiche
Mit dem Führer in die Berge,
Sehnte ſich, die müde, bleiche,
Wieder in die Ruh' der Särge.

Wie des Abendlichtes Streifen,
Wie vom Mond zwei blaſſe Strahlen,
Sah man längs dem Berg ſie ſtreifen,
Bis ſie in den Wald ſich ſtahlen.

Und vom ſchrecklichen Gerichte
Eilet Landolf heim zum Rheine
Mit erbleichtem Angeſichte,
Ordnet er zu Haus das Seine.

Setzt das Kloſter ein zum Erben
Seiner reichen Doppelhabe,
Neigt das Haupt zum ſanften Sterben,
Ruht beim Bruder bald im Grabe.

Guſtav Schwab.

(Siehe Guſtav Schwab's: „Der Bodenſee nebſt dem Rheinthale ꝛc.“)

Der Höllenhacken.[1]

Der Mond erglänzet helle
Wohl überm blauen Rhein;
Die ſanften Wogen laden
Zur ſtillen Fahrt noch ein.

Säckingen liegt ſo ſtille,
Hart an des Stromes Bahn,
Mit ſeinem hohen Dome,
Mit ſeinem Kloſter dran.

Da wandeln aus dem Garten,
— Schon Alles iſt zur Ruh', —
Ein Mönch und eine Nonne
Dem nahen Ufer zu.

Sie halten ſich umfangen
Als wie zum Liebesbund;
Sie herzen und ſie küſſen
Sich auf den rothen Mund.

Sie ſteigen in ein Schifflein,
Gelehnt an's grüne Bord;
Das Ruder faßt die Nonne
Und ſchifft in Eile fort.

Wie nun der Mönch auch koſet,
Sie drauf kein Wort mehr ſpricht;
Wie er auch küßt und herzet,
Sie achtet deſſen nicht.

Sie ſchifft nur ſonder Raſten,
Sie wird ſo ſtark und kühn,
Bis weitab ſchon die Wellen
Den Nachen rißen hin.

Da ſchlägt von wilden Wogen
Ein Brüllen an ihr Ohr;
Da fährt aus ſeinem Tändeln
Erſchreckt der Mönch empor:

„Um Gott! Was ſoll das werden?
Lenk' an das Ufer da!
Wir ſind dem Höllenhacken
Vielleicht, ach! ſchon zu nah."

Doch was er ihr mag ſagen,
Die Nonne hört nicht drauf,
Treibt kräft'ger nur das Schifflein
In jachen Stromeslauf.

Da faßt der Mönch ſie bebend,
Fleht auf den Knie'n ſogar:
„O gieb, um alle Liebe,
Nicht preis uns der Gefahr!"

Da lüftet ſie den Schleier —
Entſetzen ihn erfaßt;
Sie ſchaut ihn an ſo ſchrecklich,
Ihr Blick, er tödtet faſt:

„„Glaubſt du, nur Zufall führte
So eilig uns herab,
Wo da der Höllenhacken
Dem Schiffer wird zum Grab?

„„Du haſt mir ſchnöd' entriſſen
Den Himmel meiner Bruſt,
Du haſt mich hingegeben
Der Höll' um deine Luſt.

„„Du haſt mich arg betrogen!
Zwar mein Gelübd' ich brach,
Doch zweimal es zu höhnen,
Hat dir beliebt, o Schmach!

„„Ich trage unterm Herzen
Von unſrer Schuld die Frucht;
Doch Elend mir zu häufen,
Haſt du noch mehr verſucht.

„„Wie deine Liſt geſchlichen,
Die Kund' entging mir nicht,

Daß ich würd' eingemauert,
Beim nächſten Morgenlicht.

„„Du warſt zur Luſt Geſelle,
Du ſollſt's zur Qual auch ſeyn;
Drum lud ich dich mit Koſen
Zu dieſer Fahrt noch ein.

„„Kannſt du den Himmel rauben?
Kennſt du die Hölle wohl?
Horch! wie ſie uns begrüßet,
Erbrauſend dumpf und hohl!“‘

Der Mönch hat nichts geſprochen,
Erſtarrt im Kahn er ſteht,
Er fühlt ſich ſelbſt verdammet,
Ob er's gleich nicht verräth.

Da ziſcht der wilde Strudel,
Klafft wie ein Höllenthor;
Es zackt aus ſeinem Schlunde
Der ſpitze Fels hervor.

Das iſt der Höllenhacken
Mit ſeinem ſcharfen Zahn;
Hinein reißt er den Nachen,
Es iſt um ſie gethan.

Die Wogen murmeln wieder
Dumpf ob dem tiefen Schlund,
Und treiben, feſt umſchlungen,
Zwei Leichen von dem Grund.

Wagner von Laufenburg.

¹) Name einer Stelle des Rheins, der hier in gewaltigen Schaummaſſen über Klippen herunterſtürzt, in der Nähe von Rheinfelden. Schon viele Schiffe ſind allda verunglückt. So wurde am 28. Auguſt 1462 — berichtet u. A. auch Wurſtiſen's Chronik von Baſel — ein mit reichen Kaufmannsgütern beladenes Schiff, worin ſich, außer einer Menge von Einſiedeln zurückkehrender Wallfahrer, mehrere adelige und geiſtliche Herren befanden, vom Strudel erfaßt und an den Klippen zerſchellt, wobei alle ſechzig Paſſagiere das Leben einbüßten. Man nennt dieſe gefährliche Stelle auch „das Gewild.“

Breisgau.

Das Breisgau.

Du ſchönes Land! Mit ſtillem innigem Entzücken
Begrüß' ich dich, von deiner Berge Rücken
Zu Blüthenthälern fern den Blick gewandt.
Rings mich umhauchen aromat'ſche Düfte
Wie Engelslieder ſäuſeln milde Lüfte;
Frei athmend träum' ich mich in deinen Himmelsrand,
Du ſchönes Land!

Du kräftig Land! — Wie deiner Rieſenberge Urgebeine,
Steht feſt im Volk die alte, treue, reine
Anhänglichkeit an's liebe Vaterland. —
Stolz wie die Tannen bei des Feldbergs Kronen,
Kühn wie die Gemſen in des Schnee's Regionen,
Sind deine Söhn' am Alb- und Dreiſamſtrand,
Du kräftig Land!

Du biedres Land! Gemüthlich wie in Theokrits Geſängen,
Ertönt die Luft von froher Hirten Klängen,
Wo Herzensgüte ſchlingt Ein Liebesband.
Und auch der Städte feineres Getriebe
Beut jedem Fremden Gaſtlichkeit und Liebe,
Und niemals drückt ihm Heuchelei die Hand,
Du biedres Land!

Du Segensland! Was Nord und Süd nur Köſtliches
gewähren,
Der Bäume Frucht, des Feldes goldne Aehren —

Erringt des Fleißes nimmermüder Stand.
Auf Bergen zahlreich muntre Heerden weiden,
Die Hügel ſich mit Rebenlaub umkleiden,
Und aus dem Schacht wird Salz und Erz geſandt, —
Du Segensland!

Du theures Land! Nicht in Heſperiens Fabelauen,
Nicht wo der Jungfrau Wolkengipfel grauen,
Nicht an der Seine und Croatiens Strand,
Wo in den wechſelvollen Lebenstagen
Den Sänger Dienſt und Schickſal hingetragen,
Sah Gutes er und Schönes ſo verwandt;
Du theures Land!

Du glücklich Land! Dort wo der Ueberfluß ſich ſtets ergießet
Und die Genügſamkeit den Fleiß umſchließet,
Wo Lieb' und Treue wandeln Hand in Hand:
Dort wo der Jugendfreunde Leben waltet,
Und immer neuen Reiz Natur entfaltet,
Dort möcht ich weilen bis zum Grabesrand,
Du glücklich Land!

Zeng, 1828.

Hermann von Greiffenegg,
Feſtungscommandant in Zeng, am Meeresgeſtad
Croatiens, an der Türkiſchen Grenze.

(Siehe Freiburger Wochenblatt 1828.)

Die Wieſe.

Wo der Denglegeiſt in mitternächtige Stunde
Uffeme ſilberne Gſchirr ſi goldeni Sägeſe denglet,
(Todtnau's Chnabe wüſſe's wohl) am waldige Feldberg,
Wo mit liebligem Gſicht us tiefverborgene Chlüfte
D'Wieſe luegt, und check go Todtnau aben in's Thal ſpringt,
Schwebt mi muntere Blick un ſchwebe mini Gidanke.

Feldbergs liebligi Tochter, o Wieſe, bis mer Gottwilche!
Los, i will di jez mit minen Liederen ehre,
Und mit Gſang bigleite uf dine freudige Wege!

Im verſchwiegene Schoos der Felſe heimli gibohre,
An der Wulke gſäugt, mit Duft und himmliſchem Rege,
Schloffſch, e Bütſcheli-Chind, in dim verborgene Stübli
Heimli, wohlverwahrt. No nie hen menſchligi Auge
Güggele dörfe und ſeh, wie ſchön mi Meiddeli do lit
Im chriſtalene G'halt und in der ſilberne Wagle,
Und's het no kei menſchlich Ohr ſin Othmen erluſtert,
Oder ſi Stimmli ghört, ſi heimli Lächlen und Briegge.
Numme ſtille Geiſter, ſie göhn uf verborgene Pfade
Us und i, ſie ziehn di uf und lehre di laufe,
Gen der e freudige Sinn und zeige der nützligi Sache,
Und 's iſch au kei Wort verlohre, was ſie der ſage,
Denn ſobald de chaſcht uf eigene Füeßlene furtcho,
Schliefſch mit ſtillem Tritt us dim chriſtalene Stübli
Barfis uſe und luegſch mit ſtillem Lächlen an Himmel.
O, wie biſch ſo nett, wie heſch ſo heiteri Aeugli!
Gell, do uſſe iſch's hübſch, und gell, ſo heſch ders nit vorg'ſtellt?
Hörſch, wie's Läubli ruuſcht und hörſch, wie d'Vögeli pfiſe?
Jo, de ſeiſch: „I hörs, doch gang i witers und blib nit.
„Freudig iſch mi Weg und alliwil ſchöner, wie witer!"

Nei, ſo lueg me doch, wie cha mi Meiddeli ſpringe!
„Chunnſch mi über?" — ſeits und lacht, und „witt mi, ſe hol mi!"
Alliwil en andere Weg, und alliwil anderi Sprüngli!
Fall mer nit ſel Reinli ab! — Do hemmers, i ſags jo! —
Hani's denn nit gſeit? Doch gaukelets witers und witers,
Groblet uf alle Viere, und ſtellt ſi wieder uf d'Beinli,
Schlieft in d'Hürſt, — jez ſuch mer eis! — dört güggelets uſe.
Wart, i chumm! Druf rüefts mer wieder hinter de Bäume:
„Roth, wo bini jez?" — und het ſin urige Phateſt.
Aber wie de goſch, wirſch ſichtli größer und ſchöner.
Wo di liebligen Othem weiht, ſe färbt ſi der Raſe
Grüner rechts und links, es ſtöhn in ſaftige Triebe

Gras und Chrüter uf, es ſtöhn in friſchere Gſtalte
Farbige Blüemli do, und d'Immli chömmen und ſuge.
's Waſſerſtelzli chunnt, und lueg doch, 's Wuli vo Todtnau!
Alles will di bſchauen und Alles will di bigrüße,
Und di fründlig Herz git Alle fründligi Rede:
„Chömmet ihr ordlige Thierli, do hender, eſſet und trinket!
Witers goht mi Weg, Gſegott, ihr ordlige Thierli!“

Rothet jez, ihr Lüt, wo üſer Töchterli higoht!
Hender gmeint an Tanz und zue de luſtige Buebe?
Z'Uzefeld verbei gohts mit biwegliche Schritte
Zue de ſchöne Buechen*) und hört e heiligi Meß a.
Guet erzoge iſchs, und anders cha me nit ſage.
No der heilige Meß, ſo ſeits: „Jez willi mi ſchicke,
Aß i witers chumm.“ — Jez ſimmer ſcho vornen an Schönau,
Jez am Chaſtel verbei, und allewil witers und witers
Zwiſche Bergen und Berge im chüele duftige Schatte,
Und an mengem Chrüz verbei, an menger Kapelle.

Aber wie de goſch, wirſch allewil größer und ſchöner,
Wo di liebligen Othem weiht, wie färbt ſie de Naſe
Grüener rechts und links, wie ſtöhn in chräftige Triebe
Neui Chrüter do, wie ſchießen in prächtige G'ſtalte
Bluemen an Bluemen uf, und geli, ſaftigi Wide!
Vo dim Othem gwürzt, ſtöhn rothi Erdberi-Chöpfli
Millione do und warten am ſchattige Thalweg.
Vo dim Othem gnährt, ſtigt rechts an ſunnige Halde
Goldene Lewat uf die Feldere Riemen an Rieme.
Vo dim Othem g'chüelt, ſingt hinter de Hürſte verborge
Freudig der Hirtebueb, und d'Holzaxt tönet im Buechwald.
's Mambacher Hütteli chunnt, und wullige Häli vo Zell her,
Alles lebt und webt, und tönt in freudige Wiſe;
Alles grüent und blüeiht in tuſigfältige Farbe;
Alles iſch im Staat, und will mi Meiddeli grüeße.
Doch de biſch ke Meiddele meh, jez ſagi der Meidli.

Aber an der Bruckwoog, nit wit vom ſteinene Chrüzli,
Chresme d'Büebli vo Zell hoch an de felſige Halde,

*) Eine Kapelle dieſes Namens an der Wieſe.

Suechen Engelſüß, und luegen aben und ſtune.
„Toneli,“ — ſeit der Seppli — „was het echt d'Wieſen im Chöpfli,
Lueg doch, wie ſie ſtoht, und wie ſie nieder an d'Stroß ſitzt
Mit vertieftem Blick, und wie ſie wieder in d'Höchi
Schießt und in d'Matte lauft, und mittere ſelber im Champf ich!“

Feldbergs Tochter, los, de g'fallſch mer numme noch halber!
's goht mer, wie dem Sepli. Was hörſch für Jeſten im Chöpfli?
Fehlt der näumis, ſo ſchwetz, und hättſch gern näumes, ſe
ſag mer's!
Aber wer nüt ſejt, biſch du! Mit ſchwankige Schritte
Laufſch mer d'Matten ab in dine tiefe Gidanke
Furt in's Wieſethal, furt gegenem Huſemer Bergwerch,
Und ſchangſchierſch der Glauben und wirſch e luthriſcher Chetzer!
Hani's denn nit gſait, und hani mers echter nit vorgſtellt?
Aber jez iſch's ſo, was hilft jez balgen und ſchmähle?
Aendere chani's nit, ſe willi der lieber gar helfe!
Debbe bringſch mer doch no Freud und heiteri Stunde!
Halt mer e wenig ſtill, i will di jez lutheriſch chleide;
's ſchickt ſi nümme, barfis z'laufe, wemme ſo groß iſch.
Do ſin wißi Bauweleſtrümpf mit chünſtlige Zwickle,
(Leg ſie a, wenn d'chaſch!) und Schueh und ſilberni Rinkli;
Do ne grüene Rock! Vom breit verblendlete Lübli
Fallt bis zu de Chnödlenen abe Fältli an Fältli.
Sitzt er recht? Thue d'Häftli i! und nimm do das Bruſttuech,
Sammet und roſeroth. Jez flichti der chünſtliche Zupfe
Us de ſchöne, ſufer g'ſtrehlte, flächſene Hoore.
Obe vom wiiße Aecken und biegſam in d'Zupfe verſchlunge,
Fallt mit beide Ende ne ſchwarze ſidene Bendel
Bis zuem tiefe Rockſaum abe. — G'fallt der die Chappe,
Waſſerblaue Damaſt und gſtickt mit goldene Blueme?
Zieh der Bendel a, wo in de Ricklene durgoht,
Unter de Zupfe dure, du Dotſch, und über den Ohre
Fürſi mit dem Letſch und abe gegenem Gſicht zue!
Jez e ſide Fürtuch her, und endli der Hauptſtaat,
Zwanzig Ehle lang und breit, e Mailänder Halstuech!
Wie ne luftig Gwülch am Morgehimmel im Früehlig
Schwebts der uf der Bruſt, ſtigt mittem Othem und ſenkt ſi,

Wahlet der über d'Achslen und fallt in prächtige Zipfle
Uebern Rucken abe, ſie ruuſche, wenn de'n im Wind gohſch!
Het me's lang, ſe loßt me's henke, höri mi Lebtig.
D'Ermel, denk wohl, henkſch an Arm, wil 's Wetter ſo ſchön iſch,
Aß me's Hemd au ſieht, und dine gattigen Aermli,
Und de Schiehut nimmſch in d'Hand am ſidene Bendel;
D'Sunne git eim wärmer und ſchint eim beſſer in d'Auge,
Wer en in de Hände trait, und's ſtoht der au hübſcher!
Und de gfallſch mer ſelber wieder, chani der ſage.

Wienes ſi jez freut, und wie's in zimpfere Schritte
Tänzelet, und meint, es ſeig d'Frau Vögtene ſelber,
Wie's ſi Chöpfli hebt, und jeden Augenblick z'ruck ſchielt,
Oeb me's echt au b'ſchaut, und öb men em ordeli noluegt!
Jo, de biſch jo hübſch, und jo, du Närrli, mer luege,
Du Margrövermeidli, mit diner goldige Chappe,
Mit den lange Zupfe und mit der längere Hoorſchnuer,
Mit dem vierfach z'ſemmegeſetzte flattrige Halstuech!

Aber rothet jez, wo's hofertig Jümpferli higoht!
Denk wohl, uffe Platz, denk wohl zuer ſchattige Linde,
Oder in d'Weſerei, und zue de Huſemer Chnabe?
Hender gmeint? jo wohl! Am Bergwerch wisperlets abe,
Lengt e wenig duren und trüllt e wengeli d'Räder,
Was der Blosbalg ſchnufe mag, aß d'Füürer nit usgöhn.
Aber 's iſch ſi Blibes nit. In d'Huſemer Matte
Schießt's, und über d'Legi nab mit große Schritte go Farnau;
Laufſch mer nit, ſo gilts mer nit, dur's Schopfemer Chilſpel.
Aber z'Gündehuſe, wer ſtoht echt an der Stroße,
Wartet, bis de chunnſch, und goht mit freudige Schritte
Uf di dar, und git der d'Hand und fallt der a Bueſe?
Chennſch di Schweſterli nit? 's chunnt hinte füre vo Wisleth.
Uf und nieder hets di Gang und dini Gebehrde.
Jo, de chennſchs, worum denn nit? Mit freudigem Bruſche
Nimmſchs in d'Arm, und loſch's nit goh, gib Achtig, verdrucks nit!
Jez gohts wieder witers und allewil aben und abe!
Siehſch dört vorne 's Röttler Schloß — verfallene Mure!
In vertäfelte Stube, mit goldene Liſte verbendlet,

Hen ſuſt Fürſte gwohnt, und ſchöni fürſtligi Fraue,
Heren und Heregſind, und d'Freud iſch z'Röttle deheim gſi.
Aber jez iſch Alles ſtill. Undenkliche Zite
Brenne keine Liechter in ſine veriſſene Stube,
Flackeret kei Füür uf ſiner verſunkene Füürſtet;
Goht kei Chrueg in Cheller, kei Züber aben an Brunne.
Wildi Tube niſte dört uf moſige Bäume. —
Lueg, dört ehnen iſch Mulberg, und do im Schatte verborge
's Föhris Hüsli und am Berg dört d'Höllſtemer Chilche.
Steine lömmer liegen und fahre duren in d'Matte,
Guete Weg iſch au nit um, und weidle chaſch laufe.
Wenn's nit nidſi gieng, i weiß nit, öbbi der noch käm.
Unter Steine chunnſch mit dine bewegliche Schritte
Wieder über d'Stroß. Jez wandle mer füren in's Rebland
Neben Hanigen aben und neben an Hagen und Röttle.
Lueg mer e wenig uſe, wer ſteht dört oben am Fenſter
In ſim neue Chäppli, mit ſine fründligen Auge?
Neig di fin, zeig wie, und ſag: „Gott grüßich, Her Pfarrer!“
Jez goths Thuemrige zue, jez witer in d'Lörecher Matte.
Siehſch das ordelig Städli mit ſine Fenſtern und Gieble,
Und die Basler Here dört uf der ſtaubige Stroße,
Wie ſie riten und fahren? Und ſiehſch dört 's Stettener Wirthshus?
Worum wirſch ſo ſtill und magſch nit dure go luege?
Gell, de ſiehſch ſel heilig Chrütz vo witem und trauſch nit,
Möchtiſch lieber z'ruck, as fürſi! Laß der nit gruſe!
's währt nit lang, ſo ſtöhn mer frei uf ſchwitzriſchem Bode.

Aber wie de gohſch vom Bergwerch abe go Schopfe,
Bis an Stetten abe uf diner ſteinige Landſtroß,
Bald am linke Bord, bald wieder ehnen am rechte
Zwiſchenem Faſchinat, wirſch allewil größer und ſchöner,
Freudiger allewil und ſchaffig, was me cha ſage.
Wo di liebligen Othem weiht, wie färbt ſi der Raſe
Grüener rechts und links, wie ſtöhn mit chräftige Triebe
Neui Chrüter uf, wie prangen in höhere Farbe
Bluemen ohne Zahl! De Summervögle thuet d'Wahl weh.
Wechslet nit der Chlee mit goldene Chettene Blueme,

Frauemänteli, Haſebrödli, würzige Chümmi,
Sunneblume, Habermark und Dolden und Ruchgras?
Glitzeret nit der Thau auf alle Spitzen un Halme?
Wattet nit der Storch uf hohe Stelze derzwiſche?
Ziehn ſie nit vo Berg zue Berg in lange Reviere
Feiſti Matte Stunde wit un Tauen an Taue?
Und derzwiſche ſtöhn ſcharmante Dörfer und Chilchthürm.
's Brombacher Mummeli chunnt, es chömme Löremer Rößli,
Freſſe der us der Hand und ſpringen und tanze vor Freude,
Und vo Baum zue Baum, vo Zell bis füre go Rieche
Halte d'Vögeli Judeſchuel und orglen und pfiſe.
D'Brombecher Linde lit, der Sturmwind het ſe in's Grab gleit.
Aber rechts und links, wie ſchwanken an flachere Raine
Rocken und Weizehalm! Wie ſtöhn an ſunnige Halde
Reben an Reben uf! Wie woget uf höchere Berge
Rechts und links der Buechwald und dunkleri Eiche!
O 's iſch Alles ſo ſchön, und überal anderſt und ſchöner!
Feldbergs Tochter, wo de biſch, iſch Nahrig und Lebe!

Neben an der ufen und neben an der abe
Gigſet der Wage, d'Geisle chlöpft un d'Sägeſe ruſchet,
Und de grüeßiſch alli Lüt und ſchwetziſch mit alle.
Stoht e Mühli näumen, en Oehli oder e Ribi,
Drothzug oder Gerſteſtampfi, Sägen und Schmidte,
Lengſch mit biegſamen Arme, mit glenkſame Fingere dure,
Hilfſch de Müllere mahlen und hilfſch de Meidlenen ribe,
Spinnſch mer's Huſemer Iſe, wie Hanf in gſchmeidigi Fäde.
Eicheni Plütſchi verſägſch, und wandlet's Iſe vom Füürherd
Uffen Ambos, lüpfſch de Schmiede freudig der Hammer,
Singſch derzue und gerſch kei Dank, „Gott grüeiſich, Gott bhüetich!“
Und iſch näume ne Bleichi, ſe loſch di das au nit verdrieße,
Chunchiſch e bizzele duren, und hilfſch der Sunne no bleiche,
Aß ſie fertig wird, ſie iſch gar grüſelig langſem!

Aber ſolli eis, o Wieſe, ſage, wie's ander,
Nu ſe ſey's bekennt! De heſch au bſunderi Jeſte,
's chlage's alli Lüt, und ſagen, es ſey der nit z'traue,

Und wie ſchön de ſeigſch, wie liebli dine Gibehrde,
Stand der d'Bosget in den Auge, ſage ſie Alli.
Eb men umluegt, chresmiſch näumen über d'Faſchine,
Oder rupfſch ſie us, und bahnſch der bſunderi Fueßweg,
Bohlſch de Lüte Stei uf d'Matte, Jaspis und Feldſpat.
Hen ſie näume gmeiht, und hen ſie gwarbet und gſchöchet,
Holſch's und treiſch's de Nochbere duren Arfel um Arfel.
's ſagen au e Theil, de ſeigiſch glückli im Finde
Uf de Bänke, wo nit gwüſcht ſin, aber i glaubs nit.
Mengmol haſelierſch, und 's mue der Alles us Weg goh;
Oebbe rennſch e Hüsli nieder, wenns der im Weg ſtoht.
Wo de gohſch und wo de ſtohſch, iſch Balgen un Balge.

Feldbergs Tochter, los, de biſch an Tuged und Fehler
Zitig, chunnts mer halber vor, zum Manne, wie wär's echt?
Zeig, was machſch für Aeugli? Was zupfſch am ſidene Bendel?
Stell di nit ſo närrſch, du Dingli! 's meint no, me wüß nit,
Aß es verſprochen iſch und aß ſie enander ſcho bſtellt hen?
Meinſch, i chene die Holderſtock, di chräftige Burſt nit? —
Ueber hochi Felſen und über Stuuden un Hecke
Eis Gangs us de Schwitzerberge gumpet er z'Rhinek
Aben in Bodenſee, un ſchwimmt bis füre go Choſtanz,
Seit: „I mueß mi Meidli ha, do hülft nüt, und batt nüt!“
Aber oben an Stei, ſe ſtigt er in langſeme Schritte
Wieder uſem See mit ſufer gwäſchene Füeße;
Tiefehofe gfallt em nit und 's Chloſter dernebe,
Furt Schafhuſe zu, furt an die zackige Felſe.
An de Felſe ſeit er: „Und's Meideli mueß mer werde!
Lib und Lebe wogi dra, un Chretze und Bruſttuech!“
Seits, und nimmt e Sprung. Jez brutlet er abe go Rhinau;
Trümmlig iſch's em worde, doch chunnt er witers und witers.
Egliſau un Chaiſerſtuhl un Zurzi un Waldshut
Het er ſcho im Aecke, vo Waldſtadt lauft er zu Waldſtadt,
Jez an Chrenzech aben in ſchöne, breite Reviere,
Baſel zu. Dört wird der Hochzitzedel geſchriebe.
Gelt, i weiß es! Biſch im Stand und läugniſch, was wohr iſch?

Hätti z'rothe gha, 'swär z'Wil e ſchickliche Platz gſi;
's het ſchon menge Briggem ſi gattig Brüttli go Wil gführt,

Uſem Züri-Biet, vo Lieſtal aben un Baſel,
Und iſch jez ſi Ma, und 's chocht em d'Suppen und pflegt em
Ohne Widerred vo mine gnädige Here.
Aber di Vertraue ſtoht zum Chlai-Hüniger Pfarrer.
Wie de meinſch, ſe göhn mer denn dur d'Riechemer Matte!
Lueg, iſch ſel nit d'Chlübi, un chunnt er nit ebe dört abe?
Jo, er iſchs, er iſchs, mit ſine blauen Auge,
Mit de Schwitzerhoſen un mit der ſammete Chretze,
Mit de chriſtallene Chnöpfen am perlefarbige Bruſttuech,
Mit der breite Bruſt und mit de chräftige Stotze,
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Rothsher vo Baſel,
Stolz in ſine Schritte un ſchön in ſine Gibehrde.

O wie chlopft der di Herz, wie lüpft ſi di flatterig Halstuch,
Un wi ſtigt der d'Röthi jez in di lieblige Backe,
Wie am Himmel 's Morgeroth am duftige Maitag!
Gell, de biſchem hold, un gell, de heſch der's nit vorgſtellt,
Und's wird der wohr, was im verborgene Stübli
D'Geiſter g'ſunge hen, und an der ſilberne Wagle!
Halt di numme wohl! — J möcht der no allerlei ſage,
Aber 's wird der windeweh! Di Kerli, di Kerli!
Förchſch, er lauf der furt, ſe gang! Mit Thränen im Aeugli
Rueft's mer: „Bhüeidi Gott!" und fallt em freudig an Bueſe.
Bhüeidi Gott der Herr, und folg mer, was i der gſeit ha!

J. Peter Hebel.

Die wunderbare Harfe.

Dört wohnt am Rhiſtrom en Edelma,
Der het zwei jungi Töchterli gha.

Die ältſchſt iſch ſchwarz wie der Bodem gſi,
Die jüngſcht ſe wiß wie der Sunneſchi.

Die Schweſter ſeit em Schweſterli do:
„Chumm, laſſ is aben an Rhiſtrom goh!"

„‚Und wuſchiſt du di au Nacht und Tag,
Dim G'ſichtli ſel doch nüt batte mag.'"

Un ſie göhn, und ſie ſtöhn am breite Strand,
Keit (wirft) d'Aeltſcht ihr Schweſterli weg vom Sand.

„„Lieb Schweſterli, hilf mer doch uf an's Land,
J will der au geh mi rothes Goldband!'''

„Di rothes Goldband wirdi ſcho überchv,
Doch ſottu uf Gotts grüener Erd nümme goh!"

„„Hilf mer uf an's Land, lieb Schweſterli,
Mi Briggem (Bräutigam) ſoll der au gſchenket ſi!'''

„Di Briggem wirdi ſcho überchv,
Doch ſolltu uf Gotts grüener Erd nümme goh."

„„Se helfe min Aetti, iſch frumm und guet,
Mi Hochzit trinki in chlorer Fluet.

„„So helfe denn au mi Muetterli,
Mi Hochzit trinki im tiefe Rhi.

„„Se helfe mi Briggem im grüene Land,
Mi Brutbett hani uf wißem Sand.''' —

Dört wohnt au e Spielma vom Rhi nit wit,
Und er goht an Strand, wo die Liiche lit.

Und er lengt ſie uſem Rhiſtrom rus,
Und macht ſi ne ſchöne Harfe drus.

Und er nimmt der Jungfrau ſchneewißi Bruſt,
Und die Harfe mueß ſtimme und chlinge juſt.

Und er nimmt der Jungfrau Fingerli do,
Und macht ſi Harfeſchrube dervo.

Und er nimmt der Jungfrau Goldlöckeli,
Die müen em Harfeſaite ſi.

Zum Hochzithus treit er die Harfe do,
Wo die Brutlüt alle zſemme ſin cho.

Und as er uf der Harfe der erſte Schlag thut,
Die Brut ſitzt im Brutſtuhl gar wohlgemuth.

Und as er uf der Harfe der zweite Schlag thut,
Do fällt's ſidene Gwand wohl ab von der Brut.

Und as er uf der Harfe der dritte Schlag thut,
Do lit im Brutſtuhl todt die Brut.

Hoffmann von Fallersleben.
(Siehe Simrock's „Rheinſagen.“ 2. Aufl. Bonn, 1837.)

Der wilde Jäger.

Auch im Wieſenthal hauſt der wilde Jäger Habsberg. Oft hört man ihn Nachts, wie er ſeine bellenden Hunde hetzt, durch die Lüfte fahren. Einmal zog er, am hellen Tag, unſichtbar durch den Wald bei Hägelberg, rief einem Bauer zu, aus dem Wege zu fahren, und warf ihn, da derſelbe nicht gleich gehorchte, vom Wagen hinunter.
(Siehe Mone's Anzeiger. 3. Jahrgang 1835.)

Die Irrlichter.

Es wandlen in der ſtille helle Nacht
Wol Engel um, mit Sterneblueme b'chrönt,
Uf grüene Matte, bis der Tag verwacht,
Und do und dört e Betzitglocke tönt.

Sie ſpröche mitenander deis un das,
Sie machen öbbis mitenander us;
's ſin gheimi Sache, niemes rothet, was?
Druf göhn ſie wieder furt und richte's us.

Und ſtoht ke Stern am Himmel un ke Mon,
Und wemme nümme ſieht, wo d'Nußbäum ſtöhn,
Mü'en ſelli Marcher uſem Füür an d'Frohn,
Sie mü'en den Engle zünde, wo ſie göhn.

Un jedem hangt e Bederthalben a,
Un wenn's em öd wird, lengt er ebe dri,
Un büßt e Stückli Schwefelſchnitten a,
Und trinkt e Schlückli Treberbrentewi.

Druf puzt er d'Schnören amme Tſchäubli ab,
Hui, flakeret's in lichte Flammen uf,
Und hui, goht's wieder d'Matten uf und ab,
Mit neue Chräfte, d'Matten ab und uf!

S'iſch chummlicher ſo, wenn eim vorem Fuß
Un vor den Auge d'Togge ſelber rennt,
Aß wemme ſie mit Hände trage muß,
Und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt.

Un ſchritet ſpot e Menſch dur d'Nacht derher,
Un ſieht vo witem ſcho die Kerli goh',
Un betet lisli: „Das walt Gott der Her" —
„Ach bleib bei uns —" im Wetter ſin ſie do.

Worum? Sobald der Engel bete hört,
So heimelet's en a, der möcht derzu.
Der füürig Marcher blieb' jo lieber dört,
Un wenn er chunnt, ſo hebt er d'Ohre zu.

Un ſchritet öbſch e trunke Ma dur d'Nacht,
Er fluecht und ſapermentet: „Chrüz und Stern!"
Und alli Zeichen, aß der Bode chracht,
Sell hörti wol der füürig Marcher gern.

Doch wird's em nit ſo gut. Der Engel ſeit:
„Furt, weidli furt! Do mag i nit dervo!"
Im Wetterleich, ſen iſch der wüt und breit
Kei Marcher me, und au kei Engel do.

Doch goht me ſtill ſi Gang in Gottis G'leit,
Un denkt: „der chönnet bliben oder cho,
Ne jede weiß ſi Weg, und 's Thal iſch breit."
Sell iſch's vernünftigſt, und ſie lön ein go.

Doch wenn der Wunderwitz ein öbbe brennt,
Me lauft im Uhverſtand den Engle no,
Sell iſch ene wie Gift und Poperment,
Im Augenblick ſe lön ſie alles ſtoh.

Z'erſt ſage ſie: „Denkwol es iſch ſi Weg,
Er goht verbei, mer wenn e wenig z'ruck!"

So ſage ſie, un wandle ſtill es Weg;
Und ſider nimmt der füürig Ma ne Schluck.

Doch folgt mer witers über Steg un Bort,
Wo nummen au der Engel goht und ſtoht,
Se ſeit er z'letzt: „Was gilt's, i find' en Ort,
Du Lappi, wo di Weg nit dure goht?“

Der Marcher muſſ vora, mit ſtillem Tritt,
Der Engel hinterher, un lauft me no,
Se ſinkt me in e Gülle, 's fehlt ſi nit;
Jez weiſch di B'richt, und jez chaſch wieder goh!

Nei, wart e wenig, 's chunnt e guti Lehr!
Vergiß mer's nit, ſchreib's lieber in e Buch.
Zum Erſte ſagi: Das walt Gott der Her!
Iſch allewil no beſſer, aß e Fluch.

Der Fluch jagt d'Engel mittem Heil dervo;
Ne chriſtli G'müeth und 's Bete zieht ſie a,
Und wemme meint, me ſeh ne Marcher cho,
's iſch numme ſo d'Laterne vorne dra.

Zum Anderen, un wenn en Ehrema
Ne G'ſchäft für ihn ellei z'verrichte het,
Se loß en mache, was goht's di denn a?
Un los nit, wemme mit dem Nachber redt!

Un goht me der us Weg, ſe lauf nit no!
Gang diner Wege furt in Gottis G'leit!
's iſch Uhverſtand, me merkts enanderno,
Und 's git en Unehr. — Sag, i heig der's gſeit!

J. Peter Hebel.

Der Fiſcher an der Wieſe.

Kein Sternlein glänzt, ſchwarz iſt die Nacht,
Es rauſchen dumpf die Wellen,
Und einſam hält der Fiſcher Wacht
Bei munteren Forellen.

Rings Alles ſtill; kein Laut, kein Wort
Dringt zu des Fiſchers Ohren,
Er ſitzt an ſeinem feuchten Ort
In Schlummer halb verloren.

Bald regt er ſich und reibt die Hand
Und ſtreckt die kalten Glieder;
Das Feuer glimmend auf dem Sand
Belebt er emſig wieder.

Erſchrocken richtet er ſich auf,
Er höret nahe Schritte,
Zwei Männer nehmen ihren Lauf
Zu ſeiner kleinen Hütte.

Die Fremden treten bald herbei,
Zwei mächtige Geſtalten,
Die Mäntel laſſen keinen frei
Mit ihren weiten Falten.

Der Fiſcher ruft die Männer an:
„Was habt ihr hier verloren?
Ihr ſeht, ich bin kein tauber Mann,
Laßt mich nur ungeſchoren.“

„„Dein Feuer führte uns zu dir,““
Sprach einer von den Beiden,
„„Wir möchten kurz verweilen hier,
Wenn du es gern magſt leiden.““

„Ihr ſeid verirrt, wie ich wohl denk',
Seid nicht auf rechtem Wege . . .
Bei Nacht da ſieht man nicht die Ränk'
Der Pfade und der Stege.“

„„So iſt's, und wenn es dir beliebt,
So reich' uns deine Hände,
Du biſt der Pfade wohl geübt,
Und leit uns an das Ende.

„„Thuſt du es, wird dich nimmermehr
Die raſche That gereuen,

Kennſt du nach Baſel ſichre Fähr'?
Der Lohn wird dich erfreuen!'"

„Nach Baſel? nun ich frage nicht,
Woher ihr ſeid gekommen.
Ich thue ſchweigend meine Pflicht,
Mög's euch, ihr Herrn, nur frommen.

„Doch ruht erſt eure Glieder aus,
Laßt mich ein Mahl beſtellen.
Kommt hier in dieſes kleine Haus;
Belieben euch Forellen?"

Bald ſtand ein köſtlich Fiſchgericht
Auf einem Tiſch von Weiden.
Es ſäumten ſich die Fremden nicht,
Es ſchmeckt gar wohl den Beiden.

Der Fiſcher ſah beim Feuerſchein
Den Männern in die Augen:
— Das müſſen hohe Herren ſeyn,
Die nicht zu Fiſchern taugen!

Allein er hat ein treu Gemüth,
Er frägt nicht nach dem Stande,
Er hilft, wo er Gefahren ſieht,
Frägt nicht: aus welchem Lande?

Die Fremden hatten ſich erquickt,
Sie ſtanden auf vom Tiſche,
Die Hand des Fiſchers ward gedrückt,
Gedankt ihm für die Fiſche.

„,Nun Alter, leit' uns ſichern Weg,
Geh's auch durch Sumpf und Pfühle,
Wir folgen über Pfad und Steg;
Wann ſind wir denn am Ziele?'"

„Wir gehn den nächſten Weg dahin,
Erreichen's in zwei Stunden.
So wahr ich Chriſt und ehrlich bin,
Wird ſicher es gefunden."

Der Fiſcher tritt nun raſch voran,
Es folgen ihm die Beiden.
Nächſt an der Wieſe zog die Bahn,
Bedeckt von hohen Weiden.

Durch Sümpfe geht's und über Stein,
Gleichviel, es geht doch weiter.
Und endlich hält der Fiſcher ein,
Es halten die Begleiter.

„Gelöst, ihr Herrn, iſt nun mein Wort!
Ich that nach euerm Willen,
Mög' nun das reiche Baſel dort
Euch andre Wünſch' erfüllen."

„„Wohlan, du biſt ein Ehrenmann!
Du ſollſt nun auch erfahren,
Wem treue Dienſte du gethan —
Sieh mich, den Mann von Jahren!

„„Ich bin **Karl Wilhelm**, dein Markgraf —
Mich freut's, daß noch vorhanden
So biedre Männer treu und brav
In meinen obern Landen.

„„So Männer, die den Fremdling gern
Mit Wort und That berathen,
In deren Bruſt die Falſchheit fern:
Sind Zierden in den Staaten.

„„Trägſt du auch noch ſo rauh Gewand,
Ich weiß was drunter wohnet.
Nimm, Wackrer, deines Fürſten Hand,
Und ſag', was dich belohnet.

Der Fiſcher wirft ſich auf ein Knie,
Er küßt des Fürſten Hände:
„Belohnung, Herr? So ſei ſie die,
Daß ich mich Euch verpfände."

„„Gut, komm nach Baſel in mein Haus
Nach deinem Wohlgefallen;

Du geheſt ein und geheſt aus
Gleich meinen Räthen allen.'"

Und in des Fiſchers Augen treu
Erglänzen Freudenzähren.
„Herr Markgraf, dieſe Ehre ſey
Mir mehr als alle Ehren!"

Wohl alle Wochen einmal trug
Nach Baſel er Forellen,
Dem Herrn Markgrafen nach Befug
Dieſelben zu beſtellen.

Der kräftigſte, der ſchönſte Fiſch,
Den nur die Wieſe nährte,
Der mußte auf des Herren Tiſch,
Den hoch der Fiſcher ehrte.

Und es verſtrich geraume Zeit —
Der Fiſcher an der Wieſe
Verlebte in Zufriedenheit
Die Tage ſtill und ſüße.

Da kam einmal ein ſchöner Brief
Von Fürſtenhand geſchrieben.
„'In meiner Seele biſt Du tief
Mit Deiner Treu' geblieben.

„'Ich will Dir keinen großen Lohn
Für Deine Treue ſchenken,
Nimm nur, Du wackrer Landesſohn!
Von mir ein Angedenken.

„'Für Dich und für Dein ganz Geſchlecht,
Das lange ſich nicht ſchließe,
Empfange Du das Fiſcherrecht
Dort in der muntern Wieſe.'"

Zu Maulburg in der Kirche ſteht
Ein Grabſtein für den Braven;
Bis einſt des Richters Ruf ergeht,
Wird er getroſt dort ſchlafen.

Steinen bei Lörrach. Reinhard Reitzel.

Der Schütze von Schopfheim.

Hoch auf des Berges Rücken
Da liegt bemoost Geſtein,
Das ſollen von dem Schloſſe
Steinegg die Trümmer ſeyn.*)

Sie blicken ſtill und traurig
Herab in's Wieſenthal;
Die liebe Abendſonne
Grüßt ſie mit ihrem Strahl.

Dort auf der hohen Veſte
Lebt' einſt ein Schweſternpaar,
Mildthätig und beſcheiden
Und ſittſam immerdar.

Als ihres Lebens Abend
Zu nahen ſich begann,
Verließen ſie die Stammburg
Mit Dienern und Geſpann.

Sie wohnten dann zu Schopfheim
In ihrem eignen Haus,
Und ſtellten Schloß und Güter
Dem jungen Vetter aus.

Sie ſpeisten da die Armen
Und halfen Jedem gern,
Und dienten mehr mit Werken
Als Worten Gott dem Herrn.

An einem Sommertage
Luſtwandelnd in dem Wald,
Im eifrigen Geſpräche
Verirrten ſie ſich bald.

*) Bei dem Weiler gleiches Namens zwiſchen Säckingen und Schopfheim.

Die Sonne war geſunken
Hinab die Bergesfluh,
Die Schweſtern fanden nimmer
Den Weg der Heimath zu.

Und beide knieten nieder,
Zum Himmel ſtieg ihr Fleh'n:
„O laß uns, Allerbarmer,
Den ſichern Ausgang ſeh'n!“

Kaum richten vom Gebete
Sie wieder ſich empor,
Da ſprang aus dem Gebüſche
Ein Ungethüm hervor.

Sie ſchrieen auf, daß gellend
Es in die Ferne drang,
Und hielten ſich einander
Umſchloſſen todesbang.

Doch in dem Augenblicke
Erſcholl ein Büchſenſchuß —
Durchbohrt zu ihren Füßen,
Das Thier verenden muß.

Die Schweſtern ſanken nieder
Wie Marmorbilder bleich,
So findet ſie der Schütze
Und er erkennt ſie gleich.

Bald ruft er in das Leben
Sie wiederum zurück,
Und ſegnend auf dem Manne
Verweilt der Schweſtern Blick.

„Dankt Gott! ihr ſeid gerettet,
Da ſeine Hand mich hier

Juſt noch zur guten Stunde
Geführt in dies Revier.“

Dort lag in ſeinem Schweiße
Der Rieſeneber kalt,
Der hatt' in dieſen Gründen
Längſt ſeinen Aufenthalt.

Der Jäger führt die Frauen
Zurück auf ſicherm Pfad.
Von Lohn will er nichts wiſſen,
Der wackre Kamerad:

„Dafür wollt ihr mich lohnen,
Daß ich, was Pflicht, geübt?
Was ich, thät ja ein Jeder
Für euch, ſo allgeliebt.

„Da ſoll mich Gott behüten!
Belohnung nehm' ich nicht;
Ein Schuft nur läßt ſich zahlen
Für die gethane Pflicht.“

So ſprach der Schütz von Schopfen,
Der Mann ſo ſchlicht und gut;
Sein Namen iſt verklungen,
Doch nicht ſein Edelmuth.

Die Schweſtern aber ſchenkten
Dafür dem Schützenſtand
Ein Stück vom ſchönſten Walde
Als ihres Dankes Pfand.

Der „Schützenwald“ grünt luſtig
Bis auf die heutige Stund,
Und immer neu floriret
Der edle Schützenbund.

Steinen bei Lörrach.

Reinhard Reitzel.
(Originalmittheilung.)

Lörrach's Urſprung.

Lörrach, einſt Hauptort der Herrſchaft Rötteln und der Landgrafſchaft Sauſenberg, vom Jahr 1809 bis 1815 Hauptſtadt des bad. Wieſenkreiſes, bildet jetzt den Mittelpunkt der oberländer Gewerbs- und Handelsthätigkeit, wozu es ſeine günſtige Lage im Wieſenthale ohnweit Baſel, in einer ſchönen und fruchtbaren Gegend, von ſelbſt erhoben hat. Die älteſte Geſchichte dieſes Ortes liegt ſehr im Dunkeln, und läßt ſich das Ermittelte auf folgende Notizen zurückführen. Kaiſer Ruprecht erhob das Dorf Lörrach, das im eilften Jahrhundert den Herrn von Rötteln gehörte, im Jahr 1463 zu einem Marktflecken. In früherer Zeit ſoll der Ort eine Burg gehabt und mehreren freiherrlichen Geſchlechtern, worunter das von Eptingen als das bedeutendſte genannt wird, zu Lehen gegeben worden ſeyn. Auch Herren von Lörrach gab es hier, von denen übrigens die Geſchichte nichts Bemerkenswerthes überliefert hat, und die ſchon im 15. Jahrhundert ſpurlos untergegangen ſind. Von dem Burgſchloſſe, das hier zu Lehen diente, weiß man nicht einmal die Stelle, wo es erbaut war. Ob die Stadt von einer ſolchen Burg ihren Namen erhalten habe, iſt zweifelhaft. Gewiß iſt, daß die Lerche das alte Wappen der Stadt war. Im Jahr 1682 wurde Lörrach von Markgraf Friedrich Magnus zur Stadt erhoben, und 8 Jahre darauf (im J. 1690) wurde die von Markgraf Friedrich V. im J. 1650 in Rötteln errichtete „Landſchule" von dort als Pädagogium nach Lörrach verlegt, nachdem ſchon vorher die Behörden, ſonſt in Rötteln anſäſſig, hierher verpflanzt worden waren, wodurch der Urbaniſirung des Ortes eine breitere Grundlage gegeben ward.

Burg Rötteln.

Am breiten Ausgang des Thals, zwiſchen der Kander und Wieſe, prangt auf waldigem Hügel die Burg Rötteln hervor, weithin die Gegend beherrſchend und ihr erſter Schmuck. Nur wenige Schlöſſer am Rheinſtrome können ſich, was die Schönheit der Lage betrifft, mit dem Rötteler meſſen. Ehrwürdig durch Alter und Geſchichte ſchaut von ſeinen Zinnen ein Stück des Mittelalters, wohl ein Jahrtauſend groß, herab ins Thal, vergraben an ſeinem Urſprung im Staub der Documente; die frühere Zeit bis hinauf ins Grau des Alterthums mißt hier kein Auge, ihrer Thaten auch noch ſo kundig. Wer nur darauf verfallen konnte, dies Schloß, das an jedem Stein den teutſchen Urſprung verräth, oder auch nur den wohlerhaltenen äußerſten Thurm, der gerade am lauteſten gegen das Römerthum zeugt, in die Zeit des beherrſchenden Alterthums hinaufrücken zu wollen! An Thürmen und Thoren, an Fenſterniſchen, Einfriedigungen u. ſ. w. ſieht man unſchwer, ſowie an der unterſcheidenden Vorburg, die Wahrzeichen des teutſchen Ritterthums, das einſt Tage hohen Glanzes hier verlebte. Längſt iſt die goldene Pracht zerſtoben, die Zinnen ſind eingefallen, die Säle ſind Wohnſtätten des kriechenden Gewürms geworden, und im Burghof wächſt Gras für meckernde Ziegen. Von hier aus genießt der Beſchauer einen reizvollen Ausblick. Durch das Thalgelände zieht ſich ein bunter Wechſel von Dörfern und Weilern, von ſchattigen Höhen und fruchtbaren Feldern hin, ein lachendes Landſchaftsbild, von einem engen aber goldenen Rahmen eingefaßt. Links haftet der Blick über Schopfheim hinaus an den Rieſen des Schwarzwalds; rechts ab fällt das Auge über Lörrach mit ſeiner weinhügeligen Umgebung, nachdem die altehrwürdige Schweizerſtadt voll Reichthum und ariſtokratiſchen Stolzes ſich hinter des Thales weitauslaufenden Armen vornehm der Perſpective entzogen, auf die Bergreihe des Jura hin, die ſich hereinzieht durch die Schweizergefilde, und das nahe baſeliſche Landſchaftsgebiet, reich von Burgen behangen und mit lieblichen Thälern geſchmückt, quer durchwindet. Dem geſchärften Auge liegen ſelbſt die mit ewigem Eiſe bepanzerten Gletſcher, wenn die Strahlen der Sonne den hüllenden Wolkenſchleier

verdünnen, nicht zu ferne. Wie ein Silberfaden ſchlängelt ſich die Wieſe über den bunten Teppich des Thales hin, Namen und Ruf und reiche Nahrungsſäfte ihm bietend und ſtürmiſch entgegen ſchwellend dem prachtvollen Strome, an deſſen Ufern der römiſche Kaiſer Probus (reg. 267—282 n. Chr.), ſiegreich gegen die Teutſchen am Rheine, wie gegen deren Stammgenoſſen — die Perſer, durch ſeine Legionen die erſten Reben pflanzte. Einer der mächtigſten Dynaſten im (vormals bekanntlich den ſchwäbiſchen Landen zugehörenden) Breisgau war im eilften Jahrhundert der Freiherr von Rötteln, von deſſen Geſchlecht die Geſchichte wenig Kunde gibt. Einer dieſes Geſchlechts, Dietrich von Rötteln (Rötelein)*) verwaltete das Schirmamt über die dieſſeitigen Güter der Kirche St. Alban zu Baſel; ſein Name vererbte ſich, nach der Sitte der damaligen Zeit, bis in's vierte und fünfte Geſchlecht; das ganze Geſchlecht aber erloſch ſchon dritthalbhundert Jahre nach ihm.**) Nach der Theilung der badiſchen Lande kam Rötteln unter Markgraf Ernſt an die jüngere, oder (wie ſie ſpäter auch hieß) die proteſtantiſche Linie (Baden-Durlach) im Jahr 1535. Unter Ernſts Sohne, Karl II., wurde 1556 die lutheriſche Confeſſion durch Basler Theologen, insbeſondere durch den gelehrten Dr. Sulzer, in der Röttler Herrſchaft und der obern Landesgegend eingeführt. Mehrere badiſche Markgrafen, unter andern der aus dem dreißigjährigen Kriege bekannte Georg Friedrich, wohnten auf dem Schloſſe, auch liegen mehrere derſelben in der Rötteler Kirche begraben. Ueber das Alter dieſer Kirche, geſchmückt mit den Rötteln'ſchen, Badenweilerſchen und Badiſchen Wappen, gibt es keine documentirte Gewißheit. Das Schloß Rötteln war häufig kriegeriſchen Anfällen ausgeſetzt. Sogar die Basler, und dieſe zuerſt, belagerten es 1333, jedoch erfolglos: wie denn die eiſernen Waffen Baſels bis auf die neueſte Zeit herab faſt immer unterlegen ſind. Im 30jährigen Kriege, wie ſchon vorher im Bauernkriege, hatte Rötteln viele Drangſale zu überſtehen. Im Orleans'ſchen Succeſſionskrieg ward es nebſt den Schlöſſern zu Badenweiler und Sauſenburg von den Franzoſen 1678

*) Der Name kommt vom „rothen Leuen“ den er im Wappen führte.
**) Siehe J. Bader's „Badiſche Landesgeſchichte“ S. 109.

erobert und zerſtört. Seitdem liegt es in Ruinen, die noch Zeugen ſind von ſeiner ehemaligen Größe und Herrlichkeit. Der einſt bedeutende Marktflecken Rötteln (eine Stadt iſt Rötteln nie geweſen, wie Manche irrthümlich behauptet haben), unweit des Schloſſes liegend, iſt von der Zeit an zu einem bedeutungsloſen Oertchen, durch nichts mehr ausgezeichnet als durch einen reizenden Pfarrſitz, herabgeſunken. Dagegen iſt aus ſeinen Trümmern wie eine Colonie die Stadt Lörrach entſtanden, die bis dahin nur ein Marktflecken war.

Riedligers Tochter.

Spinnet, Töchterli, ſpinnet, und Jergli, leng mer der Haſpel!
D'Zit vergoht, der Obed chunnt und 's ſtreckt ſi in's Früeijjohr.
Bald gohts wieder uſe mit Hauen und Rechen in Garte.
Werdet nur flißig und brav, wie's Riedligers Tochter!

In de Berge ſtoht e Huus, es wachſe jez Weſme
uffem verfallene Dach, und 's regnet aben in d'Stube.
Frili 's iſch ſcho alt, und ſin jez anderi Zite,
Weder wo der Simme=Fritz und 's Eveli g'huuſt hen.
Sie hen 's Huus erbaut, die ſchönſti unter de Firſte,
Und ihr Name ſtoht no näumen am rueßige Tremel.
Het me gfrogt, wer ſin im Wald die glücklichſten Chlüt,
Het me gſeit: „der Simme=Fritz und 's Riedligers Tochter!“
Und 's iſch dem Eveli grothe mit gar verborgene Dinge.

Spinnet, Chinder, ſpinnet, und Jergli, hol mer au Trieme! —
Mengmol, wo der Fritz no bi den Eltere glebt het,
Het en d'Muetter gno, und gfrogt mit biwegliche Worte:
„Heſch di no nit anderſt bſunne? G'falle der 's Meiers
Matte no nit beſſer zue ſiner einzige Tochter?“
Und der Fritz het druf mit ernſtliche Worten erwiedert:
„„Nei, ſie gfalle mer nit, und anderſt b'ſinni mi nümme.
's Riedligers ſuferi Tochter zue ihre Tugede gfallt mer.““ —
„D'Tugede loß den Engle! Mer ſin jez no nit im Himmel!“ —
„„Lönt de Chüeihe 's Heu ab's Meiers graſige Matte!““ —
„D'Muetter iſch e Her!“ — „„Und ſoll au d'Muetter e Her ſy,

Muetter hi und Muetter her, und 's Töchterli willi!'" —
„'s Meidli ſoll's gwiß au ſcho tribe, d'Nochbere ſage's." —
„'Sel iſch en alte B'richt, und dorum chani's nit wende.
Winkts mer, ſe mueß i cho, und heißt es mi näumis, ſo thuenis.
Luegt's mer no gar in d'Augen, und chummi em nöcher an Bueſe,
Wird's mer, i weiß nit wie, und möchti ſterbe vor Liebi.
's iſch ke liebliger Gſchöpf, aß ſo ne Herli, wo jung iſch.'" —

Näumis het d'Muetter gwüßt. Me ſeit, das Meideli ſeig gwiß
In ſim zwölfte Johr e mol elleinig im Wald gſi,
Und hab Erberi g'ſuecht. Uf eimol hört es e Ruuſche,
Und wo's um ſi luegt, ſe ſtoht in goldige Hoore,
Nummen en Ehle lang, e zierlig Frauweli vor em,
Inneme ſchwarze Gwand und g'ſtickt mit goldene Blueme
Und mit Edelgſtei. „Gott grüeß di, Meideli!" ſeit's em,
„Spring nit furt, und förch mit nit! I thue der kei Leidli."
's Eveli ſeit: „'Gott dank der, und wenn du 's Erdmännli's *)
Frau biſch,
Willi di nit förche!'" — „Jo freili," ſeit es, „das bini. —
Meideli, los und ſag: channſch alli Sprüchli im Spruchbuech?" —
„'Jo, i cha ſie alli, und ſchöni Gibetli und Pſalme.'" —
„Meideli, los und ſag: gohſch denn au flißig in d'Chilche?" —
„'Alli Sunntig ſe thueni. I ſtand im vorderſte Stüehli.'" —
„Meideli, los und ſag: folgſch au, was 's Muetterli ha will?" —
„'He, wills Gott der Her, und froget 's Muetterli ſelber!
's chennt ich wohl, i weiß es ſcho, und het mer ſcho viel gſeit.'" —
„Meideli, was heſch g'ſeit? Biſch öbbe 's Riedligers Tochter?
Wenn de mi Gotte biſch, ſe chumm au zue mer in d'Stuebe!"
Hinter der Brumberi-Hurſt gohts uf verſchwiegene Pfade
Tief dur d'Felſen i. Hätt 's Frauweli nit e Laternli
In der Linke treit, und 's Eveli ſorgli am Arm g'füehrt,
's hätt der Weg nit gfunde. Jez goht e ſilberni Thür uf.
„'O Her Jeſis, wo bini? Frau Gotte, bini im Himmel?'" —
„Nei doch, du närriſch Chind. In mi'm verborgene Stübli
Biſch, bi diner Gotte. Sitz nieder und biß mer Gottwilche!
Gell, das ſin choſpere Stei an mine glitzrige Wände?
Gell, i ha glatti Tiſch? Se ſin vom ſuferſte Marfel.

*) Aus der Haſelhöhle.

Und do die ſilberne Blatten, und do die goldene Teller!
Chumm, iß Hunigſchnitten und ſchöni gwundeni Strübli!
Magſch us dem Chägeli Milch? Magſch Wi im chriſtalene
Becher?“ —
„„Nei, Frau Gotte, lieber Milch im Chächeli möchti.““

Wones geſſe het und trunke, ſeit em ſi Gotte:
„Chind, wenn d'flißig lehrſch, und folgſch was 's Müetterli ha will,
Und chunnſch us der Schuel und gohſch zuem heilige Nachtmohl,
Willi der näumis ſchicke. Zeig, wie, was wär der am liebſte?
Wärs das Trögli voll Plunder? Wärs do das Rädli zum
Spinne?“ —
„„Bald iſch's Plunder verriſſe, Frau Gotte, ſchenket mer's
Rädli!““ —
„'s Rädle will gſpunne ha. Nimm lieber's Trögli voll Plunder!
Siehſch die ſideni Chappe mit goldene Düpflene gſprenglet?
Siehſch das Halstuech nit mit ſiebefarbige Streiſe,
Und e neue Rock, und do die gwäſſerti Hoorſchnuer?“ —
„„Jo, 's iſch mer numme z'ſchön. Frau Gotte, ſchenket mer's
Rädli!““ —
„Willſch's, ſe ſollſchs au ha, und chunnts, ſe halt mer's in Ehre!
Wenn de 's in Ehre heſch, ſolls au an Plunder nit fehle,
Und an Segen und Glück. J weiß em verborgeni Chräfte.
Sieder nimm das Rösli und trag mers ſorglich im Bueſe!
Aß denn au öbbis heſch von diner heimliche Gotte!
Los, und verlier mers nit! Es bringt der Freuden und Gſundheit.
Wärſch mer nit ſo lieb, i chönnt der jo Silber und Gold ge.“
Und jez het ſie's gchüßt, und wieder uſen in Wald gfüehrt:
„Bhüet di Gott, und halti wohl, und grüeß mer di Muetter!“ —
So viel iſch an der Sach, und deshalb het me ne nogſeit,
D'Muetter ſeig e Hex, und nit viel beſſer ihr Meidli.

Nu das Meideli iſch mit ſi'm verborgene Blüemli
Hübſcher vo Tag zue Tag und alliwil liebliger worde.
Und wo's us der Schuel mit andere Chindere cho iſch,
Und am Oſtertag zuem Nachtmohl gangen und heim chunnt,
Nei, ſe bhüetis Gott, was ſtoht im heitere Stübli?
's Rädli vo Birbaumholz, und an der Chunkle ne Riſte

Mitteme zierlige Band us roſiger Siden umwunde,
Unte ne Letſchli dra, und 's Gſchirli zuem Netze vo Silber,
Und im Chrebs e Spüehli, und ſcho ne wengeli g'ſpunne.
D'Gotte het der Anfang gmacht mit eigene Hände.
Wie het mi Eveli gluegt! Was iſch das Eveli gſprunge!
Gſangbuech weg und Maie weg und 's Rädli in d'Arm gno,
Und het's g'chüßt und druckt. „„O liebi Frau Gotte, vergelts
Gott!"
's het nit z'Mittag geſſe. Sie hen doch e Hammen im Chöl gha.
's iſch nit uſen in's Grüen mit andere Chindere gwandlet,
Gſpunne hets mit Händ und Füeße; het em nit d'Muetter
's Rädli in Chaſte gſtellt, und gſeit: „Gedenke des Sabaths!
Iſch nit Chriſtus der Her hüt vo de Todten erſtande?" —
Nu, di Rädli heſch. Doch Eveli, Eveli, weiſch au,
Wie mes in Ehre haltet, und was d'Frau Gotte wird gmeint ha
Frili weiſch's, worum denn nit, und het ſie 'm verheiße:
„Wenn de 's in Ehre heſch, ſolls au an Plunder nit fehle
Und am andere Sege;" ſe het ſies g'halte wie's recht iſch.
Het nit in churzer Zit der Weber e Trogete Garn gholt?
Hets nit alli Johr vom finſte gliichliche Fade
Tuech und Tuech uf d'Bleiche treit und Strängli zuem Färber?
He, me het jo gſeit, und wenns au duſſen im Feld ſeig,
's Rädli ſpinn elleinig furt, und wie ſi der Fade
Unten in d'Spuehle zieh', wach's unterm roſige Bendel
D'Riſte wieder no, — ſell müeßt mer e chummligi Sach ſy; —
Und wer het im ganze Dorf die ſuferſte Chleider
Sunntig und Werchtig treit, die reinlichſten Ermel am Hemd gha,
Und die ſuferſte Strümpf und alliwil freudigi Sinne?
's Frauweli im Felſeg'halt ſi liebligi Gotte.
Drum het's Simme's Fritz, wo's achtzeh' Summer erlebt het,
Zue der Muetter gſeit mit ernſtlige Mine und Worte:
„„Numme 's Riedligers Tochter zue ihre Tugede gfallt mer!""
Muetterherz iſch bald verſchreckt, zwor ſotti's nit ſage.
Wo ſie wieder e mol vo's Meiers Tochter und Matte
Ernſtlig mittem redet, und wills mit Dräue probiere:
„'s git e chräftig Mittel," ſeit ſie, „wenn de verhert biſch.
Hemmer für's Riedligers g'huust? Di Vater ſetzt di ufs
Pflichttheil,

Und de heſch mi Sege nit, und ſchuldig biſch du dra.“ —
„Muetter,“ erwiedert der Simme, „ſoll Euer Sege verſcherzt ſy,
Stand i vom Eveli ab, und gehri vom Vater ke Pflichttheil.
Z'Stette*) ſitzt e Werber, und wo men uſſeme Berg ſtoht,
Lütet d'Türkeglocke an allen Enden und Orte.
Bluet um Bluet, und Chopf um Chopf, und Leben um Lebe.
Färbt mi Bluet e Türkeſäbel, ſchuldig ſin Ihr dra!“

Wo das d'Muetter hört, ſe ſitzt ſie nieder vor Schrecke:
„Du vermeſſene Chind, ſe nimm ſie, wenn de ſie ha witt!
Aber chumm mer nit go chlage, wenn's der nit guet goht.“ —
's iſch nit nöthig gſi. Sie hen wie d'Engel im Himmel
Mit enander g'lebt, und am verborgene Sege
Vo der Gotte hets nit gfehlt im hüsliche Weſe.
He, ſie hen jo z'letzt vo's Meiers graſige Matte
Selber die ſchönſti g'meiht, 's iſch Alles endli an Stab cho,
Und hen Freud erlebt an frumme Chinden und Enkle. —
Thüent jez d'Räder weg, und Jergli, der Haſpel ufs Chäſtli!
's iſch afange dunkel und Zit an anderi G'ſchäfte.

Und ſo hen ſe 's gmacht, und wo ſie d'Räder uf d'Site
Stellen, und wen go, und ſchüttle d'Agle vom Fürtuech,
Seit no's Vreneli: „So ne Gotte möchti wohl au ha,
Wo eim ſo ne Rad chönnt helfen und ſo ne Rösli.“
Aber d'Muetter erwiedert: „'s chunnt uf kei Gotten, o Vreni,
's chunnt uf 's Rädli nit a. Der Fliß bringt heimlige Sege,
Wenn de ſchaffe magſch. Und heſch nit 's Blüemli im Bueſe,
Wenn de züchtig lebſch und rein an Sinnen und Werke?
Gang jez und hol Waſſer und glitſch mer nit uſen am Brunne!“

J. Peter Hebel.

Die Häfnet-Jungfrau.

Vetter, wo ſimmer doch echterſt? Bald glaubi, mer ſeige verirret.
's ſchlacht kei Uhr, me hört ke Guhl; es lütet ke Glocke;

*) Pfarrdorf Stetten, eine halbe Stunde von Lörrach.

Wo me lost, und wo me luegt, ſe findt me ke Fueßtritt.
Chömmet do das Wegli ab! Es iſch mer, mer ſeige
Nümme wit vom Häfnet-Bugg. Suſt gruſets mer, wenni
Drüber mueß; jez wäri froh. Der Sunne no möcht es
Schier gar Zehni ſy. Sel wär kei Fehler, mer chäme
Alliwil no zitli gnueg go Steine bis Mittag. —
Geltet, was hani gſeit! Gottlob, do ſimmer am Häfnet,
Und jez weißi Weg und Steg. Der hent doch au betet
Hüte früeih, wills Gott, und hentich gwäſchen und d'Hoor gſtrehlt
Mittem Richter? Mengmol müen au d'Finger der Dienſt thue,
Und der ſehnt mer ſchier ſo us. Jo, Vetter, i warnich,
Wemmer bim Brunne ſind, me würdich wäſchen und ſtrehle.
's ſtoht im Wieſethal und in den einſeme Matte
No ne Huus, me ſeit em numme 's Steinemer Schlößli.*)
's thuet de Hamberchs-Lüten und 's thuet de Buure, wo gfrohnt hen,
Bis es gſtanden iſch mit ſine Staflen am Giebel,
Au kei Zahn meh weh. Doch liege ſie rüeihig im Bode,
D'Häfnet-Jumpfere nit, wo vor undenkliche Zite
In dem Schlößli ghuſet het mit Vater und Muetter.
's iſch e Zwingher gſi, und 's het des Frohnes kei End g'ha,
Bald ufs Tribe, bald zuem Bauen oder an Acker,
z'Nacht zuem Hüeten in's Feld, und het der Zwingher und d'Zwingfrau
Nüt meh gwüeßt, iſch d'Tochter cho, ne zimpferig Dingli
Mitteme Zuckergſicht und marzipanene Hälsli.
Bald het ein go Baſel müeßen oder no witers,
Salbe hole, das und deis zuem Wäſchen und Strehle,
Schueh mit gſtickte Bluemen und choſperi goldene Chappe
Mit Chramanzlete drum und ſideni Hentſchen und Bendel.
Meinetder denn, ſie wär e mol go Steine in d'Chilche
Uffem Bode gange mit ihre papierene Schuhne?
Derliger, bim Blueſt, vom thüürſte, wo me cha finde,
Hen ſie müeße ſpreite vom Schlößli bis füren an Steine
Und durs Dorf an d'Chilchhofthür und übere Chilchhof,

*) In der Nähe des Dorfes Steinen, zwei Stunden nordöſtlich von Lörrach. Die hier erzählte Sage lebt noch im Munde der dortigen Landleute.

Und am Möntig wäſchen. Am nächſte Samſtig het Alles
Müeße ſuber ſy, wie neu vom Weber und Walker.
's iſch emol en alte Ma, 's heig Niemes ſi Heimeth
Wüſſe welle, neben an dem Oerliger-Fueßweg
Gſtanden an der Chilchhofthüre. „Loſet, i warnich
Jumpferli," heig er gſeit, „'s iſch mit dem Plätzli nit z'ſpaſſe.
Goht mer ſo in d'Chilchen und über die graßige Gräber?
Wie heißts in der Bibel? Der werdets iemerſt nit wüſſe:
Erde ſollſt du werden, 'aus Erde biſch du genommen!
Jumpfere,i förch, i förch!" — Druf ſeig er verſchwunde.
Sel mol üf Oerlinger-Tuech in d'Chilche gangen und nümme!
Nei, 's mueß Flanell her am nächſte Sunntig mit rothe
Bendle rechts und links und unten und obe verbendlet.
O, wie mengmol hen doch d'Lüt im Stille der Wunſch gha:
„Nähm di numme ne Ma im Elſis oder im Brisgau,
Oder wo der Pfeffer wachſt! Es ſott der jo gunnt ſy."
Aber 's het ſie Niemes möge. D'Muetter iſch gſtorbe,
Der Vater au, ſie liege nebenenander,
Und 's chunnt z'letzt e Gang, wo 's Töchterli füren in Chilchhof
Au ke Flanell bruucht und eineweg d'Schühli nit wüeſt macht.
Hen ſie nit im Todtebaum vier Richter ins Grab treit?
's ſeig nit briegget worde. Ne Vater unſer hen frilig
Alli betet, und gſeit: „Gott geb der ewige Friede!"
Drum der Tod ſöhnt Alles us, wenns numme nit z'ſpot wär.
Aber der alt Ma ſeig eismol wieder am Chilchhof
Gſtanden und heig gſeit mit ſchwere bidütſeme Worte:
„Heſch nie das Plätzli birührt, ſo ſoll di das Plätzli nit tole.
Wo du ane ghörſch, weiß numme 's Geitligers Laubi."
's iſch ſo cho. Der ander Morge, women ins Feld goht,
Stoht der Todtebaum vor uſſe nebe der Chilchmuur.
Wer verbei iſch, het en gſeh, und 's heißt no dernebe,
's ſeige Grappe gnueg druf gſeſſen und heigen am Tuech pickt;
Wie mes macht; wenn näumis iſch, ſe lüegt me no meh dra,
Jo, me hets wieder probiert, me het ſie no tiefer vergrabe,
An en andere Platz. 's het Alles nit ghulfen und battet.
Endli ſeit der Vogt: „Me müen go 's Geitligers Laubi
Froge, wo ſi ane ghört." Me rüſtet e Wage,
Wettet d'Stieren i, und leit der Todtebaum uſe.

„Laufet, wo der went!“ Sie hen ſie nit zweimol lo heiße.
Uf und furt zuem Häfnet=Bugg. Dört blibe ſie b'hange,
Z'allernöchſt am Brunne (der wüſſets) womer vorbei ſin.
In dem Brunne ſitzt ſie. Doch ſtigt ſie an ſunnige Tage
Mengmol uſen ans Land, ſtrehlt in de goldige Hoore,
Und wenn Näumer chunnt, wo ſelle Morge nit betet
Oder d'Hoor nit gſtrehlt, und wo ſi nit gwäſchen und putzt het,
Oder junge Bäum verderbt und Andere 's Holz ſtiehlt,
Seit me: ſie nehm en in d'Arm, und ziehnen aben in Brunne. —
Vetter, i glaub ſel nit. Me ſeit ſo wege de Chinde,
Aß ſie ſüferli werden und niene näumis verderbe.
Vetter, wär es ſo gföhrli, bim Blueſt, euch hätt ſi in d'Arm gno,
Wo mer neben abe ſin, und gwäſchen im Brunne,
Und au wieder gſtrehlt e mol. — Nei loſet, was höri?
's lütet z'Steine Mittag. Bal ſimmer duſſen im Freie.
D'Zit wird eim doch churz im Laufe, wemmen au näumis
Mitenander z'rede weiß und näumis z'verzähle.
Seigs denn au nit wohr, es iſch nit beſſer, wenns wohr iſch.
Sehnt der jez dört 's Schlößli mil ſinen eckige Gieble?
Und das Dorf iſch Steine. Do füre zieht ſi der Chilchweg.

J. Peter Hebel.

Der Statthalter von Schopfheim.

Vetter Hans Jerg, 's dunnert, es dunneret ehnen am Rhiſtrom,
Und es git e Wetter! J wott, es zög ſi vorüber.
's chunnt ſo ſchwarz, — nei lueget, wie's blizt, und loſet, wie's windet,
Wie's im Chemi tost, und der Guhl uffem Chilchethurm gahret!
Helfis Gott! — 's chunnt alliwil nöcher und alliwil ſtärcher.
Ziehnt doch d'Läden a, der Glaſt möcht d'Auge verblende,
Und jez holet's Chrüsli und ſitzet do ummen, i willich
Us den alte Zite vom Statthalter näumis verzehle.
Friedli het me nem gſeit, und het's e ſeltſeme Bueb ge,
Iſch's der Friederli gſi in ſiner Juged, das weißi!
Aber ſchöner as er iſch ken dur's Wieſethal g'wandlet,

Woner no Burechnecht bim alte Statthalter gſi iſch.
Chruſi Löckli het er gha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Bluet und rundi chräftige Glieder.
's Meiſters Vreneli het an ihm ſi eigeni Freud gha,
Er am Vreneli au, doch iſch er numme der Chnecht gſi. —
Nei, wie macht's, und nei, wie ſchüttet's! Bringet der 's Chrüsli
Und e Ränftli Brod dezue? Jez ſitzet und loſet! —
Vor fünfhundert Johren, i ha's vom Aetti erfahre,
Iſch e ſchwere Chrieg und ſin Panduren im Land gſi.
Drunter iſchs und drüber gange, was me cha ſage,
Rich iſch richer worden an Geld, an Matten und Hochmueth,
Arm iſch ärmer worden und numme d'Schulde hen zuo gno.
Menge brave Ma hets nümme chönne preſtiere,
Het ſi Sach verloren und Hunger glitten und bettlet;
Mengi hen ſi zſamme grottet zwiſche de Berge.
Z'letzt het no der Friede ne Pack Maroden im Land glo,
Gföhrli Volch mit Schwerd und Büchſe, liſtig und unheim;
's ſin bitrüebte Zite gſi, Gott well is biwahre!
Sell mol het e Buur uf der Egerte nieden an Farnau
Hus und Schüre gha und Stiere, 's wärich ke Tropfe
Waſſer uffene gſtanden, und uf de Matte vo Farnau
Bis go Huſe Tenſch an Tenſch und Schmehlen an Schmehle
Het der Uehli gmeiht, und 's Heu uf d'Egerte heimgfüehrt;
Aber e wüſte Ma zue dem, wie's ken meh in ſiebe
Here Ländere git; im Welſchland iſch er ſo worde.
Hätt em der Statthalter z'Schopfe nit 's Vreneli endli zur Frau ge,
's Vreneli voll Verſtand, und wie der Morge ſo lieblig:
's het's ke Magd im Hus bis Betzit chönnen erlide,
Und kei Chnecht hett' zuenem dingt. Es chunnt eim e Bettler,
Und me git em ke Brod, ſe ſeit me doch öbben im Friede:
„Helfich Gott!" — Er nit! „I will der 's Bettle verleide!"
Het er gſeit, „und gang, wils Zit iſch! Flieh mi der Teufel!"
Und die arme Lüt hen's Gott befohlen und briegget.
Jedem chunnt ſi Zit! So öbbe ne Wuche vor Wienecht
Het der Uehli gmetzget, und het er gwurſtet bis z'Obe:
Het er z'Nacht ſi Chrüegli glüpft bim brotene Ribbli.
„Vreni, gang in Cheller," und: „Vreni leng mer z'trinke!"

Het er meh as zwenzig mol mit brochener Stimm gſeit.
Gſinnet hen ſie 'nemol uf ſiebe Mos und e Schöpli.

Aber wo meinetder, mög ſel Zit der Friederli gſi ſy?
Debben im Fuetergang? Bi's Meiſters Stieren und Roſſe?
Hender gmeint, jo wohl! Scho z'Fasnecht iſch er im Meiſter
Us de Hände gwütſcht, ſuſt hätt en der Statthalter ghüblet.
Het er näumis bosget, ſe willi 's nit verrothe;
Was gohts mi denn a? Furt iſch er! Ueber e Monet
Het mer ke Spur meh gha, bis öbben afangs Aprille
Stoht er bi den arme Manne zwiſche de Berge.
Schön an Wuchs und Gſicht, und fründli gege de Lüte,
Muethig wie ne Leu, doch voll verborgene Bſinnig,
Hen ſie'n alli gern, und ſage: „Sei du der Hauptma!
Was de ſeiſch, das thüemer, und ſchickis numme, ſe göhmer,
Hundertfüfzig Ma und ſiebeneſibezig Buebe!"
Und der Friedli ſeit: „D'Marodi wemmer verfolge!
Wenn e riche Buur die Arme ploget und ſchindet,
Wemmer em der Meiſter zeigen, aß es en Art het,
Bis au wieder Recht und Gſetz und Ordnig im Land iſch."
Helfis Gott der Her! — Jez rüeft der Hauptma ſim Völchli:
„Manne, was fange mer a? I hör, der Uehli het gmetzget.
's wär e Site Speck wohl us der Bütene z'hole
Und e Dozzet Würſt. Wie wärs? Doch 's Vreneli duurt mi.
Beßer iſchs, es göhn e Paar, und ſinge ums Würſtli!
Saget, i löß en grüeßen, er ſolls im Friede verzehre
Und mer vo der San doch au 'ne Müeſterli ſchicke.
Hemmer nit Menge Hirz us ſine Gärte verſchüchet?
Hemmer uf ſine Matte ne Habermark-Störzli vertrette,
Oder e Bäumli gſchüttelt? Iſch ſine Chnechte und Buebe
Nummen au ſo viel gſcheh? Sie hen doch g'hüetet und g'wäſſert
Z'Nacht um Eis und früeih vor Tag; ſie chönne nit chlage.
Leget em's ordlig ans Herz, i wünſchich gueti Verrichtig!"
Seits und 's göhn drei Bueben, und chömme mit Säcke zuem Uehli.
„Guten Obe!" — „„Dunderſchieß! Was hender, was wender?"" —
„He, mer chömme do abe vom Sattelhof." „„Zeiget, wie finder!""
— „So het uſe Meiſter gſeit, ſo ſagemer wieder."

Schlimmer Wis iſch, wo ſie cho ſin, 's Vreneli näumi
Duſſe gſi, doch d'Chnecht ſin uffem Ofebank glege,
Und der Uehli, voll Wi, git grobi Reden und Antwort.
„Saget eurem Meiſter, — (es iſch mit Ehre nit z'melde),
Meiſter hi und Meiſter her, und wer iſch der Meiſter?
's lauft ſo Waar jez gnueg im Land, wo bettle und ſtehle,
Schereſchlifer, Hafebinder, alti Soldate,
Sägefiiler, Zeinemacher und anderi Strolche.
Wemmen alle wott ge, me müeßt no mittene laufe.
Packetich, jez iſch's hochi Zit!'" — „He jo, der Gottswille!
Nummene Hämpfeli Mehl, und nummen au ſo ne Würſtli!" —
„Wart du Siebechetzer, e Ribbeſtückli wird guet ſy!
Jobbi, gang an d'Stud, und leng mer der Fareſchwanz abe!
Wenderich packe jez gli, i frog, ihr luftige Strolche!'" —
Jo ſie hen ſie packt, doch hinterne ſchliche vom Ofe
D'Chnecht zur Thüren us, und ſuche 's Vreneli duſſe.
„Meiſterne, jez iſchs gfehlt, jez Meiſterne helfet und rothet!
Das und das iſch gſcheh, ſie hent's nit an is verdienet.
Hemmer 's Waſſer g'chert, und hemmer de Hirze g'hütet
Z'Nacht um Eis, und früeih vor Tag, mer chönne nit chlage,
Kunteräri, ſie hennis ghulfe, gell aber, Jobbi?
Aber chömmemer wieder, ſe werde ſie anderſter rede."
's Vreneli lost und lost, es macht bidenklichi Mine;
's Vreneli bindet d'Chappen, und ſchüttlet 's Mailänder Halstuech,
's Vreneli chnüpft am Füertuechbendel — „Sepli, ſpann's Roß a,
Und e Welle Strau, heſch ghört, und loß mer der Meiſter
Nüt eninne werden, und gang ein d'Farnauer Stroß uf,
Lueg, öb Alles ſicher iſch, und niene ke Volch ſtoht!"
Sieder chömme d'Buebe mit leere Säcke zuem Friedli.
Tauſig Sapermoſt! wie ſin em d'Flammen ins Gſicht cho,
Wo ner ſie frogt: „Was hender?" und wo ſie 'ne deutliche B'richt gen:
„Nüt, und wüſſetder was? Göhnt Ihr enandermol ſelber!
's iſch em Uehli z'heiß, der ſollet cho, go nem bloſe!'" —
„'s iſch e Wort, i gang!" ſeit jez der Hauptma und funket,
„'s ſoll ihn nit lang brenne, 's iſch chüel im Farnauer Chilchhof!

Uehli, du heſch's letzt im Räf, ſel chani der ſage!"
Seits und pfift in Wald, und gſchwinder as me ne Hand chert,
Pfifts vo Wald zue Wald an allen Enden und Orte,
Und es lauft derher von allen Orten und Ende.
„Allo friſch, bergab! Der Egerten-Uehli het gmetzget,
's goht in eim jez hi, mer metzge hinecht der Uehli!
's duurt mi frili ſi Frau, 's wird uding ab is verſchrecke." —
Jez chunnts ſchwarz bergab, wohl über Studen und Hecke,
Nebe Reibbech aben ins Tanners Wald, und vo dörtweg
Rechts und links ins Farnauer Holz, was giſchmer, was heſch mer!
D'Wälder fahre mit Schlitte voll Spöh' der Wieſe no abe,
Sehns und huure nieder am Steinebrückli und bette:
„Alli guete Geiſter!" und „Heilige Muetter Gottis!"
Aber wo der Hauptma bi Farnau unſen an Wald chunnt,
Duſſlet er: „Buebe z'ruck! I hör e Wägeli fahre!
's chönnt d'Faktorene ſy, ſie iſch der Nemtig go Baſel,
Und der müent ſie nit verſchrecke, lönt mi ellei goh!"
Seits, und wiener chunnt, wütſchts übers Wägeli abe,
Und goht uffen dar, und lueget em fründlig in d'Auge.
„„Friedli, biſchs?"" — „I mein's emol!" — „„Se biſch mer Gottwilche
Unterm freie Himmel und unter de liebe Sterne!
Gell, i darf di duze? Was wirſch doch nummen au denkt ha
Ob mim trutzige Ma und ſine trutzige Rede.
Lueg, i cha nit derfür, wo's z'ſpot iſch, ſeit mers der Sepli
Duſſen am Waſſerſtei. Es wär juſt anderſter gange.
O, de glaubſch nit, wieni g'ſtroft bi. Beſſeri Zite
Hani g'lebt ins Vaters Hus. Jez ſin ſie vorüber.
Chumm, do bringi der näumis, e Säckli voll dürri Chrieſi,
Schöni Gumpiſt=Aepfel, und au e Bizzeli Geis=Chäs,
Do ne Säckli Haber=Mehl und do no ne par Würſtli,
Und e Logel voll Wi, gib achtig, aß es nit gäutſchet,
's iſch kei Bunte druf, und au ne Rölleli Tabak.
Chumm e wenig abſits, bis do die Wälder vorbi ſin,
Und bis ordli, heſch g'hört, und nimm di Gwiſſen in Obacht.""
Aber der Friedli ſchwört: „Bi Gott, der Uehli mueß ſterbe!
„'s iſch nit Gnad!" — Doch 's Vreneli ſeit: „„Jez los mer e Wörtli:

Gſchwore heſch, und jo, wenns Zit iſch, ſterbe mer alli,
Und der Uehli au, doch loß du lebe, was Gott will,
Und denk an di ſelber und an die chünftige Zite.
So blibſch nit wie de biſch, und ſo ne Lebe verleidet.
Biſch nit im Land deheim, und heſch nit Vater und Muetter?
Debbe möchtſch au heim, den erbſch en ordeli Güetli
In der Langenau, und gfallt der e Meidli, de hättſchs gern,
Iſchs bim Aetti nit Nei, de chaſch no Stabhalter werde.
Nimm, wie müeßts der werden, an ſo ne Miſſethat z'denke,
Und mi 's Here Stab mit bluetige Hände z'regiere!
Halts im Uehli z'guet! Si Grobheit nimm für en Ehr uf,
's iſch zwor keine gſi, doch denk au, aß er mi Ma iſch!
Schlacht's nit z'Schopfen Delſi! 's iſch Zit, ſe ſag mer, witt folge?"'
Aber der Friederli ſtoht, er ſtoht in ſchwere Gidanke,
Und het d'Auge voll Waſſer, und möcht gern ſchwetzen, und cha nit.
Endli bricht em's Herz. „Nu jo denn, wenn d' mer e Schmutz giſch!
Bhüetdi Gott der Her, und jo, i will mi bikehre.
Buebe, jez packet uf, mer wen im Friede verlieb neh!
Göhnt e Paar uf d'Möhr und ſchießet näumen e Hirzli!"
Seits, und goht in Wald, und lueget an Himmel und briegget,
Bis ſi d'Sternen ins Morge-Liecht tunken und drin verlöſche.
Endli goht er au, doch luege mengmol enander
D'Mannen a, und ſage: „Was fehlt doch echterſt im Hauptma?"
Aber 's Statthalters Tochterli lit jez bim Uehli und ſtoßt en:
„Schnarchle mer doch nit ſo! Me cha jo nit nebe der ſchlofe!"'
Und der Uehli zuckt und ſtreckt ſie: „Vreni, wie iſch mer?" —
„He, wie wird's der ſy?"' — „I ha ne bluetige Traum gha.
Vreni, 's goht nit guet, i ha mi ſelber ſeh metzge.
Hen ſie mi nit verſtochen, und in der Büttene brüeihet,
Mittem Meſſer gſchabt? De glaubſch nit, wie's mer ſo weh thuet!"
Aber 's Vreneli ſeit: „„He, 's macht nüt. Chunnt der nit mengmol
Debbis für? Jez iſch es d'Sau, drum heſch di ſeh metzge."'
Aber 's Uehli's Schlof iſch us und ſchweri Gidanke

Chämpfe bis an Tag mit ſine zerrüttete Sinne,
Bis er 's Chaſſi trinkt, bis 's Vreneli Suppen iſchnidet,
Bis en alte Ma verzagt zur Stube-Thür itritt:
„„Chümmi, Reckholder-Beri! Will Nieme nüt chrome do inne?““ —
„Nei, der löſet nüt!“ — „„Drum iſchs mer au nit ums Löſe!
Chönni, Meiſter Uehli, mit euch e wengeli rede?
Iſch das eni Frau, ſe mags ſie's hören, es ſchadt nüt.
Nechti fahri ſelb feuſt mit Waar der Wieſe no abe,
I, mi Rößli, mi Bueb, und 's Richterlis Rößli und Matthis.
Womer an Farnau chömme, ſe ſtohts voll Mannen und Buebe
Links im Wald, und an der Stroß e luſtigi Kerli.
's ſtoht e Wibsbild binem, es mag e ſuferi gſi ſy,
Wenni's unter Hundert ſieh, ſe willi's erchenne,
Het der Mond nit gſchienen, und hani d'Auge nit bemer?
So viel hani ghört: 's *iſch gfluecht, der Uehli mueß ſterbe!*
Woni neben abe gang, ſe ſeit ers zuem Wibsbild.
Witers weiß i nüt, und witers channi nüt ſage;
Warten iſch nit guet, me lost, und wandlet ſi's Wegs furt.
Bhüetich Gott, i gang, und thüent jez ſelber, was guet iſch. — ““
Wie het 's Vreneli glost! Doch bhaltet's verſtändigi Bſinnig.
Heſch en denn nit gmerkt, es iſch em nummen um Brenz gſi?
Aber 's Uehlis G'hör iſch weg, er lit in der Ohmacht,
D'Auge ſtöhn verchehrt, me ſieht faſt nüt meh vom Schwarze,
D'Zungen iſch em glähmt, ſie lueget vor uſen, und chölſchblau
Iſch er bis an Hals. Me holt der Meiſter vo Hage,
Holt vo Zell der Doktor-Friedli, 's iſch em nit z'helfe.
Friedli, du heſch d'Wohret gſeit, *der Uehli mueß ſterbe.*
Vormittag iſchs ſo, und Nomittag iſchs anderſt.
Schwetze lehrt er nümmen, und ſiechet ebe ſo ane,
Bis am dritte Tag, uf ei mol ſchnappt er, und endet;
Und am Ziſtig d'ruf, ſe ſingt's haupthöchlige; *Mitten*
Wir im Leben ſind“ — d'Stroß uf zum Farnauer Chilch-Hof.
Furt treit hen ſie en, ſell iſch gwiß, doch heißt es, en Andre
Heig en gholt, und 's gang zue Ziten e bluetige Eber.
Göhntder z'Nacht vom Bergwerch heim, und hentder uf d'Site

Gladen, und der ſehnt en Eber mit bluetige Wunde,
Göhnt em ſtill usweg. Es iſch der Egerten=Uehli.
Sehnt der nüt, ſen iſch ers nit I ha nen no nie gſeh.

Aber wer wird jez mit Zueſpruch 's Breneli tröſte?
Groß iſch 's Leid juſt nit, und ſiebe Woche no Pfingſte
Rüeft me 's wieder us. Mit wem? Der werdet nit froge.
Grüſeli het der Vater gmacht, und gſchworen: „I lid's nit!
So ne vertlaufene Burſt mit miner liibliche Tochter,
Mit mi'm Fleiſch und Bluet? I führ di ſelber ins Zuchthus."
Aber was iſchs gſi? — Es iſch die einzige Tochter,
Und iſch Frau für ihns, und mag er rothen und warne,
Muß ers ebe lo gſcheh, — doch hets em nümmen ins Hus dörft,
Hets au nümme bitrette, bis no Micheli ſi Vater
Z'Wil dur d'Wieſe rittet, er het e Wage voll Wi chauft.
Groß iſch's Waſſer gſi, und finſter, wo ſie derdur ſin,
Und chunnt uſem Weg, und 's tribt en oben und abe
Bis er abem Choli fallt und nümmen ans G'ſtad chunnt.
An der Schore=Bruck dört hen ſie 'n mornderigs gfunde.

Aber jez zieht üſer Paar im Friede go Schopfe
Und nimmt B'ſitz vo Hus und Guet; der Friedli wird Burger,
Füehrt ſi ordelig uf, er cha guet leſen und ſchribe, —
Helfis Gott! — und ſtigt nootno zu Würden und Ehre.
Wer wird Chilche=Lueger, und wer wird Weibel, und wer ſtoht
Bald am Rothus=Fenſter und lächlet güetig, wenn öbbe
Mittem Huet in der Hand e Langenauer verbei goht?
Iſch's nit mi Her Frieder mit ſiner lockige Stirne? —
Nei, wie machts, und nei, wie ſchüttets, loſet doch numme.
Fangt's nit vornen a? — Z'letzt ſage d'Burger: „Der Hügli
Cha jo nit Gſchriebes leſe, wie chaner denn Statthalter blibe?
's wär für Ihn, Her Frieder, und Er mueß d'Burger regiere.
Er iſch e brave Ma, in alle Stücke biwandert,
Und Si Frau, Statthalters Bluet, mit Tugend bihaftet,
Iſch die gueti Stund, und gſcheit, no gſcheiter as Er ſchier.
Säger nit lang Nei, 's nuzt nüt, mer lön is nit b'richte."
„Nu, ſe ſagi Jo, 's regiere chunnt mi nit ſuur a."'
Dreimal chlöpft der Hurlibaus — nei loſet wie's ſchüttet,

Lueget, wie's dur d'Chlimſe blitzt! — Im Pflueg und im Engel
Hen ſie tanzt bis tief in d'Nacht, und geſſen und trunke.
Wohr iſchs, e brävere Ma hätt d'Stadt nit chönnen erchiſe,
Und im Vreneli gunni 's au. In d'Schopfemer Chilche
Het er en Orgli gſchafft, vor ſine Ziten iſch nüt gſi
(Z'Huſe ſtoht ſie no); d'Marodi het er vertribe,
Und uf d'Burger Obſicht treit, und g'rothen und g'warnet.
Aber ſi Frau und er, ſie hen in Frieden und Liebi
Mit enander g'lebt, und Guts an Armen erwieſe,
Jo, und 's iſch em e Muetter zue ſiebe Chindere worde.
Helfis Gott! — und 's ſtammt von ihnen im Schopfemer Chilchſpiel
Mengi Famili her, und blüeiht in Richthum und Ehre.
Helfis Gott, und b'hüetis Gott! Ins Here Gotts Name!
Das het chlöpft, und das het gmacht, 's iſch weger e Schlag gſi
Mengi Famili, ſe ſage — die wenigſte wüſſe's meh ſelber.
Wer ſie ſin, und wie ſie heiße, das willi jez ſage.
Zwor iſch 's Chrüegli leer — nei loſet, was git's uf der Gaß duß?
Vetter Hans Jerg, 's ſtürmt! Fürio! 's lauft Alles der Drau zue.

J. Peter Hebel.

Auf der Hebelshöhe bei Schopfheim.

In des Eichenwaldes grüner Stille
Hingelagert in das friſche Moos,
Lauſch' ich dir, Natur in holder Fülle,
Aller Sorgen iſt die Seele los.
Von der Höhe da hinab zu ſchauen
In das Thal mit ſeinen reichen Auen:
Unnennbare Wonne, ſüße Luſt,
Strömt, ein volles Meer, durch meine Bruſt.

O Natur, wie lieblich, wie erhaben
Biſt du, und wie unausſprechlich reich!

Deinen Reizen, deiner Milde Gaben,
Welche Mutter käme dir da gleich?
Wer Natur zur Freundin nicht erkoren,
Iſt zum halben Leben nur geboren.
Keiner blüht kein Glück, als nur allein,
Innig dir, Natur, vertraut zu ſeyn.

Wonnig Bild, du Wieſenthal da drunten!
Lieblicher im Abendſonnengold!
Wie ein Silberband den Kranz durchwunden,
Windet ſich durch deine Matten hold
Unſers Feldbergs muntre Tochter, Wieſe,
Und ihr Rauſchen klingt ſo heimiſch, ſüße.
Ihrer Sprache, ihrer Wellen Ton,
Lauſcht ſo gern des Wieſenthales Sohn.

Drüben in der Ferne dort, welch Blinken?
Alpen, Alpen! eine Zauberwelt
Seh' ich hoch im Himmelsraume winken,
Von der Sonne letztem Strahl erhellt.
Alpen, könnt' ich mich hinüber ſchwingen!
Meiner Sehnſucht wird es nie gelingen.
Ferne her grüß' ich euch tauſend Mal
Wenn ihr hold mir winkt im Purpurſtrahl.

Gottes Welt in ſtiller Abendſtunde,
Wie erfüllt mit Freude ſie das Herz!
Blätter ſäuſeln feiernd in der Runde,
Betend ſteigt die Seele himmelwärts.
Biſt du troſtlos unter deinen Mühen,
Aufwärts zu den Höhen mußt du fliehen!
Unnenbare Wonne, ſüße Luſt,
Gottes Frieden ſtrömt in deine Bruſt.

Ach, und hier — im Schatten dieſer Eichen,
Auf der Höh', die Hebels Namen trägt,
Wo die Lüfte Geiſterlauten gleichen:
Wie wird zaubriſch hier das Herz bewegt!
In dem Lied der Amſeln, Nachtigallen,

Hör' ich, Sänger, deine Lieder ſchallen;
Wenn ſie ſchweigen, murmelt ſanft der Bach
Hebels heitre Melodieen nach.

Wenn die Klänge ſo vorüber ſchweben
Wie vom Paradies ein Ahnungshauch,
Ach, wie fühl ich dann die Bruſt ſich heben,
Und ein Lied ſäng' ich ſo gerne auch!
Was dem Bach, der Nachtigall gelungen,
— Hebels Weiſe haben ſie geſungen —
Was die Bäume ſäuſeln um mich her:
Meinem Lied gelingt es nimmermehr.

Reinhard Reitzel.

Dorf Eichen und ſein See.

Lange vor der Reformation, zu einer Zeit, wo in dem befeſtigten Nachbarſtädtchen Schopfheim ein Nonnenkloſter war, beſtand der Ort nur aus vier zum Kloſter gehörigen Höfen, welche iſolirt von einander lagen und wovon der Eine unter dem Namen der Freihof noch beſteht und durch ein altes gothiſches Thürmlein ſein Alter bewährt. Der übrige Theil des Ortes war meiſtens Feld und Wald, beſonders war aber die Anhöhe, auf welcher die Kirche ſteht, und von wo aus man die ſchönſte Ausſicht in das Wieſenthal genießt, mit vielen prächtigen Eichen bewachſen. Auf dem Gipfel dieſes Hügels hatte einſt ein Mann, Namens Pancratius, Vater einer zahlreichen Familie, beſchäftigt eine Eiche zu fällen, das Unglück, von ſolcher erſchlagen zu werden. Seine Kinder und Freunde hieben nun zum Andenken an deſſen tragiſches Ende ein großes viereckiges Loch in den unteren Theil des Stammes, fügten ein Bildniß des heiligen Pancratius hinein, ſtellten es dort auf, und wallfahrteten am Todestage jenes Unglücklichen dorthin, um für ſein Seelenheil zu beten. Nach und nach kam dieſer Bildſtock in einen wunderthätigen Ruf; man baute eine Kapelle dazu, welche dem heiligen Pancratius geweiht wurde, und eine Menge Wallfahrer ſtellten Pilgerſchaften dahin an. Es hieß dann nur, man wolle „zur Eiche“ wallfahren;

daher der Name des allmählig dort entſtandenen Dorfes. Am merkwürdigſten iſt es aber durch den nach ihm benannten „Eichener See," der nur eine Viertelſtunde öſtlich vom Dorf entfernt, 1434 Fuß über dem Meere liegt und über 7 Morgen Flächenraum hat. Er iſt theils von Wald, theils von Ackerfeld umgeben, ohne ſichtbaren Zufluß von Waſſer. Seine Farbe iſt blaugraulich; die Haupteigenſchaft dieſes Sees iſt aber, daß er ſich in gewiſſen Perioden abwechſelnd füllt und wieder ganz verliert. Mehrere Jahre hindurch ſteht er waſſerleer, ſo daß ſein Bett dann benützt wird, um Feldfrüchte darin zu pflanzen. Er ſteht unleugbar mit unterirdiſchen Höhlen, wahrſcheinlich mit denen von Haſel in Verbindung, denn er füllte ſich auch zur nämlichen Zeit, als in den Jahren 1799 und 1800 mehrere Erdeinbrüche zu Haſel vorfielen, fünfmal ſo mächtig an und ſchwoll ſo hoch empor, daß er auf der Seite nach Eichen hin auszubrechen drohte. Wirklich geht auch im Volke die Sage, daß er, einer alten Prophezeihung zu Folge, einſt ſein Bett durchbrechen, und die Vorſtadt von Schopfheim unter Waſſer ſetzen werde. Gewöhnlich füllt er ſich nach langem Regenwetter, wenn die unterirdiſchen Höhlen voll Waſſer ſind. Iſt ſein Becken wieder trocken, ſo erblickt man darin weder Löcher noch Rißſpalten. Seit mehreren Jahren aber war er nicht mehr mit Waſſer angefüllt und ſcheint es auch nicht mehr werden zu wollen.

(Vergleiche darüber die Artikel in Kolbs und in Hahns Lexikon von Baden.)

Der Eichener See.

(Erzählung nach einer Volksſage.)

Außerhalb der verſchütteten Gräben und Mauern der ehemaligen Veſte Schopfen (jetzt Schopfheim) erheben ſich uralte Linden, in deren Schatten die Kinder einen angemeſſenen Tummelplatz fanden, und worunter auch die Erwachſenen an ſchönen Abenden oder Sonntagen ſich zu geſelligen Spielen vereinigten.

Ein milder Septembertag war vorüber, das Geräuſch der Geſchäfte verſtummt, und eine ruhige Stille lag über dem Thal. Durch die Zweige der hohen Linden flüſterte ein leiſer Hauch,

ſanft, wie die Sprache der Liebe. — Herzinnig nun ſchlang ein Jüngling ein holdes Mädchen, mit dem er ſeit etlichen Minuten unter den Linden luſtwandelte.

„Katharina," ſagte der Jüngling, „würdeſt du mit Johannes, dem Wirth zum fliehenden Hirſchen, glücklicher ſeyn, als mit Georg, dem ſchlichten Weber?"

„„Welche Frage, Georg, nachdem ich dir ſchon einen Kuß gegeben! Iſt er dir nicht das Zeichen meiner Liebe, Schwur und Pfand meiner Treue? Mit dem Manne bin ich glücklich, den ich liebe, mit einem andern gewiß nicht. Und weißt du ſchon, was mein Vater heute zu mir geſagt hat?""

Sie ſtanden gerade neben einer Bank, die ſich rings um einen dicken Lindenſtamm hinzog; Georg ſetzte ſich nieder und zog Katharina auf ſeinen Schoos. „Rede mein Herz, rede," ſprach er, und legte ſeinen Arm über die Schulter der Geliebten.

„„Nahe ſind wir am Ziele, Georg, näher als du glaubſt; unſer Glück iſt nicht mehr ferne. Heute, als der Vater zu Mittag gegeſſen und alleine noch am Tiſch ſaß, rief er mich zu ſich. Das Herz klopfte mir; doch nahm er freundlich meine Hand und hieß mich ſitzen. Katharina, ſagte er, ich weiß es, daß du den Georg liebſt, den Wirth aber, den Johannes, nicht leiden magſt. Du erhältſt jetzt auch meine Zuſtimmung. Deiner Großmutter haſt du es zu verdanken; ſie hat den Johannes auskundſchaftet; er ſey im Geheimen ein nichtswürdiger Menſch und habe auch andere Mädchen ſchon betrogen. Sein neues Wirthshaus in der Vorſtadt draußen, die immer mehr Häuſer bekommt, gefällt mir zwar, aber ich will doch nicht, daß du die fliehende Hirſchwirthin werdeſt. Wenn ſich der Georg immer ſo gut hält, ſo ſag ihm, daß er frei in unſer Haus kommen darf, ich werde nimmer ſo unwirſch mit ihm reden. Ich fiel meinem Vater um den Hals und ſprang hernach zur Großmutter, ſie zu küſſen.""

Von dem ſüßen Glücke naher Zukunft übermannt und von der Freude unerwarteter Wendung berauſcht, preßte Georg die Geliebte an ſeine Bruſt und bedeckte ihr Geſicht mit heißen Küſſen. „Kein Menſch iſt reicher, keiner glücklicher, als ich; Katharina, durch dich bin ich es!" rief er jubelnd. „Aber auch deine Tage will ich verſchönen, dein Leben verſüßen, mein theu-

res Mädchen, durch unverwelkliche Liebe und ewige Treue, glaub es mir, Katharina!“ Und abermals küßte er den kleinen Mund der Holden.

Die nahe Thurmuhr kündete gerade die neunte Stunde, und Katharina mahnte an die Heimkehr. „Noch Eins!“ ſagte der glückliche Georg. „Morgen iſt Sonntag und der Tag ſcheint ſonnenhell zu werden; wir machen einen Spaziergang an den Eichener See und feiern dadurch den erſten Tag unſerer gekrönten Liebe. Und wenn der kleine Weidling auf dem See frei iſt, ſo kann er uns eine Stunde hin und her tragen.“ Katharina nahm den Vorſchlag an und entfernte ſich an dem Arme ihres Geliebten, nach dem Hauſe ihres Vaters kehrend. Hinter der Linde trat eine Geſtalt hervor, als die Beiden fort waren. „So, ſo!“ rief dieſelbe; „wartet, ich will mich ſchon rächen!“

Auf einer Anhöhe, zwiſchen dem Wieſen- und Wehrarthale befindet ſich ein merkwürdiger See, der etliche Jauchert Land bedeckt. Das Waſſer aus demſelben verſchwindet gänzlich, ohne daß man einen ſichtbaren Abfluß kennt. Das Land, wenn es wieder trocken iſt, wird dann angepflanzt und gibt reichlichen Ertrag. Gewöhnlich im Spätjahr erſcheint der See wieder. Man weiß nur, daß ſich das Becken mit Waſſer füllt; aber Niemand kann mit Gewißheit ſagen, da oder da iſt es hervorgebrochen.

An dieſem See ſtunden am Sonntag Nachmittage Georg und Katharina. Der Jüngling band den Weidling los und vergnügt ſtiegen Beide hinein. Mit ſtarker Hand ſtieß Georg den Nachen vom Land, daß er luſtig über das Waſſer hinſchaukelte. Welch’ Entſetzen! Plötzlich brach die eine Seite des Fahrzeugs zuſammen. Mit einem gellenden Schrei, den Katharina ausſtieß, ſank ſie, von Georg umarmt, in die Tiefe des Waſſers. Nach einigen Minuten wurden Beide wieder ſichtbar. Mit aller Kraft und Anſtrengung ſuchte der Jüngling, Katharina mit dem einen Arme über dem Waſſer haltend, das Ufer zu erreichen. Vergebens; er ſank und mit ihm ſein Theuerſtes. Das liebende Paar fand vereint ein großes, naßes Grab, aus welchem ſie nimmer zum glücklichen Leben emporſtiegen. —

Aus dem Walde, der an den See ſtößt, trat Johannes, der Wirth zum fliehenden Hirſch. „Ich habe mich gerächt!“ ſagte

er, und ſein wüſtes Auge ſah ſcheu nach der Stelle, wo ſeine unglücklichen Opfer untergeſunken waren. Der furchtbare Menſch hatte in der Nacht vor dem Sonntag den Weidling ſo geſchickt durchſägt, daß es ohne genaue Unterſuchung nicht bemerkt werden konnte, ſo, daß ſich das Fahrzeug durch die Laſt von zwei Menſchen nach und nach auseinander fügen mußte.

Jedermann bedauerte mit aufrichtigem Herzen die zwei Verunglückten und ſuchte den vom höchſten Schmerz erfüllten Vater Katharina's zu tröſten. Allgemein ſchrieb man das Unglück dem Zufall, oder der Gebrechlichkeit des Weidlings zu.

In der Nacht, die auf dieſen Sonntag folgte, weckte ein furchtbares Geſchrei die Bewohner der Vorſtadt Schopfheims. Es kam aus einem Fenſter des Wirthshauſes zum fliehenden Hirſchen. „Rettet mich, ihr Leute, rettet mich! Seh't ihr nicht das Gewäſſer? Der See iſt ausgebrochen — dort kommt er ja — Alles iſt verloren! Sie ſchöpfen ihn aus, weil ich ſie hinein geworfen — die Vorſtadt wird untergehen!“ Der Schreier wollte durch's Fenſter auf die Straße, aber ein hinzugetretener Knecht hielt ihn zurück. Unten verſammelte ſich eine Menge Menſchen. „„Was iſt dem Hirſchenwirth geſchehen — iſt er wahnſinnig?““ fragte man ſich unter einander. Dem Statthalter, der auch unten ſtund, war aber das Wort: „weil ich ſie hineingeworfen!“ nicht entgangen. Er trat zu dem Hirſchenwirth ein. Ein ſchrecklicher Traum hatte die Sinne des Miſſethäters verwirrt. Er antwortete auf keine Frage; aber in Einem fort ſchrie er: „Hätte ich den Georg und des Müllers Katharina nicht hineingeworfen, ſo könnten ſie den See nicht ausſchöpfen, und die Vorſtadt und mein Haus gingen nicht unter. Rettet mich aus dem Waſſer!“

Man wußte genug. Am andern Morgen wurden die einzelnen Stücke des Weidlings zuſammen gefiſcht. Die Unterſuchung brachte die Unthat völlig an den Tag.

Reinhard Reitzel.

Der Lütplager.

Im dreizehnten Jahrhunderte hauſte ein Ritter Kuno auf der nun ſchon längſt in Trümmern liegenden Veſte Bärenfels.

Er war ein harter, boshafter Mann, und ſein Aeußeres, ſeine rothen ſtruppigen Haare, ſein tückiſches Geſicht, entſprachen vollkommen dem Inneren. Weil er durch ſeine in der Umgegend ausgeübten Gewaltthätigkeiten eine wahre Plage der Leute geworden war, hieß man ihn auch allgemein nur den „Lütplager“; bald fiel es ihm ein, ſeine Dienſtmannen nach Haſel hinabzuſenden, um das Beſte, was die armen Bauern beſaßen, von ihnen einziehen oder gewaltſam hinwegnehmen zu laſſen; bald zwang er das Volk zu den härteſten Frohndienſten; bald entführte er einem Vater die reizende Tochter, kurz, er häufte Sünde auf Sünde. Nach ſeinem Tode ſahen ihn die Leute öfters in Geſtalt eines ungeheuern ziegelrothen Katers zu gewiſſen Zeiten in der Nähe ſeines verfallenen Schloſſes umherſchleichen und manchmal plötzlich von Hunden verfolgt werden; noch jetzt ſcheut man ſich nächtlicher Weile den Ruinen zu nähern, wo man wildes Hundegebell und ängſtliches Katzengekreiſch zu vernehmen glaubt; dann pflegt man zu ſagen: „der Kuno rührt ſich wieder.“

(Vergl. Pfarrer J. Schneider's Werkchen: „Das Badiſche Oberland.“ ꝛc. Lörrach, 1841.)

Die Erdmannshöhle bei Haſel.

Das Pfarrdorf Haſel liegt in einem freundlichen Seitenthälchen der Wieſe, am Haſelbache, von Schopfheim nur anderthalb Stunden öſtlich entfernt, iſt ziemlich alt und gehörte wahrſcheinlich in früheren Zeiten den Herrn von Bärenfels, deren Burgüberreſte in der Nachbarſchaft aus dem Wald emporragen. Etwa 500 Schritte ſüdlich von Haſel liegt die Erdmannshöhle, ein würdiges Seitenſtück zu der berühmten Baumannshöhle im Harze, und das Ziel zahlreicher Ausflüge der fremden Touriſten und der Bewohner der Umgegend. Wer ſie zu ſehen wünſcht, muß ſich dieſelbe vom Schullehrer des Ortes zeigen laſſen, welcher den Schlüſſel zu ihr in privilegirter Verwahrung hat und die Beſuchluſtigen mit beſondern Ueberkleidern verſieht, weil man dort ſonſt leicht die eigenen verderben und ſich gefährlich erkälten kann. Das Ganze beſteht

aus mehreren Haupthöhlen, Grotten und Seitengängen voll durcheinandergeſtürzter Felſenmaſſen; Wände und Decken aber ſind aus Stalaktiten (Tropfſteinen) gebildet, welche die abenteuerlichſten Fantaſieſpiele der Natur vorſtellen. Einer dieſer Stalaktiten, der Mantel genannt, ſoll bei 6 Centner ſchwer ſeyn; andere bilden an einer Seitenwand die ſogenannte Orgel und auf einer andern Wand ſind die Tropfſteine ſo gruppirt, daß ſie wie eine Kanzel ausſehen. In der Tiefe rauſcht ein ſtarker Bach durch die Haupthöhlen; eine entferntere Höhle führt zu einem kleinen unterirdiſchen See, welcher jedes weitere Vordringen hemmt. Die intereſſanteſte Höhle iſt diejenige, welche die, gleichfalls aus Stalaktiten gebildete „Fürſtengruft“ und den „Sarg“ enthält.

Die Erdmannshöhle war in früheren Zeiten wenig bekannt; erſt zu Anfange dieſes Jahrhunderts wurde ſie genauer unterſucht und zugänglich gemacht, ſo daß im Jahre 1811 die Frau Großherzogin Stephanie dieſelbe in Augenſchein nehmen konnte. Die ganze Gegend von Haſel ſcheint von unterirdiſchen Gängen durchzogen zu ſeyn; ſo findet ſich z. B. ſelbſt unter dem Pfarrhauſe des Ortes eine weite, geräumige Höhle, die ſich unter dem Haſelbache bis zur Kirche hinzieht. Einſenkungen des Bodens zeugen an verſchiedenen Punkten dieſer Gegend vom Daſeyn vieler derartiger Höhlen, wie überhaupt die Bäche zwiſchen der Wehra und Wieſe von Haſel an bis zum Rheine in unterirdiſcher Verbindung zu ſtehen ſcheinen. Auch der Bach, welcher die Erdmannshöhle durchfließt, hat keine ſichtbare Ausmündung, ſondern ſcheint unter der Erde bis zum Rheine fortzugehen. Ebenſo mag der Eichener See (ſiehe den Artikel) mit dieſer Höhle in geheimem Zuſammenhange ſtehen. Eine Beſchreibung der Erdmannshöhle mit ſechs Kupferſtichen wurde von Landkommiſſär Lembke, (Baſel, 1803, Fol.) herausgegeben.

Die Einbildungskraft des Volkes, überall leicht angeregt zu eigenen abenteuerlichen Schöpfungen, wo die Natur in kühnen Fantaſieſpielen ſich ergangen, hat auch dieſes merkwürdige Schachtlabyrinth mit, denſelben entſprechenden Weſen bevölkert, nämlich mit dem zwerghaften Gnomengeſchlechte, welches faſt in allen Hauptgebirgen, wie z. B. im Rieſengebirge, im Harz ꝛc.

eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Die Haſeler Höhle iſt der Sitz einer Menge von Erdmännlein und Erdweiblein, und hat erſteren ihre Benennung zu verdanken. Scheu geworden aber vor den überall eindringenden Lichtſtrahlen der aufklärenden Neuzeit, haben ſich dieſe, übrigens größtentheils gutmüthigen und harmloſen Geſchöpfe, in die entlegenſten unterirdiſchen Abgründe und Felſengrotten zurückgezogen und laſſen ſich höchſtens nur noch vor den gefeiten Augen eines Frohnfaſten- oder Sonntagskindes ſehen.

Aber vor etlichen hundert Jahren, da war es anders; da pflogen dieſe Gnomen und Gnominen lebhaften freundlichen Verkehr mit den Bewohnern der Oberwelt, ſo damals auch frömmer und naturandächtiger waren, als in unſern religionshadrigen, wenn gleich helleren Tagen. Damals kamen ſie oft zu den Leuten hervor aus ihren grotesken Felspaläſten, ſie beſuchend in Haus und Feld, in Küchen und Spinnſtuben, gerne bereit, in allerlei Wirthſchaftsgeſchäften hülfreiche Hand zu leiſten, zuweilen mit Gold und koſtbaren Steinen wackern, unverſchuldet in Armuth gerathenen Leuten wieder aufzuhelfen, zuweilen auch nützlichen Rath ertheilend und zur Abwechslung den Burſchen und Mädchen Abends ſchöne Mährchen erzählend, — poeſievollere Myſterien als die von Paris. Und dagegen ſprachen die harmloſen Weſen keine weiteren Gefälligkeiten von den Landleuten und Gebirgsbewohnern an, als die Erlaubniß, in ſtrengen Wintern, wenn die Kälte ſelbſt bis in die tiefſten Palaſthallen der Unterwelt drang und die Quellen und Bäche und Schwaden darinnen zu Eis und Reif ſich geſtalteten, in einem Eckchen der Wohnſtube, beim warmen Ofen, auf einem Bündelchen Stroh oder ſelbſtmitgebrachtem Bergflachſe (Asbeſt), die Nacht zubringen zu dürfen.

Dieſe Gäſte — ſo erzählt uns im Wieſenthal noch manch altes Mütterchen — ſollen allerliebſte Miniaturgeſchöpfe, kaum ein Paar Spannen hoch, doch meiſt ungemein zierlicher Geſtalt und ſanfter, einnehmender Geſichtsbildung geweſen ſeyn, nur hätten ſie das Eigenthümliche gehabt, daß man niemals Füße an ihnen bemerken konnte. Um ſich nun zu überzeugen, ob ſie ſolche wirklich beſäßen oder nicht, geriethen einmal einige junge vorwitzige Burſche von Haſel auf den Einfall, auf dem ganzen

Wege, von der Erdmannshöhle her bis zum Dorfe, Aſche zu ſtreuen, um zu ſehen, welche, oder ob gar keine Spur von Fußtritten die Zwergchen darin eindrückten. Die ſonſt ſo gutmüthigen Gnomen aber, als ſie, wie gewöhnlich im Begriff, ihre abendlichen Beſuche im Dorfe zu machen, dieſe Liſt gewahr wurden, geriethen darüber in einen ſolchen Unwillen, daß ſie ſich bei den Haslern ſeither nicht wieder ſehen ließen. Lange Zeit noch darnach hörte man tief unten aus dem Boden hervor ein dumpfes Brauſen, Schnauben und Gemurmel; die einzige Art, wie die armen Geneckten ihrem Unmuthe Luft zu machen pflegten.

A. Schzlr.

(Ueber die Erdmannshöhle vergleiche Lembke's obenangeführte Monographie und den Artikel Haſel in dem Kolb'ſchen Lexikon von Baden.)

Die Erdmannshöhle.

(Erzählung mit Zugrundlegung der Volksſage von den Erdmännlein.)

Die Maiſonne ſchien lieblich. Im Thal entfaltete ſich der Frühling mit freundlicher Milde, die Erde mit Blumen und tauſendfachen Reizen ausſchmückend. Ueppig ſtrebten die Saaten empor und friſch kleideten ſich die Wieſen, durch welche der Storch behaglich dahin ſchritt.

Es war ein Sonntag; vertraulich ſtunden die Leute des Dorfes Haſel vor ihren Häuſern beiſammen, angelockt von der Frühlingswärme, plaudernd oder mit kleinen Kindern ſpielend. Mädchen, Hand in Hand, hüpften über die Gaſſe dem grünen Walde zu, Erdbeeren und Maiblumen zu ſuchen. Dieſen nach zogen die jungen Burſche, mit Querpfeifen verſehen, im Schatten einer Linde Tänze und Märſche zu blaſen, nach fröhlichem Brauch. Alle kamen jedoch bald eilfertig zurück; denn ein Trupp Reiter mit glänzenden Panzern und farbigen Federbüſchen bewegte ſich durch das enge Thal herauf dem Dorfe zu. Neugierig ſtellte ſich Jung und Alt an die Straße und erwartete den ſchönen Zug. Die Reiter kamen, ſieben an der Zahl, zogen aber ohne Halt vorüber.

„Da iſt der Herr von Oeflingen," ſagten Einige, „er

wird ſeine Braut abholen, des reichen Dietrich's von Rötteln Tochter."

So war es. Bernhard von Oeflingen hatte um die Hand der ſchönen Helena, der jüngſten Tochter des Freiherrn von Rötteln geworben, und da ihm freundliche Zuſage geworden, kam er jetzt, die Geliebte heimzuführen in die wohnliche Burg ſeiner Väter.

Als der Zug hinter einer Anhöhe verſchwunden und ſomit den Zuſchauern aus den Augen war, ſaßen einige ältere Männer auf einem Baumſtamm, der unter einem ſchattigen Kirſchbaume lag, zuſammen. „Der von Oeflingen iſt ein wackerer Ritter," — ſagte der Vogt, der unter ihnen war; — „mein Seel, der hält ſeine Leute in der Zucht! Und doch ſind ihm Alle treu und ergeben. Das iſt ein Regiment!"

„„Vetter Vogt,"" — entgegnete ein älterer Bauer, — „„ſolch ein Regiment ſolltet Ihr auch eingeführt haben in Eurer Gemeinde, es würde euch ſicher Niemand darum tadeln!""

„Blitz, alter Greinert, Ihr redet frei mit mir!" — fuhr der Vogt auf; — „Wißt Ihr doch wohl, daß ein Vogt ſich nicht jede Rede gefallen laſſen muß, abſonderlich von Einem, der unter ihm ſteht."

Der Alte erwiederte ruhig, ſich gleichſam rechtfertigend: „„Wohl darf es nicht ein Jeder wagen, Euch ein Wort zu ſagen; aber Ihr wißt ja, Euerer Ehefrau Bruder, der Stephan, hat mir vor Kurzem ſo ganz ohne mein Wiſſen den ſchönen Eichbaum weggenommen, an welchem die großen Blätter gewachſen, welche ich vor den Mund nahm, wenn er ſich zu ungelegener Zeit öffnen wollte. Und ſo iſt es eigentlich nicht meine Schuld, daß Ihr mich frei reden hört.""

„Ich weiß, daß Ihr mir Anzeige gethan; die Sache will ich ſchon finden!" warf der Vogt dazwiſchen.

„„Ei Vogt, werdet nicht unwillig und ereifert Euch doch nicht!"" fuhr der Greinert fort. „„Ich wollte im Grunde von meiner eigenen Sache gar nicht reden; vielmehr iſt das etwas Unerhörtes, daß man die armen Erdmännlein, die von unſern Voreltern ſo hoch in Ehren gehalten wurden, in jetzigen Tagen nicht ſelten beleidigen läßt, ohne die Boshaften zu beſtrafen. Die kleinen Weſen thun uns vielfältig Gutes, und des

Uebels, das ſie uns zufügen könnten, wäre gewiß nicht wenig; Ihr allein, Vogt, könntet das anders machen durch ein gut Regiment!‟‟

Die meiſten der anweſenden Bürgersleute ſtimmten dem Redner vollkommen bei; der Vogt aber, ein Liedlein in das Weite ſummend, ſtellte ſich, als ob er das Gerede nicht vernommen.

„Habt Ihr auch ſchon gehört, wie es dem von Bärenfels ergangen?‟ fragte ein Anderer, dem Geſpräch einen andern Gang zu geben.

„„Wir wiſſen's nicht,‟‟ — riefen Alle, — „„erzähle!‟‟

Der Bauer klopfte ſeine Tabackspfeife aus und berichtete:

„Der ſtolze Herr von Bärenfels jagte nahe an den Forſten des Oeflingers mit zwei Geſellen. Es traf ſich, daß ihnen ein Erdmännlein begegnete. Der übermüthige Bärenfels ließ ſeine Hunde darauf los und hatte ſeine Freude daran, wie die Unthiere das arme Männlein jagten und ängſtigten, und wie es ſich jämmerlich gebehrdete und ſchrie. Da ſprengte der edle Ritter von Oeflingen daher, welcher die grauſame Jagd gehört hatte und ſchlug einen der Fanghunde des Bärenfels' nieder. Die beiden Herren geriethen darüber in einen harten Streit, wobei der Bärenfels den Kürzern gezogen hat. Das Erdmännlein ſoll dann zu ſeinem Retter geſagt haben: „es wolle ihm ſein Erbarmen ſchon vergelten.‟

„Ja das wird es gewiß!‟ ſagten Etliche, als der Erzähler geendet hatte.

„„Aber der unmenſchliche Bärenfels wird ſeinen Lohn auch bekommen!‟‟ ſprach der alte Greinert, den Zeigefinger hebend.

Die Fenſter der Burg Bärenfels glänzten von den Strahlen der Abendſonne, die nicht mehr hoch über den Vogeſen ſtund, und den Widerſchein der gemahlten Scheiben ſah man von unten aus dem ſchmalen Thale, das frühe ſchon im Schatten begraben lag, während die Tannen auf den Höhen ſich noch im Sonnenlichte wiegten. Das Schloß wurde von dem noch unverheiratheten Ruprecht und ſeiner Schweſter Adelgunde bewohnt, welche Geſchwiſter frühe ſchon ihre Mutter,

vor elf Monaten aber den Vater verloren hatten. Finſter und in ſich gekehrt ſchritt Ruprecht den Laubengang im Garten, der auf der weſtlichen Seite das Schloßgebäude umgab, auf und ab, indeſſen die Schweſter ihre Lieblinge, die Aurikeln, mit Waſſer begoß. Der junge Mann ſah oft auf den Pfad hinüber, der von Norden herab in die Burg führte, und blieb zuweilen ſtehen, als ob ſeinen Blicken Jemand begegnen müßte. Dann wandte er ſich etwas barſch zu ſeiner Schweſter: Heute kommt der Steinegger, der Bruno; du wirſt Sorge tragen für ein ordentliches Abendeſſen. Ich wünſche aber, daß du dich gegen ihn beträgſt, wie es einem Schweſterlein geziemt, wenn ein Freund des Bruders das Haus beſucht. Längſt ſchon hätt' ich es gerne geſehen, du wäreſt dem Freunde um etwas geneigter begegnet. Ohne Zweifel iſt dir ſeine Werbung um deine Hand kein Geheimniß mehr, und ich bin's zufrieden."

Mit einem Blick, aus welchem Schmerz und Angſt hervorleuchteten, ſchaute Adelgunde zu ihrem Bruder auf: „„Fordere Alles, gib mir den Tod — nur nicht einen Gemahl, den ich nicht lieben kann. O Ruprecht, gedenke der ſchönen, glücklichen Tage unſerer Jugend! Hat mich deine Liebe nur darum gerettet, als ich einſt ſchwindelnd in unſres Brunnens furchtbare Tiefe zu ſtürzen drohte, — um mir das Schrecklichſte zu bereiten: das Leben mit einem Manne zu theilen, den keine That ehrt.""

„Bruno von Steinegg iſt ein adelig Blut, und hält Freundſchaft mit mir!" ſagte ungeduldig und ſchneidend der Bruder.

Indem er ſich umdrehte, ward er einen Reiter gewahr, der den Waldpfad herab auf das Schloß zu ritt. Er eilte an die Zugbrücke, und empfing mit freudigen Worten und Gebärden ſeinen Freund von Steinegg.

Die Beiden ſtiegen Arm in Arm die ſteinerne Wendeltreppe hinauf, und ſetzten ſich oben in ein Gemach um einen großen Holztiſch, während ein Diener wohlgefüllte Pokale Markgräfler vor ihnen aufpflanzte. Der Bärenfels verſchloß vorſichtig die Thüre, damit die geheime Berathung, die nach allen Anzeigen gepflogen werden ſollte, durch keinen Unberufenen geſtört würde.

Der Abend war indeſſen hereingebrochen und den weſtlichen Horizont umſäumte mit lieblichen Geſtalten das Abendroth. Adelgunde befand ſich in der Küche, beſchäftigt mit der Zurichtung

des Mahles. Mit Schauder und Grauen gedachte ſie des Gaſtes, der heute wieder in die Burg gekommen. „„Es iſt kein gutes Zeichen,““ waren ihre Gedanken, „„daß Dieſer wieder eingeſprochen. Wolle Gott nur Böſes verhüten!““ — Ruprecht trat zu ihr und befahl, das Eſſen aufzutragen, worauf er ſofort in den Burghof hinunter eilte, und ſechs ſeiner handfeſteſten Leute zuſammen rief. „In einer halben Stunde ſeyd bereit, wohlbewaffnet und im Sattel!“ war ſein Befehl. „Und damit euch der Muth nicht fehle, findet ihr auf Eurer Stube zwei Flaſchen für den Mann.“

Adelgunde wurde von ihrem Bruder mit ungeſchwiſterlicher Strenge genöthigt, bei Tiſche zu erſcheinen.

„„„Laßt Euch lang' nicht ſehen, Fräulein!“““ redete mit rauher Stimme der Steinegger ſie an. „„„Erlaubt auf Eure Geſundheit zu trinken, herzliebſte Braut!“““ fuhr er fort, und leerte unmanierlich einen beträchtlichen Becher.

„„Ich danke Euch, Herr,““ entgegnete Adelgunde mit niedergeſenktem Blicke. „„Doch mögt Ihr künftig Euch des Gelüſtes enthalten, mich Eure Braut zu heißen.““

Mit finſterer Miene heftete der Bruder ſeine Augen verweiſend auf die Schweſter: „Ich hab's ihn geheißen!“ fuhr er ſie barſch an.

„„Bruder, Bruder, alſo doch!““ flehte das Mädchen. „„Du verhandelſt das Leben deiner Schweſter, ihr Glück, ihre Ruhe, um dir den guten Willen eines Menſchen zu erkaufen. —““

„„„Hoho!“““ lachte der Steinegger auf, „„„meine Sachen ſtehen nicht grün. Aber nicht wahr, hold' Liebchen, die Zeit bringt Roſen?“““

„„Ja, ja, deren Dornen mir das Herz durchbohren werden!““ fügte das Fräulein ſeufzend bei.

Der derbe Gaſt bemühte ſich, Adelgundens Hand zu ergreifen:

„„„Wenn Ihr einmal auf meinem Felſenneſte thront, wird es Euch ſchon behaglich dünken; nur Muth gefaßt! Ihr könnt von dort in das Wieſenthal hinab lugen und hundert ſchöne Dinge beſchauen, oder zur Kurzweil die Storcheneier auf dem Kirchthurm zu Schopfheim durch das Fernglas zählen, das mir vorige Woche, zwar unfreiwillig, ein Reiſender geſchenkt hat.“““

Vielleicht hätte der Steinegger noch lange ſeine rohe, verwundende Sprache fortgeführt; aber als eben die Glocke ſieben Mal anſchlug, ſtund der Bärenfelſer raſch auf und ging ſchweigend hinaus, ſeinem Mitgenoſſen nachwinkend.

Wie von einem Geſpenſte verfolgt, verließ Adelgunde nun ebenfalls das Gemach, und flüchtete ſich in ihre ſtille, einſame Kammer. Dort warf ſie ſich auf die Kniee und betete lange und inbrünſtig. Sie hörte noch das Niederraſſeln der Zugbrücke und wie ſich eine Schaar Reiter entfernte. „„Bewahre ſeine Hände vor Unthat!““ rief ſie zum reinen Himmel hinauf.

Die Burg Bärenfels hatte unter Anderem auch einen Thurm, deſſen grauſenvollſte Gemächer tief in der Erde ſich befanden. Kaum ſchlichen die unheimlichen Windzüge der Mitternacht durch des Schloßhofs Räume, als eine weibliche Geſtalt ſchnell und leiſe aus der Hausthür trat, und ſich nach der Seite bewegte, auf welcher der Thurm ſein ſchwarzes Dach zeigte. Alle Mannſchaft der befeſtigten Burg hatte ſich bereits dem Schlafe übergeben; nur vor der Kerkerthüre, die zunächſt der Zugbrücke war, ſchritt die Schildwache auf und ab. Ehe dieſe ihr: „Wer da!“ rufen konnte, flüſterte eine Stimme: „„Sey ruhig, Burkhard!““ Der Wächter ſchien die Sprache zu kennen und die Geſtalt, welche auf ihn zukam; denn er blieb ſtille ſtehen. „Adelgunde!“ rief er ganz leiſe, als das Mädchen nahe an ihn heran trat, „was gedenkſt du hier zu thun, in der Stunde der Mitternacht?“ — Burkhard, der frühe Waiſe geworden, war ein naher Verwandter des Bärenfels; wiewohl arm und ohne Stammſchloß, bewahrte der rechtliche Jüngling ein koſtbares Kleinod: ein reines Herz. Adelgunde, mehr die Tugend liebend, als das Gold, erkannte in dem heiteren Jugendgenoſſen den würdigſten Freund, dem ſie heimlich ihre volle Neigung geſchenkt, ja, den ſie aufrichtig liebte, obgleich ihr Bruder ihn zu ſo niederem Dienſte anhielt.

„„Schmachtet nicht ſeit etlichen Stunden eine Unglückliche da drunten, mein Freund?““ fragte leiſe das Mädchen.

„Es iſt ſo!“

„„Ach Gott, ſo hat mein Auge mich nicht getäuſcht!““ ſeufzte Adelgunde.

„Und was willſt du thun?“

„„Sie retten will ich!““ lautete beſtimmt die Antwort. „„Aber ſage mir vorerſt, wer die Arme iſt, oder woher die Schrecklichen ſie brachten!““

„Ich kann weder das Eine noch das Andre ſagen; denn die Knechte, die mit Ruprecht ausgezogen waren, ſchwiegen alleſammt; ſie wiſſen vielleicht ſelbſt nicht, wen ſie gefangen.“

„„So haſt du keinen Theil an der Schandthat?““

„Gottlob, nein!“

„„Ich danke dem Himmel darum, und bin mit dir verſöhnt, Burkhard! Aber nun laß mich vollbringen.““

Ohne weitere Umſtände eilte Adelgunde an die Gefängnißthüre, zog einen Schlüſſel hervor, und wollte ſie öffnen.

Burkhard verhinderte ſie. „Es kann nicht geſchehen, meine Liebe! Der Gefangenen Entkommen iſt mein Tod. Du bringſt ein furchtbares Unglück über dich und mich!“

„„Höre,““ ſagte Adelgunde leiſe: „der wüſte Steinegger nennt mich ſeine Braut; mein Bruder hat mich an ihn verkauft. Ich verlaſſe gern die Wohnung meiner Eltern, um einem traurigen Schickſal zu entgehen. Mit der Unglücklichen fliehe ich ſelbſt, gerade nach Oeflingen hinüber. Jener Edle wird uns Schutz gewähren; bis der Tag anbricht, ſind wir dort. Haſt du mich je geliebt, ſo folge mir. Aber verhindere mich, wenn du willſt, daß ich des Steineggers Gemahlin werden ſoll!“

Mächtig wirkten dieſe Worte, mit ſolchem Ernſte geſprochen, auf Burkhard. Er ließ es geſchehen. Adelgunde verſchwand hinter der ſchweren Kerkerthüre und in tauſend Aengſten erwartete Burkhard das Kommende.

Niedergeſunken auf elendes Stroh lag in dem feuchten, engen Steingewölbe, das von der Blendlaterne, die Adelgunde geheim bei ſich trug, nur wenig erhellt wurde, ein Frauenbild. Aengſtlich erhob die Arme das bleiche Haupt und, Verzweiflung in den Blicken, richtete ſie dieſelben ſtarr nach der Eingetretenen. Dieſe leuchtete tiefer mit der Laterne und fuhr vor Entſetzen zurück, nachdem ſie der Gefangenen Antlitz geſehen.

„„Ihr hier, Helena! Freundin aus glücklicher Kinderzeit!““ rief das Fräulein von Bärenfels.

„Habt Erbarmen, Adelgunde! rettet mich und führt mich zu Bernhard, dem Geliebten, erſt ſeit drei Tagen mir Vermählten!“

— Ein Thränenſtrom, nicht der erſte, entſtürzte den Augen der Unglücklichen.

„„Ich komme Euch zu retten, Helena! Wir wollen jetzt nicht länger berichten oder klagen. Der Augenblick iſt koſtbar. Folgt mir ungeſäumt!““

Wie ein Schiffbrüchiger das rettende Brett umklammert, faßte Helena des Fräuleins Arm, an dem ſie hinausgezogen wurde aus den ſchauderhaften Gängen des Thurmes in die freundlichen Räume der Schöpfung.

Die zwei Freundinnen näherten ſich wortlos einem engen Pförtchen, zunächſt dem Hauptthore. Adelgunde beſaß einen heimlichen Schlüſſel. Das Pförtchen wurde leiſe aufgethan, und ſchnell huſchten ſie Beide hinab in den Garten.

Burkhard ſah ſich eine Weile um — es war Alles ruhig — raſch eilte er den Fliehenden nach, zugleich von Außen das Thörlein verſchließend; eine Liſt, durch welche die Verfolger mindeſtens einige Zeit aufgehalten würden. Der Garten war mit einer hohen Mauer umgeben. Inwendig von der Mauer herab hing eine Strickleiter; dieſelbe benutzend erreichten die Flüchtlinge das Freie. Helena wollte niederknieen und dem Himmel ihren Dank opfern; aber das Fräulein von Bärenfels ergriff ihre Hand: „„Noch ſind wir nicht außer Gefahr, Helena! Ein dankbarer Blick nach Oben iſt das kürzeſte Gebet. Laßt uns von dannen eilen!““ Sie ſchlugen einen wildverwachſenen Pfad ein, der ſich ſüdlich hinab bog.

Erſt als ſie eine ziemliche Strecke von Bärenfels entfernt waren, erlaubte ſich Adelgunde, einige Fragen an Helena zu richten, ihre Gefangennehmung durch Ruprecht und den Steinegger betreffend. Aus den gegebenen Antworten erfahren wir etwa Folgendes:

Bernhard von Oeſlingen, erſt ſeit Kurzem Helenens Gemahl, zog mit ſeiner geliebten Gattin nach ſeinem Stammſchloß. Unterhalb Haſel fiel plötzlich ein Haufe, gleich Räubern, über den kleinen unvorbereiteten Zug. Das bis zur Ohnmacht erſchrockene Weib wurde aus den Armen Bernhards geriſſen, der, von einem gewaltigen Hiebe getroffen, niederſtürzte, und die Unglückliche auf einem ſchnellen Roſſe davon geführt.

„Ach, wenn die Unholde den Geliebten getödtet hätten,

oder wenn er hilflos unter brennenden Schmerzen ſein theures Leben verſeufzen müßte!" ſchloß Helena, und fing an zu weinen.

„„Welche Unthat!““ rief Burkhard, indem er wie zur Rache die Fauſt hob. „„Aber hattet ihr denn keine Knechte mit euch?““

„Wohl, zwei begleiteten uns; ihr Widerſtand war jedoch fruchtlos." entgegnete ſchluchzend Helena.

„„Gott tröſte euch!““ ermuthigte Adelgunde; „„Doch könnt' es noch möglich ſeyn, daß euer Gemahl von den freigebliebenen Knechten gerettet wurde.““

„O Gott, wäre dem ſo!" rief Helena aus und faltete die Hände.

Burkhard, welcher der Erſte im Zuge war, blieb plötzlich ſtehen. „„Habt ihr das Lichtlein da drinnen nicht geſehen?““ frug er ſeine Begleiterinnen kaum hörbar.

Helena und Adelgunde ſchreckten zuſammen. Ein wunderlich geſtaltetes Männlein ſtand unfern von ihnen im Dickicht, und während es ein gar helles Lichtlein in der Hand empor hielt, winkte es mit der andern freundlich den erſchrockenen Wandlern zu. Sie würden aber ſicherlich der Lockung nicht gefolgt ſeyn, wäre nicht in mäßiger Ferne hinter ihnen ein Rauſchen hörbar geworden, mit menſchlichen Stimmen untermiſcht.

„„Mein Gott, ſie verfolgen uns!““ jammerte Adelgunde. Immer freundlicher und emſiger winkte das Männlein; immer näher kam der Lärm. „„Es mag ein guter Geiſt ſeyn,““ ſagte dann entſchloſſen Burkhard, „„wir wollen ihm folgen. Meine Mutter hat mir oft von jenen Erdmännlein erzählt, die den Menſchen, welche ihnen vertrauen, kein Leides thun.““ Er ſchritt beherzt voran. Die Damen hingen ſich feſt in ſeine Arme und folgten ihm. Vor einem Felſen blieb das Männlein ſtehen, und indem es mit der Hand daran pochte, öffnete ſich ein ſchmaler Gang, und hinein in das Innere der Steinwand, die ſich ſogleich wieder verſchloß, traten die Drei, voraus das Männlein mit der kleinen Leuchte.

Ein Waſſer, hell und munter rauſchend, floß durch die Höhle. Zu beiden Seiten erhoben ſich, glänzend von buntem Lichtſtrahl, wunderlich gebildete Steinmaſſen. Burkhard und ſeine Begleiterinnen fühlten ein unheimliches Bangen, als ſie die Höhle

durchſchritten; aber bald ergriff ein heiliger Schauer ihre Seele. Denn jetzt traten ſie über einen ſchmalen Steg und weit öffnete ſich die Grotte zu einem großartigen Dome. Zur Seite rechts zeigte ſich eine Kanzel, wie keines Menſchen Hand ſolche bauen könnte, und links erhob ſich eine Orgel mit unzählig vielen großen und kleinen Pfeifen. — Wie noch heute, wenn ein Wanderer die Höhle beſucht, er die unnachahmlichen Gebilde mit Bewunderung anſtaunt: ſo blieben jene erſten drei Beſucher überraſcht ſtehen, und wagten kaum zu athmen vor mächtiger Verwunderung. Das Erdmännlein winkte, und führte ſeine Begleiter etwas ſeitwärts, an eine Stelle, wo es trocken war. Aber wer beſchreibt das Erſtaunen der Drei, als ihre Blicke auf einen jungen Mann fielen, der ruhig auf einem Mooslager ſchlummerte! Mit einem Schrei, in welchem Schmerz und Freude zugleich ſich ausdrückten, ſtürzte Helena zu dem Schlafenden nieder; es war Bernhard von Oeſlingen. Inzwiſchen hatte ſich der kleine Mann entfernt. Ein leiſer, anmuthiger Geſang wogte harmoniſch durch die Höhle. Bernhard bewegte ſeine Hand: — „Schöner Traum!“ liſpelte er kaum hörbar; „ich ſah dich, Helena, mein ſüßer Engel!“ Bald darauf ſchlug er die Augen auf. Helena, ſein Engel, ruhte an ſeiner Bruſt. — Wer beſchriebe die Scene ſolch eines Wiederſehens!

„So hat der Traum, der ſo lieblich mich umſchwebte, ſich erfüllt!“ — rief Bernhard endlich. „Helena, was ich gelitten, ſeit ich dich verloren hatte: — der Schmerz hält gleich die Waage mit der Wonne, dich wieder in meine Arme ſchließen zu können.“

Nach der Erzählung des Oeſlingers hatte ihn bei dem räuberiſchen Ueberfall ein furchtbarer Schlag vom Steinegger zu Boden geworfen, worauf er ſich jedoch bald wieder aufgerafft, habe, um dem Bärenfels nachzueilen. Aber von einer Schwäche befallen, die von dem Blutverluſt aus der Kopfwunde herrühren mochte, ſey er bewußtlos niedergeſunken. „Ich erwachte in dieſer Höhle wieder;“ — ſchloß er ſeine Erzählung „das gute Männlein, dem ich einſt einen Dienſt erwieſen, hat mich hierher gebracht. Es hat mich gepflegt und gewaſchen mit heilendem Waſſer. Ich bin nun völlig geneſen.“

Helena erzählte nun auch ihre Geſchichte, und erwähnte dankbar

ihrer Retterin Adelgunde, und ihres Begleiters, welche Beide bisher von Bernhard noch nicht bemerkt worden.

„Ich kenne des Fräuleins edles Herz, aber nimmermehr waſcht der Schweſter Liebe den Schimpf ab, den der Bruder mir angethan!“ ſagte Bernhard.

„„Gewähret uns Schutz, Ritter!““ flehte Adelgunde, „„und nehmt uns auf in eurer Burg, wenn Ihr dahin gelangt ſeyd.““

In wenigen Minuten wußte Bernhard der Bedrängten Anliegen und errieth ihre Neigung.

Das Männlein trippelte herzu, und winkte bedeutſam. Das Licht in ſeiner Hand verſchwand; aber herein in die Finſterniß drang durch eine ziemliche Oeffnung das freundliche Tageslicht und mit unbeſchreiblicher Empfindung begrüßten die unterirdiſchen Wandrer den lichten Tag. „Habe Dank, guter Geiſt, der du die Höhle bewohnſt, für deine Güte! Treulich haſt du dein Wort gehalten, als du zu mir geſprochen: „„Ich will dein Erbarmen vergelten.““ Empfange in dem aufrichtigſten Dank meines Herzens den ſchönſten Lohn, den mein Vertrauen zu geben vermag!“ So rief Bernhard von Oeſlingen mit bewegter Stimme in die Höhle zurück, und trat dann in das Freie, mit ihm die Uebrigen.

Es war heller Tag. Da und dort arbeiteten die Leute auf ihren Feldern, und ſahen neugierig dem Zuge nach. Der Ritter durfte hoffen, ungefährdet ſeine Burg zu erreichen, die nur etwa eine Stunde entfernt lag. Schon winkte ihnen das ſichere Schloß entgegen, als ein Gewappneter auf den Zug herſprengte. Adelgunde erkannte in ihm einen Diener ihres Bruders.

„Ich bringe traurige Nachricht, Fräulein!“ rief der Kommende; „Euer Bruder und der Steinegger ſind verunglückt. Auf dem nächtlichen Zuge, den ſie Euch zu Ehren geſtern um Mitternacht unternommen, hat ein Felsſtück, das hoch herab ſtürzte, den Steinegger zerſchmettert, und Euern Bruder, meinen Herrn, gar übel zugerichtet. Letzterer läßt Euch bitten, ſeinen letzten Wunſch zu gewähren und ungeſäumt heim zu kommen.“ Adelgunde hörte die letzten Worte nicht mehr; ohnmächtig fiel ſie in Burkhards Arme.

„Das hat der kleine Mann gethan!“ rief Bernhard. „Er hat ſich und uns ſchrecklich gerächt.“

Nur langſam erholte ſich Adelgunde von ihrer Ohnmacht. „„Laßt mich zu ihm eilen, denn ich bin Schuld an ſeinem Tode!““ rief ſie; „„aber der Himmel iſt mein Zeuge, nicht mit Vorbedacht!““ Und zu Burkhard gewendet: „„Du darfſt mich nicht begleiten, dein Anblick würde den unglücklichen Bruder noch mehr reizen.““

Bernhard ließ ſein vertrauteſtes Pferd vorführen; darauf entfernte ſich das Fräulein, von einem Diener gefolgt.

Furchtbar verſtümmelt, mit faſt unerträglichen Schmerzen, lag Ruprecht von Bärenfels auf ſeinem Bette. Ueber ihn neigte ſich ſchluchzend und jammernd die Schweſter. Er ſchlug die Augen auf, und ſprach mit zitternder Stimme: „Kommſt du, mir zu vergeben, Adelgunde? Bete für meine arme Seele. Der Arm des Höchſten hat mich ſtrafend erreicht!“

„„Du ſollſt nicht ſterben, Bruder!““ rief Adelgunde, heftiger weinend, und Stirn und Mund des Unglücklichen küſſend.

„Schweſter, noch ſind zwei Knechte des Oeflingers gefangen, — in dem geheimen Verließ unter dem Kellergewölbe — befreie ſie!“

Adelgunde ſchauderte. Zugleich trat Burkhard ein. „„„Wie konnte ich zurück bleiben?“““ ſprach er, „„„Pflicht und Gewiſſen rufen mich hierher.“““

„Ich will dir vergeben,“ ſagte mit ſchwacher Stimme Ruprecht, als er Burkhard reden hörte. „Du biſt unſer Vetter, — ſey du meiner verlaſſenen Schweſter — —“ die Sprache verſtummte, ſein Leben erloſch.

Der treuen Schweſter Thränen floſſen reichlich und inbrünſtige Gebete begleiteten die geſchiedene Seele hinauf, wo Gottes ewig erbarmende Liebe wohnt.

Burkhard nahm den Namen Bärenfels an, und lebte in glücklicher Ehe mit Adelgunde.

Die beiden benachbarten Ritterfamilien hielten unzertrennliche Freundſchaft. Ein Befehl, den der Oeflinger an ſeine Untergebenen ergehen ließ, lautete: Niemand darf, bei ſchwerer Strafe an Leib und Geld, einem Erdmännlein künftig etwas zu Leide thun.

Steinen bei Lörrach. Reinhard Reitzel.

Die geſtörten Schatzgräber.

Ungefähr eine Viertelſtunde nordweſtlich von dem nach Wiesleth eingepfarrten kleinen Dorfe Enkenſtein, drei Viertelſtunden von Schopfheim, befinden ſich auf einem Bergkopfe die noch wenigen Mauerreſte einer Burg, welche den ehemaligen Herren von Enkenſtein gehörte und von wo eine reiche Aus- und Fernſicht in das idylliſche Wieſenthal und über die Vorberge des Schwarzwaldes hinweg auf die Vogeſen und die gletſcherblitzende Alpenkette der Schweiz zu genießen iſt. —

Innerhalb der Burgmauern ſoll von einem der frühern Schloßbeſitzer ein bedeutender Schatz vergraben worden ſeyn, welcher unabläßig von einem ſchwarzen zottigen Hund bewacht wird, den früher ſ. g. Frohnfaſten-Kinder auch geſehen haben wollen. Da es ſonach innerhalb der Ruine und in deren Umgebung nicht geheuer ſeyn mag, geht man zu gewiſſen Zeiten nicht gerne dorthin, obgleich der zu hebende Schatz Manchen dazu verlocken möchte, und wirklich ſoll im vorigen Jahrhundert einmal etlichen jungen rüſtigen Burſchen, die keinen Zweifel in ihre Herzhaftigkeit und das Gelingen ſetzten, die Luſt angekommen ſeyn, durch Hebung des Schatzes auf leichte Art reich zu werden. — Um wo möglich ſicher das Wagſtück zu beſtehen und den Zweck erreichen zu können, verſchafften ſie ſich nicht ohne langes Umherforſchen ein durchaus ſchwarzes Böcklein als Sühnopfer, machten ſich mit den nöthigen Zauberformeln und Gebeten bekannt und hingen geweihte Heiligenbilder an die Bruſt. In einer Freitagsnacht zur Geiſterſtunde begannen ſie, ſtill und ſtumm, wie die ſchauerliche Natur um ſie her, die Arbeit, und betrieben ſie mit ſolcher Emſigkeit, daß ihnen der Schweiß von Stirn und Wangen floß. Doch die Sterne ſchienen nicht günſtig zu leuchten. Schon hatten ſie eine Stunde lang unausgeſetzt gegraben und ſchon ſtießen ſie auf eine dumpftönende Stelle, als es auf dem Kirchthurm zu Wiesleth Ein Uhr ſchlug und eine Eule dicht ob ihren Köpfen kreiſchend hinweg flog. Plötzlich erbebte der Boden unter ihren Füßen und die tiefe Stille verwandelte ſich in wilden Aufruhr; eiskalt lief es ihnen über den Rücken und wie von unſichtbarer Hand er-

griffen, fühlten ſie ſich zu Boden geworfen. Als ſie nach geraumer Weile aus ihrer Beſinnungsloſigkeit ſich wieder erholten und eben der Mond in ſeinem letzten Viertel am tiefblauen Himmel aufgieng, ſahen ſie ſich, ſtatt auf dem Platze, wo ſie zu graben angefangen, mitten in ein nahes, mit Brenneſſeln verwachſenes Dorngebüſch gelagert, und Geſicht, Hände und Füße aufs Empfindlichſte verletzt. Beſchämt und den Schatz in des Schloßbergs innerſte Tiefe verwünſchend, zogen ſie heim und zeigten von nun an keine Luſt mehr, durch Hebung von vergrabenen Schätzen reich zu werden.

J. A. Rueb.

Eichſel, Amt Schopfheim.

Nach der Sage ſollen in dieſem, zwei Stunden von Schopfheim entfernten Dorfe die drei heiligen Jungfrauen Kunegunde, Mechtundis und Wibrandes aus der Geſellſchaft der heiligen Urſula begraben ſeyn. Noch heut zu Tage führt ein zwiſchen Rapperſchwyr und Eichſel befindlicher Brunnen den Namen Mägdebrunnen.

Nonnenmattweiher.*)

Es ſtand im kühlen Waldesraum
Das Kloſter Nonnmattweiher;
Dort walteten der Schweſtern viel,
Doch Wolluſt trieb ihr ſchnödes Spiel
Wohl unterm weißen Schleier.

Wenn Morgens früh zur Mette rief
Das Kloſterglöcklein helle,
Da zogen ſie, gar fromm entbrannt,
Das Büchlein in der zarten Hand,
Allſammt in die Kapelle.

Doch wenn die goldne Sonne war
Tief hinterm Wald verſchwunden;
Wenn leiſ' heran die Dämmrung kam
Und ſich ihr Schleier wunderſam
Um Berg und Thal gewunden:

Da ging das tollſte Leben los
Im Kloſterraume drüben;
Da klangen Lieder, frech genug,
Die nicht das ſtrenge Ordensbuch
Den Schweſtern vorgeſchrieben.

Die Eine war dem Knaben hold,
Der täglich auf den Raſen
Am Bühle ſeine Heerde trieb,
Und ſeinem frommen Schatz zu lieb
Manch ſüßes Lied geblaſen.

Spät in des Abends Dämmerſchein,
Da ſchlich ſie ſich vermeſſend,
Zum trauten Buhlen heimlich ſacht,
In der verſchwiegnen ſtillen Nacht
Des Bußgelübds vergeſſend.

Die Andre war dem Jäger hold,
Der Abends auf dem Anſtand
Dem Wilde lauſcht' am grünen Wald,
Doch in des Nönnchens Zelle bald
Der Minne tiefſte Bahn fand.

Zu Andern ſchlich ſich insgeheim
Vom nachbarlichen Kloſter
Manch' Mönchlein rund in's Kämmerlein,
Und raubte s'Roſenkränzelein
Und wurde Pater noſter.

Da hat des Himmels Zorn geweckt
Der Nonnen freches Sinnen:
Er ſchleuderte vom Wolkenſitz

Den racheſchweren Schlangenblitz
Jach auf die Kloſterzinnen.

Und es verſank. — Wo es einſt ſtand,
Schäumt nun des Waldſee's Welle,
Drinn ſtöhnt es nächtlich: „Vater hilf!“
Da flüſtert's, heult's und rauſcht's im Schilf
Bis in die Morgenhelle.

Friedrich Otte.

*) Dieſer wegen ſeiner ehemals ſchwimmenden, nun mit dem Ufer verbundenen Torfinſel und ſeiner herrlichen Fiſche merkwürdige Weiher liegt an der Nordſeite des hohen Kohlgartens, in einem ovalen, rings von ſteilen, waldigen Bergen umgebenen Keſſel.

Nach der allgemeinen Volksſage der Umgegend ſoll vor Zeiten auf der Stelle, wo jetzt der Weiher iſt, ein Nonnenkloſter geſtanden haben, und auf dem zwei Stunden davon liegenden Stockberge ein Mönchskloſter. Die Bewohner des Letztern pflegten jene Nonnen öfters in allerlei gottesdienſtlichen oder ökonomiſchen Geſchäften zu beſuchen, welche aber auch zu einem gar vertraulichen und ärgerlichen Umgange führten, ſo daß das Nonnenkloſter einſt, mitten in einer üppigen Schwelgernacht, plötzlich mit Mönchen und Nonnen in die Erde verſank und ein kleiner See dafür an deſſen Stelle trat, auf dem ſich eine aus Torf, Wurzeln, Laub- und Mooswerk beſtehende grüne Inſel bildete, auf der man ohne Gefahr herumwandeln konnte.

(Aus einem Aufſatze des Kreisraths Gyſſer im Freiburger Wochenblatt, 1819. S. 816 u. ff.)

Schönau.

Eine Eigenthümlichkeit beſitzt die dortige hübſche Wallfahrtskapelle: man ſteigt in ihr eine Treppe hinab in ein kleines offenes Gewölbe, welches weiter nichts als einen Felſen enthält, auf welchem einſt der heilige Petrus, als er auf ſeinen Wanderungen auch in dieſe Gegend kam, gekniet haben ſoll, wovon die Spur noch in einer Vertiefung gezeigt wird. In dieſe beugt nun die Andacht ebenfalls ihre Kniee und verrichtet ihre Gebete zum heiligen Apoſtel.

(Siehe Pfarrer J. Schneider's: „Beſchreibung des Badiſchen Oberlands.“ Lörrach, 1841. S. 52.)

Der Waſſerfall bei Todtnauberg.

Chenſch das Lied vom Dengeligeiſt in Hebels Gedichte?
S'chunnt e Stell drin vor — i bruch mi nit lang druf z'bſinne:
„Vo de heiligen Engle mit ſchöne, blauen Auge,
Die in tiefer Nacht in ſtille Dörfere wandle,
An de Fenſtere loſe, und — höre ſie lieblige Rede,
Gegenenander lächlen und an de Husthüre ſitze
Un die frumme Lüt im Schlof vor Schade biwahre!“
Allimohl freut's mi, wenn i dra denk un wenn's mer in Sinn chunnt.
Sez di zue mer in's Gras, i will der öppis verzehle
Wo me ſchönen Engel mit blaue, liebligen Auge;
Hör mer ordli zue, un ſchwäz mer nit zwiſchen ine!
S'duurt nit lang, de chaſch no zitli gnue wieder heim cho!

Wo ni no jung gſi bi, i mein faſt no nit gar zwänzgi,
Han i e Reisli gmacht dur's Wieſethal und uf der Feldberg;
S'iſch e lieblige Weg vo Schopfen uf Zell und uf Todtnau.
In ere milde Summernacht bim helleſte Monſchin,
Gang i mis Wegs furt mit allerhand guete Gidanke
Un voll Herzesfreud, die himmliſche Usſicht bald z'gnieße. —
Wo ni go Todtnau chumm, ſo lüte d'Glocke grad Betzit,
Un der Morgeſtern het glitzert über em Feldberg.
Müed bin i no nit gſi, und betet hani ungheiße.
Z'Todtnau wend' i mi links un gang dur's Thäli zum Fall hi,
Wo der Wieſebach vom hoche Felſen in's Thal ſtürzt;
Sez mi uf e Stei un bet e ſtill Vaterunſer.
Bald druf chunnt der Schlof, ſo ſanft und ſüß wie no ſelte.
Eb i dra denkt cha he, ſo bin i halt richtig vertſchlofe;
's Toſe vom Waſſerfall, der Duft vo de Bluemen und Chrütre
Het in Orgelton und Rauchwerk zlezt ſich verwandlet,
D'Gegnig in e Chilche, — im Schlofen iſch's mer ſo vorcho.
Wo ni uf d'Chanzle lueg, ſo ſtoht e heiteren Engel
Statt em Pfahrer druf, i ha ne herzlichi Freud cha —
Prediget het er, lueg, de chaſch nit glaube, wie prächtig!
Gſchraue het er nit, wie ſuſt viel Heren es mache,
Nei, ganz ſanft und fründli; i mueß mi Lebtig dra denke; —

Druf do luegt er mi a, der Engel, ſo ernſt un ſo lieblig,
I vergiß es nit, es iſch mer dur d'Seel dure gange;
Seit druf zue mer: „Weiſch, wo de biſch? i will der's erkläre:
In der Chilche biſch, denn d'Erden iſch jo ne Chilche,
Wenn der Früehlig chunnt, und d'Vögel verwachen un d'Blueme;
Iſch es denn nit wohr? Iſch d'Welt nit e heiteri Chilche?
D'Sunne iſch's ewig Liecht un d'Sterne die himmliſche Wächter,
Hörſch, wie ſie ſingen im Chor das: Ehre ſey Gott in der Höhe! —
Un das Siebegeſtirn ſingt lieblig: Frieden uf Erde!
Un der Morgeſtern, er lütet ſo fründli zuer Frühmeß!
Weiſch, 's iſch Sunntig hüt! lueg um di und obſi, was ſiehſch denn? —
Do der Waſſerfall, er bruuſt wie d'Schopfemer Orgle!
Wie ne Halleluja ſo tönt's im heitere Thäli,
Siehſch de Felſe do, druf ſtand i wie ne Her Pfahrer
Uf de Chanzle ſtoht, un leg der während dim Schlummer
Gſchwind e Wörtli an's Herz, un denk dra, wenn de verwacht biſch! —
Lueg jez obſi, was ſiehſch? en eifach Chrüz uf em Bergli,
Drüber der Morgeſtern am reine heitere Himmel! —
Los, was i ſag: de wirſch im Leben öfters e Chrüz ha;
Nimm's vom liebe Gott, es leitet di zue de Sterne —
Bis geduldig un frumm, un häng di Herz nit an's Weltli;
S'lohnt ſi nit der Müeh, un wenn der öbbis gar ſchwer macht,
Beth zum liebe Gott, und lueg zum heitere Himmel,
B'halt di G'wiſſe rein, un blieb barmherzig un güetig;
S'chunnt e Stündli, de wirſch di freue, daß de mer gfolgt heſch!" —
Seit der Engel zue mer; druf ſeit er mit liebligem Lächle:
„Wenn das Stündli chunnt, ſo gſiehſch mi wieder, i füehr di
Zue de Sternen empor, un zeig der e himmliſche Usſicht, —
Schöner as die uf em Berg un ſchöner as Alles uf Erde,
In e himmliſch Land un zue dim himmliſche Vatter
Füehr i di derno! O wenn de numme ſcho dört wärſch!
Bhüet di Gott der Her, un denk dra, wenn de verwacht biſch!" —
Seit der Engel zue mer und luegt mi a un verſchwindet.

Gli druf bin i verwacht und d'Morgeſunne het g'ſchiene,
Un die ganze Natur het gſiert e heilige Sunntig!
Wie's mer gſi iſch um's Herz, i cha der's wäger nit ſage,
Aber denkt han i dra, un ha's no nie halt vergeſſe;
S'iſch mer au ſcho wunderli gange, un Chrüz iſch uf Chrüz cho,
S'iſch mer nützli gſi, Gott het mer Gidult geh und Friede!
Jez iſch's bald verbi, bald chumm i zuem himmliſche Vater,
Herzli freu i mi druf, den Engel wieder z'erblicke,
Wenn das Stündli chunnt, vo dem er mit Lächle jo gſeit het!
Mach's jez au ne ſo un denk dra, was der verzehlt ha,
Wenn de Waſſerfall ſiehſch im ſtille Thäli bi Todtnau.

J. J. Schneider, Pfarrer.

Das Geſpenſt an der Kanderer Straße.

'ſ git G'ſpenſter, ſell iſch us und iſch verbei!
Gang nummen in der Nacht vo Chander hei,
Und bring e Ruuſch! De triſſch e Plätzli a,
Und dört verirrſch; i ſetz e Büeßli dra!

Vor Ziten iſch nit wit vo ſellem Platz
E Hüsli gſi, e Frau, e Chind, e Chatz
Hen g'othmet drinn. Der Ma het vorem Zelt
Si Lebe g'lo im Helteliger Feld.

Und wo ſie g'hört: „Di Ma lit unterm Sand!"
Se het me gmeint, ſie ſtoß de Chopf an d'Wand.
Doch holt ſie d'Pappe no vom Füür und blost,
Und git's im Chind und ſeit: „Du biſch mi Troſt!"

Und 's wär's au gſi. Doch ſchlicht emol mi Chind
Zur Thüren us, und d'Muetter ſitzt und ſpinnt,
Und meint, 's ſeig in der Chuchi, rüeſt und goht,
Und ſieht no juſt, wie's uffem Fueßweg ſtoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
Vo Chander her an's Chind und überrennt's,

Und bis ſie'm helfe will, ſen iſch's ſcho hi,
Und rüehrt ſi nit — e flöſche Bueb iſch's gſi.

Jez rüſtet ſie 'ne Grab im tiefe Wald,
Und deckt ihr Chind und ſeit: „J folg der bald!"
Sie ſetzt ſi nieder, hüetet's Grab und wacht,
Und endli ſtirbt ſie in der nünte Nacht.

Und ſo verweſt der Lib in Luft und Wind.
Doch ſitzt der Geiſt no dört und hüetet's Chind;
Und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
Goht d'Chand'rer Stroß verbei an ſelbem Ort.

Und ſchwankt vo Chander her e trunkne Ma,
Se ſieht's der Geiſt ſi'm Gang vo witem a;
Und füehrten abwärts, ſeig er wer er ſey,
Er loßt en um kei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüſt und hott,
Er bſinnt ſi: „Bini echterſt, woni ſott?"
Und luegt und lost, und mauet öbbe d'Chatz,
Se meint er, 's chrei e Guhl an ſellem Platz.

Er goht druf dar und über Steg und Bruck,
Se maut ſie eben all'wil witer z'ruck;
Und wenn er meint, er ſeig jez bald dehei,
Se ſtoht er wieder vor der Weſerei.

Doch, wandle ſelli Stroß her nüchteri Lüt,
Se ſeit der Geiſt: „Ihr thüent mi'm Büebli nüt!"
Er rührt ſi nit, er loßt ſie ordeli
Paſſieren ihres Wegs. — Verſtöhntder mi?

J. Peter Hebel.

Iſtein.[1]

Von Baſel kommt gezogen
In ſtolzem Lauf der Rhein,
Da beugen ſeine Wogen
Zur Rechten plötzlich ein;

An Iſtein's Felſenmauer
Zieht hoch der Strom heran,
Und rauſcht zurück mit Schauer,
Und brandet wieder an.

Was lockt ihn da herüber?
Was treibt ihn fort zur Flucht?
Was wird er ernſt und trüber
Und gräbt ſich tiefe Bucht?
Es liegt an dieſem Strande
Ein todtenſtiller Ort;
Es ragt bis vor zum Rande
Des Dorfes Kirchhof dort.

Und oft — ſo hört' ich ſagen —
Wenn hoch die Waſſer ziehn,
Wirft hier mit dumpfen Klagen
Der Strom die Todten hin;
Er wirft ſie an's Geſtade
Aus ſeinem Wogenſarg,
Auf daß er ſich entlade
Der Schulden, die er barg.

Da lag wohl auf dem Sande
Schon manches graue Haupt.
Ob dieſem Noth und Schande
Den Lebensmuth geraubt?
Ob Jener ſank in Sünde,
Bis ihn hinunterriß
In ſeine Todesgründe
Der Geiſt der Finſterniß?

Auch manche Jungfrau'nleiche
Lag dort am Felſenhang.
Was war's, du arme Bleiche,
Daß dich die Fluth verſchlang?
Ach! wühlt' in deinem Herzen
Getäuſchter Liebe Gram,

Bis dich, betäubt von Schmerzen,
Verzweiflung überkam?

Ein Menſch im Todtenhemde —
Was ſtürzt' ihn in die Fluth?
War's eigne Schuld, war's fremde,
War's Sturm und Stromes Wuth?
Wer hat wohl ſichre Kunde? —
Die Dörfner fragen's nicht;
Sie denken nur zur Stunde
Der frommen Liebespflicht.

Des Friedhofs Ruheſtätte
Nimmt alle Todten auf,
Die aus dem kalten Bette
Verſtieß der Fluthen Lauf.
Sie richten nicht, ſie ſchweigen;
Dem iſt's anheimgeſtellt,
Dem alle Todten eigen,
Dem Richter aller Welt.

Es ſteht ein Kreuz erhoben
Hoch auf dem Felſengrund,
Es deutet ernſt nach Oben,
Thut Gottes Gnade kund;
Es ſieht die Wellen fliehen
Im raſchen Strom der Zeit,
Und, Die vorüberziehen,
Mahnt's an die Ewigkeit.

Adolf Stöber.

[1]) Die gewaltige Felſenmaſſe, der Iſteiner Klotz benannt, bildet einen Vorſprung des Gebirges am Ufer des Rheins, drei kleine Stunden von Baſel und ebenſoweit von Lörrach entfernt — 237 Fuß erhebt ſie ſich über dem Spiegel des Rheins, deſſen grünliche Fluthen ihren Fuß beſpühlen, und 1019 Fuß über die Meeresfläche. Auf dem Gipfel eröffnet ſich eine paradieſiſche Fernſicht: im Hintergrunde die Schneehäupter der Gletſcher und im Vordergrunde das ſich immer mehr moderniſirende Baſel mit ſeinen reizenden Umgebungen; gegenüber dem Felſenufer die geſegneten Ebenen und weinreichen Berge des Elſaßes mit zahlloſen Städten und Dörfern!

Ein romantiſcher Fußpfad führt von dem Dörfchen Kleins-Kems über dieſen Felſen nach dem Pfarrdorfe Iſtein, an einer idylliſch gelegenen Mühle vorbei. Dieſer Ort iſt eine Grundherrſchaft des Freiherrn von Freiſtädt und durch vorzüglichen Weinbau bekannt. Von da zieht ſich eine majeſtätiſche Felſenwand, durch welche — ein bewunderungswürdiges Werk — der Tunnel der Freiburg-Baſeler Eiſenbahn führt, dem Rheine nach abwärts. In dieſer Felſenwand iſt auch die Wallfahrtskirche zu St. Veit eingehauen.

Nahe bei dem Iſteiner Klotz ſteht die bereits erwähnte Felſenmühle, welche noch an folgende Sage erinnert:

Als zu Ende des 17. Jahrhunderts die Franzoſen von Zeit zu Zeit durch Ueberfälle und damit verbundene Plackereien die dortigen Rheinbewohner ängſteten, floh ein ſchönes, aber armes und ſchutzloſes Mädchen n finſterer Nacht zu der Stätte, wo jetzt die Felſenmühle ſteht, verbarg ſich daſelbſt in einer Kluft und ward allnächtlich von der heiligen Jungfrau, deren Hülfe ſie angefleht, mit Speiſe und Trank verſorgt, bis die Gefahr vorüber gegangen war. Zum Danke dafür ſtiftete die fromme Jungfrau ſpäterhin das Bild ihrer Retterin in die Wallfahrtskirche.

Fromme reine Mädchen ſollen von dieſem Gnadenbilde ſtets mi einem himmliſchen Gruße bewillkommt und ihnen ein glückliches Loos bedeutet werden.

(Vergl. Pfarrer J. Schneider's Werkchen: „Das Badiſche Oberland.“ ꝛc. Lörrach, 1841.)

Bürgeln.

„Z'Bürglen uf der Höh,
Nei, was cha me ſeh!
O wie wechsle Berg un Thal,
Land un Waſſer überal,
Z'Bürglen uf der Höh!“
(Hebel.)

Auf einer waldumkränzten Abdachung des mächtigen Blauen, nicht weit von Obereggenen, erhebt ſich das ſtattliche Gebäude, eine ehemalige Probſtei des Stiftes St. Blaſien und blickt mit wehmüthigem Ernſt in die reglebendige Gegenwart hinaus. Das ſchöne Schloß mit ſeinen bildergeſchmückten Sälen und Zimmerreihen, das eine der entzückendſten Fernſichten gewährt, iſt je zur Hälfte Eigenthum des Großherzogs und eines wohlhabenden Bauersmanns, bei welchem man gaſtliche Aufnahme und Bewirthung findet.

Ueber die frühere Geſchichte Bürglens erzählte mir ein Freund Folgendes:

„Verſetzen Sie ſich an den Schluß des eilften und in den Anfang des zwölften Jahrhunderts. Damals wohnte in einer nun längſt zerfallenen Burg, von welcher ſich jede Spur verloren hat, der Edle Werner von Kaltenbach, der bedeutende Beſitzthümer im Breisgau hatte, auf dieſem Berge, wo nun Bürglen an der Stelle eines Kirchleins ſteht, das von einem Weltgeiſtlichen verſehen wurde. Werner's Gemahlin, Itha, hatte ihm drei Söhne und zwei Töchter geboren: der Stolz ſeines Herzens, die Luſt ſeiner Augen. Die Söhne wuchſen heran in väterlicher Kraft und die Töchter blühten auf in allem Liebreiz jungfräulicher Schönheit und Sittſamkeit.

Doch alles Erdenglück hat ſeine Grenzen; der Edle Werner erblindete; unfähig, an den Wettkämpfen, Spielen und anderen Freuden des ritterlichen Lebens ferner Antheil zu nehmen, überzeugt durch eigene Erfahrung von der Wahrheit: Dieſer Zeiten Eitelkeiten gewähren keine Zufriedenheit und Seelenruhe — neigte ſich ſein Gemüth ernſteren Betrachtungen zu.

„Laßt mich," — ſprach er eines Abends, als der Glanz der untergehenden Sonne die Fenſter ſeines Schloſſes mit roſigen Flammen umſpielte und ein ſchwacher Wiederſchein des herrlichen Lichtes in ſein verfinſtertes Auge drang, zu ſeiner treuen Lebensgefährtin Itha — „laßt mich von dannen ziehen: ich will nach dem Gotteshauſe St. Blaſien und dort in ſtillen Religionsübungen meine Tage beſchließen." — Und Itha verſetzte: „„Mein Ehegemahl thue nach ſeinem Willen, wie es dem Heile ſeiner Seele frommt; mein Gebet und meine Liebe begleiten ihn überall hin." — Da verabſchiedete ſich Herr Werner von Weib und Kind und zog im Geleite ſeiner Dienſtmannen nach St. Blaſien, wo ihn der dortige Abt Berthold willfährig aufnahm. Einen Theil ſeiner Güter, nämlich Enkenheim, Kaltenbach, Emmenthal und Sitzenkirch, übergab er dem Kloſter oder Stifte. Abt Berthold beſetzte nun die Kirche zu Bürglen, worin ſich die Begräbnißſtätte der Edlen von Kaltenbach befand, mit Mönchen und beſtellte einen der Söhne Werners zum Probſte dortſelbſt, welcher auch vom Papſte Innocenz II. und dem Herzog Konrad von Zähringen (St. Blaſiens Kirchenvogt) in dieſer Würde beſtätigt ward.

Dem Beiſpiele des Vaters folgten die noch übrigen Söhne

Werner und Wipert von Kaltenbach und wurden Kloſterbrüder zu St. Blaſien; namentlich zeichnete ſich Wipert als einer der größten Wohlthäter des Stiftes aus.

Itha zog ſich in das Kloſter Berau zurück und nahm daſelbſt den Schleier; ſpäterhin ward ſie mit mehreren anderen Nonnen von dem St. Blaſiſchen Abte nach Sulzburg verſetzt. Werner beſuchte ſie noch in ihrem Kloſter — rührendes, heiliges, allem irdiſchen Trachten fremdes Wiederſehen zweier nur noch Gott lebenden Gatten! — ſtarb aber bald darauf im Jahr 1131. Itha folgte ihm fünf Monate ſpäter nach, in Hoffnung ſeliger Urſtänd und gewiſſer Wiedervereinigung im beſſeren Leben.

Unter ihrem Sohne Wipert ward die Kloſterkirche Bürglen erbaut, im Jahr 1136 vollendet und der päpſtliche Legat Karl Theodovin weihte dieſelbe auf Anſuchen des Abtes Berthold zu Ehren des heil. Johannes des Täufers und Johannes des Evangeliſten ein.

J. J. Schneider.

(Siehe deſſen Werkchen: „das Badiſche Oberland.“ Lörrach, 1841. Gutſch.)

Sitzenkirch.

Auch Sitzenkirch*) hat ſein Merkwürdiges, das genau mit der Geſchichte von Bürglen zuſammenhängt. Dort, wo jetzt das hübſche Landhaus des Herrn K. ſteht — befindet ſich nebenan ein altes, längliches Gebäude, welches jetzt landwirthlichen Zwecken dient. Dies Gebäude war einſt ein Frauenkloſter vom Benediktinerorden. Werner, Freiherr von Kaltenbach ſtiftete daſſelbe; ſeine Gemahlin Itha erbaute es und führte mit ihrer Tochter Himmeltrud das beſchauliche Leben darin ein. Unter dem ſiebenten Abte von St. Blaſien ſtellten ſich die Nonnen unter den Schirm dieſes Stiftes. Werner verſorgte das Kloſter mit hinlänglichen Einkünften und übergab den frommen Damen die Schenkungsurkunde mit den

*) Dorf, zwei und eine halbe Stunden von Müllheim.

Worten: „Da habt ihr euern Sitz in Kilch!“ — Daher der alte Namen „Sitzinchilcha,“ jetzt Sitzinkirch oder Sitzenkirch.

(Siehe Pfarrer Schneider's obengenanntes Werk.)

Eine der Ottilienſage verwandte Legende von Sitzenkirch.

Fliehend vor ihren Verfolgern, rohen Kriegern aus dem Heere des Grafen Rudolf von Habsburg, durch welches das Kloſter Sitzenkirch im Jahre 1272 eingeäſchert wurde, hatte eine Nonne von dort die Felder von Auggen bereits erreicht, als ſie vor Erſchöpfung zur Erde ſank. Inbrünſtig flehte ſie zur heiligen Jungfrau, ſie nicht der Schande und dem Elend preiszugeben,

Ihr zu ſenden,
Sie zu wahren,
Ihrer Engel treue Schaaren.

Siehe! da öffnete ſich neben ihr die Erde und eine kriſtallklare Quelle ſprudelte daraus hervor; die fromme Jungfrau trank von dem Wunderwaſſer zur Genüge, fühlte ſich wieder plötzlich von neuem Leben durchdrungen und alle Müdigkeit verſchwunden. Nach einem kurzen aber heißen Dankgebete ſetzte ſie raſch ihre Flucht fort und fand jenſeits des Rheins ein ſicheres und ſtilles Aſyl.

Noch rieſelt jene liebliche Quelle und führt zu Ehren der heiligen Jungfrau noch heut zu Tage den Namen „das heilige Brünnlein.

(Siehe Pfarrer J. Schneider's obengenanntes Werkchen. S. 34.)

Die Unterhaltung bei dem Judengalgen nächſt Müllheim.[1]

Weiſch, wun es ani goht, das Wegli i?
Im Judegalge zu; mer ſin jez bal derbi.
Dort obe, lueg, wu ſelli Nußbäum ſtehn,

— Grad wu jez ſelli Manne dure gehn —
Dert ſeit men em eſo, vun altersher.
Un ſiehſch, uff ſellem Chrützweg ehne, heißt's,
Gang z'Nacht als Ein, im Mondſchiin liicheblaß,
Un wandle d'Hohlgaß us und i. Der Vatter weißt's,
Wie men em gſeit het; und es ſey kei Gſpaß.
Me hör gar mengi Nacht ſi Sifzgen un ſi Chlag,
Bis daß es z'Müllen almig zwölfi ſchlag.
Das ſei, vor Ziten als, e böſe Nochber gſi,
Ne Jud voll Trug und Pfiff, in Sünden alt;
Un gſtohle heig er au no obedri.
Doch endli henn ſie en emol uszalt.
Dert obe, wun i di jez ane füehr,
Iſch's gſcheh. Er het emol grad wieder gſtohle gha;
Jez chunnt der Amtmann z'rite, mit eme Hatſchier,
Un ſieht em's ebe ſcho vu witem a.
Un druff, was gſchieht? Er het em vorher ſcho
Mit dräut, un thuet en eisgangs henke lo.
Ne Todesurthel iſch em niene gſproche gſi,
Doch heißt's: mer henken en emol, uff witers hi.
So iſch es gangen, un ſie ſage, 's heig em ghört. —
Jez ſim mer dobe, un jez blibe mer e Rüngli ſtoh.
Es zieht e wenig a, do uffezue;
Me ſpürt's im Othehole währli ſcho,
Drum wemmer is e wenig jez verthue,
Und umenander luege, eb mer witers gehn,
Denn's gitt jo doch kei Gegnig meh ſo ſchön.

Lueg, an dem Plätzli iſch ſi Galge gſi,
E Nußbaum; 's goht eim ſchier e Gruſen us.
Drum wemmer beſſer füre; chumm dohi,
Do zeig i der au jeze no das Hus,
Wu ſellimol der Amtmann gwohnet het.
Lueg dert bi ſellem alte Schloß, me ſieht's gar nett;
's ſtoht rechterhand e wenig unte dra,
Mit ſeller Giebelwand; me ſieht em's a,
An ſine Fenſtere, daß es ſcho alt mueß ſi.
Habſchberger het er gheiſſe, ſellimol,

Un's heißt, i weiß nitt, öb i 's wieder ſage ſoll,
Er thieg ſi ziielimol gar jeze no
Ganz grait der Innerberg dert uffe, höre lo.
Mit wilde Roſſe zieg er almig us, uff d'Jacht,
Un heig e Lebtig dobe, bis der Tag verwacht.[2])
Jez ich glaub's nitt; denn iſch er ſcharf au gſi:
D'Rechtſchaffeheit het doch nit gfehlt derbi.
Un z'Müllen in der Chilche stoht ſi Grabſtei no,
Un der vu ſiner Frau iſch nebe dra.
Dert ſchloft er rüeihig. Chönnte's Alli ſo,
Wu gſtorbe ſin, un henn en Amt im Lebe gha! —
Sell iſch jez Badewiler, bhalt's im Sinn,
's Amthus un 's Schloß; nu ſiehſch ſell Hüsli nebe dra?
Dert tanze ſie im Summer alli Sunntig drin,
Un mengmol chunnt ſie's in der Wuchen au no a.
Un lueg, ſell gros, ſell iſch's neu Römerbad;
Es iſch e Saal drin, me verluegt ſi ſchier;
I ſag der, Meieli, es iſch e Staat,
De glaubſch es nitt, bis i di ane fuehr.
Un beſſer hinte zieht ſi's Dorf am Berg no hi;
Vor alte Zite ſeig's ſcho's fürnehmſt Badort gſi.
Un jezen iſch im Summer eben alles voll,
Mer weißt als faſt nitt, wu men ane luege ſoll.
's iſch aber au kei Wunder, uff mi Treu,
Wenn d'Gäſt mehr uffe gehn, vu Johr zue Johr,
Wenn's wuſlet überal mit Groß und Chlei,
Denn 's iſch ſo ſchön dert, 's chunnt eim wie im Himmel vor.

Jez lueg in Wald dert uffe, linkerhand,
Dert hinterm Schwärziberg, ſiehſch ſell alt Schloß?
Es iſch der Neuefels.[3]) — Dert ſieht mer erſt in's Land,
Me chunnt faſt nimmi vu der Usſicht los!
Doch gehn d'Lit wunderſelten emol hi,
Wurum? 's iſch müehſam un me find't der Weg nitt gli.
Dert obe henn, vor Zite, Heere gwohnt,
Mit Frau un Chinder, un das brave Lit;
Sie henn der Buursmann gäſtimiert un gſchont,
Und Unrechts weißt me vu de Neuefelſer nit.

Ne groſze Hund iſch ihr Bidiente gſi,
Der het als Fleiſch gholt, z'Sulzberg alli Tag,
Un heime treit uff's Schloß, gar ordeli.
Doch Alles goht ſi Weg, ſo lang es mag,
Derno hört's uff. Uff eimol chunnts e ſo:
Der Hund der het ſi nimmi blicke lo.
Was iſch jez dem? het druff der Metzger denkt,
Un het zuem Nochber gſeit: „mer wenn doch luege gli!"
Und wu ſie uffe chömme, ſen iſch's Thor uffgſprengt,
Un d'Menſchen un der Hund ſin umbrocht gſi.
Wer aber ſelli That verüebt ha ſoll —
Das weißt der Britziger Pfarrer nitt emol.

Jez rechts vu Badewiler, als de Berge no,
(De gros heißt Blaue) ſieſch ſo wiſſi Stei;
Sel iſch 's Husbade; 's iſch e Bergwerch. Mei,
Dert iſch's au ſchön, mer wenn au ane goh.
Un no ne wenig witer ehne dra —
Siehſch nitt ſell Hüsli, mit dem rothe Dach?
Dert wohnt der Tſchamber z'Sehrigen, i bi
Scho ſelber binem dobe gſi;
Er iſch e Wirth un wird e rechte Buur, alsgmach.
Un füre zue, lueg ſelle grüene Rai —
Sell iſch d'Hexmatt. Jez denk dedoch au, nei!
Dert heige ſie emol e Hex verbrennt;
Un dordurwille, daß me's jez d'Hexmatt no nennt,
Denn Falkenau heig's früeiher gheiſſe gha.
Nitt wit dervu fangt rechts der Mülle-Wald ſcho a.
Un beſſer gegen uns zue, — ſiehſch ſell Dach —
Iſch Niederwiler, rechts un links, am Bach.

Jez dreihe mer is aber rechterhand.
Do lit e Städtli, 's iſch der gwiis bikannt;
Was meinſch jez, Meieli, was wird es ſi?
Es fallt der vumme ſelber i.
Lueg doch, wie fründli in de Bergen in,
Wu nit, as Rebe, zrings drumm umme ſin!
— — — — — — — — — —

Jez derte ſieht me Neuburg, ſatt am Rhi,
Ne Städtli hüttigstag, ne Stadt vor Zite gnennt;[4])
Statt ſeller Chilche ſeig e Münſter derte gſi,
Doch heig's der Rhi neweg gnu, us em Fundement.
Un 's innerſt Hus ſei gſtande, wu jez 's üſſerſt ſtoht,
Me weißt es juſtement grad nimmi gnau.
Und wemmen uffezue, am Strom no goht,
Se chunnt 's Chrüzchilchli, in der Guetenau.
Dert het der Brueder Felix, im e chleine Hus,
Si Wohnig gha, und im e Todtebaum ſi Bett.
Si Gſchäft iſch bete gſi, und wenn es dundret het,
Se het er almig glitte. Nu, jez rueiht er us.
Sell heilig Chrüz, wu aber dert ſtoht, mueß de Rhi
No jez vum Land abhalten und — es thuet's, cha ſi!

Un do vu dene Berg rechts hintere
Sin no viel Ort; de weiſch jo, wu mer her chu ſin —
Dert ehnen unter ſellem Rai iſch Zunzige.
— — — — — — — — — — —

Jez ſim mer, glaub i, ummen überal,
Un d'Gegnig hemmer bſchaut. Gell do iſch's ſchön?
Das iſch im liebe Gott ſi Bilderſaal,
Un mir verſtune, wemmer drin ſpaziere gehn. —
Chumm jez, jez müen mer go, mer henn jez Zit;
Dur ſelli Hohlgaß us, in's Wilerthal.
's iſch ebbe no ne Viertelſtündli wit,
Un d'Weg, die weiß i jo no überal.

L. F. Dorn.

(Aus Pfarrer Dorn's „Allemania." Lörrach, 1843. Gutſch und Rupp.)

[1]) Der Dialect, in welchem die in meiner Sammlung „Allemania" enthaltenen Dichtungen geſchrieben ſind, iſt der allemanniſche und beinahe der nämliche, wie bei Hebel, von dem ich nur darin abweiche, daß hier viele Endungen auf u (z. B. wu, chu ꝛc.) vorkommen, welche dort auf o ausgehen. Dieſe Endung auf u hat aber zweierlei weſentlich verſchiedene Klänge. Der eine iſt ein reines „u," wie im Hochteutſchen; der andere iſt ein gemiſchtes, breites „u," welches ein kurzes „e" nachtönen läßt, z. B. „du" und „thue" (thun). Dieſen letzten Vokal habe ich überall, wo es die Ausſprache ſo fordert, beigeſchrieben. Wo alſo das „e" hinter einem „u" erſcheint, da will letzteres keine eigene Sylbe bilden, ſondern einſylbig mit dem „u" zuſammen geleſen ſeyn.

Auch in der Orthographie weiche ich zum Theil zuweilen von der Hebel'ſchen ab, da mein Beſtreben dahin ging, den Klang der Wörter, ſoweit dies auf einfache Weiſe geſchehen konnte, möglichſt treu durch die Schreibart zu bezeichnen, ſelbſt wenn ſie der Analogie des Hochteutſchen zuwider läuft.

L. F. Dorn.

²) Siehe den Artikel „der wilde Jäger Habsberger." Seite 186 dieſes Buches.

³) Eine halbe Stunde von Oberweiler aufwärts liegt die Ruine des Schloſſes Neuenfels, welche von Badenweilers Gäſten ſehr oft beſucht wird. Die Mauern deſſelben ſtehn noch; man ſieht den alten Schloßhof und in kleiner Entfernung davon den Raum des ehmaligen Gartens. Von der Geſchichte des Schloſſes ſchweigen die Urkunden. Der letzte Beſitzer war Chriſtoph von Neuenfels, der es mit ſeiner Gattin, einer Tochter und fünf Dienſtboten bewohnte. Noch vom Jahre 1540 hat man Kunde von ihm. Eine wohldreſſirte, große Dogge holte jeden Tag in Britzingen oder Badenweiler den Fleiſchbedarf iu einem Korbe für die Familie. Einſt, nachdem der Hund mehrere Tage lang ausgeblieben war, ahnte man daraus nichts Gutes; man begab ſich auf das Schloß, fand den Hund neben einigen Dienern erſchlagen und die Herrſchaft ermordet, welche Greuelthat wahrſcheinlich von Räubern verübt worden. Die Leichen wurden in Britzingen beigeſetzt.

(Siehe Pfarrer J. Schneider's: „Das Badiſche Oberland." Lörrach, 1841. S. 18.)

⁴) Neuenburg war in früheren Zeiten, ſchon vom 13. Jahrhundert an, eine beträchtliche Stadt, die vieler Privilegien genoß. Im Jahr 1490 war Kaiſer Maximilian daſelbſt und beſtätigte ihr dieſelben, auch erlaubte er 1496, ſtatt der alten, durch den Rhein größtentheils unterhöhlten und weggeſpülten Stadt, eine neue zu erbauen und erhöhte ihren Rheinzoll. In den Jahren 1632 und 1634 wurde Neuenburg von den Schweden genommen; Herzog Bernhard von Weimar hatte 1638 hier ſein Hauptquartier, während er Breiſach belagerte; im Jahre darauf ſtarb er hier an Gift.

(Vergl. Univerſallexikon von Baden. S. 817.)

Der Hausgeiſt Rüdy.

Seit 70 Jahren iſt das Pfarrhaus zu Obereggenen erbaut. Das alte ſtand nicht auf dieſem Platze, ſondern in dem Garten, den man jetzt den Rüdy-Garten heißt. Der Pfarrer, der im alten Hauſe wohnte, hatte viele Jahre lang keine Ruhe vor einem Hausgeiſt, der darin auf allerlei Weiſe ſein Weſen trieb,

ſo daß der Pfarrer oftmals bei dem Abt von St. Blaſien, dem die Pfarrei zuſtand, ſich beklagte und eine andere Wohnung haben wollte. Der Abt gab ihm aber kein Gehör, und ſo baute ſich der Pfarrer endlich ein eigenes Haus, um den Geiſt los zu werden. Das geſchah auch, denn der Geiſt zog nicht in das neue Haus ein. Als der Pfarrer todt war, kaufte der Abt das neue Haus der Wittwe ab, ließ das alte niederreißen und aus dem Platze einen Garten machen, den man von dem Geiſte den Rüdy-Garten hieß.

Die Leute nannten nämlich den Geiſt Rüdy (Rudolf); es war ein Kapuziner, der die Hausleute oft neckte, und ſich in allerlei Geſtalten verwandeln konnte. Oft erſchien er als Knecht, und wenn er eine Arbeit verrichtete, ſo war es immer ſehr gut gethan. Die Dienſtboten wußten, daß ihnen, beſonders zur Erndtezeit, Rüdy allzeit behülflich war, wenn ſie die Früchte in die Scheuer brachten, wo er die Garben ihnen abnahm. Er trug Holz und Waſſer, und man hätte ſich über ihn nicht beklagt, wenn er nicht durch ſeine vielfachen Neckereien die Leute zu arg erſchreckt hätte. Wenn zuweilen die Pfarrer aus der Nachbarſchaft ihren Amtsbruder in Obereggenen beſuchten, ſo ſahen ſie ihn zum Taubenſchlag heraus ſchauen und fanden ihn zugleich leibhaftig im Hofe ſtehen, denn Rüdy hatte ſeine Geſtalt im Taubenſchlage angenommen. Wenn das Geſinde zu Nacht aß, ſo fing Rüdy manchmal an, das Kind zu wiegen, ſtürzte auch zuweilen Nachts die Wiege auf die Seite, ohne dem Kinde zu ſchaden. Da ober dem Ofen ein Zugloch in das obere Zimmer war, ſo machte der Geiſt oft ein Geräuſch, wie das Wirbeln einer Trommel, warf auch Nüſſe, Erbſen und Bohnen herab, ſo daß die Leute am Boden ausglitten. Holte man Wein im Keller, ſo klopfte Rüdy hinten am Faße, ſo lange als noch etwas darin war.

Es kam einmal zu dem Pfarrer ein naher Vetter von der Univerſität, der auch von dem Hausgeiſt hörte. Der Pfarrer ſagte ihm, daß Rüdy Niemanden etwas zu Leid thue, wenn man ihn ruhig laſſe. Das machte dem Studenten Muth, er nahm ſeinen Degen und wollte den Geiſt ſogleich im Keller aufſuchen. Der Knecht ging mit ihm und blieb mit dem Licht an der Kellerthüre ſtehen. Der Student aber ging die Stiege halb hinab,

und rief trotzig dem Kobold zu, er ſolle kommen. Da kam auch Rüdy und ſchlug ihn mit flacher Hand ſo arg auf die Backen, daß er Licht und Degen fallen ließ und wie todt hinſtürzte. Der Knecht hob ihn auf und brachte ihn wieder in's Zimmer, wo er zu ſich kam. Doch war ihm kein Glied verletzt.

Wenn Winters das Geſinde Abends um den Ofen ſaß bei der Arbeit, und das Haus feſt geſchloſſen war, ſo hörten ſie doch Jemanden das Feuer ſchüren, was Niemand als der Rüdy ſeyn konnte. Als der Pfarrer das neue Haus bezog, wollte Niemand mehr in dem alten wohnen, denn der Geiſt war durch nichts hinaus zu treiben. Bei dem Auszug ging die Frau Pfarrerin zum letztenmal mit Knecht und Magd in das alte Haus, um den Reſt herüber zu bringen; wie nun das Haus leer gemacht war, und die Frau und ihre Dienſtboten zur Thüre hinaus gehen wollten, hing Rüdy in ſeiner Kapuzinerkutte mitten in der Thüre aufgeknüpft, wie an einem Galgen und die Pfarrerin mußte ſich mühſam neben ihm vorbei drängen. *)

(Siehe Mone's Anzeiger ꝛc. v. J. 1834.)

Der Ruedi.

(Poetiſche Faſſung derſelben Sage.)

Mueter, mer möchte jez z'Obe, henn d'Buebe gſeit, wu ſie chu ſin
Ab der Schlifi. Sie huchen in d'Händ un ſchlenkere d'Finger.
Nei, wie ſinkelet's un wie brennt's un hurniglen eim d'Beeri!
„Henn er enander jez gſtoche? — Genn nummen als Acht au ne wenig,
Daß ekei Unglück gſchicht, un keis eke Arm un ke Bei bricht.
's iſch gli gſcheh," ſeit Mueter, un goht in Cheller un holt jez
Aepfel ab der Hurt, un gitt imme jede ſi Sächli.
D'Buebe nemme's un ſtecke's in Sack, und allo der Thür zue;
Uſen, uff d'Gaß ſolls nonemol go. Doch: „jez mueß es gnueg ſi!"

*) Die Angabe von den Beweggründen zum Bau des neuen Pfarrhauſes iſt geſchichtlich wahr. Es wurden beim Oberamt Lörrach deßhalb Stöße von Akten geſchrieben. Auch die Verhandlungen mit St. Blaſien nach dem Tode des Pfarrers haben ihre Richtigkeit.

— So het d'Mueter gſeit — „für hütt; es iſch jo gli Betzit.“
Aber wu ſie's erzwinge wenn, uff eimol goht d'Thür uff,
Un der Vatter chunnt un luegt ſie alli beed ſcharf a.
(Drum er iſch hütt über Feld bi de Heren un z'Mülle vor Amt gſi.)
„‚Guten Obe!‘“ ſo ſeit er, — „‚und was ſoll's jeze no duß geh?‘“ —
Wenn ſie wohl oder übel, ſe blibe ſi denn in der Stube.
's Müeterli ſpricht ene zue, un ſeit: „jez ſitze do ane,
Eſſen eueri Aepfel, un wenn ſi der Vatter au gwärmt het,
Mueß er ich ebbis verzele; mer hole 's Liecht derno ine.
Wiſſen er nitt, er het's jo verſproche gha, gell aber, Vatter?“
Sither zieht er de Rock jez us, un d'Schueh mit de Schnalle,
Un leit d'Schlurpen a. Jez lütets akerat Betzit.
D'Buebe ſtehn enanderno uff un fangen a bete,
Un der Vatter thuet d'Händ au zemmen un d'Schlofchappen abe.
Endli ſage ſie: „Amen!“ un ſitze wieder, wie vorher
Uff en Ofebank hi. Der Vatter ſitzt in ſi Ecke,
Hinter e Tiſch, putzt 's Liecht un nimmt us der choſchbere Doſe,
Wun em emol der Markgraf gſchenkt het, jezen e Briſe.
Sellimol het er ſie überchu gha, 's iſch ſcho ne meng Johr her,
Wun er het müeſe ne Wage voll Wi go Karlisrueh ſchicke.
Und er nießt, un: „helf ich Gott!“ ſeit's Meidli zuem Meiſter
„‚Dank der Gott!‘“ ſeit er. „‚Se will i ebbis verzehle,
Aber förchen ich nitt‘“ — „o nei, mer förchen is gwiis nitt,
Seig es, was es will!“ — „‚vum Obereggemer Ruedi.

„‚'s iſch vor lange Ziten im Obereggemer Pfarhus
Und in's Here Schüre nitt ghür gſi; ſell iſch jez usgmacht.
Mengmol het es als tho, me het gmeint, der Bös ſei durane,
Mengmol iſch es au rüeihig gſi. Doch ebbis iſch gange.
So viel iſch emol gwiis. Die gſcheidſte Lit, wun es ghört henn,
Chönne's nitt ganz verwerfe; ſie zucke d'Achslen un ſage:
„Luege, das wiſſe mer ſelber nitt recht, was me ſoll dorus mache.“
's het als einer derte gwohnt, vor alters, ſo heißt es,
Ruedi het men em gſeit, ſo ne Pater us eme Chloſter;
Wie me die gheiße het, Chapeziner, oder no anderſt.
Der heig allewil z'balge gha und allewil z'ſtritte,

Und e Dräues: er wöll no mache, daß Keis meh vun Alle,
Us der ganzen Eggemer Gmei, in Himmel dörf inne.
Dis un jens un ſuſt no allerhand, was me nitt weißt meh;
Und er ſeig e verdächtige Mann, unheimli un grob gſi.
Doch 's chunnt Jedem ſi Stund; im Ruedi het ſie au gſchlage,
Und jez iſch er iſch gſtorbe, wu's endli gnueg mit em gſi wär.
D'Eggemer henn e vergrabe, un henn em no Glück uff de Weg gwünſcht,
Un das lisli un ſtill, daß er nitt ebbe nonemol uffwacht.
Aber es het nit gnutzt, ſie henn e nitt bruchen erſt z'wecke;
's gitt en anderi Stimm, die dringt bis aben in Bode,
Und mit der Rueih iſch es us. — Jez Ruedi, jez goht di Zit a,
So het die zue nem gſeit, jez gang un dien, bis uff Witers!

„Vu dem Augesblick iſch's im Obereggemer Pfarhus
Und uff em Hof abe niene meh ghür un niene meh recht gſi.
Zerſt, do het me nitt viel juſt gſpürt, wil nieme dra denkt het,
Und es iſch ſellimol grad au alles anderſter worde.
's chunnt e Pfarer mit Frau un Chinder, un 's iſch e Famili,
Wie nen anderi au. Doch goht ſcho 's Gſpröch bi de Lite,
Und es heißt: der Ruedi ſei jemerſt au wieder zruck chu.
Und 's wird allewil luter; un nootno het er ſi ſeh lo,
Unter em Tagloch oben un jielimol unten im Cheller,
Oder gar in der Stube, bim Eſſe, oder im Husgang,
Oder zuem Tubeſchlag us, im Fuetergang und in der Schire,
Und uff em Heuſtock oben, und het ſi Weſen als triebe.
Und es het's bal Jedermann gwüßt un nieme meh gleugnet.

„Endli iſch er ich ganz bikannt mit's Pfarers Lit worde,
Daß em kei Menſch me gförcht het vor em, as allefalls d'Magd no,
Wenn ſie en no nitt gchennt, und erſt au ſither der Wienecht
In's Hus dunge gha het; denn zitwis iſch er gar uding,
Suſt aber ordeli gſi, me het em dörfe wol traue.
Jo, er het jo als d'Chinderli gwaglet un het jo als Holz treit,
Un ſuſt allerhand tho; und mengmol het er au Heu gliecht,
Wie men e gheiſſe het, doch ſell iſch juſtement d'Sach gſi.

Het men em grueſe bi Namme, au wenn mene nittemol gſeh het:
„Ruedi, wu biſch? gang inne und wagle der Heinerli dinne,
Ordli, daß er au z'friede cha ſi, un nimme meh briegget!“
Het er en tüchtig gwaglet; me het gmeint, 's Bettli, mit ſammt ihm,
Wöll all Streich an d'Wand, oder gar zuem Fenſter us fliege.
Het men e gheiſſe: „gang hol e rechti Tragete Holz her!“
Het er die halbi Bügi brocht, un grad uff de Boden
Ane keit in d'Chuchi un grumplet; i ſag ich, me het gmeint,
's Hus wöll' eim über em Chopf enanderno zemme keie.
Un derno het er e Scholle no glacht, daß er ein ſo verſchreckt het.
Het em der Chnecht emol gſeit: „rupf Heu! ſuſt wird i nitt fertig;
Hütte bruch i gar viel; es iſch no ne Roß und e Her chu.“
Und er iſch furt mit de Roſſen, an Brunnen uffe go tränke,
Bis er wieder heime chunnt — jez lueg me doane —
Het er der ganz Heuſtock bim e Hälmli dur's Fueterloch abkeit.
Het men e aber gheiße: „Gang waglen e wengeli dinne!“
Het er blöſelig guget, un's Chind het g'ſchraue, wie vorher.
„Trag e wengeli Holz!“ Do henn er, e Spönli, ke Schueh lang;
„Jech e wengeli Heu!“ — E Löckli, 's gäb' eke Muul voll.
So het er's dureweg gmacht; drum het me müeſen als ſage,
Wemm me's het wölle ſo ebe recht ha: „nitt z'viel und nitt z'wenig!“
Un derno het er's au tho, gar ordeli, wenn er nitt ſuſt no
Ebber het wölle vergelſteren, oder e heimliche Tuck thue.

„„Drum, er iſch nitt uffem Hof, un deheime allewil bliebe.
Mengmol iſch er au witers; im Dorf, do iſch er bikannt gſi.
He, er het jo der Her Pfarer als bis an d'Chilche bigleitet,
Wenn es em igfallen iſch, daß's alli Chilchelit gſeh hen;
Un bi der Thür het er cherum gmacht. Jn d'Chilche gar ine
Wär' er ich um kei Pris. Gell Ruedi, ſell het en End jez!

Aber au Lumpeſtreich het er gnueg in ſim alte Quatier gmacht;
Späßli und allerhand Zig, wun er ein als numme verirt het.

's iſch emol e Fremden, i glaub, vu Baſel her, dert gſi,
Un der het der Her Pfarer au b'ſucht und e bitzeli nogfrogt,
Wegen em Ruedi, was der denn au mach, eb er au no im Hus ſeig?
Un der Her Pfarer het gſeit: „Jo frili, jo, der iſch no do,
Ueberal, wu men e will, und überal, wu men e nitt will.“
Aber er het de Fremd nitt gchennt, doch het er em B'richt ge:
So iſch es mit em un ſo, un het em alles verzelt gha.
Un in der Stube, wu jez die Here grad mitenander
Spröchen, iſch oben am Ofe ne Thürli d'Bühne nuff gange,
In die oberi Stube — 's iſch, daß me cha Wärmi derdur lo —
Und wu nieme dra denkt, uff eimol chunnt ich der Ruedi,
Streckt der Chopf derdur aben un bebberet, grad wie der Heini,
Uff em Chilchthurn oben, im Neſt. — „Was ſoll jeze das ſi?
's iſch doch, uff mi Treu, kei Storch in unſerer Stube!“
Seit der Her Pfarer un lacht no derzue un lueget der Fremd a.
Un der Fremd lacht au, und ſeit: „Jo frili, Her Pfarer,
Un derzue no ne große. So het mi Vatter ſcho gheiße,
Un i heiß ebe juſt au neſo; das mueß er jez gwüßt ha!
Un der Her Pfarer het glacht un der Fremd un der Ruedi het mitglacht.

„Mengmol iſch er au bös un boshaft gege de Lit gſi.
Chunnt d'Fraufaſte Zit, ſe het der Her Pfarer im Hus dinn
Un ſi Frau un d'Chinder un 's Gſind ebe niene ke Rueih gha.
D'Stegen uff un d'Stegen ab, uff der Bühni, im Cheller,
Iſch der Ruedi halt hinte dra gſi, un tritt eim uff d'Ferſe
Aß me zunterſt un zöberſt un hinterſi d'Stegen ab keit iſch.
Het er derno ſo ne Streich verbrocht gha, fangt er a z'lache,
Ueberlut e Scholle, un packt ſi un ſinnt uff e neue.
Mengmol het d'Frau Pfareren als e Teller voll Gläſer
Wöllen in's Chenſterli thue, daß 's d'Chinder nitt ſolle verheie,
Oder d'Magd en Ergeli voll friſch Waſſer am Brunne
Holen un heime tragen un d'Stegen uff laufen in d'Chuchi.
Aber der Ruedi nitt fuul, ſo wien er das Ding numme gmerkt het,
Iſch gli hinte dra, un — batſch! do lit's uff em Bode!
D'Scherbe cha me jez zemme leſe, oder au 's Waſſer
Wieder uſe wiſchen un mit eme Lumpe goh tröchne.

Jez chunnt wieder emol e Wägeli z'fahren und haltet
Am Pfarhus. Ne fremde Her ſtigt ab un goht ine
Un frogt no nem Her Pfarer, un der iſch richtig deheime.
Sellimol het es ke Hirze no ge, un nittemol d'Sunne
Iſch no ne ordeli Wirthshus gſi; es iſch ſcho gar lang her,
Un me het eben au no nitt ſo viel druff g'halten, as jeze.
Wer iſch echterſt au das? Henn d'Lit enander gli g'froget,
Iſch es e fremde Her Pfarer, wu unſeren ebbe will b'ſueche,
Oder der Amtma vu Rötle? Der Probſt vu Bürgle cha's nitt ſi,
Selle chenne mer jo, un das iſch emol ſi Roß nitt.
Was gilt's, das iſch jez g'wiis der Inſpekter, er chömmt jo go luege,
Wien es im Pfarhus ſtand und usſech und in der Chilche.
Aber es hätt ich e nieme nitt chennt, bis endli chunnt's uſe:
's iſch e fremde Heer, er möcht der Ruedi go beſchaue.
's Pfarers Chnecht chunnt au un hilft dem Fremde ſi Roß gar
Vor em Hus abſpanne; und endli macht er no's Thor uff
Un ſchirkt's Wägeli inen in Hof, und unter e Holzſchopf.
Un 's Roß füehrt er in Stall, zue's Pfarers Roſſen un Chüeihe,
Leit em e Halfteren a, un bindet's a, an der Chripfe,
Un jez brüelt er im Fuetergang in, grad mir nitt un dir nitt:
„Ruedi, wu biſch? Rupf Heu, i bruch, nitt z'viel und nitt z'wenig!
He! Heſch es g'hört? Allo!" — Der Fremd het glost un iſch furtgrennt,
Wun er ich jez, ſatt neben em, hört lut lachen e Scholle;
Uſe, was giſch was heſch; zuem Stall us, 's iſch do nitt richtig,
Un do trau i au nitt. Wer weiß, was do inne ſoll vorgoh.'"
— D'Buebe ruke jez nächer zuem Vatter un luegen an d'Thür als. —
„„Beede Here ſin dinn, gehn uff und ab in der Stube,
Un der Her Pfarer verzelt vum Ruedi un vu de Streiche,
Wun er ſcho gmacht het im Hus, im Cheller und in der Chuchi,
Und uff der Bühni oben, im Husgang und in der Stube,
Und in der Schire durane, im Fuetergang und uff der Prügi.
Aber der fremd Her wills nitt glauben un lacht numme drüber,
Un ſeit: „Ebe deswege bin i jez chu, au go luege,

Was denn das für Poſſe ſeige, do mit dem Ruedi;
Eb me denn ebbis au ſech, und eb au ebbis dra wohr ſeig.
Wenn er numme hütt chäm, gohn is d'Zit e wenig vertribe!" —
Nu, das Ding iſch guet. Der Her Pfarer will jo nitt ſtrite,
Und denkt: wart — de wirſch es ſcho ſeh — wart numme bis z'Obe.
Wenn er ſi jezen au ſchiicht, ſen iſch er derno diſte freier;
Bruchſch em nimmi lang zrüefen, er wird der ſcho zeige, was wohr iſch.
Lach du numme nitt z'lut, es goht eim gar hinderli mengmol.

„Nootno chunnt jez der Oben, es wird afangen au dunkel,
's fangt a Betzit lüten un d'Chinder gehn vu der Gaß heim.
D'Lit thien d'Läde jez i, un rüefen enander: guet Nacht! zue,
Un 's wird überal ſtill, me hört eke Stimm un ke Tritt meh.
's Liecht chunnt ine, d'Frau Pfarere ſeit: „jez chönne mer eſſe!"
Aber mi fremde Her luegt allewil numme an d'Thüre,
Un iſch nimmi halber ſo lut, as hüt Nomitag gſi.
D'Suppe chunnt, ſie ſitze denn zue un lenn's ene gſchmecke,
Alli zemmen am Tiſch; doch Der het kei Appetit gha.
Jeze ſpröche ſie mitenander vu andere Sache,
Denn der Her Pfarer het's gmerkt, daß Der nit rüeihig cha eſſe.
Aber iſch d'Thür uffgange, ſe het mi Fremde druff higluegt,
Eb der Ruedi nitt chömm, — i glaub, daß er's nittemol g'wüßt het."
— D'Buebe die rucke jez alliwil no ne wengeli nächer
Gegen e Vatter ane, un ſchielen als heimli uff d'Thüre. —
„So iſch's Eſſe vergange, bis z'letſt, do chunnt no ne Brotis,
Grad recht für mi Her, e Kapun, un das e lozfeiſte.
Denn er het ordeli geſſe dervu un d'Beinli abgnaget,
's iſch ſi Libeſſe gſi, ſell het me chönne verrothe.

„Wu ſie jez endli ferig ſin, ſe blibe ſi ſitze
No ne wenig am Tiſch, der fremd Her un der Her Pfarer,
Bis ſie's Chrüegli gar leeren un werde recht munter und luſtig,
Und de Fremd denkt nimmi an Ruedi. Doch er het an ihn denkt.
Un jez ſtoſſe ſie a, uff Gſundheit, un wohlbikumm's! heißt's,

„'s gilt, der Her Pfarer ſoll — — —“
Gott verzeih mer's, luege doch au! uff eimol goht d'Thür uff,
Bumme ſelber, was iſch doch au das? Kei Menſch iſch im Husgang,
Un es ſchliicht e Schatte, mit grüenen Augen in d'Stube,
Un goht landſem an der Wand, e wengeli witers.
Alli guete Geiſter! het jez der Her wölle ſage,
Un ſpringt uff vum Stuehl, as wenn er wott halber vertlaufe.
Aber er het derno denkt: i weiß es jo ſcho, 's iſch der Ruedi;
Und iſch müsli ſtill, un het kei Aug me verwendet.
G'ſchuderet het's en e wenig, ſell het men em wohl chönnen aſeh.
Alles iſch ſtill un gitt Acht, wu echterſt der Ruedi wöll ane.
Allewill chunnt er nächer zuem fremde Her, an der Wand nó,
Bis er bi nem iſch. Uff eimal fliege die Beiner,
Wun er no uff ſim Teller het liege, vum brotene G'flügel,
Ihm in's G'ſicht; der Ruedi, der lacht, un goht ſiner Wege,
Landſem gege der Stubethür zue, furt wieder, zuem Loch us.
Jez guet Nacht, un ſchlofen au wohl, un denken an Ruedi!

„So iſch's ſellimol gange. Der Her, der het ſi faſt z'todt g'ſchämt,
Daß em der Ruedi ſo wenig Ehr no nem Eſſe het atho.
Aber luegen, ihr Chinder! es iſch ſi redliche Lohn gſi!
Wer het e g'heiſſe go Eggene goh un au no gar hensle
Wegen em Ruedi? — Jo wol! eb denn au ebbis dra wohr ſeig?
Het em's denn nitt der Her Pfarer ſcho gſeit gha Alles, wie's usſech?
Hätt' er nitt chönne jez ſchwigen un denke: ſey's wohr oder nitt wohr, —
Was keits mi denn drum, und ändere chan i's doch ſchwerli.
's goht e Jede ſi Weg, ſell iſch eben allewil 's Fürnehmſt.
Nei, er mueß ane go luege, un mueß em ſelber no ruefe.
Aber, was han i ich g'ſeit? Es goht eim gar hinderli mengmol.

„Drum, me mueß niemole naſewis ſi, wenn ein ebbis nit agoht,
Un nitt wölle bramabarſiere, me thieg ſi nitt förche.
Wememe ſi überal dri will lege, me haltet eim nit druff;

'ſ iſch nit nutz, ſagi au, me cha gar wüeſt no neweg chu,
Un derno lachen ein d'Lit nummen us, un's heißts: 's iſch em Recht g'ſcheh!'"

— „Du machſch aber au lang, mit dim Verzehle vum Ruedi,"
Seit jez d'Mueter; „jez mein i, wär's gnueg! Meichätter bring's G'ſchir jez!
'ſ Eſſen iſch ferig, heſch's g'hört? Di Brötisli wird der ſuſt ischalt! —
Blib's derbi, jez hör i au uff, doch will i no ſage,
Bis er der Tiſch deckt henn, wie's mit em Ruedi no chu iſch."

„'s het's e Menge probiert, eb er en nit ebbe chönn banne;
Hexemeiſter ſin chu, Schwarzchünſtler und anderi Schelme,
Un Chapeziner vu Neuſtadt her; 's hett Alles nit g'hulfe.
's het en ekeiner zwunge. Jo, brummlen ihr doch, het er denkt als,
Schwätzen ihr chuderwälſch un mache doch Faxen uff Note!
Mir a ſtehn uff e Chopf! ſo Zigs han i emol au g'macht.
Endli aber iſch's anderſter chu, der Pfarer het's gnueg g'ha,
Un, was g'ſchicht? — er zieht us, un d'Handwerkslit breche's Hus ab.
Und wu die in d'Schire chu ſin, ſe ſehn ſie, wit obe,
An eme Trom der Ruedi no bamble, dert het er ſi g'henkt gha.

„Vu der Zit a neweg iſch es us gſi mit ſine Sekte.
Mengi ſage frili, er ſeig no jez in der Nöchi,
Dobe näumen im Wald, bi Schalſige löß er ſi ſeh als,
Und er chömm all Johr wieder nächer heim um e Schritt wit.
Aber i glaub ſell nitt. Churz, z'Eggenen iſch er verſchwunde.
Nummen ellei der Platz, wu's Pfurhus almig iſch g'ſtande,
Mahnt no a ſi Namme; me heißt e der Ruedi-Garte.
Er iſch nimmimeh dert; un's Pfarhus henn ſie denn neu baut.
Jez iſch's heimli un ſtill, wu almig in früeihere Zite
Geiſter ſin gangen un d'Lit numme plogt un numme verſchreckt henn,

Un der Her Pfarer weiß nit me dervu, wu hüttigstags dert wohnt.
Chömmet jez, 's Eſſen iſch do; wer betet hütt? nu: Komm Her Jeſu!

L. F. Dorn.

(Aus Pfarrer L. F. Dorn's: „Allemania.“ Lörrach, 1843. Verlag von Gutſch.)

Badenweiler.

In dieſes Thales Gründen
Möcht' ich ein Plätzchen finden,
Ein Hüttchen mir zu bau'n;
Um oft vom Traubenhügel
Des Rheines Silberſpiegel
Nach Herzensluſt zu ſchau'n;

Alſatia zu erblicken,
Den himmelblauen Rücken
Des Vogeſus zu ſehn;
Umweht von Blüthendüften
In duftigfeinen Lüften
Die Ferne zu erſpäh'n.

Ich würde Blumen brechen
Und an kriſtallnen Bächen
Im Schatten mich erfreu'n;
Dann bei des Mondes Helle
Auf moosbelegter Stelle
Schlief' ich zu Träumen ein.

Bei meinem ſtillen Lauſchen
Spürt' ich der Geiſter Rauſchen,
Der Engel leiſen Flug;
Es tönten ſüße Lieder,
Entſchlafne kämen wieder
Aus ihrem Aſchenkrug.

Des Römmerbades Trümmer,
Der Bergruine Flimmer
Im Abendſonnengold,
Des Heilquell's Segenskammer,
Dem Schacht, dem Eiſenhammer,
Iſt meine Seele hold.

Natur! mit alter Kunde
Stehſt du im Schweſterbunde,
Erquickſt hier Geiſt und Sinn;
Frei von der Sorgen Schwarme
Ruh' ich in deinem Arme,
Du Freudenſpenderin!

Ich ſteige auf zum Blauen,
Die Welt umher zu ſchauen,
Die mir ſein Gipfel zeigt.
Ich wall' im Wieſenthale,
Wo an dem Todtenmahle
Aus Grüften Leben ſteigt.

Der Römer und der Ritter
Erſcheinen im Gewitter
Vor Gottes Wolkenthron;
Nun ruhen ihre Schwerter,
Wo herrlicher, verklärter
Nur glänzt der Edeln Lohn.

Auch nach dem hohen Hauſe
Von Bürglen's froher Klauſe
Richt' ich der Wandrung Ziel;
Fern von dem Weltgetümmel,
Schweb' ich empor zum Himmel
In heiligem Gefühl.

Ich habe mir erkieſen
Die Dörfer, Haine, Wieſen,
Vom Vögelhof zu ſehn;
Den Neuenfels zu ſuchen,

Dann unter Schweighofs Buchen
Zur Ruhe einzugehn.

Schau' Neuburg's alte Veſte,
Umfächelt von dem Weſte,
Wo Weimar's Bernhard ſchied;
Seh' Müllheim's Feld und Reben
Und ſeines Marktes Leben,
Horch' froher Winzer Lied. —

Suchſt du ein ſtilles Eden,
Laß Badenweiler reden,
Wirf dich in ſeinen Schoos.
Laß Hohen ihre Beute,
Wo dieſes Thales Leute
Durch Einfalt nur ſind groß.

Wie freundlich ſind die Kinder!
Viel williger, geſchwinder
Dient hier die Achtſamkeit,
Als in dem Fürſtenſaale,
Beim Tanz und reichen Mahle
Der ſchnöden Ueppigkeit.

Bei froher Gäſte Regen,
Bald lieblich im Bewegen,
Bald treulich in der Ruh,
Fließt hier von manchem Guten,
Wenn Herzenswunden bluten,
Des Troſtes Balſam zu.

Geſundheit wird dem Kranken,
Und traurige Gedanken
Vergehn wie Nebelduft.
Des Badquells Wunderkräfte
Sind Stärkung zum Geſchäfte,
An das die Zeit uns ruft.

Noch bleibt der Geiſt gefangen,
Dem Freiheit im Verlangen

Mit ſteter Flamme glüht.
Mein Segen dieſem Orte,
Bis einſt die ſchöne Pforte
Mich zu den Sel'gen zieht.

Pfarrer **Graf.**

Badenweiler.

Willſt du der Natur dich freuen,
Willſt du ſinnen, ungeſtört,
Ueber Alles, was der neuen,
Was der alten Zeit gehört;
Wie des Schickſals Wandelſterne
Sich in ſichern Kreiſen drehn,
Wie die Menſchen ſtets ſich ferne,
Seyn und Nichtſeyn nahe ſtehn;

O ſo komm in dieſes Eden,
Wo mit Sonn, Mond und Thau
Bäch' und Nachtigallen reden
Zwiſchen heiterm Grün und Blau;
Hier dem Erdenqualm enthoben,
Siehſt von Strahlen dich umwoben,
Wallſt, umweht von Blumenduft.

Kämſt du mit zerriſſnem Herzen,
Mit geheiltem giengeſt du;
Schnell entfliehn des Grames Schmerzen,
Lacht dir dieſes Thales Ruh;
Wo der Glaube himmliſch heiter
Schaut der Liebe in's Geſicht,
Die den Glauben nahm zum Leiter,
Der ſie füllt mit Muth und Licht.

Schau umher! Die Menſchenalter
Braußten, ſtürmten durch das Thal,
Folgten wechſelnd ſich, wie kalter
Winter folgt dem Sommerſtrahl;

Zartes ſiehſt du Rauhes mildern,
Blüthenglanz im Fels zerſtreut,
Allwärts bei des Lebens Bildern
Bilder der Vergänglichkeit.

Tief des Römerbades Trümmer,
Wo im Thal der Heilquell floß;
Hoch im reinſten Aetherſchimmer
Ein zerfall'nes Ritterſchloß.
Blumenreiche Wieſen grünen,
Wo der Adler Roms geglänzt,
Und der teutſchen Burg Ruinen
Voll Geſang ein Hain umkränzt.

Hinter ſegensreichen Auen,
Hell durchſtrömt vom ſtolzen Rhein,
Sind im Ferngedüft zu ſchauen
Bläulicher Vogeſen Reih'n.
Holde Landſchaft! Wunderſelig
Wall' in deinen Thälern ich;
Manches Bild erblich allmählig,
Stets verklärt das deine ſich!

v. Weſſenberg.

Die Römerbäder zu Badenweiler.[1]

Mit Wehmuth ſchaut euch Jeder,
Der pilgernd euch genaht,
Ihr alten Römerbäder
Die längſt die Zeit zertrat.

Wohl ſchlieft ihr unterm Thale
Den tauſendjähr'gen Schlaf,
Bis jüngſt auf eure Maale
Des Bauern Pflugſchaar traf.

Die Gemmen, längſt zerſchlagen,
Der Bider ſeltner Kranz,

Sie künden und ſie ſagen
Von alter Tage Glanz.

Als noch dort überm Forſte,
Das Schwert in brauner Fauſt,
Der Römer in dem Horſte
Mit ſeiner Schaar gehauſt,

Da mochte voller quellen
Des Heilborns reiche Fluth,
Wenn in den edeln Wellen
Der Tiber Sohn geruht;

Wenn ſich im kräft'gen Schwalle
Der narb'ge Leib gekühlt
Und ſeiner Wunden alle
Geneſen ſich gefühlt.

Das war ein luſtig Baden!
Verjünget ſtand er auf
Und zog auf grünen Pfaden
Zu neuem Siegeslauf. —

Wie anders iſt es heute!
Es ſtarrt das Römerhaus
Verödet in die Weite,
Kein Ritter ſchaut heraus.

Der Knechtſchaft Joch ſank nieder,
Kein' Sclavengeißel ſchwirrt,
Es klingen freie Lieder,
Wo Ketten einſt geklirrt.

Nun ſeh'n die öden Hallen
Kaum einem Schatten gleich,
Es iſt, wie ſie, zerfallen
Das alte Römerreich.

Friedrich Otte.

[1]) Als in dem letzten Viertel des verfloſſenen Jahrhunderts der Markgraf Karl Friedrich in den reizenden Thalgegenden der Vorberge des Schwarzwaldes ſich ein Luſthaus erbauen wollte, lockte ihn vor allen die herrliche Lage auf die Höhen hinter Müllheim, und er beſchloß, dieſen

Punkt zu wählen. In dem ſchmalen Wieſenthälchen erhebt ſich der Vorſprung, auf dem ſo maleriſch das Dorf Badenweiler liegt, rückwärts an den hohen Blauen gelehnt, der mit den anſtoßenden Bergen einen waldigen Keſſel bildet. Auf der Spitze des Vorſprunges ruhen die Trümmer der alten Burg Baden, ernſt hinausblickend in die lachenden Gefilde des Rheinthals. Schon die erſten Nachgrabungen für die neuen Bauten führten ſogleich auf Trümmer, in welchen der Forſcher die verſunkene Römerherrlichkeit erkannte. Des Fürſten Sorgfalt unterſtützte die weiteren Unterſuchungen und in kurzer Zeit war die ganze Ruine offen zu Tage gelegt und Veranſtaltung getroffen, ſie vor weiterem Verfall zu ſchützen und den Forſchungen der Gelehrten zugänglich zu machen. Eine vollſtändige, mit einer in dieſen Gegenden ungewöhnlichen Pracht erbaute römiſche Badeanſtalt war nun mit all' ihrem Reichthum dem Grabe wieder entſtiegen.

(Vergleiche Max v. Ring's „Maleriſche Anſichten der Ritterburgen Teutſchlands.“ 2. Heft.)

St. Trutbert im Münſterthale.*)

Der fromme Trutbert hatte von dem Herren dieſes Thales, dem Grafen Otbert, die Erlaubniß erhalten, auf der Stelle, wo gegenwärtig das Kloſter ſteht, ſich anſiedeln zu dürfen und fing nun an, das Geſträuch auszurotten, eine Hütte zu bauen und ein Gärtchen anzulegen. Da überraſchte ihn der Graf einſt mitten in der Arbeit und wurde von deſſen frommen Eifer ſo gerührt, daß er ihm nicht nur den Ort zum bleibenden Eigenthum vermachte, ſondern auch den Ertrag einiger benachbarten Höfe zuwies, und ihm ſechs Knechte beigab, damit er die mühſame Ausrottung des Waldes um ſo raſcher betreiben möge. Aber dieſe Knechte waren ein ſchlechter Gewinn. Denn je eifriger Trutbert ſelbſt der Arbeit oblag, deſto überdrüßiger wurden ſie derſelben. Bald waren alle Bitten und Ermahnungen vergebens. Es gelang ihm nicht mehr, ſie gehorſam zu erhalten und endlich ſtieg zwei Brüdern unter ihnen der abſcheuliche Gedanke auf, den frommen Mann aus dem Wege zu räumen, um ſich ſeines Joches gänzlich zu entledigen. Als er daher einſtmals (es war im dritten Jahre ſeines dortigen Aufenthalts) um die Mittagszeit, von der Hitze und Arbeit er-

*) Das Münſterthal hat ſeinen Namen von der uralten, Bergbau treibenden Stadt Münſter, welche längſt nicht mehr exiſtirt, und ſonſt nur noch auf eine Gruppe von Höfen im Thale ihren Namen vererbt hat.

ſchlafft, auf ſeiner Ruhebank hingeſtreckt lag und ſchlief, ſchlichen die Böſewichter herbei und ſchlugen ihn mit dem Beil auf die Schläfe, daß er augenblicklich den Geiſt aufgab. Sobald Graf Otbert dieſe Unthat erfuhr, befahl er ſeinen Leuten, die flüchtigen Mörder zu verfolgen. Da geſchah es, daß dieſelben, von Müdigkeit, Hunger und Durſt erſchöpft, nach vier Tagen wieder wie durch ein Wunder an den Ort geriethen, von wo aus ſie geflohen waren und mit Entſetzen ſah nun das verbrecheriſche Brüderpaar, wie ein böſes Gewiſſen ſich räche. Beide wurden zu dem Richter abgeführt; aber der eine wartete die Strafe der Gerechtigkeit nicht ab, ſondern nahm ſich unterwegs ſelbſt das Leben; der Andere dagegen büßte ſeine Schuld am Galgen.

(Siehe Joſ. Bader's „Freiburg und ſeine Umgebungen.“ Freiburg, 1838. Herder. Seite 90.)

Schloß Staufen.

Ein wildes, trotziges Geſchlecht bewohnte einſt dieſe Burg, deren rebenumkränzte Trümmer auf das gewerbſame Städtchen Staufen am Eingange des anmuthigen Münſterthals herabſehen. In unaufhörlichem Kampfe mit den Nachbarn, um ſeine Herrſchaft auszudehnen, fühlten beſonders die Mönche des naheliegenden St. Trutpertskloſters die drückende Uebermacht der Ritter von Staufen. Vergebens ſchloßen die Aebte einen Vertrag mit den Bürgern der Stadt Breiſach zu gegenſeitigem Schutze: die nahen und mächtigen Vögte des Kloſters, denn dieſe waren eben die Ritter von Staufen, fanden darin nur Veranlaſſung zu neuen Unbilden. So hatte ſchon Werner von Staufen den frommen Abt Hugo überfallen, und nicht beſſer handelten ſeine Nachfolger, die Otto's. Von einem derſelben erzählt die Legende: Als Berthold V. von Zähringen nach Frankfurt zur Reichsverſammlung zog, mußte ihn Ritter Otto, (des Marſchalks von Staufen Väter) den er vor allen ſeines Hauſes Dienſtmannen liebte, begleiten. Wenige Tage vor der Abreiſe hatte derſelbe, da es ihm an Pferden zur Fortſchaffung des Gepäckes mangelte, dem St. Trutberter Kloſter zwei Roſſe weggenommen, und als ihm die Mönche deßhalb derbe Vorwürfe mach-

ten, im Jähzorn geſchworen, nach ſeiner Rückkehr ihr Neſt ſo zu zerſtören, daß kein Stein auf dem andern bliebe. Die Mönche, durch dieſe Drohung erſchreckt, flehten ununterbrochen zu Gott und ihrem Schutzheiligen um Rettung. So inbrünſtiges Gebet blieb nicht unerhört: Als der Zug des Herzogs auf dem Heimwege an einen überfrorenen Fluß gelangte und Ritter Otto, das Eis zu prüfen, voranritt, ſtürzte mit ihm das muthige Pferd rücklings nieder. Gelähmt von dem heftigen Fall, ward er unter zunehmenden Schmerzen in die nächſtgelegene Hütte getragen, wo nach wenigen Augenblicken das Licht ſeines Lebens erloſch.

Joſeph Bader.

(Siehe „Freiburger Wochenblatt." 1828, den Aufſatz „Staufen." S. 10.)

Dem Kaiſerſtuhle.*)

Du grüner Berg mit deinen ſanften Hügeln,
Den abendluftgewiegten Wellen gleich,
Wo theurer Freunde Bilder mich umflügeln,
Den Blick gefeſſelt hält dein Wunderreich;
Ich lege treu mein Herz an deinen Buſen,
Das manchen Troſt in deinem Schutz erfuhr,
Du biſt mein Freund, dir weih' ich meine Muſen,
Du lohnſt ſie mit den Schätzen der Natur!

Schön ſind der Alpen Häupter anzuſchauen,
Wo lieblich tönt der Hirten Morgenſang,
Erhaben iſt's, wenn ihre Scheitel thauen,
Kaskaden ſtürzen über Felſenhang;
Und manches Röslein duftet ob den Gründen,
Und ſtirbt am Buſen einer Sennerin, — —
Doch nimmer mag ich dort die Roſe finden,
Die ewig blüht dem treuen Sängerſinn. —

Parnaß, Olymp und Helikon ſtehn ferne,
Mein Auge ſah das große Hellas nie;
Dort wandeln leuchtend unerreichte Sterne,
Begeiſternd aller Dichter Phantaſie;

Beſcheiden blick' ich auf nach ihrem Ruhme,
Der ſelbſt Jahrtauſenden nicht unterlag,
Doch dort auch ſproßt mir nicht die zarte Blume,
Die nur auf niederm Beete blühen mag.

Wie viele Berge, die zum Himmel ragen,
Sind arm an liebeſchaffender Natur!
Sie können nur das Aug' zur Ferne tragen,
Und ſteif und nackt bleibt ewig ihre Flur.
Doch deine Höhen ſtreben gleich dem Dome
In üppig wechſelnd reicher Pracht empor,
Erquickend mit der Lüfte lindem Strome
Des Wandrers Auge, Herzen, Mund und Ohr.

Hat wilder Flammen Wuth Vulkan' geſtillet,
Erſtarrt zu hartem Stein der Lava Glut*),
Tief dir im Innern kochts, die Adern füllet
Mit raſchem Feuerſtrom ein edles Blut;
Süß fließt es nun durch grüne Rebenranken,
Und löſt das Räthſel deines Daſeyns auf,
Ob du's Vulkan, ob du's Neptun zu danken,
Dein heißer Saft gibt den Entſcheid darauf.

Welch ein entzückendes Gedicht zu leſen
Von deinem Gipfel, wenn im Purpurſtrahl
Die Sonne tauchet hinter die Vogeſen,
Von Abendglocken tönet Thal für Thal!
Wenn ſich der Rhein gleich einer Silberſchlange
An deine wonnevollen Hügel ſchmiegt; —
O wie dann auf zu deinem Lobgeſange
Des Dichters Herz in deinen Himmel fliegt!

Eduard Lynker.

*) Das Gebirg hat ohngefähr zehn Stunden im Umfange, zwei im Durchſchnitte und vier in die Länge. In der letztern Richtung bietet es faſt nur Fußpfade. Es ſteht ganz iſolirt, außer Zuſammenhang mit einer andern Gebirgskette. Der Hauptſtock erhebt ſich ohngefähr eine Stunde vom Rhein, während ſeine Vorhügel das Ufer des Flußes bilden. Auf mehreren Punkten des Kaiſerſtuhls ſind vulkaniſche Spuren ſichtbar, unter andern findet man daſelbſt ein ſehr poröſes, ſchwarzgraues Geſtein deßgleichen auch bei andern Vulkanen angetroffen wird, den ſog. Mandelſtein.

Man hält dafür, der Krater ſey in der Nähe von Bickenſol geweſen. Das Gebirg ſelbſt beſteht aus 40 bis 50 größeren und kleineren Bergen und iſt von ungemeiner Fruchtbarkeit. Es liefert vielen und guten Wein, treffliche Futterkräuter, Hanf, alle Arten von Feld= und Baumfrüchten ꝛc.

Der Kellermeiſter und ſeine Frau.

Im Schooß des Kaiſerſtuhles
Da hauſt ein alter Mann;
Entſteigt er ſeinem Grunde,
So macht er froh die Runde
Mit einer goldnen Kann'.

Lockt ihn die gute Laune,
Geht er von Haus zu Haus
Und ſchenkt aus ſeinem Keller
Den beſten Muskateller
Und andre Weinchen aus.

Gern thut er damit laben
Mann, Weib und Knecht und Kind,
Und hat die größte Freude,
Wenn rings die lieben Leute
Recht tonnetrunken ſind.

Der alte Kellermeiſter
Hat auch 'ne alte Frau,
Die hauſt von ihm geſchieden,
Doch ſtets in Zucht und Frieden,
Da drunten in dem Gau.

Die Frau führt einen Wagen
Schwer voll von Haus zu Haus,
Mit goldnen Kornes Schwaden
Und Früchten reichbeladen
Und theilt rings davon aus.

Doch einmal nur im Jahre
Erblickt man ihn und ſie;

Bald kommt ſie reich an Segen,
Bald ärmer dir entgegen
Doch ohne Gaben nie.

Der Mann, das iſt Herr Bacchus
Und Ceres heißt die Frau;
Wohin das Pärchen walle,
Da fliehn die Sorgen alle
Vom Kaiſerſtuhles Gau.

Eduard Lynker.

Neun Linden.*)

Es waren in des Vaters Schloß
Am hellen Rhein,
Von edlem Stamm der blüh'nde Sproß,
Neun Mägdlein zart und fein.

Wer malt des Vaters Herzensluſt?
Wer mißt den Preis
Der Freud' in treuer Mutterbruſt,
An ſolcher Töchter Kreis?

Und wenn ſie gingen Hand in Hand,
Die dreimal Drei,
So unſchuldsreich am ſchönen Strand,
In heitern Spielen frei:

Da pries entzückt der Fluthen Gott
Die Mädchenſchaar,
Ihr Lilienweiß, ihr Roſenroth,
Ihr Auge, wunderklar.

Der Vater einſt zum Kampfe ritt,
Gebot noch ſchwer,
Ja nicht zu ziehn mit flücht'gem Schritt
Zum Bergesgipfel her.

*) Namen der höchſten Spitze des Kaiſerſtuhles, 1785 Fuß über dem Meere.

Sie aber wallten durch die Au'n —
Wie Neugier plagt!
Es trieb ſie, dort hinab zu ſchau'n,
Wo hoch das Berghaupt ragt.

Sie tranken reinen Aetherduft
In langem Zug,
Sie trug wohl über Flur und Kluft
Des Auges Adlerflug

Doch Vater du, ach wäreſt du
Im Schlachtgewühl
Geſunken, ach! zur ew'gen Ruh'
Entrückt dem Schmerzgefühl!

Sie weilten auf dem Gipfel hehr
Dem Himmel nah,
Zum Vater kehrte Keine mehr,
Ein Zauberwerk geſchah.

Der Vater flog den Pfad hinan
Zum Berge fort;
Was fand er auf der Höhe Plan?
Neun Linden fand er dort.

Sie ſcherzten dort im Abendglanz
Die dreimal Drei;
Jetzt duften ſie im Blüthenkranz
Als Linden froh und frei.

Sie ſprechen leiſe flüſternd nur
Von Allerlei,
Ein ſanfter Weſt bringt von der Flur
Den Glockenklang herbei.

Doch drohen Blitze, feurig, bang
In Sturmes Nacht,
Da ſprechen ſie auch ernſten Klang
Zu Dem, der droben wacht.

Sie ſtehn, ein Bild der Schweſtertreu,
Wenn Donner kracht,
Furchtlos in Lieb' und heil'ger Scheu
Vereint voll ſtarker Macht.

Wer aber malt des Vaters Schmerz?
Und wer die Qual,
Die ſcharf das treue Mutterherz
Verzehrt wie glüh'nder Strahl?

Die Lüfte wehn Jahrhundert' fort
Durch Flur und Kluft,
Noch ſteh'n, im Sonnenlichte dort
Neun Linden hehr im Duft.

Eduard Lynker.

Die Katharinakapelle.*)

Wie ſie weithin um ſich ſchauet,
Einer hohen Fürſtin gleich;
Frühe, wenn der Morgen grauet,
Bis der Abendhimmel thauet,
Auf ihr großes, ſchönes Reich! —

Aber nicht mit Freudeblicken
Läßt ihr Auge ſich herab;
Wo ſich ſtolz die Reben ſchmücken,
Aehren ſich an Aehren drücken —
Denn ihr Volk fiel treulos ab!

Nimmer zieht's in Gottes Namen
Hin vor ihren Felſenthron;
Denn die Frommen, die einſt kamen,
Beten jenſeits längſt ihr Amen,
Und die Andacht iſt entfloh'n.

Keiner will ſie ehrend ſchützen,
Niemand ſchmükt mehr ihr Gewand;
Unter Stürmen, Donner, Blitzen,

*) Früher zahlreich beſuchtes Wallfahrtskirchlein auf einem der drei höchſten Gipfel des Kaiſerſtuhles, 1564 Fuß über dem Meere.

Muß ſie bangvergehend ſitzen,
Klagend um der Krone Stand.

Arme Frau! Wenn alle weichen,
Bleibt dein Sänger vor dir ſtehn,
Wird mit deines Falles Zeichen
Erd' und Himmel ſtumm vergleichen,
Und mit Wehmuth niederſehn.

Eduard Lynker.

Auf dem Hexenberge am Kaiſerſtuhl.

Finſtre Zeiten lagen drückend
Auf der Wahrheit ſanftem Licht,
Ihren goldnen Tempel ſchmückend,
Nahte lang ihr Herold nicht.
Aberglaube, Pfaffenränke
Wohnten düſter weit und breit,
Hingen ſperrend am Gelenke
Und am Wendepunkt der Zeit.

Hexen fuhren in den Lüften,
Uebten tückiſche Gewalt;
Teufel hauſten in den Klüften
In verſchiedenſter Geſtalt.
In die Hütten und Päläſte
Trug ſich ihre Zauberei,
Die Beſchwörung war das Beſte,
Denn der Mönch beſtund dabei.

Es beweint noch die Geſchichte
Schuldlos hingewürgtes Blut,
Das zum Malefizgerichte
Jener Zeiten Wahnſinn lud.
Und ſie ſchlichtete den Zweifel,
Gab uns Kunde laut und klar,
Daß ein Trugbild nur der Teufel
Und die ganze Herenſchaar.

Auch des Kaiſerſtuhles Höhen
Haben jenes Wahnes Sieg
In dem ſchwarzen Rauch geſehen,
Der vom Herenberge ſtieg.
Lange blieb der Hügel öde,
Der den Scheiterhaufen trug,
Bis des Lichtes Morgenröthe
Weggebannt den langen Fluch.

Kühler Schatten grüner Reben
Weht jetzt über'm Aſchengrab,
Einen Schleier möcht' er weben
Ob dem Fluch, der es umgab.
Wie die Reben ſchattig ranken
Um das Denkmal düſtrer Zeit,
So umſchlingt auch den Gedanken
Nach und nach Vergeſſenheit. —

Aber aus dem Rebengrunde
Steigt zuweilen noch ein Geiſt,
Der ſchon oft zu ſpäter Stunde
Manchen feurig eingekreiſt.
Wen der edle Saft erfreute,
Der am Herenberge wächſt,
Mißt die Länge und die Breite
Seines Wegs und ſcheint — verhext.

Eduard Lynker.

Der verrätheriſche Kuchen.

In dem ehemaligen Dorfe Harthauſen am Kaiſerſtuhl, welches die Schweden verheert und ſeine Bewohner theils umgebracht, theils verſprengt hatten, blieben zwei Burſche verſteckt und friſteten ihr Leben durch Kleie. Am Jahrestag der Kirchweihe, den ſie zufällig aus einem Kalender erſahen, backen ſie ſich aus der Kleie einen Kuchen. Kaum hatten die Schweden den dadurch erzeugten Rauch bemerkt, als ſie aus ihrem nahen Lager in das

Dorf ſprengten, die Burſche aus ihrem Verſtecke zogen und ſie an ihren Pferden in's Lager ſchleppten. Dort wurden dieſelben von einander entfernt, an Pfähle gebunden und ſollten des anderen Tags erſchoſſen werden. In der Nacht gelang es einem der Burſche, der Billeiſen hieß, eine Hand loszubringen, damit ſein Meſſer aus der Taſche zu ziehen und die Stricke zu durchſchneiden. Hierauf kroch er auf dem Bauche aus dem Lager und entkam glücklich. Von allen Bewohnern des Ortes iſt er allein übrig geblieben und von ihm ſtammt das Geſchlecht der Billeiſen in Mördingen, welches Dorf auf der Stätte des verheerten Harthauſen gegründet wurde.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutſchen Vorzeit." Jahrg. 1839.)

Die Teufelsburg.

Der Raugraf auf dem Berge ſtund,
Sah weitaus in die Ferne:
„Fürwahr, auf dieſem Felſengrund,
Da möcht' ich hauſen gerne!

„Allein wo läßt zum kühnen Bau
Ein Meiſter ſich erkunden?
So hoch der Berg im Aetherblau,
So tief die Steine drunten?"

Und wie er ſo darüber ſann,
Thät' ihn gar freundlich grüßen
In rothen Mantels Hüll' ein Mann,
Mit wunderlichen Füßen.

Der ſpricht: „„Hört an, den Felſenthron,
Den werd' ich ſtracks vollführen,
Wollt Ihr zuvor, zu meinem Lohn
Mir Eure Seel' cediren.""

Der Raugraf denkt: „Die Seele? pah!
Die kann ich ſchon entbehren!

Der Leib, der iſt das Leben ja,
Dem thu' ich's gern zu Ehren."

Er ritzt den Arm mit ſeinem Schwert,
Bis etwas Blut gewärtig;
Es hat nur kurze Zeit gewährt,
So iſt die Handſchrift fertig.

Der Satan nahm ſie ſchmunzelnd hin,
Thät gleich das Werk beginnen,
Und als die Abendröthe ſchien,
Erglänzten ſchon die Zinnen.

Der Raugraf lebt in Floribus
Beim Trinken und beim Eſſen,
Doch da Jedweder ſterben muß,
Ward ſein auch nicht vergeſſen.

Einſt liegt er krank im ſeidnen Pfühl,
Bedenkt den ſchlimmen Handel,
Da naht ſich aus dem Hausgewühl
Der Mann im rothen Mantel.

Und kündigt den Verfalltag an, —
Da will der Graf nicht hören,
Er ſendet nach dem Burgkaplan,
Den Teufel zu beſchwören.

Doch plötzlich ſtürzt das Felſenhaus
Mit Donnerſchlag zuſammen;
Der Böſe kommt allein hinaus
In Pech= und Schwefelflammen.

Eduard Lyncker.

Das Brünnlein zu Bickenſohl.

Bei Bickenſohl iſt eine Quelle, die nur ſpärliches Waſſer gibt und blos zu gewiſſen Perioden, oft nach viel jahrelangen Pauſen, in reichlicher Fülle ſtrömt.

Dieſe Quelle war vor alten Zeiten, erzählt man ſich im Volke, die waſſerreichſte und friſcherquickendſte auf weit und breit. In den heißeſten Sommern, wenn alle andern Brunnen im Kaiſerſtuhle verſiegten, ſprudelte ſie hell und luſtig hervor. Sie befand ſich hinter dem Hauſe eines reichen Gutsbeſitzer und gehörte zu ſeinem Eigenthume. Dieſer Mann war aber eben ſo geizig als er reich war und mit ſeinem Gelde mehrte ſich nur ſeine häßliche Eigenſchaft. — Einſt war mehrere Wochen lang kein Tropfen Regen gefallen; Felder und Wieſen ſchmachteten unter den ſengenden Sonnenſtrahlen, Menſchen und Thiere lechzten nach Erquickung und alle Quellen in der Umgegend fingen an zu verſiegen. Nur das Brünnlein des geizigen Reichen ſandte in unverringerter Fülle ſein belebendes Silber zu Tage. Darum drängten ſich auch alle Leute aus der Gegend vom früheſten Morgen bis in die ſpäte Nacht zu dem Platze hin mit Kübeln und Krügen, um zu trinken und ihren Waſſervorrath für Haus und Gärten zu holen. Da fiel es dem Geizigen auf einmal ein, daß hier eine gute Spekulation zu machen wäre, wenn er von Jedem, der bei ihm Waſſer holte, eine beſtimmte Taxe an Geld dafür erhübe. Gedacht, gethan. Vom nächſten Morgen an durfte Niemand mehr an die Quelle gehen und ſie benützen, der nicht ein Eintrittsgeld von ein bis drei Kreuzer, je nachdem ſein Waſſerbedarf kleiner oder größer war, hinterlegte. Die Armen, die dieſen Betrag nicht erſchwingen konnten, wurden mit groben oder ſpöttiſchen Worten zurückgewieſen. Alles fluchte dieſem herzloſen Verfahren und der Unwille des Volkes ſtieg auf's Höchſte, als die Leute eines Morgens den Brunnen, zu dem ſie ſich mit Gewalt gedrängt, indem ſie den grauſamen Beſitzer mit Steinwürfen in ſein Haus zurückgeſcheucht hatten, mit Holzſtämmen, Schutt und Erde verſchüttet fanden — ein Werk des Geizigen, das er nächtlicher Weile vollbracht hatte nach dem Grundſatze: „Wer nicht zahlen kann, ſoll auch nicht genießen."

Aber der Fluch gedrückter Armen tönt nicht vergebens in das Ohr des himmliſchen Rächers aller gewaltſamen Unbill. Die folgende Nacht, als der Geizhals, wie gewöhnlich, ſchlaflos auf ſeinem Lager ſich wälzte und über neuen Plänen brütete, Geld an ſich zu raffen, vernahm er plötzlich hinter dem Hauſe, wo

der Brunnen ſtand, ein dumpfes Toſen und ein Geroll, wie unterirdiſcher Donner. Erſchrocken fuhr er auf und lauſchte mit hörbar klopfendem Herzen. Nicht lange, ſo ging das Getöſe in ein furchtbares Krachen über; Boden, Wand und Decke ſeiner Stube fingen an zu wanken — er ſtürzt auf die Kniee, er will Hülfe ſchreien, will beten, aber die entſetzliche Angſt ſchnürt ihm die Kehle zu — plötzlich ſchmettert ein Schlag, als berſte das Gewölbe des Himmels auseinander, die Erde ſpaltet ſich und Haus und Geizhals verſchlingt der Abgrund in ewige Nacht.

Das Brünnlein wurde freilich wieder aus ſeiner Verſchüttung befreit und neu gefaßt, ſeit jener Zeit aber ſprudelt es, wie oben erwähnt, nur dann in reichlicher Fülle, wenn eine Theurung oder ein Mißjahr bevorſteht.

A. Schzlr.

Das Brautbrünnlein,

oder:

Hochmuth kommt zu Fall.

(Erzählung nach der Volksſage.)

Drei Tage noch, und die reiche Braut des jungen Freiherrn von Sponeck ſollte in deſſen Burg einziehen. Zwölf Edelknechte, prächtig gewappnet, zogen hinüber nach Landeck*), um am beſtimmten Tage das Fräulein Brigitte ihrem künftigen Gemahl entgegen zu geleiten. Auf Landeck herrſchte fröhliches Leben. Die Burgfrau ließ es an nichts fehlen, den Ehrentag ihrer Tochter auf's Glänzendſte zu begehen. Volksſpiele wechſelten mit Gelagen, an denen Alt und Jung der Umgegend Theil nehmen durften. Mit ſtolzen Blicken überſah die jugendliche Braut die fröhliche Menge.

„Du wirſt die Leute gewiß verwöhnen, Mutter, mit deiner Freigebigkeit; es iſt nicht gut, ihnen das Joch vom Halſe zu nehmen.“

„Ei Kind, ſey nicht ſo hart geſinnt, am Tage, der dir

*) Schloß, eine Stunde von Emmendingen.

Glück bringen ſoll!“ ermahnte die Mutter. „Es iſt ja doch beſſer, die Leute lieben ihre Herrſchaften, als daß ſie denſelben Böſes wünſchen und ſie verfluchen. Deine ſtrenge, oft ungerechte Denkungsart mußt du jetzt ablegen; denn ſchwerlich mag dein künftiger Gemahl, der nun dein Herr wird, dulden, was deine Mutter geduldet, zumal er ein gar mildes Herz haben ſoll.“

„Wie, Mutter! ſoll ſich mein Gemahl nicht nach mir richten?“ eiferte die hochfahrende Tochter. „Er wird es bald begriffen haben; denn ich will ihn ſtreng in die Schule nehmen! Und wird Ehrenfried von Sponeck binnen einem Jahre nicht Meiſter in der Kunſt, ſeinen Willen dem ſeines Weibes unterzuordnen, ſo wirſt du der erzürnten Lehrmeiſterin die Thore unſerer Burg nicht verſchließen.“

„Brigitte, welche Gedanken!“ warnte die Mutter.

„Doch die vernünftigſten, Mutter, wenn man herrſchen will, ſelbſt über einen Mann! — —

Man durfte das Fräulein von Landeck nur Einiges ſprechen hören, oder eine Stunde in ihrer Geſellſchaft zubringen: ihren Charakter hatte man alsbald erkannt.

Die Braut ſchied von ihrer Mutter; eine Sänfte trug ſie aus dem Thore der Burg. Die zwölf Edelknaben von Sponeck geleiteten die hohe Dame, zu ihrer Linken und Rechten vertheilt. Dem glänzenden Zuge folgte ein Wagen, den der Wohlthätigkeitsſinn der alten Gräfin von Landeck mit allerlei Gaben für Arme angefüllt, die ohne Zweifel in Menge dem bräutlichen Zuge aller Orten nachziehen würden.

Der Himmel begünſtigte die hochzeitliche Fahrt nicht mit freundlichen Sonnenſchein, wie man es gerne ſieht; ſondern er ſendete den ganzen Vormittag aus trüben, flüchtigen Wolken Regenſchauer um Regenſchauer. Wenn ſchon die junge Braut unwillig murrte, ändern konnte ſie es doch nicht. „Ich will mich dafür an dem armen Geſindel rächen!“ ſagte ſie; „Es darf ihm weder Brot noch Wein ausgetheilt werden!“

Mehr denn fünfzig Hungrige ſtürmten der Sänfte nach, flehend, rufend; unerbittlich blieb die Braut bei ihrem böswilligen Eigenſinn.

Mittag war vorüber. Am Wege, dahin ſich der Zug be-

wegte, ſprudelte ein Brünnlein und ſeine kryſtallhellen Wellen rauſchten luſtig von dannen. „Von dieſem Waſſer will ich trinken; mit eigner Hand will ich ſchöpfen aus des Brünnleins Tiefe!“ rief das Fräulein von Landeck, und die Sänfte mußte ſtillhalten. Im Ausſteigen begriffen, hielt das Fräulein wieder an: „Daß meine Schuhe nicht beſchmutzt werden, hole man ſo viele Brote aus dem Wagen, als nöthig, einen Pfad bis zur Quelle zu bereiten, darauf ich unbeſchädigt gehen kann.“

Ob dieſem Befehl erbebten die Edelknaben. Schweigend ſahen ſie einander an. Endlich erlaubte ſich Einer zu entgegnen: „Aber Fräulein, bedenket doch die ſchwere Sünde!“ — „Wer wagt es, meine Befehle und Wünſche nur ſaumſelig oder gar nicht erfüllen zu wollen!“ ſchrie zornig das Fräulein. „Seid ihr ſo gezogen? Ich will andere Zucht unter euch bringen! Schnell meinen Willen vollführt, wenn euch meine Gnade bleiben ſoll!“

Etliche von den Dienern ſchafften die Brote aus dem Wagen. Beim Anblick derſelben erhob die bettelnde Menge ein wildes Freudengeſchrei. Als aber die Armen ſahen, wie die Brote in den Koth gelegt, ſtatt ihnen ausgetheilt wurden, und wie das Fräulein darüber hin zu dem Brünnlein wandelte, ſchrieen Alle: „Gott möge dieſen Frevel rächen!“

Drei Mal hatte ſich Brigitte hinunter gebeugt, drei Mal getrunken aus dem ſilbernen Becher — noch einmal beugte ſie ſich nieder. — Siehe, da wich der Boden unter ihren Füßen, öffnete ſich, und mit einem entſetzlichen Schrei war das Fräulein von Landeck verſchwunden aus dem Reiche der Lebendigen.

Angſt, Schrecken, eine unbeſchreibliche Furcht, wie jedes Mal, wenn der Allmächtige in ſichtbaren Zeichen vorüber zieht, kam über die ganze zuſchauende Menge. In wilder Unordnung ſtürzten die Einen da, die Andern dorthinaus. Niemand, ſelbſt der rohſte und frechſte Menſch nicht, wagte es, vom Brot oder Wein etwas zu nehmen. Einige der Leute von Landeck ſammelten ſich endlich wieder, hoben die zertretenen Brote auf und wandten um nach ihrer Burg. Die Edelknaben von Sponeck ſpornten ihre Roſſe und im ſchnellſten Galopp eilten ſie mit der Schreckensbotſchaft nach der Burg des Bräutigams.

* * *

An der Straße von Emmendingen nach Altbreiſach, zwiſchen den Orten Eichſtetten und Bötzingen, fließt heute noch die Quelle des Brautbrunnens. Im Munde des Volks heißt er der „Britte-Brunne,“ von „Britte“ (= Braut.)

Reinhard Reitzel.

Limpurg.

Zwiſchen zahlloſen, wildbewachſenen Inſeln ſchwimmt, nachdem du von der Ruine Sponeck geſchieden, an welche ſich keine bedeutende Sage knüpft, dein Kahn vor dem reizendgelegenen Dorfe Sasbach, der Grundherrſchaft der Nimrodiſch-berühmten Freiherren v. Girardi, vorbei, an dem Hügel, auf welchem die Lützelburger Kapelle ſteht, vorüber und gewinnt bald die erweiterte Stromfläche, die hier faſt überall eingeſchloſſen ſcheint und einem Binnenſee gleicht. Aus dem ruhigen Waſſerſpiegel ſtrahlt das Bild der Höhen auf dem deutſchen Ufer, unter ihnen am deutlichſten ein lichter Abhang mit weitausgedehnten Mauertrümmern hervor. Dies ſind die Ueberreſte des alten Schloſſes Limpurg, früher auch Limper genannt, deſſen Gründung in entfernte Jahrhunderte zurückgeht. Die alte Sage knüpft es an die erſte Anſiedlung des Zähringer Hauſes in den vorderen Landen, und wie in den Teckiſchen Beſitzungen ein Limpurg oder Lindberg deſſen Wohnſitz geweſen, ſo haben ſich unter gleichem Namen die Herzoge hier an dem Rhein ein Wohnhaus erbaut. Hiezu mochte ſie die Nähe Breiſachs, wo ſie gewiß oft gehauſet, einladen; auch ſoll Herrmann I., der Stifter des Hauſes der Markgrafen von Baden, ſich von dieſem Beſitze Markgraf von Limpurg genannt haben. Erſt mit dem 13. Jahrhundert werden die Nachrichten ſicherer; damals wohnten hier die Landgrafen über das Ober-Elſaß aus dem Habsburger-Geſchlechte, von hier aus die weite Herrſchaft überſchauend, bis wo ſich die Vogeſen von dem Juragebirge ſcheiden. Frühe ſchon wird dieſe Burg unter den Beſitzungen des Hauſes in dem Breisgau erwähnt und es behaupten mehrere Schriftſteller, daß Graf Albrecht IV., genannt der Weiſe, im Anfang jenes Jahrhunderts mit ſeiner Gemahlin Heilwig, einer Gräfin von

Kyburg, hier gewohnt, ſo wie auch, daß Letztere hier ihren herrlichen Sohn Rudolf, den erſten Kaiſer aus dem Habsburgiſchen Geſchlechte, geboren habe. Kaiſer Friedrich II., der ſich damals in Breiſach aufhielt, ſey dann nach Limpurg gekommen, um als Zeuge der Taufe des Knaben beizuwohnen, den er ſpäter in Italien zu kriegeriſchen Thaten weihte. Auch beſuchte noch in ſpätern Jahren Rudolf dieſe Stätte ſeiner Geburt.

Die Zeit ihrer Zerſtörung iſt unbekannt; wahrſcheinlich fiel die Burg, wie die von Burkheim, unter Ludwigs XIV. verheerenden Geſchoſſen.

(Vergl. Max v. Rings: „Maleriſche Anſichten der Ritterburgen Teutſchlands. S. Baden, 2tes Heft.)

Aus dem zehnten Abenteuer
der Märe „Alpharts Tod,“ im „kleinen Heldenbuche,“ nach der Uebertragung von Karl Simrock.

Wie Eckart von Breiſach Dietrichen zu Hülfe ritt.

— — — — — — — — — — — —

Da ritten ſie gen Breiſach wunderbar geſchwind,
Sie gingen miteinander, Hildbrand und Ritiger,
Da wurden wohl empfangen dieſe edeln Recken hehr.

Walther von Spanien ihnen entgegen ging,
Da man die edeln Recken freudenvoll empfing;
Hug vom Dänenlande, der auserwählte Degen,
Fünfhundert Burgmänner gingen den Gäſten entgegen.

Eckart ließ ihnen bringen von Sammt ein reiches Kleid;
Auch war den Reiſemüden alsbald ein Bad bereit,
Darein hieß er ſie führen. Ritger und Hildebrand;
Von ſchönen Frauen wurden die Helden wiedererkannt.

Eckart ließ ihnen bringen ein begoſſen Brot
Und einen Topf mit Weine: das that den Helden Noth;

Das ſchuf der Wirth des Hauſes, Eckart der kühne Degen:
Er ließ die Sturmmüden beide minniglich verpflegen.

So hielt man ſie in Ehren bis an die Mittagsſtund':
Da ging es zu den Tiſchen. Noch war es Niemand kund
Zu Breiſach in der Veſte; ſie hätten gern vernommen,
Auf welches Abenteuer Hildbrand an den Rhein gekommen.

Sie waren nun geſeſſen, der alte Hildebrand,
Getrunken und gegeſſen, begann und ſprach zuhand:
„Euch entbietet der von Berne *), der Fürſt lobeſan,
Euch Recken allen Vieren, daß ihr gedächtet daran,

„Wie der Vogt von Berne ſeit ſeinen jungen Tagen
Zucht vor allen Recken pflag an ſich zu tragen:
Er thut Niemanden Leides der edle Dieterich.
Daß ihn nun vertreiben will der Kaiſer Ermerich

„Ohne ſein Verſchulden, das läßt er euch klagen.
Alphart der junge **) iſt ihm zu Tod erſchlagen.
Daran ſollt ihr gedenken, an ſeine große Noth,
Und ſollt ihm helfen rächen des jungen Alphart's Tod.“ —

„„So wohl mir dieſer Märe!““ — ſprach da Eckart, —
„„Daß euch der von Berne ſchickt auf dieſe Fahrt;
Der mich vertreiben wollte für den Kaiſer Ermenrich,
Nun läßt mich gern verbleiben von Bern der edle Dieterich!““ ***)

Noch ſprach der Wirth des Hauſes, Eckart der kühne Degen:
„„Ich will für Den von Berne doch wagen Leib und Leben.
Ich bring' ihm zu Hülfe zehntauſend Mann
In ſo guten Harniſchen, wie ſie kein König gewann.““

— — — — — — — — — — — —

Da kam aus der Veſte (Breiſach) Hug von Dänemark

*) Dietrich von Bern. (Verona.)

**) Alphart, aus dem edlen Geſchlechte der Wölfinge, freie Dienſtmannen Dietrichs von Bern.

***) Dieterich von Bern war früher einer der Gegner Eckarts.

Mit manchem jungen Ritter, das waren Helden ſtark.
Hildebrand der Alte bat, ſie ihm zu geben,
Sie ſprachen: „Für den Berner wagen wir Leib und Leben.“

Hildebrand der alte vor Freuden aufſprang:
„Edler Hug von Dänemark, deß' hab' immer Dank!
Nun leget euch zu Felde, ihr Ritter kühn im Streit,
Und wartet unſrer Helfer; ſie ſind uns balde bereit.“

Da thaten ſie gar gerne, wie ſie der Alte bat:
Sie legten ſich zu Felde zu Breiſach vor die Stadt.
Da kam alsbald geritten mancher kühne Degen;
Eckart, der Wirth des Hauſes, bat, ihr' minniglich zu pflegen.

Sie ſprangen von den Roſſen nieder in das Gras,
Bis er daraus ſechstauſend der Beſten ſich erlas.
Das Panier war aufgebunden, da eilten ſie hindann,
Manch ſchöne Jungfrau ihnen nachzuſchaun begann.

Als die Säumer *) waren bereit und aufgeladen,
Dazu die Kammerwagen, die ihnen ſollten tragen
Das Trinken und die Speiſe durch manches fremde Land,
Da ritt zu allervorderſt von Bern Meiſter Hildebrand.

Ein reiches Banner grüne nahm er in die Hand,
Der edle Held, der kühne, der alte Hildebrand.
So leitet er gewaltig die ſechstauſend Mann
Durch des Reiches Gauen an das Hochgebirg hinan.

— — — — — — — — — — — —

Auf dem Zuge nun entbrennt ein Kampf mit Kaiſers Ermenrich Heerſchaar unter des Helden Stutfuchs' Anführung, der ihnen und dem Breiſacher Hülfsheere den Weg nach Bern (Verona) verſperren und ſie zurückſchlagen will. Hildebrand und ſeine Freunde gerathen durch die Uebermacht der Feinde in große Noth und ſind einer Niederlage nahe; doch ſeine Helden, Walther von Spanien, Hug von Dänemark, der Mönch Ilſan und Eckart fechten löwengrimmig fort:

*) Saumthiere.

Hug vom Dänenlande, ein auserwählter Degen,
Manchen ſtarken Ritter ſah man ihn niederlegen.
Er wollte Helme hauen und manches Schildes Rand,
Da ihn die ſchönen Frauen von Breiſach hatten geſandt.

Eckart der kühne, mit ſtreitbarer Hand
Wunderbar geſchwinde kam er einhergerannt;
So brach er durch die Schaaren, das will ich euch ſagen,
Stutfuchſens Bruder hat er das Haupt abgeſchlagen.

Er war geheißen Gere, ein Degen auserkannt.
Stutfuchs vom Rheine beſtritt ihn allzuhand
Mit ſechstauſend Mannen auf dem weiten Plan;
Eckart der kühne nie größre Sorge gewann.

Da ſchlug er Eckarten auf ſeinen Hut von Stahl,
Daß man das Blut ſah fließen von dem Helm zuthal.
Auf der Haide grüne fiel er in das Gras;
Eckart der kühne kaum von dem Streiche genas.

— — — — — — — — — — — —

Eckart der kühne aus dem Gras erſprang,
Sein gutes Schwert ihm lauter an der Hand erklang;
Es war geheißen Gleſte und außermaßen ſtark.
Da thaten auch das Beſte Walther und Hug von Dänemark.

Hildebrand der alte und der Mönch Ilſan
Fuhren ſo gewaltig durch der Feinde Bann,
Daß man ſie jenſeits wieder ſah hervorgedrungen;
Da fällten ſie darnieder der Alten viel und der Jungen.

Stutfuchs vom Rheine kaum noch dem Strauß entrann,
Er floh nach dem Gebirge nur mit zwölf Mann:
Ueber das Gefilde flohen ſie mit Zagen
Unter Helm und Schilde, dem Kaiſer dieſe Noth zu klagen.

Ihnen folgten die von Breiſach wohl eine Meile weit;
Dann kehrten ſie zurücke; vergangen war der Streit.
Als ſie zuſammen waren in dem Sturm gekommen,
Da hatten Die von Breiſach einen ſchönen Raub genommen;

Und mit dem Schwert erfochten in tugendlichem Muth;
Denn Stutfuchs vom Rheine beſaß viel reiches Gut.
Er hatte mit geführet Gold, Silber und Gewand:
Das ließ auf Säumer laden von Bern Meiſter Hildebrand.

(Siehe K. Simrock: „Das kleine Heldenbuch.“ S. 141 u. ff.)

Der getreue Eckart.

1.

Der edle Herzog groß
Von dem Burgunder Lande
Litt manchen Feindesſtoß
Wohl auf dem ebnen Sande.

Er ſprach: „mich ſchlägt der Feind,
Mein Muth iſt mir entwichen,
Die Freunde ſind erblichen,
Die Knecht' geflohen ſeind!

„Ich kann mich nicht mehr regen,
Nicht Waffen führen kann:
Wo bleibt der edle Degen,
Eckart, der treue Mann?

„Er war mir ſonſt zur Seite
In jedem harten Strauß,
Doch leider blieb er heute
Daheim bei ſich zu Haus.

„Es mehren ſich die Haufen,
Ich muß gefangen ſeyn,
Mag nicht wie Knecht' entlaufen,
Drum will ich ſterben fein! —“

So klagt der von Burgund,
Will ſein Schwert in ſich ſtechen:
Da kommt zur ſelben Stund'
Eckart, den Feind zu brechen.

Geharniſcht reit't der Degen
Keck in den Feind hinein,
Ihm folgt die Schaar verwegen
Und auch der Sohne ſein.

Burgund erkennt die Zeichen
Und ruft: „Gott ſey gelobt!“
Die Feinde mußten weichen,
Die wüthend erſt getobt.

Da ſchlug mit treuem Muthe
Eckart in's Volk hinein,
Doch ſchwamm in rothem Blute
Sein zartes Söhnelein.

Als nun der Feind bezwungen,
Da ſprach der Herzog laut:
„Es iſt dir wohl gelungen,
Doch ſo, daß es mir graut;

Du haſt viel Mann geworben,
Zu retten Reich und Leben,
Dein Söhnlein liegt erſtorben,
Kann's dir nicht wieder geben.“

Der Eckart weinet faſt,
Bückt ſich, der ſtarke Held,
Und nimmt die theure Laſt,
Den Sohn in Armen hält.

„‚Wie ſtarbſt du, Heinz, ſo frühe,
Und warſt noch kaum ein Mann?
Mich reut nicht meine Mühe,
Ich ſeh' dich gerne an,

„‚Weil wir dich, Fürſt, erlöſten
Aus deiner Feinde Hohn,
Und drum will ich mich tröſten,
Ich ſchenke dir den Sohn.‘“

Da ward dem Burgund trübe
Vor ſeiner Augen Licht,
Weil dieſe große Liebe
Sein edles Herze bricht.

Er weint die hellen Zähren
Und fällt ihm an die Bruſt:
„Dich, Held, muß ich verehren,“
Spricht er, „in Leid und Luſt.

„So treu biſt du geblieben,
Da Alles von mir wich,
So will ich nun auch lieben
Wie meinen Bruder dich.

„Und ſollſt in ganz Burgunde
So gelten wie der Herr,
Wenn ich mehr lohnen kunnte,
Ich gäbe gern noch mehr.“

Als dies das Land erfahren,
So freut ſich Jedermann,
Man nennt den Held ſeit Jahren
Eckart den treuen Mann.

2.

Er ſchwang ſich auf ſein Pferd,
Eckart, der treue Held,
Und ſprach: „in aller Welt
Iſt mir nun nichts mehr werth.

„„Die Söhn' hab' ich verloren,
So find' ich nirgend Troſt,
Der Fürſt iſt mir erboßt,
Hat meinen Tod geſchworen.““

Da reitet er zu Wald
Und klagt aus vollem Herzen

Die übergroßen Schmerzen,
Daß weit die Stimme ſchallt:

„,Die Menſchen ſind mir todt,
Ich muß mir Freunde ſuchen
In Eichen, wilden Buchen,
Ihn'n klagen meine Noth.

„Kein Kind, das mich ergötzt;
Erwürgt vom ſchlimmen Leuen
Blieb Keiner von den Dreien,
Der Liebſte ſtarb zuletzt.''

Wie Eckart alſo klagte,
Verlor er Sinn und Muth,
Er reit't in Zorneswuth,
Als ſchon der Morgen tage.

Das Roß, das treu geblieben,
Stürzt hin im wilden Lauf,
Er achtet nicht darauf,
Und will nun nichts mehr lieben.

Er thut die Rüſtung abe.
Wirft ſich zu Boden hin,
Auf Sterben ſteht ſein Sinn,
Sein Wunſch nur nach dem Grabe.

3.

Der Herzog ſank darnieder
Im wilden dunklen Hain,
Da nahm Held Eckart bieder
Ihn auf die Schultern fein.

Er ſprach: „gar viel Beſchwerden
Mach' ich dir, guter Mann!"
Der ſagte: „,auf der Erden
Muß man gar viel beſtahn.'"

„Doch ſollſt du,“ ſprach Burgund,
„Dich freun, bei meinem Worte,
Komm' ich nur erſt geſund
Zu Haus und ſicherm Orte.“

Der Held fühlt Thränen heiß
Auf ſeinen alten Wangen,
Er ſprach: „„auf keine Weiſ'
Trag' ich nach Lohn Verlangen.““

„Es mehren ſich die Plagen,“
Sprach der Burgund in Noth;
„Wohin willſt du mich tragen?
Du biſt wohl gar der Tod?“ —

„„Tod bin ich nicht genannt,““
Sprach Eckart noch im Weinen,
„Du ſtehſt in Gottes Hand,
Sein Licht mag dich beſcheinen!““

„Ach, wohl iſt mir bewußt,“
Sprach Jener drauf in Reue,
„Daß ſündvoll meine Bruſt,
Drum zittr' ich, daß Er dräue.

„Ich hab' dem treuſten Freunde
Die Kinder umgebracht,
Drum ſteht er mir zum Feinde
In dieſer finſtern Nacht.

„Er war mir recht ergeben,
Als wie der treuſte Knecht,
Und war im ganzen Leben
Mir niemals ungerecht.

„Die Kindlein ließ ich tödten,
Das kann er nie verzeih'n,
Ich fürcht', in dieſen Nöthen
Treff' ich ihn hier im Hain:

„Das ſagt mir mein Gewiſſen,
Mein Herze innerlich,

Die Kind' hab' ich zerriſſen,
Dafür zerreißt er mich."

Der Eckart ſprach: „„empfinden
Mußt du ſo ſchwere Laſt,
Weil du nicht rein von Sünden
Und ſchwer gefrevelt haſt;

„„Daß du den Mann wirſt ſchauen,
Iſt auch gewißlich wahr;
Doch magſt du mir vertrauen,
So krümmt er dir kein Haar.""

4.

Da ſtand der Eckart von der Erden
Und trat herfür an's helle Licht.
Er zeigt mit traurigen Gebehrden
Sein hochbekümmert Angeſicht.
Da fehlt dem Burgund Kraft und Muth
Den Blick des Mannes auszuhalten,
Den Adern ſein entweicht das Blut,
In Ohnmacht iſt er feſtgehalten.

Es ſtürzen ihm die matten Glieder
Von neuem auf den Boden nieder.
„Allmächt'ger Gott!" ſo ſchreit er laut,
„Du biſt es, den mein Auge ſchaut?
Wohin ſoll ich vor dir entfliehn?
Mußt du mich aus dem Walde ziehn?
Dem ich die Kinder hab' erſchlagen,
Der muß mich in den Armen tragen?"

So klagt Burgund und weint im Sprechen,
Und fühlt das Herz im Buſen brechen,
Er ſinkt dem Eckart an die Bruſt,
Iſt ſich ſein ſelber nicht bewußt. —
Der Eckart leiſe zu ihm ſpricht:

„Der Schmach gedenk' ich fürder nicht,
Damit die Welt es ſehe frei:
Der Eckart ward dir ſtets getreu.“'

5.

Kommt es nicht wie Träumen
Aus den grünen Räumen
Zu uns wallend nieder,
Wie Verſtorbner Lieder?

Spricht Eckart zu den jungen Herrn:
„Vernehmt den Zauberklang von fern.“'
Wie ſich die Tön' herüberſchwungen,
Erwachet in den frommen Jungen
Ein ſeltſam böſer Geiſt,
Der ſie nach unbekannter Ferne reißt.
„Wir wollen in die Berge, in die Felder,
Uns rufen die Quellen, uns locken die Wälder,
Gar heimliche Stimmen entgegen ſingen,
In's irdiſche Paradies uns zu bringen!“

Der Spielmann kommt in fremder Tracht
Den Söhnen Burgunds in's Geſicht,
Und höher ſchwillt der Töne Macht,
Und heller glänzt der Sonne Licht;
Die Blumen ſcheinen trunken,
Im Abendroth nieder geſunken,
Und zwiſchen Korn und Gräſern ſchweifen
Sanft irrend blau und goldne Streifen.

Wie ein Schatten iſt hinweggehoben,
Was ſonſt den Sinn zur Erden zieht,
Geſtillt iſt alles irdiſche Toben,
Die Welt zu einer Blum' erblüht;
Die Felſen ſchwanken lichterloh,
Die Triften jauchzen ſeligfroh,
Es wirrt und irrt Alles in die Klänge hinein,

Und will in der Freude heimiſch ſeyn;
Des Menſchen Seele reißen die Funken,
Sie iſt im holden Wahnſinn ganz verſunken.

Da wurde Eckart rege
Und wundert ſich dabei,
Er hört der Töne Schläge
Und fragt ſich, was es ſey.

Ihm dünkt die Welt erneuet,
In andern Farben blühn,
Er weiß nicht, was ihn freuet,
Fühlt ſich in Wonne glühn.

„„Ha! bringen nicht die Töne,““
So fragt er ſich entzückt,
„„Mir Weib und liebe Söhne,
Und was mich ſonſt beglückt?““

Doch faßt ein heimlich Grauen
Den Helden plötzlich an,
Er darf nur um ſich ſchauen
Und fühlt ſich bald ein Mann.

Da ſieht er ſchon das Wüthen
Der ihm vertrauten Kind',
Die ſich der Hölle bieten
Und unbezwinglich ſind.

Sie werden fortgezogen
Und kennen ihn nicht mehr,
Sie toben wie die Wogen
Im wild empörten Meer.

Was ſoll er da beginnen?
Ihn ruft ſein Wort und Pflicht,
Ihm wanken ſelbſt die Sinnen,
Er kennt ſich ſelber nicht.

Da kommt die Todesſtunde
Von ſeinem Freund zurück,

Er höret den Burgunde
Und ſieht den letzten Blick.

So ſchirmt er ſein Gemüthe
Und ſteht gewappnet da,
Indem kommt im Gewüthe
Der Spielmann ſelbſt ihm nah.

Er will den Degen ſchwingen
Und ſchlagen jenes Haupt:
Er hört die Pfeife klingen,
Die Kraft iſt ihm geraubt.

Es ſtürzen aus den Bergen
Geſtalten wunderlich,
Ein wüſtes Heer von Zwergen,
Sie nahen grauerlich.

Die Söhne ſind gefangen
Und toben in dem Schwarm,
Umſonſt iſt ſein Verlangen,
Gelähmt ſein tapfrer Arm.

Es ſtürmt der Zug an Veſten,
An Schlöſſern wild vorbei,
Sie ziehn von Oſt nach Weſten
Mit jauchzendem Geſchrei.

Eckart iſt unter ihnen,
Es reißt die Macht ihn hin,
Er muß der Hölle dienen,
Bezwungen iſt ſein Sinn.

Da nahen ſie dem Berge,
Aus dem Muſik erſchallt,
Und alſobald die Zwerge
Stillſtehn und machen Halt.

Der Fels ſpringt von einander,
Ein bunt Gewimmel drein,

Man ſieht Geſtalten wandern
Im wunderlichen Schein.

Da faßt er ſeinen Degen
Und ſpricht: „„ich bleibe treu!““
Und haut mit Kraft verwegen
In alle Schaaren frei.

Die Kinder ſind errungen,
Sie fliehen durch das Thal,
Der Feind noch unbezwungen
Mehrt ſich zu Eckarts Qual.

Die Zwerge ſinken nieder,
Sie faſſen neuen Muth,
Es kommen andre wieder,
Und jeder kämpft mit Wuth.

Da ſieht der Held ſchon ferne
Die Kind' in Sicherheit,
Spricht: „„nun verlier' ich gerne
Mein Leben hier im Streit.““

Sein tapfres Schwert thut blinken
Im hellen Sonnenſtrahl,
Die Zwerge niederſinken
Zu Haufen dort im Thal.

Die Kinder ſind entſchwunden
Im allerfernſten Feld,
Da fühlt er ſeine Wunden,
Da ſtirbt der tapfre Held.

So fand er ſeine Stunde
Wild kämpfend wie der Leu,
Und blieb noch dem Burgunde
Im Tode ſelber treu.

Als nun der Held erſchlagen,
Regiert der ält'ſte Sohn,
Dankbar hört man ihn ſagen:
„Eckart hat meinen Thron

„Erkämpft mit vielen Wunden
Und ſeinem beſten Blut,
Und alle Lebensſtunden
Verdank' ich ſeinem Muth."

Bald hört man Wunderſagen
Im ganzen Land umgehn,
Daß wer es wollte wagen
Den Venus=Berg zu ſehn,

Der werde dorten ſchauen
Des treuen Eckart Geiſt,
Der Jeden mit Vertrauen
Zurück vom Felſen weiſt,

Wo er nach ſeinem Sterben
Noch Schutz und Wache hält.
Es preiſen alle Erben
Eckart den treuen Held.

Ludwig Tieck.

Einiges über Alt-Breisach.

Zur Zeit der Römer, die hier ein Kaſtell oder eine Niederlaſſung hatten, lag Breiſach (Mons Brisiacus) auf dem linken Rheinufer; im 10. Jahrhundert war es eine Inſel, im 13. aber ſtand der Berg ſchon dieſſeits des Fluſſes. Von den Römern kam Breiſach an das fränkiſche Geſchlecht der Harlinger oder Harlungen. Ein Theil des Berges heißt der Eckartsberg und erinnert noch an den treuen Eckart, welcher, aus dem Geſchlechte der Karolinger ſtammend, als Pfalzgraf hier ſeinen Sitz gehabt und dem Herzog von Burgund bis in den Tod die treueſte Freundſchaft bewahrt haben ſoll. (Siehe obige Romanze von Tieck, die eines eigenen Commentars bedürfte, für den hier kein Raum ſich bietet.)

Von Breiſach, als der Hauptſtadt dieſes Landſtriches, hat das Breisgau ſeinen Namen erhalten.

Wenige teutſche Städte haben einen ſolchen Wechſel von Ereigniſſen erfahren, als dieſe. Das Schloß wurde von Berthold V. von Zähringen erbaut und von Marimilian I. erweitert. Eine Hauptmerkwürdigkeit iſt die St. Stephanskirche oder das Münſter, eines der ſchönſten altteutſchen Gebäude. Den Hochaltar ſchmücken treffliche, aus Holz geſchnitzte Bildwerke. Die Gebeine des heiligen Gervaß und Protaß, welche Kaiſer Friedrich I. im Jahr 1162 von Mailand nach Breiſach bringen ließ, ruhen in dieſer Kirche in einem ſilbernen Sarge. Auch ſieht man darin viele Grabſteine berühmter Feldherren und anderer hohen Perſonen. Für

den Freund römiſcher und teutſcher Alterthümer iſt hier ein reiches, noch nicht gehörig benütztes Feld.

(Siehe Schreiber's: „Führer für Reiſende durch das Großherzogthum Baden." Carlsruhe, 1828.)

Zwei Männer treten beſonders aus der Geſchichte Breiſachs hervor, in deren Schickſal dieſe Stadt eng verflochten war: der burgundiſche Landvogt von Hagenbach und der Herzog Bernhard von Weimar. Ueber Jenen ſiehe die folgenden, ihn betreffenden Artikel. Ein ſchöneres Erinnerungsbild iſt das des Herzogs Bernhard, dieſes edlen Helden des dreißigjährigen Krieges. Er hatte den Plan gefaßt, das ganze obere Rheinthal zwiſchen dem Schwarzwalde und den Vogeſen zu erobern und ſich ein eigenes Fürſtenthum zu gründen, deſſen Hauptſtadt Breiſach werden ſollte. Seine Unternehmungen verſprachen auch wirklich einen glücklichen Erfolg, aber unerbittlich ereilte ihn der Tod mitten in dieſen großen Entwürfen und er ſtarb, wie man behauptet, an genoſſenem Gifte, in der Nachbarſchaft von Breiſach, zu Neuenburg.

(Vergleiche Joſ. Bader's: „Freiburg und ſeine Umgebungen." Freiburg, 1838. Herder. S. 81.)

Peter von Hagenbachs Ende.[1]

Während der König von Frankreich und die Schweizer die Burgundiſche Herrſchaft am Rheine untergruben, brachte Peter von Hagenbach, der Statthalter des Herzogs Karl von Burgund, durch ſeine Gewaltthaten die Oeſterreichiſchen Unterthanen zur Verzweiflung. Da er nach dem zwiſchen Siegismund und den Eidgenoſſen abgeſchloſſenen Vertrage von der Schweiz her am meiſten zu befürchten hatte, ſetzte er ſich mit einem tüchtigen Kriegshaufen in Breiſach und befeſtigte dieſe Stadt. In der heiligen Charwoche, da das fromme Volk unter andächtigen Gebeten die Leidenszeit unſeres Heilandes beging, kam der leichtſinnige Landvogt mit Truppen und Fähnlein, mit Trommeln und Pfeifen, dahergezogen und wollte da ſchwelgeriſche Tafel und Spiel halten, wo Alles in trauriger Feierlichkeit zur Kirche ſich verfügte. Kaum war er in die Stadt gekommen, als er ſogleich den Stadtrath mit Leuten ſeines Sinnes beſetzte und den Bürgern, welche Gott um Befreiung anflehten, gebot, ihre Waffen abzulegen und an dem Feſtungsbau mit zu arbeiten. Die Ausübung dieſer Bedrückungen unterbrach

aber ſein Wohlleben keinen Augenblick. Seine Hauptleute und Soldaten zechten und ſchmaußten wie an feſtlichen Tagen auf Koſten der Stadt Er ſelbſt aber hielt köſtliche Tafel, und nachdem er durch erhitzende Speiſen und Getränke, wie es am Burgundiſchen Hofe üblich war, ſeine Sinnenluſt gereizt hatte, verführte und entehrte der rohe Tyrann die ſchöne Tochter eines ehrbaren Bürgers.

Nun war die Verzweiflung der Bürger auf den höchſten Grad geſtiegen. Der Vater der Geſchändeten ging mit gepreßtem Herzen zu Heinrich Vögelin, einem muthigen wackern Bürger, und klagte ſein Elend. Dieſer, aufgebracht über ſolche Frevelthat, und da er er noch hörte, daß auch ſein Bruder gefangen wäre, weil er die Waffen nicht ablegen wollte, verabredete ſogleich einen Aufſtand mit den Bürgern, welche mit ihrem Banner auf dem Platze ſtanden und entweder des Landvogts Befehle, oder ſonſt ein Zeichen zum Aufruhr erwarteten. Hierauf begab ſich Vögelin nebſt einigen ſeiner Freunde zu dem Tyrannen ſelbſt und forderte die Loslaſſung ſeines Bruders. Peter von Hagenbach war überraſcht, eine ſo kräftige Sprache von Leuten zu hören, die er bisher nur als ſeine Sclaven betrachtet hatte. Mit Verachtung ſchlug er Vögelins Geſuch ab, weil der Gefangene keine Reue zeige; aber der muthige Bürger drang ergrimmt auf ihn ein und im Getümmel, wo Wehr und Angriff wechſelten, wurde der Landvogt zur Treppe hinabgeworfen. Er, kaum auf der freien Straße, lief ſogleich nach dem Hauptplatze, um Hülfe bei ſeinen Soldaten zu ſuchen; allein die Bürger, nur auf dieſen Augenblick harrend, umringten, entwaffneten ihn und führten ihn gefangen erſt vor den Bürgermeiſter, dann gefeſſelt in den Thurm.

Kaum war der Sturz und die Haft des Tyrannen in der Stadt und dem Lande bekannt, als allgemeiner Aufſtand und Jubel das Volk ergriff. Die Burgundiſchen Soldaten, nun ohne Oberhaupt und der Landesſprache unkundig, retteten ſich durch Flucht. Oeſterreicher, Schweizer und Teutſche ſammelten ſich um Freiburg, um Baſel, im Elſaß und in Schwaben. Der Herzog Siegismund kam mit 3000 Pferden gleichſam im Triumphe in ſeine Länder angezogen und da die Befreiung gerade am Oſterfeſte vorgefallen war, ſtrömte das Volk aus allen

Städten und Dörfern ihm entgegen und ſang, das Oſterlied auf ſeine Erlöſung vom Tyrannen anwendend:

„Chriſt iſt erſtanden, der Landvogt iſt gefangen;
Deß ſollen wir froh ſeyn!
Siegmund ſoll unſer Troſt ſeyn!
Kyrie eleiſon!
Wär' er nicht gefangen,
So wär's übel gegangen;
Seit er nun gefangen iſt,
Hilft ihm nit ſein böſe Liſt;
Kyrie eleiſon!

Unter ſolch allgemeinem Frohlocken zog zuerſt Hermann von Eptingen, dann Siegismund ſelbſt, begleitet von den Geſandten der freien Städte am Rhein, in ſeine Erbländer ein. Nachdem er hierauf dem Herzoge von Burgund die ſchuldigen Summen angeboten hatte, nahm er Beſitz und Huldigung von ſeinen Städten und Schlöſſern und ſetzte in Breiſach, wo die Tyrannei und Befreiung angefangen, ein Gericht von Rittern und Städtebevollmächtigten nieder, um über Peter von Hagenbach das Urtheil zu ſprechen. Die Klagepunkte waren: „daß er gegen den Vertrag das Volk mit Abgaben und fremden Soldaten bedrückt, redliche Leute zum Tode verurtheilt, ehrbare Frauen geſchändet und Neuerungen in den Städten eingeführt habe," :c. worauf ſein Fürſprecher entgegnete: „daß Hagenbach einigen Aufrührer die Köpfe habe abſchlagen laſſen, dazu habe ihn Recht und Noth gezwungen; daß er die Freiheiten der Städte aufgehoben, dazu habe er Befehl von ſeinem Herren gehabt, welchem ſie gehuldigt hätten; und wenn er Frauen und Jungfrauen geſchändet, ſo befände ſich wohl Keiner unter ſeinen Richtern, den man nicht eines gleichen Verbrechens bezüchtigen könnte." — Dieſe Vertheidigung konnte jedoch weder die Fürſten noch das Volk zu Hagenbachs Gunſten ſtimmen. Er hatte ſich durch ſeine Grauſamkeiten zu verhaßt gemacht. Die Ritter erkannten ihn einſtimmig des Todes ſchuldig. Bald nach dem Urtheilsſpruche ward er vor das Käferthal geführt, wo man einen Kreis geſchloſſen hatte. Er ging mit vieler Entſchloſſenheit der Hinrichtung entgegen. „Nicht meinen Tod" — ſprach er — „ſondern den Tod ſo vieler Un-

20

ſchuldigen beklage ich, an denen mein Herr ſchreckliche Rache nehmen wird.“ Mit dieſen Worten, und nachdem er ſeine Seele Gott empfohlen, empfing er den Todesſtreich und ſein Haupt rollte zu Boden. (Am 9. May 1474.) Sein Leichnam wurde zu Hagenbach, ſeinem Stammſchloſſe, begraben.

Niklas Vogt.

(Siehe Deſſen: „Rheiniſche Geſchichten und Sagen.“ Frankfurt, 1817. S. 66 u. ff.)

*) Nicht nur den Chronikſchreibern ſeiner Zeit bot dieſer grauſame Landvogt reichen Stoff, ſondern auch die Poeſie hat ſich ſeiner bemächtigt und in verſchiedenen Dichtarten, den Mitlebenden und der Nachwelt, ſein Treiben und ſeine Schickſale überliefert.

Ein ziemlich weitumfaſſendes epiſches Gedicht, welches dieſen Mann zu ſeinem Helden macht, befindet ſich in einer Papierhandſchrift in Folio von 156 Blättern, ohne Titel, — den Schriftzügen nach aus dem ſechzehnten Jahrhundert, — auf dem Generallandes-Archive zu Stuttgart. Auf der Decke des Einbandes innerhalb iſt zu leſen:

„Peter von Hagenbach
Thäte der Stadt Breiſach
Groſze Schmach und Herzeleyd;
Hat weder Befelch noch Beſcheyd,
Bezahlt's zuletzt mit ſeinem Haubt,
Im Jahr 1474, das glaubt.“

Der Verfaſſer des Gedichtes nennt ſich nirgends, iſt daher unbekannt. Doch ſcheint er, ſeiner genauen Detailkenntniß aller Vorgänge und Oertlichkeiten nach zu urtheilen, ganz in der Nähe des Schauplatzes gelebt zu haben und ein Oberelſäßer geweſen zu ſeyn.

Einen ausführlichen Bericht über dies Gedicht gibt der hochverdiente Forſcher Dr. Heinrich Schreiber in Freiburg in ſeinem „Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum,“ (IV. Jahrgang S. 316 u. ff.) zugleich in Kürze den Inhalt eines jeden der 148 Geſänge mittheilend.

Wir laſſen hier auch den poetiſchen Monolog Peters von Hagenbach, aus der Feder L. Rochholz's folgen, der uns freilich ſeinen Helden nicht im ſtrengen Lichte der Geſchichte, ſondern in ariſtokratiſch-idealer Verklärung vorführt.

Ritter Peter von Hagenbach.

(1474.)

„Als ſtünde hier kein düſtrer Zwinger,
So jauchzt die Lerche himmelan;
Ich zeig' ſie dir mit meinem Finger,
Als hingen Ketten mir nicht dran;

O mach' die Bande mir geringer,
Daß ich von dieſes Thurmes Brüſtung
Vielleicht die Kämpfer in der Rüſtung,
Die Hengſte ſehe auf der Bahn.

„Hab Dank, geſtrenger Eiſenmeiſter!
Daß du es menſchlich mit mir meinſt;
Dank, Sonne, daß du Lebensgeiſter
Mir in die finſtre Seele ſcheinſt!
Dank, alter Rhein, du weitgereiſter,
Daß du mit deinen regen Fluthen
In meine Wunden, welche bluten,
In meine Heldenthränen weinſt!

„O Lenz, wie biſt du ſchön geworden,
Als hätt' ich dich noch nie geſchaut!
Du ſchlingſt um dieſe Felſenpforten
Sogar den Blüthenarm vertraut;
O Maienzweig! Wenn ſie mich morden
Und peinigen, umſchlingſt du Dieſen,
Der in den feuchten Thurmverließen
Beinah ſchon über Nacht ergraut?

„O goldnes Abendlicht hier innen,
Du ſchmeichelſt noch dem armen Mann!
Geh, lege dich um jene Zinnen,
Wo mich die Gräfin liebgewann!
Dort ſitzt ſie in verlornem Sinnen;
Geh, ſpiegle dich in ihrem Grame,
Wie einſt im Hochzeitſchmuck der Dame
In der berauſchten Burg zu Thann!

„Du aber, Vöglein in dem Riede,
Du ſchlage fort zur Abendzeit,
Und zieh mit deinem Minneliede
Den Bach hinab, wo manche Maid
Ihr ſchönes Kränzlein hoffnungsmüde
Hinabwirft aus den loſen Haaren,
Und ruf' ihr im Vorüberfahren:
Dein Schatz iſt fort, wer weiß wie weit!

„Ja, weit von hier ſind jene Wochen
Voll Frauen- und voll Lautenzier;
Fort ſind die Schwüre und gebrochen,
Wie Lanzen einſtens beim Turnier;
Schlachtroſſe fort und wundgeſtochen,
Und Schlachten ſelbſt und Liebesfahrten
Fort, todt die treueſten Pikarden,
Und ich bin ſelbſt am Ziele hier!

„O Monthlery, du Glanz der Fehden
Für mich und meines Herzogs Thron!
O ſiegverkündende Trompeten
Am Kampfestag bei Nourbillon!
Das Eiſen ſelbſt ward weichgetreten,
Und mitten in dem Schlachtenwunder
Focht Karl, der kühnſte der Burgunder,
Und Hagenbach bei ihm, ſein Sohn.

„Und ſein Viſier iſt nun dies Gitter,
Sein Bügel dieſer Eiſenſtock?
Statt jenes Wappenrocks der Ritter
Trägt er den Armenſünderrock?
Er ſpielt mit Feſſeln ſtatt der Cither;
Und dies iſt Hagenbach, der gräme,
Der, wenns zum Sterben morgen käme,
Hingeht und legt ſein Haupt auf's Block?

„Nicht ahnſt du, Karl, wenn ich geendet,
Wie mich dies feige Volk entehrt!
Dies Volk, das, dir um Geld verpfändet,
Längſt an den eignen Ketten zehrt,
Hat mich entrittert und geſchändet,
Hat, — Guter! könnteſt du es wiſſen! —
Dein goldnes Vließ mir abgeriſſen
Und auf der Folter mich verkehrt!

„Schaut her da drunten in den Schiffen!
Kennt ihr den Landvogt von Burgund?
Das Lied, das man euch vorgepfiffen
Vom niedern, ja vom niedern Bund,

Dies einzige habt ihr begriffen?
— Sie ſchiffen fort, es ſpotten Stimmen;
O könnten nicht die Nachen ſchwimmen,
Ihr lägt ſchon längſt im tiefſten Grund!

„Doch ſieh! der Fluß wird faſt zu enge,
Es reiht ſich Kahn an Kahn im Rhein;
Dann drüben eine Menſchenmenge,
Dann Reiſige dahinten drein —
Was ſoll zur Nachtzeit dies Gepränge?
Die Zahl von Männern und von Roſſen?
Was ſoll ſie, die mit Schweiß begoſſen,
Und was der grelle Fackelſchein?

„Biſt du's mit deinen Siegsſtandarten,
Mein Bruder Stephan? o ſo fleug!
Und meine wackeren Lombarden,
Erſcheint ihr, o ſo ſputet euch!
Hierher zu dieſem ſchlechtbewahrten
Gefängniß! Brecht die morſchen Thüren!
Hier ſteigt herauf! — Doch wie? ſie rühren
Sich nicht, und ruhig hält ihr Zeug?

„Vor ihrem Drängen, ihrem Reiten,
Wird die Almende rings zu ſchmal.
Sie ſchließen einen Kreis, ſie ſtreiten;
Dann wieder Stille auf einmal.
Nun werden ſie zum Theiding ſchreiten,
Denn rings legt ſich des Volkes Murren;
Es ſpringt von den beſchrotnen Gurren
Manch Reiter klirrend ab zu Thal.

„Sie brauchen lange; doch nun dringet
Ein „Tod" und „Ab!" zu meinem Ohr;
Ein Wort noch, das der Wind verſchlinget —
Drauf recken ſie die Hand empor,
Und plötzlich nah'n, mit Eil beſchwinget,
Acht Männer dieſen finſtern Händeln
Und ziehen unter rothen Mänteln
Acht nakte Schwerter lang hervor.

„Drauf dringt der Kleinſte von den Achten
Mit ſeinem Schwert heraus und zielt;
Doch wo iſt Jener, den ſie ſchlachten,
Das Leben wo, mit dem man ſpielt?
Gilt mir dies geiſterhafte Trachten
Und dieſe nächtliche Verſchwörung?
So fordre keck dies Haupt, Empörung!
Hier iſt's, nach dem du feig geſchielt!

„Sie wenden ſich, und raſch und dichter
Bewegt ſich nun der ganze Zug;
Beim rothen Qualm der vielen Lichter
Erkenn' ich wohl und ohne Trug
Die ſcharfgeſchnittenen Geſichter,
Langbärtig, braun und ſtrenggeſtaltet,
In ſchwerer Rüſtung, halbveraltet
Wie die, worin einſt Erlach ſchlug.

„Wohin ſie nur auf ihren Roſſen
Die Nacht noch wollen? Wie, hieher?
Ach Gott! Das ſind die Eidgenoſſen!
Mein letzter Lebenstag iſt der!
Sie haben meinen Tod beſchloſſen!
Da weht das Banner der Lucerner,
Und dorten lechzt in dem der Berner
Der alte Nimmerſatt, der Bär!

„Kommt an, taucht eure weiße Binde,
Den reinen Armſchmuck, in mein Blut!
Kommt an, und zeigt es eurem Kinde,
Wie ſüß der Mord am Feinde thut!
Doch daß nun eure Ehre ſchwinde,
Daß eure keuſchen Freiheitsſchlachten
Vorbei, daß euch nun Fürſten pachten,
Dies ſagt ihm auch, und kurz und gut!

„Ihr, einſt der Tod der Leopolde,
Und jetzt der Schutz für Siegismund!
Miethtruppen jetzt im welſchen Solde,
Und bei Sanct Jacob einſt ein Bund,

Den Keiner überleben wollte!
Entzweit ſodann, und allen Landen
Verkauft als ſchlachtbereite Banden,
Und ehedem Ein Herz, Ein Mund!

„Wo ſonſt ein Vogt euch ſchlecht geſchienen,
Urphede ſchwor er und entwich;
Wir ſind nicht euer Vogt, wir dienen
Dem Herzog, und ihr tödtet mich?
Sey's drum, ſo opfert mich denn ihnen,
Die euch mit blanken Sonnenkronen
Den Mord, auf fremdem Boden, lohnen:
Dem Siegesmund und Ludewig!

„Führt mich hinab, ich weiß zu ſterben,
Und euer Henker zielt genau;
Doch dieſe That wird euch verderben,
Und euer Schwert durch jeden Gau
Mit eurer Kinder Herzblut färben!
Schenkt meine ſechszehn Hengſte dorten
Und dieſen letzten Ritterorden
Dem Kirchlein unſrer Lieben Frau!"

Ernſt Ludwig Rochholz.

(Aus dem Stuttgarter Morgenblatt 1837. Nr. 259 und 260.)

Wolfdieterich's Buße in Burkheim.*)

Wolfdieterich, der alte Held,
Er tritt aus ſeinem Schloſſe,
Gewappnet wie zum Kampf im Feld,
Schwingt er ſich hoch zu Roſſe;
Noch grüßt er ſeiner Helden Chor
Und jaget durch das hohe Thor,
Wolfdieterich der Alte.

Ihm blühet Kraft, ihm glühet Muth,
Noch manchen Feind zu ſchlagen;

Doch mahnt der weißen Locken Fluth,
Der Weltluſt zu entſagen.
Drum macht den letzten Ritt er nun:
Im Kloſterport will Buße thun
Wolfdieterich der Alte.

Die Mönche hören ſein Begehr
Und nah'n von allen Seiten,
Sie holen Fahn' und Meßbuch her,
Zur Kirch' ihn zu geleiten.
Sie beten und ſie ſingen ſchon;
Mit Unmuth ſieht's der Heldenſohn
Wolfdieterich der Alte.

„Es wollte Niemand bei mir ſeyn,
Als ich beging die Sünden,
Vergebung hoff' ich auch allein
Durch mich bei Gott zu finden.“
So ſpricht und treibt ſie all hinaus
Und ſchließt das hohe Gotteshaus
Wolfdieterich der Alte.

Und betend bis um Mitternacht
Harrt er vor dem Altare,
Und lehnt im Chor ſich wohlbedacht
Drauf an die Todtenbahre;
Dann zieht ſein Schwert, beſchwört zur Stund'
Der Feinde Geiſter aus dem Grund
Wolfdieterich der Alte.

„Wohlauf zum Kampf!“ ſo ruft der Held,
Wild wie in jungen Tagen;
Die Mann für Mann er einſt gefällt,
Will er zugleich jetzt ſchlagen.
Da ſaust das Heldenſchwert um ihn,
Die Geiſter bringet ſelbſt zum Fliehn
Wolfdieterich der Alte.

Und als vom Feind die Stelle rein,
Streckt müd der Held ſich nieder;

Ein Engel löſt bei'm Morgenſchein
Den Geiſt vom Band der Glieder.
Und wie zur Meſſ' die Mönche nah'n,
Erblicken ſie, wie Buß' gethan
Wolfdieterich der Alte.

C. O. Müller.

*) Die zwei Dichtungen Hug- und Wolfdieterich, die mit Otnit, dem großen Roſengarten und der Zwergſage vom König Laurin in das Heldenbuch gehören, ſind verwandt und ſollen den Dietrich von Bern verherrlichen. Hug Dieterich, König von Konſtantinopel, hat ſich die von ihrem königl. Vater in einen Thurm geſperrte Hildgard zur Gemahlin erwählt und iſt in einer Verkleidung zu ihr gedrungen. Beider Sohn wird im Walde ausgeſetzt und von Wölfen ernährt, daher ſein Name Wolfdieterich. Obwohl von ſeinem Vater anerkannt, verjagen ihn doch nach deſſen Tode ſeine Brüder und er muß mit ſeinen Vaſallen in ein feſtes Schloß weichen. Die rauhe Elſe, welche ihn liebt, befreit ihn durch Zauberkunſt. Nach langem Umherirren und Kämpfen wird ſie ſeine Gemahlin, ihm dann geraubt, allein wieder von ihm gewonnen. Er beſiegt Otnit, macht einen Kreuzzug, und wirbt, nachdem Otnit erſchlagen iſt, um deſſen Wittwe Siderat. Sie gibt ihm auf, gegen die Drachen zu ziehen. Der alte Drache reißt ihn zwar in ſeine Höhle, doch tödtet er hier die Drachen, vermählt ſich mit Siderat, zieht nach Konſtantinopel, überwindet ſeine Brüder und befreit ſeine Vaſallen. Er wird dann Kaiſer von Rom, übergibt ſeinem Sohne, der Hugdieterich heißt, das Reich, und geht nach Siderats Tode in ein Kloſter, wo er, nachdem in dieſer Sage berichteten Kampfe mit den Geiſtern aller von ihm erſchlagenen Feinde, ſein Leben beſchließt. Vergl. Nodnagel's: „Fünf Bücher teutſcher Sagen." ꝛc.

Das „Univerſallexikon von Baden" gibt, Seite 223, Burkheim als den Ort an, wo dieſer Held Buße gethan und erwähnt auch des dortigen „Hexenthurmes", worin ſieben Weiber, welche im Juni 1616 zu Burkheim als Hexen verbrannt wurden, gefangen ſaßen.

Die Silberglocke.

Bei dem Dorfe Hecklingen ſieht man auf einem Hügel die Ruinen der Burg Lichteneck. Dort oben wohnte einſt eine fromme Ritterswittwe, die nahe dabei, auf einer Stelle, wo in alten Zeiten ein heidniſcher Tempel geſtanden, eine Kapelle bauen ließ. Bei Legung der Grundmauern ent-

deckten die Arbeiter viele römiſche Silbermünzen und Gefäße. Auf Befehl der Wittwe wurden dieſelben zuſammengeſchmolzen und eine ſilberne Glocke daraus gegoſſen, welche in der Kapelle aufgehängt wurde, aber nur in der Chriſtnacht geläutet werden durfte.

Während eines Krieges näherten ſich die Feinde auch der Burg Lichteneck; da wurde von deren Bewohnern die Glocke in den tiefen Schloßbrunnen verſenkt, damit ſie nicht geraubt werden möchte. Aber der Feind zerſtörte die Burg und verſchüttete den Brunnen. Seitdem hört man noch jetzt in jeder Chriſtnacht die Glocke aus der Tiefe herauf klingen.

(Siehe Al. Schreibers: „Sagen aus den Rheingegenden ꝛc.)

Die Glocke auf Lichteneck.

Wie ſchaut Burg Lichteneck ſtolz in den Breisgau hin!
Dort war einſt eine Frau mit chriſtlich frommem Sinn.

Sie wollte bauen laſſen ſich eine ſchön' Kapell',
Zum heil'gen Gottesdienſte an der geweihten Stell'.

Derweil die Leute graben tief in den Boden ein,
Blitzt ihnen was entgegen mit glänzend hellem Schein.

Man trägt das blanke Silber wohl in der Herrin Haus —
Da läßt ſie eine Glocke ſich gießen fein daraus.

Die Glocke tönt ſo helle, wie keine andre mag —
Doch darf man ſie nur läuten am heil'gen Weihnachtstag.

Der Feind kam in das Land; die Noth war groß und ſcharf;
Die Glocke, ſie zu retten, man in den Brunnen warf.

Im Burghof in dem Brunnen, verfallen, ſchwarz und tief;
Die Silberglocke wohl ſchon viel hundert Jahre ſchlief.

Doch in der erſten Frühe, am heil'gen Weihnachtstag,
Da hört man aus dem Brunnen den hellen Glockenſchlag.

Das Volk iſt in der Kirche, und betet dort und ſingt,
Herauf aus dunkler Tiefe ein fromm Geläute dringt.

Hermann von Rotteck.

Das Chriſtglöckchen.

Wieder würgt und brennt der Franze
Als ein grimmer Feind im Land;
Starr vor Schrecken
Sieht der Breisgau Dorf und Flecken
Eingeäſchert durch den Brand.

Hecklingen, du armes Dörfchen!
Dich auch ſchont nicht ſeine Wuth;
Ohn' Erretten
Wandelt dich zur wüſten Stätten
Der Vernichtung wilde Gluth.

Selbſt des Kirchleins heil'ger Frieden
Hemmte nicht des Frevels Gang;
Weh! zerfallen
Liegſt auch du, und Seufzer ſchallen,
Wo das Lob des Herrn erklang.

Unter Schutt und Kreuzestrümmern
Steht dort eine bleiche Frau;
Die Geberde
Spricht von Kummer, und zur Erde
Rollet ihrer Thränen Thau.

„Ach, die Stätte ſelbſt verwüſtet —"
Ruft ſie, „wo mein Kind geruht;
Wo gefunden
Balſam ich für herbe Wunden,
Find' ich jetzt nur Schmerzensgluth.

„Weihte dir ein Silberglöcklein,
Troſt mir ſelbſt in frühem Gram,
Heil'ge Stelle,
Ach, wie ſcholl's ſo rein und helle
Immer, wenn die Chriſtnacht kam!

„In dem Brunnen dort verborgen
Blieb dem Feind des Glöckchens Werth,
Doch verſchüttet
Iſt er jetzt und wüſt, zerrüttet,
Drüber Stein auf Stein geſchwert.

„Nimmer ſoll ich wieder hören
Glöckchen dich, ſo hell und rein;
Wenn zu dienen
Dir, o Chriſt, die Nacht erſchienen,
Ach, dann ſchweigſt nur du allein!“ —

So ergießt ſich ihre Klage
Oftmals an der Stätte dort;
Naß die Wange,
Horcht ſie jedem Glockenklange,
Und verläßt in Gram den Ort.

Sieh, da weicht der Franze wieder,
Neu erſtehet Kirch' und Haus,
Keine Hände
Finden aber jene Spende
Aus des Brunnens Schutt heraus.

Und ſo iſt die Nacht gekommen,
Die des Heiles Anbeginn;
Und zu neuer
Freudenvoller Chriſtnachtfeier
Wallt nun Alt und Jung dahin.

Gramgebeugt erhebt die Eine
Auch von ihrem Lager ſich,
Geht beklommen,
Schweigend, mit den andern Frommen,
Aber blutend innerlich.

Fremde Glocken hört ſie tönen
Zu der Stunde Weihegruß;
Ihre Gabe
Liegt im finſtren Trümmergrabe,
Und die Stelle tritt ihr Fuß.

Horch, da ſummt es leiſe — leiſe —
Ei, woher ſolch ſüßer Hall?
Rein und helle
Klingt's herauf aus dunkler Stelle —
Das iſt ihres Glöckleins Schall!

Und mit ahnungsfrohem Herzen
Fällt auf's Knie ſie hin zur Friſt;
Kann nicht ſcheiden,
Muß ihr Ohr am Klange weiden,
Denn ihr Glöckchen ſchallt dem Chriſt! —

Wieder auch, ſeit dieſer Stunde,
Ward's in ihrem Innern licht,
Stille Wehmuth
Ward ihr Schmerz, und fromm in Demuth
Lebte ſie und klagte nicht.

Und mit jeder Chriſtnachtfeier
Hört man noch das Glöckchen dort,
Rein und leiſe
Schallt's in wunderſamer Weiſe,
Und geheiligt iſt der Ort.

Joh. Nep. Vogl.

Enderlin's Grab.

Zwiſchen Malterdingen und Bombach an der Landſtraße von Emmendingen gewahrt man einen Erdaufwurf mit einem Steine, von den Bewohnern der Gegend „Enderlin's Grab" genannt. Einige ſagen, Hofrath Enderlin ſey dort ermordet worden; Andere behaupten, die Erde hab' ihn nirgend anderswo dulden wollen. Ebendort ſollen auch berauſchte Männer in der Nacht, als ſie da vorbeigetaumelt, wie vom Sturmwind in den Hecken herumgeworfen worden. Folgende traurige Geſchichte trug ſich vor nicht gar langer Zeit hier zu:

In einer Geſellſchaft beiderlei Geſchlechts, wo man von Geſpenſtern, von Furchtſamkeit und Muth ꝛc. ꝛc. plauderte,

rühmte ein junges ſchönes Mädchen ſeine Unerſchrockenheit und machte ſich, als Zweifel dagegen laut wurden, anheiſchig, um Mitternacht, ganz allein, auf Enderlin's Grab einen Pfahl einzuſchlagen. Sie hielt Wort und ſchlug den Pfahl wirklich ein. Als ſie aber wieder fort wollte, fühlte ſie ſich plötzlich durch Etwas zurückgehalten, erſchrack auf's Heftigſte, glaubte, Enderlin's Geiſt habe ſie gepackt und ſchrie fürchterlich um Hülfe. Zwei Jünglinge, welche dem Mädchen nachgeſchlichen waren, um ſie zu beobachten, eilten herbei, und fanden, daß der Pfahl, ihr unbewußt, durch die Schürze in den Boden getrieben war, und machten ſie alsbald los; allein nach drei Tagen büßte ſie ihre Vermeſſenheit, in Folge eines heftigen Fiebers, mit dem Leben.

Julius Leichtlin.

(S. Freiburger Wochenblätter 1819. S. 947.)

Die Geſchichte von der Frau Demuth und von der Frau Hurrle.

Es iſt ſchon manches Jahr her, und die meiſten von unſern geneigten Leſern waren noch gar nicht auf der Welt, da lebte im Simonswälder Thal ein gar ſchönes und junges Maidli, dem Jedermann gern zu gefallen ging, und das von allen Jungfern und Weibern ihres Orts lieb und werth gehalten wurde, wenn gleich Alle das Jüngferle beneideten um ſeiner Schönheit willen, und wegen der Manier, womit ſie allen Leuten ſich angenehm zu machen verſtand. Das iſt auch keine kleine Kunſt. 's iſt Manche roth und weiß und fein von Haut und goldig von Haaren, und ſie weiß das Alles nicht zu gebrauchen, ſondern trappelt und pappelt wie eine Gans, und ihre blauen Augen ſind nicht geſcheidter als die einer Kuh, die ja auch blaue Augen führt; und was ſie redet, weiß Gott, bringt dümmer der Spatz auf'm Dach nicht hervor. — Und die ſchöne Jungfer ſchrieb ſich „Demuth". Der Götti, der ihr den Namen in der heiligen Taufe beigelegt, hatte einen guten Merker gehabt. Die Jungfer war wie ihr Name: fromm, beſcheiden, freundlich, demüthig, kurz: von Herzen gut durch und durch,

wie von Geſtalt ſchön von oben bis unten. — Weiß nicht und hab's auch nicht erfahren, wie ihr Vater zum Geſchlecht hieß; das macht auch gar nichts aus, — aber der Vater war keineswegs reich, und der Kinder waren viele, und die Mutter hätte damit gar nicht zu Streich kommen können, wenn nicht Demuth vorn und hinten geweſen wäre. So verpflegte ſie die Geſchwiſterte, kochte die Mahlzeit, ſpülte das Geſchirr ab, beſorgte Feld und Garten, und hatte doch immer Zeit, den Gottesdienſt zu beſuchen, mit der Proceſſion zu gehen und dem Heiligen=Bildſtock vor ihres Vaters Hütte einen ſchönen Kranz von Blumen und Goldpapier zu fertigen und umzuhängen. — Alleweil unverdroſſen, geduldig und heitern Gemüths, iſt ſie ein Exempel für die ganze Nachbarſchaft geworden, und ſelbſt vom Ueberrhein ſind Leute gekommen, um die Demuth zu ſehen, die ſo luſtig war und doch ſo ſehr voll Sorgen; die ſo ſchön war mitten im Mangel, und immer reinlich, geputzt und ſchmuck, als wäre ſie aus dem Schächtelchen gezogen, und war doch vielleicht die Aermſte in Simonswald; die endlich immer ſo artliche Reden im Munde führte, und war doch kaum zwei Winter zur Schule gegangen, nicht aus Faulheit, ſondern aus Mangel an Zeit. — Sie wurde belobt und beſchenkt von Hoch und Nieder; aber die Geſchenke gab ſie ihren Eltern, und das Lob machte ſie nicht eitel. So viel Verſtand und Ehrlichkeit mußte wohl einmal belohnt werden. Gewiß hätte unſer Herrgott gern auf der Stelle einen Engel aus der Demuth gemacht, aber ihn dauerten die Eltern derſelben, und er ließ ſie auf Erden, damit ſie die chriſtlichen Tugenden noch mehr durch ihr Beiſpiel verherrlichte und in's Licht ſtellte. Daher mußte ſie erfahren, was das Glück auf Erden ſey, und das ging ganz natürlich zu, wie ich's erzählen werde; denn in dieſer Geſchichte wird nichts gehert, und der böſe Feind hat nur blutwenig darinnen zu thun.

Eines Tags kommt alſo ein Reiter daher, noch paſſabel jung, feiſt, mit rothen Backen; auf ſeinem Rock, an ſeiner Weſte, an ſeinem Bruſttuch, ſaß alles voll von Silber, Knopf an Knopf; ſeine Reitſtiefel waren blank gewichst, der Hut hing ihm recht ſtolz auf'm rechten Ohr. Das war der Kronenwirth von Kandern; ein reicher, geſunder, wohlgefälliger Mann, der's

herzlich gut meinte, ob er gleich zuweilen auch grob ſchwazte, aber nur zuweilen.

Diesmal war er ganz guten Humors. Warum? er hatte vor einiger Zeit ſeine bitterböſe Ehefrau verloren, und ritt jetzo, ein kinder- und ſorgenloſer Wittwer, zur Freite nach Elzach, wo ihm ein reiches Weibsbild verrathen und ſchon halb zugekuppelt worden war. Darum war ihm bodenwohl; er pfiff ein Stücklein in die blaue Luft hinaus, und langte mit der Gerte im Vorbeireiten luſtig in die Obſtbäume an der Straße, um das Heu, das die Wägen dort abgeſtreift hatten, herunter zu ſchmitzen. Manchmal gab er auch dem Rößlein eins zü koſten, denn es war nur zu wohl aufgefüttert, und trabte ſeinem frohmüthigen Herrn zu langſam. — Wie er alſo um die Ecke reitet, und an dem Hag des Gartens, der dem Vater der Demuth gehörte, hintrabt — die ſchöne Jungfer ſtand vor dem Hauſe, und wuſch einem ihrer Brüderlein das Geſicht am Brunnen rein, und verrichtete das mit einer ſeltenen Manierlichkeit — ſieht der Kronenwirth das Mädel, und weiß nicht, was er mehr bewundern ſoll: ihre weißen, runden Arme, oder die ſchneeblüthweißen Hemdärmel; ihre artlichen rothen Strümpfe, oder die Füße, die ſo zierlich drinnen ſteckten; oder ihr ſonnengoldiges Haar, das den gelben Hut zu Schanden machte; oder ihren friſchen Mund, oder ihre lichten Augen, oder das Lächeln um ſelbigen Mund, oder die Herzensgüte in ſelbigen Augen. — Jetzt bekam der Gaul keinen Schmitz mehr und ging langſamen Schritts, und immer langſamer, und der Kronenwirth achtete es endlich gar nicht, daß das Pferd ſtill ſtand, wie angenagelt, denn er konnte ſich nicht ſatt ſehen an der ſchönen Dirne.

Wie er nun ſo daſitzt und lacht, daß er alle Zähne weist, ſo muß die Demuth dem freundlichen Geſicht auch entgegenlachen, und wenn er für ſich meint: das iſt doch das ſchönſte Kind, das ich in meinem Leben geſehen, ſo denkt ſie in ihrem Sinn: der ſtattliche Mann gefällt mir.

Blöd war der Kronenwirth von Kindsbeinen an nicht geweſen; auch diesmal war er's nicht, denn er ſagte ſpaßhaft vom Gaul herunter zur Demuth, was ihm eigentlich Ernſt war: Wenn ich nicht ſchon eine Hochzeiterin hätte, ſo müßteſt Du es

ſeyn, mein Schatz! — Die Jungfer aber antwortete ihm, roth werdend: Wo denkt Er hin, Herr? Ich bin ein blutarmes Ding; Er mit ſeinem Reichthum würde ſich ſchön für mich bedanken! — Das war ein kurzer Diskurs, denn das Mädel lief in's Haus hinein, und der Kronenwirth ſetzte ſeinen Weg fort. Er hatte jedoch von Stund an allerlei Käfer im Kopf und es preſſirte ihm nicht mehr halb ſo arg nach Elzach.

In dem Kopf und dem Gemüth der Demuth war Alles ſo anſtändig aufgeräumt und in Ordnung, wie ſich's für ein wohlbeſtelltes Haus gehört. Indeſſen hat eine jede Jungfer im Herzlein eine verborgene Kammer, wo ſie ihren koſtbaren Hausrath aufhebt, den nicht alle Leute, und wärens die beſten Nachbarn, ſehen dürfen. Darum weiß ich auch nicht zu ſagen, ob die Demuth ferner des Kronenwirths aus Kandern viel gedachte, oder nicht, und warum ſie ſo erſchrecklich verlegen und blöde that, als eines Morgens — kaum waren drei Tage ſeit ſeinem erſten Vorbeiritt verſtrichen — der ſtattliche Herr abermals ſein Rößlein vor ihres Vaters Thüre anhielt. Anreiten, anhalten, die Gerte wegwerfen, aus dem Sattel ſpringen und das Mädchen geradezu um den Leib nehmen, war freilich Eins, und ſo geſchwind geſchehen, daß der leichtſinnigſte Bube während deſſen kein Vaterunſer fertig gebracht hätte. Wahrhaftig: ein ſittſames Mädel mußte darüber furchtſam und bleich werden und ſchier eine Ohnmacht kriegen. Bevor jedoch die Ohnmacht kam, wollte Demuth den frechen Menſchen heftig von ſich ſtoßen und fragte dabei: was fällt Ihm ein, Herr? — Wie er aber hierauf antwortete: Ich komme, mein Wort zu halten, Schätzlein mein; hab' mich zu Elzach frei und ledig gemacht, und Du ſollſt meine Frau werden oder keine im Badiſchen Land! — da ward es ernſt mit der Schwachheit, und Demuth lag ihm auf einmal ſchneeweiß und hinſinkend wie ein herbſtlich Blatt vor den Füßen, und zum Unglück kam der Vater dazu, und außer ſich vor Zorn, und die Mutter weinte, ohne zu wiſſen warum, auf der Thürſchwelle und die Geſchwiſterte ſchrieen, daß ſchier die Nachbarſchaft, ſo entlegen ſie auch war, zuſammengelaufen wäre. Doch was ſag' ich: zum Unglück? Unter rechtſchaffenen Leuten gehts nicht böſe und wild her, und rechtſchaffene Vorſätze dürfen ſich keck überraſchen laſſen, und der

böſe Anſchein thut ihnen nicht wehe. — Der Kronenwirth war, wie ſchon geſagt, ein wackerer Mann, wenn er auch zuweilen grob ſchwatzte, und was er der Demuth in die Ohren geſchrieen hatte, das wiederholte er dem Vater und der Mutter beſcheidentlich, wie's einem Freiwerber für ſeine eigene Perſon wohl anſteht.

Ich habe, ſprach er gar manierlich, Eure Tochter vor ein paar Tagen geſehen, und ſie hatte mir's im Anſehen alſobald angethan, ſo daß ich gern nicht weiter fürbaß geritten, ſondern lieber gleich hier verblieben wäre zur Anwerbung, — zum Verlöbniß zur Hochzeit, mit Einem Wort. Aber ſo war ich dazumal ein gefangener Mann, und zu Elzach ſaß Eine, die ſchon ſo gut als meine Braut war. Einen Verſpruch — Ihr wißt's, muß muß man halten, — mindeſtens ſo lange man's immer möglich thun kann. Mir wurd' es nicht ſo gut, oder beſſer geſagt, nicht ſo ſchlecht. — Als ich das Mädel ſah, das mir die Freunde beſtimmt hatten, ſo gefiel es mir gleich nicht. Was zwar nichts ausgemacht hätte, denn ſein Wort muß man jedenfalls halten. Aber als ich die Jungfer reden hörte, und gehen und ſtehen und commandiren und räſonniren, und unzufrieden thun und immer ein Geſicht machen, als hätte ſie den Bändelswurm im Leibe, da riß ich Augen und Ohren immer größer auf, und wenn's nicht meine ſelige Frau war, die leibhaftig aus dem Grabe heraufgeſtiegen war und in der Perſon der Jungfer Hurrle vor mir ſtand, ſo war's doch gewiß Eine, die um kein Haar beſſer, als die Selige. Potz Wetter! dacht' ich: das wird Hitz koſten, und wahrhaftig ſchwitzte ich ſchon und es kam immer beſſer, da ich nach und nach wahrnahm, in welcher Drachenreputation das Jüngferle im ganzen Ort ſteht; und da ich nebenbei inne wurde, wie das ganze Land weit und breit ſo gut und lieb von Eurer Tochter redet, die mir im Kopf ſteckte, als wär' ſie eine Königin mit einem Heiligenſchein — das ſchmerzte, das pfetzte, das brannte, glühende Kohlen thun's nicht beſſer! Einen Engel in der Nähe, und dennoch ein Teufele am Hals haben! Ich zerbrach mir den Kopf als wie mit Hammerſchlägen, konnte aber keine Hinterthür finden. Aber geſtern — ich hab' mir den Tag im Kalender roth angeſtrichen und werd' ihn mein Lebtag feiern wie's Oſterfeſt — geſtern, wo der eigentliche Verſpruch ſeyn

ſollte, und der Amtsreviſor und der Pfarrer waren ſchon eingeladen, geſtern kriegte die Trommel ein Loch. Wenn ich als ein armer Sünder im Haus der Eltern von ſelbiger Hurrle ankam, ſo waren die alten Leute doch noch einmal ſo beſtürzt und ſo unaufgelegt, ſchwätzten ſchier kein Wort, und die Verwandten machten ſaure und ſüße Geſichter durcheinander, je nachdem ihnen die Sache vorkam, von der ſie alle ſchon wußten; aber ich wußte davon kein Wort. Das Alles fiel mir auf, und wenn ich auch meine ſchöne Hochzeiterin hätte darum fragen wollen, ſo war ſie ſelber doch gar nicht da. Aber im Hauſe ging ein gewaltiger Sturm hin und her, Thür auf, Thür zu, als ſchöſſen ſie mit Kanonen; Trepp' auf, Trepp' ab, Purr, purr, rumpum! Und der Sturm war die Hurrle, die einen Spektackel trieb, ärger als die Hexen auf dem Heuberg; gab ihren Geſchwiſtern und dem Geſind ein ſchlechtes Wort, ja, eine Ohrfeige nach der andern, und zankte und wetterte, was gibſt du, was haſt du! Die Eltern zitterten wie das Laub am Baum, und die Leute ſammt und ſonders kamen ſchier um-vor Schrecken als mit Einemmal die Stubenthür aufplatzt, und das wilde Weibsbild hereinſchreit: Daß ihr's wißt! ich nehm' ihn nicht, und er läuft mir lang gut, und wenn ich den Müller nicht kriege, ſo bringen mich nicht vier Pferde nach Kandern, und ich heirath' dann abſolut gar nicht, und geh' in's Kloſter. Punktum! —

Das muß ein grobes Menſch ſeyn! ſagte der Vater der Demuth zwiſchen hinein und ſchnupfte eine lange bedenkliche Priſe Taback. Die Demuth meinte indeſſen ſtill für ſich: Die Hurrle ſei um ihrer Aufrichtigkeit willen nicht genug zu loben. Daſſelbe meinte der Kronenwirth allerdings, denn er ſagte ferner: Ein Anderer hätte ſich gottſträflich verzürnt, denn ein Jeder weiß doch, daß er ſeinen Batzen werth iſt, oder er glaubt es wenigſtens. Aber bei mir war's umgekehrt. Es iſt doch zuweilen ein Plaiſir, wenn Einem ſo ein hoffärtig Thier gerade herausſagt, das es Einen nicht will. Darum lachte ich die wilde Katze gar freundlich an — zum erſtenmal — machte einen netten Kratzfuß, und ſagte ihr: Liebe Jungfer, warum nur um Gotteswillen ſo hitzig und feindſelig? Sie könnte ein Gallenfieber oder eine Verkältung riskiren, und der

Müller von Kandern möchte doch ein geſundes und fröhliches Weiblein haben. Das denk' ich mir, weil er mein Schulkamerad und alter guter Freund iſt, und demnach iſt es dumm von ihm geweſen, daß er ſelber mir nicht den Zinken geſteckt hat, und war doch bei meinem Abſchied gegenwärtig, und begreif' ich erſt jetzt, warum er ausſah, als wolle ihm ein zentnerſchwerer Stein das Herz abdrücken. Mir auch, liebe Jungfer, hat bis daher ein Brocken auf dem Herzen gelegen, nicht viel kleiner als das Freiburger Münſter, und Gottlob, jetzt iſt er herunter gefallen, ohne daß ich mir Gewalt habe anthun müſſen, Ihr zu ſagen, daß wir uns eigentlich nicht zu einander ſchicken, und daß ich Sie nicht heirathen kann, auch mit dem beſten Willen nicht. Sei Sie bedankt, daß Sie mir zuvorgekommen iſt, und bleiben wir gute Freunde allezeit! — Ich bot ihr die Hand; aber die giftige Krott nahm ſie gar nicht an, denn jetzo hatte ich ihre Eitekleit bleſſirt, und wenn ſie mich ſchon nicht will, ſo wird ſie mir doch in ihrem Leben nicht vergeſſen, daß mir ihr Korb ganz recht und erwünſcht geweſen. Indeſſen kam auch der Müller Florian herein — der Spitzbube war ſchon ſeit vorgeſtern im Städtel, verſteckt weiß Gott, wo; — und nun ging's an die Eltern, und die gaben ihr Jawort, um nur dem Handel ein Ende zu machen. Der Vater ſagte dann zu mir: Ich muß mich vor Ihm ſchämen, Kronenwirth! — Aber ich antwortete ihm gelaſſen: Behüt' Gott! die Reihe, ſich zu ſchämen, iſt an andern Leuten, und will's Gott, wird's nicht ſo gar bös ausfallen. — Dem Müller jedoch gab ich einen Riffel, daß er nicht ſein Maul bei Zeiten aufgethan. Hätte mir viel Unluſt erſparen können, und ich wär etwa ſchon ein paar Tage der Hochzeiter dieſes artlichen Jüngferleins hier. —

Es iſt wohl Keiner unter unſern geneigten Leſern, der daran zweifeln wird, daß der Kronenwirth die Demuth zur Frau bekam. Er wollte es einmal abſolut; die Eltern hatten nichts darwider, im Gegentheil, und der Demuth war's mehr als recht. Auf dieſe Manier iſt eine Sach' 'gleich bei einander. — Nicht lang, und die Leutlein dutzten ſich. Demuth ſagte: Ich hab' dich recht lieb, Jakob! — Und er ſagte: Demuth, du biſt mir über Alles in der Welt! — Du haſt ſo

gute getreue Augen, ſagte wieder zum Jakob die Demuth und zur Demuth ſprach dann der Jakob: In deinen Augen iſt für mich ein ganzes blaues Himmele aufgethan! — Da gab ſie ihm einen neckiſchen Backenſtreich, und Jakob kitzelte ſie dafür, und.... gar nicht mehr lang, ſo war die Hochzeit; juſt am nämlichen Tage, da der Müller Thomas die Hurrle heirathete. Nur geſchah das Letztere zu Elzach, und Jakobs Hochzeit ging mit Ehr' und Freuden in Kandern ſelber vor ſich.

Die Heimführung wäre nun erzählt: aber die Heimſuchung noch nicht, und das wird etwa die Hauptſache ſeyn. Wie die Hoffart vor dem Fall kommt, und was ein frommes Gemüth oft zu erdulden hat in dieſer Welt auf Erden, das ſoll jetzt gleich erzählt werden, zur Ergötzlichkeit und zum Exempel.

Es iſt immerhin wunderbar, daß uralte Dinge, die vergeſſen und nutzlos ſeit vielen hundert Jahren in der Welt herumliegen, nicht ſelten, als wie aus dem Grabe auferſtehen, um Unheil anzurichten, um irgend ein junges liebes Leben in Schmach, Unglück und bittres Leid zu verſetzen. Noch einmal ſage ich, daß ich nicht von Menſchen reden will, ſondern von lebloſen Dingen, auf denen, Gott verzeih' mir die Sünde! Etwas wie ein Fluch ruht. Alte Menſchen ſind wohl auch dann und wann zur Plage jüngerer Leute auf der Welt, und man könnte allerlei Exempel davon auftiſchen, und manch Einem iſt auch ſchon deßhalb von Denjenigen, die ſein Leben pflegen ſollten, der Tod angewunſchen worden... Gott vergebe den Verblendeten und gehe nicht mit ihnen in's Gericht!

Alſo: von lebloſen Dingen will ich reden, als da ſind: alte Götzenbilder, wie ſie oft unterm Waldmoos hervorgeſtoßen werden von den Holzſchlägern, und Unglück bringen dem Haus, wo ſie einen Platz finden; oder Thaler und Dukaten aus der Schwedenzeit, die im Keller vergraben liegen und die Mancher holt und ſchlägt dafür Einen todt, oder verſpielt ſeine Seele an den böſen Feind; oder Flaſchen, die vor grauen Zeiten das Zaubermännel in das Kiesbett eines Bachs verſenkte, und darinnen ſteckt die Peſtillenz, die über alle Welt ausgeht, ſo wie Einer den Propf aus der Flaſche zieht; und was des Zeugs

mehr iſt. Was nun die Demuth angeht, ſo war's ein altes Buch aus ſtaubigem Winkel, ein Gaſthaus für Spinnen und Schaben, das ſo viel Unglück in ihr Leben brachte. — Bevor ich jedoch vom Unglück rede, will ich der Demuth Glück ein biſſel näher beſchreiben.

Der Kronenwirth zu Kandern hatte ein prächtiges eigenthümliches Haus. Es war drei Stockwerke hoch, mit ſchön aufgerüſteten Betten in den Stuben, und Spiegel und Vorhänge an den Fenſtern, ganz vornehm. In der Küche hätte man ein Pferd müde reiten können, und am Herd hat man für ſechzig Mann gekocht, mehr denn nur einmal. Die Speiſekammer war hell und groß und trocken und voll von guten Sachen. Im Keller lag der beſte Markgräfler, Klingelberger und Burgunderwein, Faß an Faß. Vierzehn Kühe ſtanden im Stall, die gaben die Milch wie aus Brunnenröhren von ſich. Der Hühner im Hof waren ſo viele, daß man gar nicht alle Eier finden konnte, die ſie per Tag legten. Zwei Gärten am Haus; der eine voll von Gemüs und Suppenkraut, auch Selleriewurzeln; der andere geſteckt voll von Obſt, groß und klein. Alle Kiſten und Kaſten voll Weißzeug, das ſchönſte im Land; Kupfergeſchirr und ein Dutzend ſilberne Löffel von den feinſten. Viele Aecker mit Hanf und Flachs beſtellt, wie's ſonſt gar nirgends vorkommt; alle Morgen einen guten Kaffee in ſchönen Porzellanſchüſſelchen. Sechzehn Dienſtboten alt und jung, und endlich gar ein fürnehmer Wagen zum Ueberlandfahren in der Remiſe. Die herzigſten Kleider von der Welt und Schmuck von Edelſtein; ein Ehemann, der nur immer ſagte: Was Du willſt, mein Schätzel; und nach Verlauf von ein paar Jahren ebenfalls ein Paar Kinderlein wie Milch und Blut: ein Männlein und ein Weiblin. Demuth konnte ihre Kindbetten aushalten wie eine Kaiſerin, und die Kinder hob immer der gnädige Herr Oberamtmann aus der Taufe. — Ja, das war ein Leben, wie in der Schlarafferei; es ging nichts darüber und es ſchien auch gar nicht ein End nehmen zu wollen. Aber der Teufel iſt verſchmitzt. — Wenn der Müller, der die Hurrle hatte, und immer mit ihr in der Bataille lebte, des Kronenwirths Glück und der Demuth Himmelreich in der Nähe betrachtete, wollte er nicht ſelten vor Kummer und Neid

kohlſchwarz werden in ſeiner weißen Jacke. Nicht als ob er ein ſchlechter Menſch geweſen wäre! Aber oft dacht' er bei ſich: Wenn nur der Jakob die Hurrle genommen hätte, mir wäre wohler auf Erden! Nichts als Zorn und Verdruß habe ich alle Tage, und der Jakob hat ſchon jetzo ſein Paradies gewonnen! das iſt bitter, das iſt ſauer, das iſt Rattengift!

Nun iſt hier vor allem zu wiſſen, daß der Müller Florian ein verſtickter Student war. Er hatte einmal ein Geiſtlicher werden ſollen und ſtudirt, gerade nur bis an den Hals. Darüber war ſein älteſter Bruder geſtorben und hatte ihm die Mühle hinterlaſſen. Natürlich hatte ſich Florian nicht lang beſonnen, den Studenten an den Nagel gehängt, und den Spreukittel angezogen. War ihm nicht viel Gelehrſamkeit als Reſt von der Schule übrig geblieben, ſo brachte er doch ein Paar Körbe voll Bücher in's Vaterhaus zurück. Die alte Lumpenwaare ſtand vergeſſen und von Mäuſen zernagt, in einer Bodenkammer. Beſſer, das rattenſchwänzige Lottergezücht ging an die Bücher, als an die Frucht auf der Bühne. — Der Müller wußte längſt gar nichts mehr von dem Schulplunder; da geſchah es eines Tag, daß er, nach einem ſcharfen Scharmützel mit ſeiner Hurrle, da ihm das Leben ganz verleidet war, hinaufſtieg unter's Dach und wollte ſich ein bequemes ſtilles Plätzlein zur Abreiſe ſuchen. Nagel, Hammer und Strick hatte er bei ſich. Wie er nun in ſelbige Kammer hineingeht — er hatte als Bube dort ſein Nacht- und Morgengebet und ſeinen Schlummer gehalten, hatte dort hehlings ſein erſtes Pfeiflein Taback geraucht, hatte von dort oben tauſendmal ſo vergnügt in die blaue Luft geſehen, wo die Vögel ſtrichen, frei und froh und unſchuldig, wie er — da wird ihm ſo gewiß konfus. Die Luft war gerade noch ſo rein und blau wie vor vier und zwanzig Jahren, da derſelbe Florian beinahe aus der Dachlucke gefallen wäre — doch war dazumal die Mutter bei der Hand, ihn am Tſchöple zu heben, juſt noch zur rechten Zeit; und da erinnerte ſich Florian plötzlich der guten treuen Mutter und des braven ehrlichen Vaters — beide lagen ſchon kalt unter der Erde, die einſt ſo warmen Elternherzen — und ſiehe: Florians Herz wurde weich wie ein geſotten Ei. Zuletzt wurde er auch noch des Bücherkorbs anſichtig und die luſtigen Studentenjahre fielen

ihm ein und machten ihn fröhlich im Gemüth — friedlich wenigſtens; ſo daß er den Nagel einem Spatzen nachſchmiß, den Strick in den Hof, den Hammer behielt er; warum? er war jetzo nicht mehr gefährlich; und auf einmal ſaß der Müller da und las in den alten Büchern und ſchaffte ſich die Grillen aus dem Kopfe; und dergeſtalt hatte er's ſeither vielmals praktizirt. Die Hurrle gab ihm Urſach genug, Gott ſoll's wiſſen!

Sitzt er alſo eines Abends — im Sommer war's, und ein ſtarkes Hausdonnerwetter kaum vorüber — wiederum in der Dachkammer und lieſt in einem alten Buch; es hielt noch kaum zuſammen, das Unglücksding, und ältelte wie ein verſporter Kirchenfahnen — und ſchier die Augen aus dem Kopfe lieſt ſich der Müller, und weil's zu dunkeln anfing, packt er das Buch unter den Arm und ſchlupft damit hinüber zum Kronenwirth. Selbiger Jakob war eben ein Strohwittwer; denn ſeine Demuth war mit ihrem älteſten Kind zu ihren Eltern gefahren. Der Vater oder die Mutter war krank. Die Demuth machte durch ihren Beſuch, Rath und Zuſpruch gleich geſund, wer krank lag, denn wo ſie war, war auch das Heil. Wo ſie aber nicht war, da kam das Unheil. So geſchah's in der Krone dazumal in Kandern.

Der Müller ſprach zum Wirth, der in der Schenk im Lehnſtuhl doste — in der vorigen Nacht war Tanzmuſik bei ihm geweſen und ſeine Morgenruhe hatte nicht viel geheißen: „Jakob! paß auf. Da hab' ich ein Buch gefunden mit ſchönen Helgen und Hiſtorien. Wir wollen uns damit die Zeit vertreiben; denn heut kommt Niemand mehr zu dir, weil alle Leute draußen beim Schießen ſind. Für mich habe ich heute ſchon genug Feuer im Hauſe gehabt, und du machſt mir ebenfalls nicht Augen wie ein Scharfſchütz." — Statt aller Antwort zeigte ihm der Kronenwirth den Stuhl neben ihm und langte ihm einen großen Stamper mit Wein. Denn er war freigebig gegen Jedermann. Dabei vergaß er ſich ſelber nicht, und ſelbige Nacht ſollen die Freunde wacker gezecht haben und ſelbander ganz allein. — In dem Buch war aber eine recht ſataniſche Geſchichte von einem alten heidniſchen Edelmann in Engelland, der einen Tugendſpiegel von einer Frau hatte, und dieſelbe als ein rechter Ketzer und Antichriſt bis auf's Blut gepeinigt hat, nur

um ihre Liebe zu ihm zu probiren. Mit Gottes Hülfe hat das arme Lamm alle dieſe Pein ſanſtmüthig und chriſtlich ertragen, und ihr Sach dem Himmel anheim geſtellt. So ſind demnach ihre Verleumder verhofft, der Wuſtel von einem Mann iſt in ſich gegangen und hat ſich zur heiligen Meß bekehrt, und wenn die ſtandhafte Frau nicht vom Papſte heilig geſprochen worden iſt, ſo hat ſie's doch wenigſtens verdient, und unſer Herr-Gott im Himmel wird das Verſäumte nachgeholt haben.

Nun redet aber der Teufel aus dem Müller, ohne daß derſelbe recht davon weiß, und ſagt er zum Kronenwirth: „Jakob, du haſt eine rechte Frau; aber das könnteſt du mit ihr doch nicht durchführen, was der Edelmann aus Engelland. — Hierauf antwortet der Jakob im freventlichen Uebermuth: „„Was gilt's?““ — Und der Andere macht: „Denk' wohl, ein Fuder Extra-Kaſtelberger könnt's thun.“ — „„Topp, Hand her!“ ſagt wieder der Jakob und ſetzt einen Trumpf darauf: „„Noch einmal ein Fuder wett' ich, daß du in alle Ewigkeit nicht Herr in deinem Hauſe wirſt!““ — Der Müller, der ſich ſchämte, nahm die Wettung gerade deßhalb auf; denn um ihre Schande zu verdecken, ſtellen ſich zuweilen die Schwächſten an wie Rieſen. — Sonſt vergißt man wohl am andern Tag, was am Abend zuvor beim Wein geredet worden; jedoch die Beiden vergaßen's leider nicht. Es wird ſie beide genug gereut haben, denn man ſoll Gott und Menſchen nicht verſuchen, aber die Mannsbilder ſind eben eigenſinnig und ſtätig wie die Mauleſel. Zufällig war der Müller einer der eigenſinnigſten und Jakob hatte noch einen härtern Kopf als der Müller.

Frau Demuth verſtand ſchon gar nicht, warum ihr Mann ſie nicht von ihren Eltern abholte, wie er jederzeit zu thun pflegte; aber als ſie nach Hauſe kam, und ihres Jakobs ganz verändertes Benehmen inne werden mußte, wußte ſie gar nicht mehr, wo ihr der Kopf ſtand. Er war einſilbig, unruhig, beſah ſie kaum, und dann nur mit mißliebigen Augen. In ſeinem Leben hatte er zu ihr noch nicht ſo trotzig geredet, wenn er ja einmal den Mund aufthat, und alle ihre Fragen deßhalb beantwortete er nur wie ein brummender Bär, der ſein Teutſch verlernt hat. Kein „Grüß Gott!“ kein „Dank Gott!“ kein Schmützle, kein „Gut Nacht, Schatz!“ oder „Guten Tag, liebe

Mutter!“ — Da hatte er allabendlich eine Kartenparthie im Hauſe, mit der er aufſaß bis über die Mitternacht hinaus; und nach ein Paar Tagen ging er ſogar — weil er, der Frau gegenüber die vorgebliche Liederlichkeit im eigenen Hauſe ſelber nicht aushalten mnchte — in die Linde, oder in's Kreuz, und ließ der Demuth expreß durch den Müller zubringen, daß er dort wie ein Narr kartle, und das Seinige verſpiele, und der Schoppen nicht wenige trinke. Der Müller war beſtändig bei ihm um die Wege; er konnte es auch, denn der Hurrle lag nichts an deſſen Daheimſeyn. Der Jakob ſchien ſeinerſeits ganz verſeſſen auf den Müller; daß er ihn nicht gerade mit ſich in's Bett genommen, war Alles.

Die mitleidige, finſtere Nacht mag allerdings die bitteren Zähren der verlaſſenen Frau oftmals gezählt haben; wird ihr auch allerhand ſchlimme Rathſchläge der Vergeltung zugemurmelt haben, wie ihr Brauch iſt; aber da kam ſie an die Rechte! — „Pfui, du alte böſe Blindſchleiche!“ hat die Demuth zu der Aufhetzerin geſagt, „laß ich dich meinem Schmerz zuſehen, damit du mir ſolche ſchlechte Dinge eingeben ſollſt? Ich habe Ruhe und Erleichterung von dir erwartet, und du legſt mich auf den Roſt des Neides, der Bosheit und ſündlichen Gedanken?“ — Flüchtete ſich alsbald an's Bett ihrer Kinder in die Engelwacht; und wahrlich! der Engel, der die Kindlein hütet, iſt auch zu ihr getreten, um ſie zu tröſten und zu belehren. — Schau, meine liebe Demuth, hat er zu ihr geſagt: jetzt iſt's an der Zeit, zu beweiſen, daß die Chriſtenlehr' bei dir etwas angeſchlagen hat. Du warſt dir getreu im Glücke; warum ſollteſt du es jetzt nicht ſeyn, da du dich unglücklich erachteſt? Und da ſagte er ihr ferner noch von drei Dingen, die uns vor allem Böſen bewahren, und die gar nie aufhören, ſobald ſie einmal recht da ſind; die das Leben überdauern, und folglich jedes Leid und Unglück. „Nimm einen Faden,“ hat der Engel geſagt, „der zehnmal um die ganze Welt herumläuft, er hat ein Ende! Der Glaube hat keins. Denk' dir das allmächtige Meer, ſo viel Millionen Morgen groß, und darauf ein Schiff, das nicht ruht; das Meer wird einmal vertrocknen, das Schiff wird einmal landen oder verſinken. Die Hoffnung hat kein Ziel. Stell' dir ein Feuer vor, worin alle Wälder des Erdbodens verbren-

neu; es wird einmal verlöſchen. Die Liebe jedoch erliſcht nie! Gott, der Herr, macht da ſelber kein Ende: denn die drei Dinge ſind Gottes ſelber. Verſtehſt Du mich?" — Ich will will meinen, daß Demuth den Engel verſtand; denn ſie hatte den rechten Glauben, ohne Mißtrauen, die Hoffnung ohne Kleinmuth, die rechte Liebe, ohne Sünd' und Eiferſucht. Und weil ſie eben deßwegen vorausſetzte, daß ihr Jakob dieſelben drei Dinge haben müſſe, ſo gut, wie ſie, ſo hielt ſie eben eiſenfeſt an ihm und dachte: „Ich glaube ja an ſeine Liebe, und will ihn nicht durch Zorn und Argwohn kränken; ich hoffe feſt, daß er wieder umkehren werde zum Guten, und ich liebe ihn ſo ſehr, daß es ja unmöglich iſt, was Anderes zu erwarten." — Das, ihr Männer und Weiber! kann nicht eine Jede, aber es hat auch nicht eine Jede die drei Dinge.

Der böſe Feind war ſeinerſeits auch nicht ruhig. Wie mit vier Händen hatte er auf die Frau eingedroſchen. Zuerſt ſagte der Kronenwirth eines Tags zu ihr: „Du ziehſt mir Bettelvolk in's Haus, und verſchwendeſt meine Sach'. Gib alle Schlüſſel heraus; ich will ſchon ſelber für die Wirthſchaft ſorgen!" — Das ſchmerzte, aber Demuth gab die Schlüſſel und war fromm und ſtill wie bisher. — Bald darauf ſchnaufte der Mann: „Du verdirbſt mir die Kinder, ſie ſind mein Blut und ſollen wachſen nach meinem Kopf!" — Nahm ihr die Kinder und that ſie zu ſeiner Schweſter nach Schliengen. — Das war grauſam, aber Demuth nahm ihr Herz in beide Hände, und dachte: wie Gott will; der Mann iſt mein Herr und der Engel bei den Kindern. — Dann endlich ſchwäzte der Kronenwirth einmal recht grob und wüſt, und ſprach: „Du verdirbſt mir Tag und Nacht und Trunk und Mahl mit deinem kläglichen Geſicht, und ich hab' dich in Verdacht, als klageſt du deinen Eltern unnützes Zeug vor, mich zu verläumden, und iſt doch alles deine Schuld. Ich verbiete dir, deine Eltern zu beſuchen und ihnen zu ſchreiben, oder es geht nicht gut!" Das war heidniſch, aber Demuth betete in ihren Aengſten: „Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen, und ihm folgen." — Gleich darauf ſchlug der Kronenwirth, dem ſelbſt bei der Sache bange wurde, denn er konnt' es ſchier nimmer verheben, dem Faß den Boden aus und ſchnarchte ſie an: „Ich kann dich nimmer gut

anſehen und hab' einen dummen Streich gemacht, eine verſtockte Bettlerin zum Weib zu nehmen. Geh' du denn hin, leg' deine ſchlechten Kleider an, und mach' dich fort aus meinen Augen!" — Das war nun vollends bös und teuflich; aber Demuth ſeufzte in der argen Pein: „Herr, mein Gott, verlaß mich nicht!" und zog ihr Simonswälder-Röcklein an, und nahm ihr dürftig Bündel unter'n Arm und trat verſtoßen aus dem Hauſe, ohne zu wiſſen, wohin?

Da kam die leichtfertige Hurrle auf ſie zu und verhöhnte ſie, und ſagte: „Der Krug geht ſo lang zum Waſſer bis er bricht. Scheinheiligkeit und ein böſes End' haben neben einander feil! So geht's, wenn man meint, man habe den Kurfürſten zum Vetter und alle andere Leut' ſeyen nichts als Staub und Unrath. — (Ich ſags manierlich, was die Hurrle ganz unflätig hervorgebracht hat.) Wahr iſt's nun einmal, fuhr ſie fort: Ihr Mann iſt ſchlecht durch und durch; und möchte ich ihn nicht mit der Zang' anrühren, und Sie iſt dumm, daß Sie alles das ſo leidet, denn wofür haben wir die Obrigkeit? Potz Sappermoſt! wenn mir's der Meinige ſo machte, den Scandal ſollte Sie ſehen! Das wär' ein Freſſele für's Amt! Die Schreiber ſammt dem gnädigen Herrn ſollten dem Florian zu Leib gehen, daß er Blut ſchwitzte, und ich wollt' ihn plagen, den Strick, daß er's Nerven-, Gallen- und Schleimfieber zumal bekäme, Mordio! Aber Ihr geſchieht's recht, daß Sie ſich nicht regt und rührt. Das iſt die Straf von Gott! (Die Läſtermäuler ſchwätzen immer vom lieben Gott, wenn ſie einen Advokaten für ihre Bosheit brauchen!) Warum hat Sie auch Ihren Herzliebſten einer Andern wegfiſchen müſſen? Potz tauſig! hat Sie gemeint, es wär' ſonſt keine auf der Welt, als juſtement nur Sie? Proſit die Mahlzeit! Geh' Sie jetzt nur hin und probir' Sie's noch einmal! Sie hat Zeit und Urſach dazu. Aber gelt? Sie wird's jetzo bleiben laſſen? Ihre rothen Backen, wo ſind ſie? Ihr goldiges Haar, fällt's Ihr nicht aus vor lauter Sorgen? Wo iſt Ihr feines Wachsthum? Ihr ſpeckfettes Hälsle, Ihre runden Händle und Füßle, wo ſind ſie hingekommen? Sie fiſcht Keinen mehr weg, dafür hab' ich ausgeſorgt. Aber — im Ernſt — ich thät's nicht leiden. Schrei' Sie Zeter in allen Gaſſen, und ich will mit Ihr halten, nicht wegen Ihrer, denn

Sie iſt eine nichtsnutzige Perſon, aber wegen des Lärms und Spektakels hätt' ich's gern, und Ihren Jakob möcht' ich gar zu gerne ſteinigen oder wenigſtens im Zuchthaus ſehen!" — Die Demuth iſt anfänglich bei dieſen Reden verhofft, iſt dann bald weiß, bald roth geworden, hat dann geſchluchzt und geweint, die Hände gerungen und gejammert; aber endlich hat ſich ihr Gewiſſen ermannt, und ſo antwortete ſie, als die Verſucherin das Maul hielt, derſelben, wie ſich's gehörte: „Gott vergebe dir, denn du weißt nicht, was du redeſt. Aber ich rathe dir, von meinem Manne zu ſchweigen, denn ich darf ſolche Schandreden nicht hören, als ein frommes Weib, und wenn Er's hören ſollte, ſo möcht' es dir bös heimkommen!

Und ſo geſchah's zur Stunde. Denn aus der Krone trat Jakob, geputzt wie an ſeinem Hochzeitstage, einen mächtigen Blumenſtrauß im Knopfloch, und vom Thore her kamen zwei ſchön aufgemachte Wägen, mit des Kronenwirths beſten Gäulen beſpannt, und die Fuhrleute hatten farbige Bänder auf den Hüten und an den Geißelſtecken, und in den artlichſten Feierkleidern ſaßen auf den Wägen die Eltern und Geſchwiſter der Demuth und ihre Kinder. Jakob lief herbei und umarmte ſein Weib, indem er zu ihr ſagte: „Ich habe ein ſchlechtes Spiel geſpielt und es mit meines Herzens blutigem Kummer bezahlt, wenn ich auch gewann mit Gloria. Verzeihe mir, mein Schatz, um meiner eigenen Leiden willen! Für mich, den Sünder, ſollen hier bitten und betteln unſere Kinder — die Kinder ſprangen in Demuths weit offene Arme — und deine Eltern und Geſchwiſterte, die von nun an nicht mehr von hinnen gehn werden. Hab' ich ihnen nicht das Haus neben dem meinigen gekauft? Will ich ſie nicht halten und heben und verſorgen, wie meine eigenen Eltern, Brüder und Schweſtern?

Die Hurrle brauchte nicht mehr. Mit ſieben Meſſern im Herzen ging ſie heim. Die Demuth brauchte auch nicht mehr, um zu verzeihen, denn die wahre Liebe hört nie auf, wie ſchon geſagt worden. Der Jakob ſagte darauf ſeelenvergnügt zum Florian: „Mein Fuder Wein hab' ich gewonnen, und dein vermaledeites Buch im Backofen umgebracht. Jetzt aber verdiene du dein Fuder und leg' deinem Hausteufel Zaum und Gebiß an, wenn du Schneid haſt."

Der Florian, der ſich ſchämte, und verwundert Demuths Beſtändigkeit und Erhöhung geſehen, wollte gegen Jakob nicht zurückbleiben. Aber, wie erging es ihm? Er wollte mit Einemmal der Hurrle kommandiren und ſie lachte ihn aus. Er wollte ſie einſperren, und ſie ſprang zum Fenſter hinaus. Er wollte ſie aushungern, und ſie erbrach Küche und Milchkammer, und ſchnitt Hühnern und Gänſen die Hälſe ab. Er wollte ſie endlich durchwichſen und ſie warf Axt und Meſſer nach ihm. Er wollte ihr die Kinder nehmen, ſie lief aber mit ſelbigen davon und gab ſie ihren Eltern, worauf ſie noch weiter lief, aber mit einem Andern, und iſt nichts mehr von ihr gehört worden.

Das war nun ein Freſſele für's Amt. Der Müller wurde geſchieden; dürfte freilich nimmer heirathen, aber er hatte doch wenigſtens Ruhe, und konnte ſeine kleine Wolfsbrut zu Lämmern erziehen. Demuth und Jakob haben, wie man vernimmt, noch lange gelebt und viele, viele, viele Kinder bekommen, und ihr Andenken lebt noch bei Alt und Jung dort oben im Lande.

(Aus K. Spindler's „Erzählungen beim Licht.“)

Schloß Hachberg.

Nicht weit von dem Dorfe Sexau in einem Seitenthale der Elz liegen auf der Spitze eines kegelförmigen Bergvorſprungs die Trümmer der einſt ſo gewaltigen, den Herzogen von Zähringen gehörenden Burg Hachberg, die von einem gewiſſen Hacho, welchem Karl der Große jene Landſchaft zugetheilt, erbaut worden ſeyn ſoll. Das Bild des alten Hachberg lebt noch im Munde des Volkes; noch erzählen ſich Greiſe von der ehemaligen Herrlichkeit des Hauſes, von der Pracht der Gärten, von dem Reichthum ihrer Beſitzer und den unermeßlichen Schätzen, welche noch in den unterirdiſchen Gewölben dieſes ungeheuren Gebäudes vergraben liegen. Bebend ergreift der alte Thalbewohner, welcher deinen Führer macht, deine Hand, wenn ihr durch den Burggraben ſchreitet; raſcher zieht er dich an einer Maueröffnung vorbei, in die einer der unterirdiſchen Gänge ſich mündet. Eben ſo lautlos und mit gepreß-

tem Athem eilt er mit dir an dem jenſeitigen Raine hinauf und erſt bei den dort liegenden, weitläufigen Wirthſchaftsgebäuden der Wiedertäufer, dort unter den hohen Ulmen, ſcheint ihm Muth und Ruhe des Gemüthes zurückzukehren. Selbſt von mannigfachen Gefühlen ergriffen, biſt du ihm beinahe verſchloſſen für die Umgebungen gefolgt; jetzt an dem Thore der Wiedertäufer, das die ſchlanke Dirne dir aufſchließt, erfragſt du die Urſache jenes ſcheuen Benehmens. „Ach! lange, lange ſtand er jeden Abend an der Oeffnung des Grabens, der Unglückliche!" — erwiedert der Alte — „der arme Chriſtian, ein ſchöner friſcher Burſche aus dem Thale da drunten! Ihn hatte der Böſe verblendet, daß er nimmer ruhen konnte, verborgenes Gold in jenen verſchlungenen Gängen zu ſuchen, bis er zuletzt wahnſinnig ſich von den Menſchen losſagte, in der Geiſterſtunde unter den Trümmern raſtlos, mit unbegreiflicher Verwegenheit umherſtöberte und, wenn der Morgen dämmerte, ohnmächtig in den dumpfigen Höhlen zu Boden ſank. Eine kalte Winternacht endete das traurige Leben, aber noch immer irret ſein Geiſt klagend unter den verwitterten Hallen des Schloſſes umher!"

(Vergl. Max von Ring's: „Maleriſche Anſichten der Ritterburgen Teutſchlands." Section Baden, 1. Heft.)

Der Ritter von Schwarzenberg.

Der alte Kaspar hatte ſchon frühe ſeine Hütte verlaſſen, um auf einigen ihm zugehörigen Bäumen Kirſchen zu brechen. Er war früher Knecht des Herrn von Schwarzenberg geweſen, und hatte ſodann von ihm ein Stückchen Feld erbeten, das er urbar machte und worauf er ſich eine Hütte baute. Selbſt ein Leibeigener, hatte er die brave Tochter eines anderen Leibeigenen geheurathet und von ihr drei bildſchöne Kinder erhalten Das älteſte war ein Mädchen, die zwei jüngeren waren Knaben. Dieſe hatten den Vater nun begleitet und waren mit ihm auf die Bäume geſtiegen, um Kirſchen zu brechen. Erſt nach einigen Stunden kam die Schweſter mit dem Morgeneſſen nach und wurde alsbald von den Brüderchen mit lautem Jubel begrüßt. Sie kletterten ſchnell herunter und nahmen ihr Körb-

chen in Empfang, während der Vater langſam nachfolgte und ſich mit ihnen um die ſchwarze Suppe herumſetzte. Alle waren fröhlich und guter Dinge, denn es war ein gar ſchöner Junimorgen und rings hüpften die Vögelein umher und ſangen ihre Lieder. Von der Stadt Waldkirch unten im Thale klangen Glocken herauf und ganze Schaaren von Landleuten zogen dahin auf den Wochenmarkt; nur die Schwarzburg*) allein ſchaute von ihrem ſteil hervorſpringenden Felſen finſter und traurig auf die lachenden Triften hernieder. Der Vater aber ſah mit Luſt auf ſeine geſunden Kinder und dann wieder auf ſein kleines, doch wohlbebautes Gütchen; denn der Himmel hatte ihn von dem Augenblicke an geſegnet, da er aus den Mauern der Burg getreten. Ja er hoffte ſogar im Stillen, ſich noch von ſeinem Herrn loskaufen und wenn auch nicht ſich ſelbſt doch ſeine Kinder ganz frei machen zu können. Drum war ihm der Schloßherr auch nicht mehr gewogen, ſeitdem Alles ſo wohl auf ſeinem Gütchen gedieh, denn der Ritter war keines biedern und glücklichen Mannes Freund und Jedermann floh ſeine düſtere Gegenwart. Selbſt wenn er in Waldkirch einritt, ging man ihm gern aus dem Wege und ſogar der alte Bürgermeiſter zitterte, ſo oft er vor den barſchen und hochmüthigen Herrn, der keinen Widerſpruch ertragen konnte, geladen wurde. Kaspar hatte ihn ſchon lange nicht mehr geſehen, denn auch er mied den Ritter wo nur möglich, und wenn Dieſer etwas von ſeinem Leibeigenen haben wollte, ſchickte er gewöhnlich einen Knecht, um Obſt oder Schinken, Feldfrüchte oder Geld, oder was ihn gerade gelüſtete, zu holen. Weislich zögerte Kaspar in ſolchen Fällen niemals, den Ritter zu befriedigen, doch verbarg er dabei ſorgfältig, was ſeine Frau bisweilen in Waldkirch oder Freiburg aus den Verkäufen des Obſtes erübrigt hatte. Diesmal waren die Kirſchen beſonders reichlich ausgefallen und Kaspar überſchlug ſchon im Stillen, was er etwa wieder unbemerkt zurücklegen könne. Darum war er heute auch ſo wohlgemuth und rief ſeiner Tochter, die mit der Spindel in der Hand ab und zu ging, während er und die Brüderchen aßen: „Höre Gundchen, die Vögel ſingen ſo luſtig, komm ſetz' dich zu uns her und ſing

*) Schloßtrümmer, nahe bei der Stadt Waldkirch.

auch ein Liedchen mit!“ Gundchen, die eine gar liebliche Stimme hatte, ließ ſich nicht lange bitten und wählte das muntere Strickerlied, welches ſie von ihrer Mutter gelernt und das ihr, aus beſonderen Gründen, jetzt recht oft einfiel:

„„Mein Bübchen iſt ein Stricker,
Er ſtricket manchen Tag;
Er ſtrickt an einer Haube,
Haube, Haube,
Iſt noch nicht ausgemacht.

„„Von Seiden iſt die Haube,
Von Sammet iſt die Schnur;
Biſt du ein wackres Mädel,
Mädel, Mädel,
Bind' dir dein Härchen zu!

„„Ach nein, ich will's nicht binden,
Will's noch mehr fliegen lahn,
Bis ein ander Jahr im Sommer,
Sommer, Sommer,
Will zu dem Tanze gahn.'“

Bis dahin hatte Gundchen geſungen und der Vater freudig zugehört, als auf einmal hinter ihnen ein Geräuſch entſtand und der gefürchtete Ritter, mit unterſchlagenen Armen, aus dem Gebüſche hervortrat. Sein Geſicht hatte nicht nur, wie gewöhnlich, den Ausdruck der Wildheit und Härte, ſondern es lag zugleich ein Hohn darin, welcher für den armen Leibeigenen Alles beſorgen ließ. Erſchrocken ſprang dieſer auf und nahm ehrerbietig ſeine Mütze ab, während die Kinder ſich ängſtlich an ihn ſchmiegten und das arme Gundchen aus Schreck ſeine Spindel fallen ließ. Lange ſah der Ritter mit finſterem Schweigen auf die eingeſchüchterte Gruppe, dann fuhr er plötzlich den alten Kaspar an: „So viel ich höre, hat dein ſchmuckes Töchterlein da ſchon Luſt, über's Jahr den Hochzeitsreigen anzutreten; gut, doch bis dahin ſoll ſie die Ehre haben, meine Dienſtmagd zu ſeyn; morgen früh bringſt du ſie zu mir auf mein Schloß!“ — Vergebens fiel der arme Vater mit ſeinen Kindern dem grauſamen Herren zu Füßen, vergebens bot er ihm ſein ganzes Vermögen an, um nur ſeine Tochter behalten zu dürfen. Höhniſch lachte der Ritter, daß ihm ein Knecht antrage, was ohnehin

ſein eigen ſey, und weidete ſich an dem Jammergeſchrei der Unglücklichen. — „Hab' ich nun das Rechte getroffen," — rief er mit teufliſchem Vergnügen — „um dem ewigen Singſang in deinem Häuslein ein Ende zu machen? Iſt ja doch dort ein Lachen und Jubeln ohn' Ende! Doch, damit du ſiehſt" — fügte er noch hämiſcher hinzu — „daß ich auch deinen Kopf gelten laſſen will, ſo merk' auf, was ich dir jetzt ſage! Du weißt, ich eſſe gerne Kirſchen, und heute Abend habe ich große Geſellſchaft. Bringſt du mir nun dieſen Kirſchbaum hier, ſo wie er daſteht, noch vor Mitternacht in meinen Saal, ſo daß ich und meine Gäſte die Früchte davon brechen können, ſo bleibt nicht allein deine Tochter bei dir, ſondern du ſollſt auch nebſt all den Deinigen frei ſeyn. Ich habe ſchon bemerkt, daß du ſchon lange im Stillen damit umgehſt, von mir los zu kommen. Aber merke dir wohl: noch ehe die Thurmuhr zwölf ausgeſchlagen hat, muß der Baum in meinem Saale ſtehen!" Mit dieſen Worten entfernte ſich der Ritter, ohne eine Antwort abzuwarten und noch lange hörte man von ferne ſein dumpfes, abgebrochenes Lachen.

Der gute Kaspar war der Verzweiflung nahe. Er kannte den Ritter zu genau, um eine Abänderung ſeines Befehls hoffen zu dürfen und überſah mit Einem Blicke das Elend ſeiner Lage. Die Flucht zu ergreifen, war unmöglich und eben ſo unmöglich ſchien es ihm auch, je die Bedingung zu erfüllen, unter welcher allein ſeine Tochter zu retten war. Denn, einmal im Schloſſe drinnen bei dem Ritter, war ſie verloren! Umſonſt warf ſich ihm Gundchen um den Hals; ihre Zärtlichkeit vermehrte nur noch ſeinen Jammer; und als vollends auch noch die Mutter dazukam, war des Wehklagens und Weinens kein Ende, die Steine hätten gerührt ſeyn mögen. Da fiel das gute Gundchen auf die Kniee nieder und betete recht inbrünſtig, daß doch der Himmel ſie nicht verlaſſen möge. Und ſiehe, als ſie ſo zu Gott flehte und die Anderen weinten, zuckt' es plötzlich wie ein Blitz am heiteren Himmel, die Erde bebte, ein Windſtoß fuhr durch die Gebüſche und aus der Tiefe der Erde ließ ſich eine Stimme vernehmen: „Wehe, wehe! Seine Stunde hat geſchlagen; dreimal Wehe!" — Voll Entſetzen floh Kaspar mit ſeiner Frau und den Knaben von dannen, ihr Haar ſträubte ſich empor, nur Gundchen folgte ihnen langſam und beruhigt, denn ſie wußte nun gewiß, daß

der Himmel ſie nicht verlaſſen und der Bosheit ihres Herrn preisgeben würde.

Der Tag ging ohne ein merkwürdiges Ereigniß vorüber, nur fühlte man, daß die Luft immer ſchwüler wurde und wirklich war ein Gewitter im Anzuge. Die Thüre des alten Kaspar wurde nicht mehr aufgemacht; ihn ſelbſt aber konnte man im Vorübergehen, wenn man durch das Fenſter einen Blick in die Kammer warf, mit Frau und Kindern auf den Knieen liegen und andächtig beten ſehen. Hörte man auch bisweilen die Stimme des hübſchen Gundchens dazwiſchen, ſo war es doch nur in einem geiſtlichen Liede; ſie hatte ſich jetzt alle weltlichen Gedanken aus dem Kopfe geſchlagen.

So rückte der Abend heran und mit ihm fand ſich auch die Geſellſchaft des Burgherren ein, die von der Jagd zurückkehrte, von Hörnerſchall und Hundegebell begleitet. Nie war die Jagd noch ſo wild und grauſam geweſen, wie heute; Hirſche und Hindinnen, Rehböcke und Geißen waren zuſammengeſchoſſen und die Felder der Bauern ſchonungslos zertreten worden. Manche Leute glaubten, beim Anblick des zurückkommenden Zuges, es gehe ſchon jetzt nicht mehr mit rechten Dingen zu, denn man zählte diesmal eine doppelt größere Meute von Hunden, als die Herren ſonſt mit ſich zu führen pflegten, ſogar auch wilde Thiere, wie z. B. Löwen und Tieger, wollte man darunter bemerkt haben. Da nun die Ritter ihre Jagdluſt befriedigt hatten, ſetzten ſie ſich im Schloſſe zum Gelage nieder, und nun wurde geſotten und gebraten und aufgetragen, was nur Küche und Keller vermochten und auf den Tiſchen Platz hatte. Spielleute wurden herbeigeſchafft, nichtwürdiges Geſindel, das ſich auf allen Jahrmärkten herumtrieb, manchen Burſchen in's Sündengarn hineinlockte und manches Mädchen verführte. Da war großer Jubel in der ganzen Burg; nicht nur die Herren zechten übermäßig und trieben mtt Buhldirnen ihr Spiel, ſondern auch die Knappen und Knechte folgten ihrem Beiſpiele. Darum ward es auch Niemand von der Geſellſchaft gewahr, daß das Gewitter vom Rheine her immer näher und näher heranzog. Von Stunde zu Stunde wurde das Toben und Lärmen im Schloſſe frecher und wilder; kein Scherz blieb zur Aufheiterung der Gäſte unverſucht. Beſonders aber erregte es großes Gelächter, als der

Burgherr die Geſchichte vom Kirſchbaum erzählte und mit lebendigen Farben die Seelenangſt und das Entſetzen des armen Kaspars ſchilderte. Einige meinten, man ſolle doch nachſehen laſſen, ob er noch nicht angeſpannt habe, um den bedungenen Nachtiſch heraufzuführen; eine fürwitzige Dirne wollte ſogar den Kopf zu einem Fenſter hinausſtrecken, aber da faßte der Wind die Flügel desſelben und ſchlug ſie mit ſolcher Heftigkeit zu, daß die Glasſcherben im ganzen Saale herumflogen. Jetzt begann es doch Manchem unheimlich zu werden, aber Keiner vermochte ſich von der Stelle zu bewegen und Jeder fühlte ſich wie verzaubert in dem Saal feſtgebannt.

Plötzlich fing der Thurmwart aus allen Kräften an, Sturm zu blaſen und ein Knecht ſtürzte mit verſtörtem Angeſicht und der Nachricht herein, man höre vom Walde herauf Pferdegetrappel und ſehe viele Lichter ſich dort hin und her bewegen. Schon wollte der Burgherr voll Zorn über eine ſolche Störung ſeines Feſtes ſich aufmachen, als ein Windſtoß alle Fenſter auf Einmal aufriß und alle Lichter wie mit Einem Schlage ausgelöſcht wurden. Während nun ſolcherweiſe im Saale dunkle Nacht herrſchte, ward es außerhalb der Burg und im Thale drunten um ſo heller. Blitze kreuzten ſich unaufhörlich nach allen Richtungen, dabei rollte der Donner, als bräche das Weltgericht herein und der heftigſte Sturm, wie man noch keinen erlebt, ſchien den ganzen Wald entwurzeln zu wollen. Das Grauſigſte aber für die Geſellſchaft war, was ſie jetzt auf dem Acker des armen Kaspar von Weitem erblickte. Dort ſtampften vier rabenſchwarze Roſſe ungeduldig vor einem großen Wagen, und hundert Rieſenarme, die aus der Erde hervorkamen, ſchienen damit beſchäftigt, einen Baum auf denſelben zu heben. Die Früchte von dieſem Baume aber waren ganz feurig, wie Karfunkel, und nicht zu zählen; übrigens ſahen ſie ganz den Kirſchen gleich. Endlich gelang es den vielen Rieſenarmen, den Baum mit ſammt den Wurzeln auf den Wagen zu bringen und nun ſchwang ſich ein, wie der arme Kaspar gekleidete Kutſcher auf den Bock und voran gings den Berg herauf in raſchem Galopp. Der Burgherr zwang ſich umſonſt zu lachen und ſeinen Genoſſen Muth einzuflößen, allein er brachte nur ein widriges Grinſen und unverſtändliches Gemurmel her-

vor. Der Wagen aber ſchien den Boden nicht zu berühren, ſondern über den Wipfeln der Bäume hinzuſtreifen und eine Flammenſtraße hinter ſich zu laſſen. So flog er immer näher, während es immer ſchrecklicher donnerte und blitzte, an die Burg heran, wo ihm auch das wohlverwahrte Thor keinen Widerſtand zu leiſten vermochte. Wie Papierblätter fielen die Thorflügel auseinander und die Mauer darüber rollte wie ein Haufen Sand in den Graben. So brauſte der Wagen endlich durch die weitgähnende Wand in den Saal und mitten unter die von Entſetzen halbtodten Gäſte herein. Da ſtand der Baum, wie ungefähr, wenn man ihn ſo vergleichen darf, ein großer Chriſtbaum, mit Früchten und Lichtern überſäet; aber Niemand war ſo keck, ſich Etwas von der Beſcheerung zuzueignen. Der Kutſcher aber rief mit donnernder Stimme: „Was zögert ihr denn? So greift doch zu!“ und die Rieſenarme drangen jetzt wieder aus den Wänden des Saales hervor und nöthigten die Herren und Damen, zuzugreifen. Sobald aber Jemand eine der funkelnden Kirſchen zum Munde führte, verwandelte ſich dieſelbe in eine Flamme, die nicht mehr zu löſchen war und tief in das Herz und den Magen hinunterbrannte. Endlich riß der Kutſcher ſelbſt den Burgherrn zu ſich auf den Bock hinauf, das Feuer bemächtigte ſich des Gebälkes und der Dachſparren des Schloſſes, der Boden öffnete ſich mit einem weiten Klaff, und Pferde, Wagen, Ritter und Gäſte ſanken in eine ſchwarze, bodenloſe Tiefe hinab. — So erzählten damals die Sonntagskinder, denn andere Leute hatten nur Blitze geſehen, die wie eine ungeheure Feuergarbe auf das Schloß zufuhren und es in ein Flammenmeer begruben. Aber es iſt weltbekannt, daß Sonntagskinder in ſolchen Dingen immer mehr ſehen, als gewöhnliche Menſchenaugen.

Als ſich des andern Tages die Thalbewohner von den Schrecknißen der Nacht erholten und ihre Blicke nach der Burg richteten, ſahen ſie weder Thürme noch Zinnen mehr, ſondern blos ſchwarze Mauerblöcke, aus welchen bisweilen noch bläuliche Flammen mit Schwefeldampf emporſchlugen. Auf dem Felde des alten Kaspar hingegen fanden ſie an der Stelle, wo der ſchöne Kirſchbaum geſtanden hatte, eine tiefe ſchwarze Grube und daneben Spuren von Rädern und Pferdehufen. Sie be-

ſprengten deßhalb die Stätte mit geweihtem Waſſer und ließen ein ſteinernes Kreuz dahin ſetzen. Der alte Kaspar mit ſeiner Familie war jetzt natürlich ſeiner Leibeigenſchaft los geworden und Gundchen blieb ſo lange zu Hauſe, bis ein wackerer junger Nachbar ſie als ſeine Hausfrau heimführte. Noch heute ſind die Reſte des uralten Kreuzes und die Trümmer der Burg übrig, aber nur am Tage wagt man ſich in ihre Nähe; denn wenn man Abends oder gar in der Nacht vom Glotterthale heraufkommt und den näheren Weg einſchlagen will, ſieht man, namentlich an hohen Feſttagen, den großen Baum mit den feuerſprühenden Kirſchen mitten über dem Gemäuer des Schloſſes.

Dr. Heinrich Schreiber.

Der Hirtenknabe am Kandel.*)

Ein unſchuldiger Hirtenknabe führte täglich an den wieſenreichen Abhängen des hohen Kandels, deſſen innerſte Tiefen aus einem grundloſen See beſtehen ſollen, der wenn er einmal herausbräche, das ganze Land unter Waſſer ſetzen würde, das Vieh ſeines ſtrengen Herren auf die Weide, und wenn er dann ſo von oben herab auf die Stadt Waldkirch und die ſpazierengehenden, ſchöngeputzten Bürger und ihre Frauen und Töchter ſah, da ward ihm oft recht wunderlich zu Muthe. Er dachte dann gewöhnlich bei ſich ſelbſt: „Warum habe ich doch nicht auch einen reichen Mann zum Vater? Ich hätte dann nicht nöthig, mich in Lumpen zu kleiden, mit den ſchlechteſten Biſſen mich zu begnügen, und den ganzen Tag über auf dem Berge herum zu klettern, um das Vieh zuſammen zu treiben. Wie bin ich doch ſo elend gegen die Stadtkinder, die vor lauter Uebermuth nicht einmal wiſſen, wie viel ſie beſitzen, und oft Sachen wegwerfen, die mich ganz glücklich machen würden! Meine Eltern waren aber Bettelleute und ſind geſtorben; mein Herr ſchilt und ſchlägt mich unaufhörlich, und wenn ich den Tag hindurch todtmüde geworden bin, ſo muß ich des Nachts mit der Streu im Stalle vorlieb nehmen. Ich bin doch recht unglücklich!“

So dachte der Knabe und weinte ſtill vor ſich hin. Der böſe Feind mußte aufmerkſam auf ihn geworden ſeyn, denn er

*) Einer der höchſten Berge des Schwarzwaldes, 3886 Fuß u. d. M. zwiſchen dem Elz- und dem Glotterthale.

verwandelte ſich ſchnell in einen Jäger und ging, einen ſchwarzen zottigen Hund an der Seite, mit ſtarken Schritten auf den Knaben zu. Dieſer wiſchte ſich alsbald die Thränen aus den Augen und verſuchte fröhlich auszuſehen, aber es gelang ihm nicht. „„Warum hängſt du den Kopf, Bürſchlein?““ hub der Jäger an zu fragen — „„Siehſt du nicht, wie die Buben dort unten im Thal ſo luſtig ſind und ſich ihres Lebens freuen?““ Da ſchlug der arme Knabe die Augen auf und ein neuer Stich fuhr in ſein Herz; denn er ſah auf einer Wieſe eine Menge ſchöngekleideter Kinder Ball ſpielen und hörte ſie ſingen und jauchzen. Aber die kleinen Pferdefüße derſelben ward er nicht gewahr, ſonſt wäre ihn das Weinen nicht noch ſtärker angekommen. Da der Jäger ſah, daß ſchon die erſte Verſuchung ſo gut ausgefallen, ward er noch zutraulicher, ſetzte ſich neben den Knaben nieder und ermunterte ihn, ihm zu geſtehen, was er eigentlich auf dem Herzen habe. Nach einer Weile gab der Knabe, noch immer ſchluchzend, zur Antwort: „Ach! ich bin gar zu arm und habe weder Vater noch Mutter mehr!“ — „„Iſt es nur dies?““ — tröſtete der Jäger — „ſo iſt dir gar bald geholfen. Es ſteht nur bei mir, dich reich zu machen und an Kindesſtatt anzunehmen.““ — „Ei, könnet und wollt Ihr das?“ rief jetzt der Knabe voll freudiger Ueberraſchung, ſprang auf und hob ſeine blauen Augen recht bittend und zutraulich zu dem grünen Mann empor. Aber dieſer bekam jetzt plötzlich ein heftiges Zucken im Geſichte, wie man es gewöhnlich bekommt, wenn man unverſehens in die helle Sonne hineinblickt; denn hinter dem Knaben ſtand in blendendem Lichtglanze ſein S c h u t z e n g e l und drohte dem Böſen mit dem Finger. Der Knabe aber bemerkte den Schutzengel nicht, ſondern nur die Geſichtsverzerrungen des Jägers; darum fuhr er voll Schrecken zurück und wußte ſich kaum zu helfen. Allein der Jäger, in dergleichen Fällen ſchon geübt, drehte geſchwind den Kopf auf die Seite und rief dem Knaben zu: „„Setze dich nur wieder ruhig neben mich hin; es iſt mir eine Schnacke in das rechte Auge geflogen, ich muß es nur eine kleine Weile zuhalten.““ Nach und nach wußte der grüne Mann ſolcherweiſe den armen Knaben immer mehr zu bethören, ſo daß ihm nichts als Geld und koſtbare Kleider in Hülle und Fülle vor den Augen flirrten. „„Das

Mittel, dich reich zu machen,'" — nahm der Jäger nun wieder das Wort, jedoch noch immer mit abgewendetem Geſichte — „,iſt ganz einfach. Hier in dem Berge befinden ſich nämlich ungeheure Schätze, welche von einem alten Ritter darin vergraben worden ſind, und die du leicht heben kannſt. Du brauchſt nur morgen in aller Frühe mit einem Zug Ochſen vor den Felſen da unten zu kommen, ſo wirſt du mich antreffen; wir werden dann den Felsblock wegführen, und uns ſchnell der Schätze bemächtigen; ich nehme dich hierauf als meinen Sohn an, dann ſagſt du deinem Herren Lebewohl auf immer und wirſt ein ſchmucker, reicher Junge, wie kaum einer in der Stadt iſt. Aber verſprechen mußt du mir, Niemanden etwas von der Sache zu ſagen und Morgen früh an gar nichts Anderes zu denken, als an unſere Schätze.'" — Gern gab der Knabe ſein Wort darauf und ſprang wie außer ſich vor Freuden herum, als der Jäger heimlich ſeinem Hunde einen Wink gab, daß dieſer unter das weidende Vieh hinein fuhr und es auseinander trieb. Während der Knabe hinzueilte, um es wieder zuſammen zu bringen, waren Jäger und Hund verſchwunden. Auch die ſpielenden Kinder auf der Wieſe verloren ſich, und einem aufmerkſameren Blicke wär' es ſchwerlich entgangen, wie eines hier, das andere dort in eine Spalte des Berges hinabſchlüpfte.

Voll Ungeduld trieb nun der Knabe ſeine Heerde nach Hauſe, noch eh' der Abend recht eingebrochen war, weßhalb ihn ſein Herr neuerdings mit Schelten und Schlägen empfing. Aber der Geplagte, der ſonſt augenblicklich in Thränen ausbrach, machte ſich jetzt nichts daraus, da er ja den glücklichen Wechſel ſeines Schickſals ſo nahe vor ſich wußte. Auch beim Nachteſſen war er ſo ſehr zerſtreut und geiſtesabweſend, daß ihn eine alte Kindswärterin bei Seite nahm und ihm zuſprach, ihr doch mitzutheilen, was mit ihm vorgegangen ſey. Der Knabe blieb aber verſchwiegen und eilte ſo bald als möglich auf ſein rauhes Strohlager, nur um ungeſtört ſeinen freudigen Gedanken nachhängen zu können. Auch während des Schlafes ließen ihn dieſe nicht ruhen, denn er träumte nun die herrlichſten Sachen von ſeinem künftigen Glücke. Schon ſah er im Innern des Kandels einen Palaſt von lauter blitzenden Edelſteinen, von der holdſeligſten Fee — ſeiner künftigen Mutter — und dem ſtattlichen

Jäger — ſeinem künftigen Vater — bewohnt, die ihn mit Liebkoſungen überſchütteten. — Der anbrechende Tag weckte und ermahnte ihn, nicht länger zu zögern. Das bisher nie verſäumte Morgengebet vergeſſend, flog er raſch vom Lager empor und der Schutzengel des verblendeten Knaben wendete ſich betrübt von ihm ab. Was aber wunderſam iſt: die Pferde und Stiere, die ſonſt auf jeden ſeiner Winke ſo willig waren, wollten ihm jetzt durchaus nicht gehorchen und er brachte ſie nur mit vieler Mühe in das Joch und aus dem Stalle, während noch Alles auf dem Hofe in tiefem Schlummer lag. Doch kam er noch zu rechter Zeit, ganz wie der Jäger es gewünſcht hatte, an den bewußten Felſen und der Böſe lachte ſchon im Stillen, daß ihm die Beute ſo ganz nach Willen in's Netz gehe.

Kaum ſtand der unbeſonnene Knabe mit ſeinem Viergeſpann vor dem Felſen, ſo ſtreckte auch ſchon der Jäger aus dem Gebüſche den Kopf hervor. Aber unglücklicher-, oder vielmehr, glücklicherweiſe war ihm diesmal der Hut in den Zweigen ſtecken geblieben und die zwei Hörnchen auf ſeiner Stirne, welche der Böſe nie ganz zurücktreten machen kann, blieben dem Knaben nicht unbemerkt; doch entſchuldigte ſich der Jäger damit, er habe vor einigen Augenblicken den Kopf gewaltig an einen Felſen angeſtoßen und dadurch die großen Beulen bekommen. Hierauf trieb er den Knaben an, ſeinen Zug an den eiſernen Ring anzuſpannen, welchen er bereits in die Felſenwand getrieben hatte. Allein dem Knaben war noch von dem Schrecken über die zwei Hörnchen her nicht mehr ganz wohl zu Muthe, auch glaubte er in dem Geſichte ſeines künftigen Pflegevaters auf einmal etwas ungemein Wildes und Tückiſches wahrzunehmen. Indeſſen, wer einmal A geſagt hat, muß auch B ſagen und ſo ſpannte denn der Junge mit ſchwerem Herzen ſein Vieh an den Ring, ſchwang ſeine Geißel und rief nach alter Gewohnheit: „Voran denn in G o t t e s Namen!“ Kaum waren dieſe Worte aus ſeinem Munde, als ſich plötzlich der Himmel verdunkelte, der Donner rollte, die Blitze vor den Thieren niederſchlugen, die Erde zitterte und im Innern des Berges ein Rauſchen und Toben ſich erhub, als ob der Sturm ein ganzes Meer aufwühlte und dieſes durch eine ſchmale Schlucht hervorbrechen möchte. Und was noch das Aergſte war: im Nu ver-

ſchwand der Jäger, und aus dem Gebüſche reckte ſich der ſchwarze, mit langen ſpitzen Zähnen beſetzte Rachen eines Ungeheuers mit fürchterlichem Gebrülle, welches das im Berge noch überſchallte, dem Knaben entgegen. Da ſank dieſer bewußtslos zu Boden; die vier Stiere rißen ſich los und gingen durch, und noch lange ſcholl rings in Berg und Thal umher das entſetzliche Toben und Brauſen, Donnern und Blitzen, aus dem Kandel und vom Himmel her.

Als der Knabe nach ohngefähr einer Stunde wieder zu ſich ſelbſt kam, und mit angſtverſtörtem Blicke ſich umſah, fand er Alles in der Runde wieder ganz ruhig; die Morgenſonne glitzerte durch die grünen Gebüſche, die verſchüchterten Vögel kehrten zu ihren Neſtern zurück und fingen wieder ruhig zu ſingen an. Was aber das Sonderbarſte war: ein helles Bächlein rieſelte durch das Geſtein dahin, das doch an jener Stelle nie zuvor ſichtbar geweſen war. Der Knabe wußte nicht, ob er wache oder träume und rieb ſich die Augen, um deutlicher zu ſehen. Er blickte jedoch nur ſchüchtern und verſtohlen zur Seite hinüber, wo das ſchreckliche Unthier auf ihn zugefahren war; aber jetzt regte ſich auch nicht ein Blättchen, nur ein faſt betäubender Schwefelgeruch wehte herüber. Wie ſtaunte jedoch der Knabe, als er endlich zum Felſen ſelbſt hinaufblickte und dort aus der nackten verbrannten Wand eine Quelle hervorſprudeln ſah, ſo ſtark, als wenn zwanzig bis dreißig Brunnenröhren zuſammen ihr Waſſer hervortrieben. Wie groß aber war erſt ſeine Freude, als der Vogt des Dorfes Siensbach zufällig heraufkam, vor Entzücken die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug, ihm um den Hals fiel und ſagte, daß jetzt der höchſte Wunſch ſeines Dorfes erfüllt ſey, indem es jetzt, was es bisher ſchwer entbehren hatte müſſen, eine geſunde friſche Quelle ſowohl zum Trinken als zum Bewäſſern der Wieſen beſäße. Zugleich aber machte ihn der Alte, nachdem ihm der Knabe ſein ſchreckliches Abenteuer mit dem Jäger berichtet hatte, auf die entſetzliche Gefahr aufmerkſam, in dem ſein Leichtſinn ſowohl ihn ſelbſt als das ganze Thal hätte ſtürzen können. „Hätteſt du, als du dein Stiergeſpann mit der Geißel antreiben wollteſt, den Felſen hier hinweg zu ziehen, nicht dabei gerufen: „In Gottes Namen denn! ſo wäre dieſer Block, der nichts anderes iſt, als das Eingangs-

thor zu dem unterirdiſchen See dort unten im Kandel, heraus-gefahren, die wilde Fluth hervorgebrochen und du mit ſammt den Einwohnern des ganzen Thales von ihr verſchlungen worden. Doch der Herr ſey gelobt! Er hat uns durch deinen eigenen Mund vor der tückiſchen Liſt des Höllenjägers noch glücklich gerettet.

Der Knabe wurde nun vom Vogte in das Dorf geführt, wo ſeine Botſchaft den lauteſten Jubel erregte. Der gute alte Mann, der Mitleiden mit der armen Waiſe fühlte, nahm ihn an Sohnesſtatt an und gab ihm ſpäter ſeine einzige Tochter, nebſt einer ſchönen Ausſteuer, zur Ehe.

Dr. Heinrich Schreiber.

Suckenthal.

Wenn du, freundlicher Leſer, vom flachen Lande her den Bergen zuwanderſt, welche von der oft wildſtürmenden Elz durchſchlängelt werden, ſo ſiehſt du bald, da, wo Fluß und Felſenwand der Straße allen Zugang zu verwehren ſcheinen, ein raſches Bächlein aus einer engen Schlucht hervorbrechen. Verſäume nicht, an ſeinem Ufer hinaufzuwandeln; es bildet ein wunderliebliches Thälchen, jetzt das Suckenthal genannt, von dem ich dir hier eine nur Wenigen bekannte Sage mittheilen will.

Reicher Bergſegen hatte eine Menge von Knappen in's Thal von Reichenbach gezogen; überall, ober und unterhalb der Erde herrſchte fröhliches Leben und geſchäftiges Treiben und um das Kirchlein, welches weiter oben im Thale von einem grünen Bühle herabſchaut, ſah es aus wie ein luſtiges gewerbſames Städtchen. Unweit davon erhob ſich ein ſtattliches Schloß, die Engelsburg genannt, in welchem ein Edelfräulein, die Herrin dieſer Landſchaft, in Glanz und Herrlichkeit lebte. Sie ſah es gerne, daß die Bergleute auch gute Tage hatten und dieſe gaben ihr Wohlleben auf eine ſolche üppige Weiſe kund, daß man bald anfing, die Gegend das Paradiesthal zu nennen.

Als aber das ſchwelgeriſche Leben und der es gewöhnlich begleitende Uebermuth auf's Höchſte geſtiegen war, da ſollte all'

dieſe Herrlichkeit ein plötzliches und grauſenvolles Ende nehmen! — Es war an einem ſchönen Maiſonntage, der blaue Himmel, die lauen ſüßen Lüfte hatten Alles, Jung und Alt, in's Freie gelockt; von Nah' und Ferne waren Gäſte herbeigeſtrömt zu Spiel und Tanz und die Berge ringsum hallten den Jubel hundertfältig zurück. Da traf es ſich, daß der Prieſter das Allerheiligſte zu einem ſterbenden Kranken des Weges vorübertrug und ſein Meßner ging ihm, nach altem Brauch mit einem Glöcklein läutend, voran. Als nun Letzterer die Leute wiederholt und dringend aufforderte, nur auf ſo lange, bis der Kranke die heilige Wegzehrung erhalten habe, Trinken und Tanzen einzuſtellen, ward er verhöhnt, ja das Edelfräulein ließ ſich vom Fenſter ihres Schloßes gottloſerweiſe vernehmen: „Ihres Vaters Schweine trügen auch viel ſolcher Glöcklein am Halſe,“ worauf der Prieſter traurig ſeinen Weg mit dem Meßner fortſetzte, indeſſen das Jubeln und Tollen immer ausgelaſſener wurde.

An eben demſelben Tage lag ein alter Bauer oben im Thale krank darnieder; nur ſein jüngſter Sohn war bei ihm geblieben, um ſeiner zu warten. Auf einmal fällt es dem Alten ein, zu fragen, wie es mit dem Wetter ſtünde; er ſchickt deßhalb den Jungen hinaus, um nachzuſehen, ob ſich der Himmel nicht zu trüben beginne? Der Knabe kommt mit der Nachricht zurück, es ſey noch immer das allerſchönſte Wetter, wie vorhin. Das beruhigte den Vater doch nicht ganz und in kurzer Zeit ſchickt er den Jungen wieder hinaus, um zu ſchauen, wie's mit dem Wetter ſtehe. Diesmal kam derſelbe mit der Meldung zurück, von allen Seiten ſey der Himmel noch ganz rein blau, nur allein über dem Gipfel des Kandels ſchwebe ein kleines trübes Wölkchen. Da hatte der Alte weder Ruh noch Raſt mehr und befahl ſogleich dem Sohn, in größter Eile ihn ſelbſt und ſodann die beſten Sachen ihrer Habe auf die Höhe des Berges zu tragen. Da lud der fromme kräftige Jüngling ſeinen Vater auf den Rücken und trug ihn den nahen Berg hinauf, alsdann auch nach und nach das beſte und unentbehrlichſte Hausgeräthe; kaum aber war er mit dieſer Arbeit zu Stande gekommen, als mit erſchrecklichem Krachen und entſetzlichen Wolkenbrüchen ein Gewitter ſich entlud und in wenig Minuten das ganze ſchöne Thal

in eine grauſe Waſſerwüſte verwandelte. Schloß und Häuſer waren alle verſchwunden; ſämmtliche Bergſtollen und Werke verſandet und verſchlammt; nur die Kirche und ein einziges Haus, worin fromme und gottesfürchtige Leute wohnten, ragten noch über den Fluthen empor, in welchem bei dreihundert Knappen und fünfzig Bergwerkangeſtellte ihr Grab gefunden haben ſollen. Nur wenige Menſchenleben entgingen dem Verderben; es waren die Kinder, welche man, als die Waſſer ſich verlaufen hatten, in ihren zwiſchen den Wipfeln der Bäume hängen gebliebenen Wiegen fand. Da man nicht wußte, welchen Familien ſie angehört, und alſo ihren Geſchlechtsnamen nicht herausbringen konnte, nannte man ſie Dolden, (ſo viel als Wipfel) zum fortwährenden Gedächtniß der wunderbaren Art, wie ſie bei der Zerſtörung von Suckenthal gerettet worden.

Julius Leichtlin.

Sage vom Suckenthal.

(Andere Verſion.)

In dieſem Grunde befanden ſich vor Zeiten viele reiche Silbergruben, worin bei fünfzehnhundert Bergleute arbeiteten; er war ſo voll Häuſer, daß die Katzen von der Elz bis zum oberſten Hof im Thal auf den Dachfirſten ſpazieren konnten, und auf der heutigen Schloßmatte ſtand ein ſtattliches Grafenſchloß. Darin, wie auch in dem ganzen Orte, herrſchte großer Reichthum, zugleich aber ungemeine Hoffart und Ueppigkeit. Die Gräfin hatte eine einzige, wunderſchöne Tochter, um die ſich viele reiche und vornehme Herren bewarben, allein dieſelbe wollte nur Demjenigen ihre Hand reichen, welcher im Schloß einen gläſernen Weiher mit lebendigem Waſſer anlegen würde, ſo daß ſie von ihrem Bette aus die Fiſche darin umherſchwimmen ſehen könne. So ſchwer dieſe Bedingung auch zu erfüllen war, ſo ließ doch der Oberhauptmann der Bergleute, der in die junge Gräfin verliebt war, ſich nicht davon abſchrecken, ſondern führte mit unſäglicher Mühe eine drei Stunden lange Waſſerleitung (deren Ueberbleibſel noch jetzt der Mauerweg heißen) von der Platte bis zum Schloße, woſelbſt er den Weiher, das

Bett deſſelben aus gegoſſenem Glaſe, ganz nach des Fräuleins Verlangen, endlich glücklich zu Stande brachte.

Auf Dieſes ſchenkte die geſchmeichelte Gräfin ihm wirklich ihre Hand; die Hochzeit ward im Schloß und ganzen Ort auf's Ueppigſte gefeiert und endlich der Uebermuth dabei ſo groß, daß die Gäſte das Weiche im Weißbrod herausſchnitten und in den hohlen Kruſten, als wären es Schuhe, herumtanzten. Während deſſen ging der Pfarrer mit dem Hochwürdigſten am Schloſſe vorüber zu einem Kranken in der Nachbarſchaft und der voranwandelnde Meßner ſchellte dabei nach üblicher Weiſe. Da wollten zwar Einige mit dem Tanz einhalten und niederknieen, aber die Gräfin rief ihnen zu: „Was fragt ihr nach der Schelle! Jede meiner Kühe hat auch eine ſolche am Halſe!" — und nun ging es auf's Neue fort mit Spielen, Lärmen und Tanzen.

Auf dem oberſten Thalhof bei dem Kranken, der ein frommer chriſtlicher alter Mann war, angekommen, verſah ihn der Pfarrer mit den heiligen Sakramenten und entfernte ſich darauf wieder in Begleitung des Meßners. Nicht lange darnach ſchickte der Alte ſeinen ſechzehnjährigen Sohn, welcher allein bei ihm war, an das Fenſter, um nachzuſehen, ob am Himmel keine Wolke ſey? Die Antwort lautete, es komme ein Wölkchen, doch nicht größer als ein Hut, über dem Schwarzenberg. Noch zweimal mußte der Sohn nach der Wolke ſchauen; das erſte Mal hinterbrachte derſelbe, ſie ſey bereits ſo groß wie eine Badwanne, und das zweite Mal, jetzt habe ſie die Größe eines Scheuerthores. Da befahl ihm ſein Vater, ihn geſchwind auf den Luſerberg zu tragen, ſo wie auch ihre beſten Habſeligkeiten hinauf zu flüchten, denn Gottes Gericht breche jetzt über das Thal herein.

Nachdem ſie oben auf dem Berge angelangt waren, ſetzten ſie ſich nieder und ſahen zu, wie das kohlſchwarze Gewitter, welches ſich inzwiſchen über dem Thale zuſammengezogen hatte, nun mit ſchrecklichen Blitzen und Donnerſchlägen und einem ungeheuren Wolkenbruche ſich entlud. Alle Gebäude im ganzen Thale, die Kirche und den oberſten Hof, der dem Kranken gehörte, ausgenommen, wurden vom Waſſer weggeriſſen, ſämmtliche Bergwerke zerſtört und von der ganzen Einwohnerſchaft nur der alte Mann mit ſeinem Sohne, und ein kleines Kind am

Leben erhalten, Dieſes Kind, ein Knäblein, ſchwamm in ſeiner Wiege mitten in der Fluth, und bei ihm befand ſich eine Katze. So oft die Wiege auf eine Seite ſich neigte, ſprang die Katze auf die entgegengeſetzte, und brachte ſie ſo ſtets wieder in das Gleichgewicht. Auf dieſe Weiſe gelangte die Wiege glücklich bis unterhalb Buchholz, bei Waldkirch, wo ſie im Dold (Wipfel) einer hohen Eiche hängen blieb. Als der Baum wieder zugänglich geworden, holte man die Wiege herunter und fand Kind und Katze lebend und unverletzt darin. Da Niemand wußte, wer des Knäbleins Eltern geweſen, ſo benannte man daſſelbe nach dem Wipfel des Baumes: Dold, und dieſer Name wird von ſeinen Abkömmlingen noch heute geführt.

Nachdem das Waſſer aus dem Thale ſich wieder verlaufen hatte, fanden die Leute der benachbarten Gegend eine Menge Leichen, die ſie zum Theile noch erkannten; auch ſtifteten ſie für die Umgekommenen viele Seelenmeſſen. — An der Kirche hatte das Waſſer ein Zeichen ſeiner Höhe hinterlaſſen, das auf keinerlei Weiſe mehr weggebracht werden konnte. Der ganze Grund, welcher bisher Reichenthal geheißen, erhielt nun den Namen Sunkenthal, woraus in der Folge Suckenthal geworden.

Bernhard Baader.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutſchen Vorzeit." Jahrg. 1838. S. 534 u. 535. — Auch Dr. Heinrich Schreiber hat die Sage vom Suggenthal ſehr anmuthig erzählt im Carlsruher Wochenblatt vom Jahr 1830 S. 93 u. ff.)

Von dem Urſprung der Hertzogen von Zeringen.

Die ſag iſt, das die Hertzogen von Zeringen vor zeitten Köler ſeind geweſen, unnd haben jr wonung gehabt in dem gebirg, unnd den welden (Wäldern) hinter Zeringen dem ſchlos, da es dann itzund ſtehett, unnd haben alda Kollen gebrent. Nun hatt es ſich begeben, das derſelbig Koler an einem ordt in dem gebirg kollen hatt gebrant, unnd hatt mit demſelbigen Grundt und Erden den Kolhauffen bedeckt, unnd den ungefert alſo do ausgebrant.

Da er nun die Kollen hinweg hatt gethan, hatt er an dem

Boden eyn ſchwere, geſchmelzte Matery funden, unnd das alſo beſichtigett, do iſt es gut ſilber geweſen, alſo hatt er fürder immerdar an demſelbigen Ordt kollen gebrant, unnd wieder mit derſelbigen Erden unnd grundt bedeckt, unnd da aber ſilber funden, wie vor, darbey er hatt mercken können, das es des Bergs und des grundts ſchuldt ſey, unnd hatt ſolches in geheim bey jm behalten, unnd von tag zu tag an demſelbigen ordt kollen gebrandt, unnd ein groſſen ſchatz ſilbers darmit zuſammen bracht.

Nun hatt es ſich in ſolcher Zeitt begeben das ein König vertriben wardt vom Reich, unnd flohe auf den Berg im Breisgaw genant der Keyſerſtull, mit weib unnd mit kindern, unnd allem ſein Geſind, unnd leidt da gar viell armutt mit den ſeinen. Nun lies er darnach ausruffen, wer der were, der jm hülff wollt thun, darmit er wieder zum Reich möcht kommen, dem wolt er ein Tochter geben, unnd jn zu einem Hertzogen machen. Da nu das der vorgenant Koler vernam, do fügte es ſich, das er mit etlicher Bürde Silbers zu dem Künig zog, unnd an jm begerett, das er ſein Sonn (Sohn) wollt werden, unnd das er jm ſein Dochter ſolt geben, unnd darzu das landt unnd die Gegene, do dan itzt Zeringen das ſchlos unnd die ſtadt Freyburg ſteht, ſo wolt er jm ein ſolchen ſchatz von ſilber geben unnd überlieffern, darmit er woll das Reich wieder gewinnen unnd überkommen kunntt. Do nun der Künig ſolches verſtund, verwilliget er darein unnd thatt, wie er verſprochen hatt, unnd gab dem Koler, den er zum Son annam, die Dochter zu der ehe, unnd die gegene des landts darzu, wie er das begeret hatt. Da hub der ſun an, unnd lies das ertz ſchmeltzen, unnd überkam gros gut darmitt, unnd bauet Zeringen unnd das ſchlos, do macht jn der Römiſche Künig ſein ſchweher zu einen Hertzogen zu Zeringen, unnd nant jn ein Hertzogen von Zeringen, darnach bawet er die ſtadt Freyburg im Breisgaw, unnd andere umliegende ſtett unnd ſchlöſſer mer, unnd da er nun alſo mechtig wardt, unnd an gutt, ehr unnd Gewalt freuntlich zunam, do hub er an unnd wardt zu einem groſſen tyrannen, gebott ſeinem eigen koch, das er jm ſolt einen jungen knaben bratten unnd zurüſten, dan er wolt verſuchen wie gut das menſchen fleiſch zu eſſen were. Welches jme der koch vollbracht nach des Herren bevelch unnd willen, unnd da der knab gebraten

war, unnd man jn zu tiſch bracht dem Herren, unnd er jn ſach vor jm ſtehen, ſo fiel ein ſolcher großer ſchreck unnd furcht in den Herren, das er darumb große rew unnd leidt umb die ſünde die er volbracht hatt, überkam, unnd ließ für ſolche ſünde zwey Clöſter bawen mit namen das ein zu St. Ruprecht, unnd das ander zu St. Petter auf dem Schwartzwaldt, darmit das jm Gott der Herr die groß tyranney unnd ſünd die er begangen hatt, verzeihen unnd vergeben ſolt, unnd Barmhertzigkeitt erzeigen, darmit er nicht pein leiden müſt.

(Siehe den Anhang zu Jacob's von Königshoven „Elſaſſiſche Chronicke“: „Freyburgiſche Chronicke,“ S. 44 u. 45. Die hier erzählte Scene vor dem Auftiſchen des gebratenen Knaben iſt der Romanze „Der verſteinerte Herzog“ — Siehe S. 358 — eingeflochten worden; unter dieſem iſt aber, laut andern Sagen, nicht jener Berthold I., welcher Zähringen gründete, ſondern Berthold V. gemeint.

Zähringen's Urſprung.

Komm' in den kühlen Wald mit mir: im grünen Dämmerlichte
Entroll' ich deiner Wißbegier Zähringen's Urgeſchichte;
Die hohen Tannen hier im Kreis, ſie neigen ſich mit Rauſchen,
Die Sage, die nicht Jeder weiß, dem Sänger abzulauſchen.

Einſt ſchaffte hier mit heißem Fleiß ein Köhler an der Stelle,
Doch ward ihm auch dafür ſein Fleiß zu einer Segensquelle;
Bald war der Meiler aufgebaut, mit Erde wohl bedecket,
Wie kniſterte die Glut ſo laut im Innerſten verſtecket!

Als nun der Köhler wiederkam, die Kohlen abzuholen,
Und ſorglich weg die Hülle nahm, was funkelt durch die Kohlen?
Er ſieht, und traut den Augen kaum: geſchmolzen und gediegen,
Viel Klumpen Goldes rings im Raum des Aſchenhaufens liegen.

Und von demſelben Orte holt er ſich nun immer Erde,
Sobald das Holz ſich hat verkohlt liegt unten Gold im Herde;
Er findet, daß der ganze Platz viel Adern noch enthalte,
Und ſammelt bald ſich einen Schatz in einer Felſenſpalte. —

Krieg war im Land zu ſelber Zeit; mit Jammer und mit Klagen
Flog rings die Kunde weit und breit, der Kaiſer ſey geſchlagen

Sein Reich verheert durch Mord und Brand, der letzte Schatz genommen,
Der Kaiſer ſelbſt im Mönchsgewand ſey nur mit Noth entkommen. — .

— Wer klopft ſo ſpät in tiefer Nacht an unſers Köhlers Pforte?
Der Köhler aus dem Schlaf erwacht, da hört er drauß die Worte:
„Um Gotteswillen, aufgemacht! Sonſt iſt's um mich geſchehen;
Schütz' deinen Kaiſer heute Nacht, laß ihn nicht lange ſtehen!"

Und in die Hütte tritt herein in Mönchestracht ein Wandrer,
Der Köhler ſieht beim Lampenſchein: „„Der iſt es und kein Andrer.""
Und vor den Kaiſer ſtürzt er hin, im Innerſten gerühret:
„„Dank ſey der Himmelskönigin, die Euch zu mir geführet!""

Ein Köhlerkleid nun legt er an dem Kaiſer gleich am Morgen,
Doch keinerlei Verfolger nah'n, der Ort iſt zu verborgen.
Bald mag der Köhler ſeinen Schatz ihm nimmermehr verſchweigen,
Und führt ihn zum geheimen Platz, ſein Glück ihm dort zu zeigen

„„Indeß, o Herr! Ihr auf der Flucht Euch habt herumgeſchlagen,
So haben eine ſeltne Frucht die Kohlen mir getragen.""
Mit dieſen Worten hebt er ab die Moos- und Erdenhülle,
Und ſchüttet aus dem Felſengrab des Goldes reiche Fülle:

„„Da, nehmt, mein Fürſt! was ich bisher geſammelt hab' an Golde,
Und werbt damit ein neues Heer, hier iſt genug zum Solde!
Gequollen iſt mir dieſes Glück aus meinem Kohlenfeuer;
Führ' es Euch bald zum Thron zurück; nehmt, es iſt Alles Euer!""

Der Kaiſer ruft: „O helfe Gott mir bald zu deinem Lohne!
Nie dacht' ich, daß in dieſem Wald noch ſolche Treue wohne.
Sobald ich aus des Feindes Macht mein Reich gerettet habe,
Sey dir zuerſt mein Dank gebracht für eine ſolche Gabe!" —

Und Segen wohnt in dieſem Gold; bald, in gerechtem Kriege
Wird neu das Glück dem Kaiſer hold und führet ihn zum Siege.
Kaum hat er wieder ſeinen Thron auf Lorbeern aufgeſchlagen,
Sorgt er vor Allem, ſeinen Lohn dem Köhler abzutragen.

Aus ſeiner Wälder ſtillem Schoos läßt er den Jüngling holen,
Und ſpricht: „Sieh, dieſer Segen floß allein aus deinen Kohlen!
Empfange meiner Tochter Hand zu deiner Treue Ruhme,
Dazu des Breisgau's reiches Land zu deinem Herzogthume!

„Zähringen hab ich es benannt nach deinem Heimathsthale,
Wo einſt dein Meiler hat gebrannt mit ſolchem goldnen Strahle;
Zu deinem Stammſchloß nah daran ſollſt du den Grundſtein legen,
Und möge dein Geſchlecht fortan erblühn im ewigen Segen!"

A. Schlr.

Ein Todtenbaum.[1]

(1122.)

Wo aus ſchwarzen Tannenwäldern himmelhohe Klippen ragen,
Donnernd des Gebirgs Gewäſſer an die Felſenrippen ſchlagen,
Kommt ein Männerzug geſchritten auf des Pfades ſchmalem Saum,
Feierlich in ihrer Mitten tragend einen Todtenbaum.

Und der Zug, aus finſterm Walde immer weiter aufwerts geht er,
Bis von mondbeglänzter Halde ragt das Kloſter zu Sanct Peter;
Vor dem hohen Thore ſtellen ſie die ſchwere Bürde ab:
„Mönche, kommt aus euren Zellen! Euer Fürſt begehrt ein Grab!"

Aus dem beſten Schlafe ringen ſich die Brüder nur verdroſſen;
Ahnungslos, was Jene bringen, wird die Pforte nun erſchloſſen,

Und im hellen Mondlicht ſchauen ſie, faſt dünkt es ihnen Traum,
In der Männer Kreis den rauhen Stamm von einem hohlen Baum.

„Sagt, was führt euch her? Was bringt ihr da für einen Baum getragen?“ —
„„Dieſer Stamm birgt einen andern, der auch nimmer aus wird ſchlagen!
Hier in eurer Todten Mitte ſtellt ihn jetzt in fromme Hut —
Herzog Berthold iſt's der Dritte, der in dieſem Baumſarg ruht!

„„Ueberm Rhein, bei Molsheim iſt er geſtern in der Schlacht gefallen,[2]
Durch die biſchöflichen Knechte, und es war ſein letztes Lallen:
Schafft, o Freunde, meine Leiche in Sanct Peters Gotteshaus,
Daß ich dort im Friedensreiche ruh' bei meinem Vater aus.

„„So empfangt die euch vertraute, des geliebten Fürſten Hülle,
Der die „freie Burg“[3] erbaute und begabt' mit Segensfülle;
Laßt uns nun vereint ihn ſenken in den gottgeweihten Raum,
Aber gebt zum Angedenken uns zurück den Todtenbaum!““

A. Schlzr.

[1]) Im Jahre 1121 war es in der Nähe von Straßburg zu unruhigen Auftritten gekommen. In dem Gebiete des Grafen Hugo von Dagsburg hatten ſich die Einwohner gegen dieſen aufgelehnt. Da er ſich allein nicht mächtig genug fühlte, ſie wieder zum Gehorſam zurückzuführen, rief er den Herzog Berthold III. von Zähringen zu Hülfe, denſelben Fürſten, der die Stadt Freiburg gegründet hat. Berthold zog nach Molsheim und wollte ſich daſelbſt mit ſeinen Leuten einquartieren; als aber die Bürger dies zu verhindern ſuchten, kam es zu einem Kampfe, in welchem der Herzog das Leben einbüßte. Nach einigen Berichten ſoll Biſchof Cuno von Straßburg zu dieſem Ereigniſſe mitgewirkt haben.

(Siehe Strobel's „Geſchichte des Elſaßes.“ 1. Bd. S. 353.)

[2]) Specklin ſpricht von einer förmlichen Schlacht, welche zwiſchen den fürſtlichen und biſchöflichen Truppen ſoll geliefert worden ſeyn: „Do wurde“ — fährt er fort — „hertzog Bertolff von Zeringen und graf Hugo und wol 1000 man erſchlagen. Den hertzogen fuerte man in einem ausgeholten baum, und an beden enden zugeſpund und verbicht, zur Begrebnusz nach St. Peter uff dem Schwartzwalde.“

[3]) Freiburg im Jahr 1120.

(Siehe H. Schreiber's „Urkundenbuch der Stadt Freiburg i. B.“ Th. I. S. 3 ff.)

Ausgang des Hauſes Zähringen.

Herzog Berthold V., wegen ſeines Geizes und ſeiner Grauſamkeit „der Mann mit dem ſteinernen Herzen" genannt, war überall gefürchtet und gehaßt, am meiſten aber von den Burgundiſchen Großen, die er mehrmals beſiegt hatte, und ſtreng unter ſeiner Botmäßigkeit hielt. Aus Rache verleiteten ſie nun ſeine Gemahlin, eine geborene Burgunderin, die aus der früheren Ehe des Herzogs ſtammenden zwei Prinzen zu vergiften. Das Verbrechen wurde ausgeführt, aber entdeckt, und Berthold ließ die ruchloſe Stiefmutter enthaupten. In ſeinem unverſöhnlichen Zorne beging er von nun an eine Reihe blutiger Gewaltthaten und verließ endlich das unſelige Burgund, dieſe Mördergrube ſeines Stammes, und bezog die Burg zu Freiburg, wo er in ſo düſterer Verſchloſſenheit lebte, daß kaum die heiterſte Geſellſchaft die Wolken ſeines Unmuths zu verſcheuchen vermochte. Ja, immer härter, immer tyranniſcher wurde ſein Herz. Man floh ihn, wie einen Verbündeten des Teufels. Wittwen und Waiſen hatte ſein unerſättlicher Geiz um Hab' und Gut gebracht; ſeine Grauſamkeit ließ ſeine gefangenen Feinde unmenſchlich martern und verſtümmeln und zuletzt kam es ſo weit, daß er ſeine eigenen Diener ſchlachtete, um ihr Fleiſch zu verzehren. Und als ihn der Tod endlich auf das Sterbelager geworfen, befahl er noch einem Vertrauten, all' ſeine Schätze an Gold und Silber in Einen Klumpen zu zerſchmelzen, dami ſich die lachenden Erben darüber blutig ſchlügen. Aber ſo vielen Laſtern und Verbrechen folgte auch eine ſchreckliche Strafe. Der Herzog wurde in einen Berg am Meere verbannt, wo er noch heutigen Tages ſeine Sünden abbüßt.

(Siehe J. Bader's: „Das Breisgauiſche Freiburg und ſeine Umgebungen ꝛc." Freiburg, 1838. Herder.)

Der verſteinerte Herzog.

(Nach obiger Sage.)

Es wüthet der Herzog; er rauft ſich das Haar,
Zerfleiſcht ſich die Lippen mit Biſſen;
Da liegen die Söhne, das blühende Paar,
Das ihm noch die erſte Gemahlin gebar,
Durch Gift aus dem Leben geriſſen.

Wer hat ſie gemordet? — Sein zweites Gemahl;
Gern lieh den Burgundiſchen Großen,
Die Berthold gezüchtigt mit ſiegendem Stahl,
Stiefmütterlich ſie ſich zum rächenden Strahl,
Zu knicken die fürſtlichen Roſen.

Zwar fehlt's an Beweis; doch der Raſende glaubt
Allein dem Burgundiſchen Haſſe;
Sein Stamm iſt entlaubt und der Sproſſen beraubt, —
Drum fällt auf dem Blocke der Herzogin Haubt,
Mag's Volk ſich empören in Maſſe!

Wohl flieht ihn die Ruh' von derſelbigen Stund,
Doch nähret ſein Herz nur noch Tücke
Statt Reuegefühl in dem innerſten Grund;
So zieht er, verfluchend das falſche Burgund,
Auf Zähringens Burg ſich zurücke.

Dort lockt ihn zuweilen das ſchmetternde Horn,
Im luſtigen Forſte zu jagen;
Kein Schweiß doch erſtickt ihm den glühenden Zorn,
Und heller noch ſchürt ihn der goldene Born
Bei zechender Gäſte Gelagen.

Die Adern der Stirne von grimmigem Drang
Stets bleiben ſie drohend geſchwollen;
Sie glättet kein Scherzen, kein Spiel und Geſang,
Im Kreis ſeiner Augen wird Jedem es bang
Vor ihrem entſetzlichen Rollen.

Bald fliehen die letzten der Gäſte ſein Haus;
Doch aus der unheimlichen Stille

Dehnt weit in die Runde ſein Wüthen ſich aus,
Es füllet das Breisgau mit Jammer und Graus
Des Herrſchers tyranniſcher Wille.

Von gierigem Geize nun wird er verzehrt
Nach edlen Geſteinen und Erzen;
Bald hat er von Allem, was irgend von Werth,
Die Häuſer und Hütten des Landes geleert,
„Der Mann mit dem ſteinernen Herzen."

Wer etwas ihm weigert, der muß mit dem Tod,
Wer murrt, mit dem Kerker es büßen;
Mag ſchreien zum Himmel die wachſende Noth
Des hungernden Volkes, — der finſtre Despot
Tritt alle Geſetze mit Füßen.

Auch fehlt's an den tollſten Gelüſten ihm nicht:
„Koch, ſchlachte mir heut einen Knaben,
Und ſetz' ihn gebraten mir vor als Gericht!
Auf menſchliches Fleiſch war ich längſt ſchon erpicht,
Und will mich nun einmal dran laben!" —

Schon ſitzt er bei Tafel; da plötzlich erfaßt
Ihn Eckel und Todesentſetzen;
Um ſtößt er die Tiſche, mit raſender Haſt
Durchrennt er die Hallen im öden Palaſt,
Wo hölliſche Geiſter ihn hetzen.

Bald ſinkt er gebrochen auf's Lager dahin,
Ihm naht ſich die tödtliche Hippe,
Doch wendet er nimmer zur Reue den Sinn,
Er träumt noch und ſtammelt von neuem Gewinn,
Bis endlich erſtarret die Lippe.

Die Flüche des Volkes nur donnern ihm nach
In's Grab, und es jubelt die Runde;
Doch ſchrecklich zu büßen für was er verbrach,
Bannt Gott ihn hinab in ein Felſengemach
In des Bergs tiefinnerſtem Grunde.

Dort ſitzt der Tyrann bis zum jüngſten Gericht,
Mit verſteinerter, irdiſcher Hülle;
Des Inneren Gier nur verſieget ihm nicht,
Denn rings im Gewölbe mit blendendem Licht
Strahlt Golds und Juwelen die Fülle.

Alljährlich nur Einmal der Herzog erwacht
Aus ſeinem granitenen Schlafe;
Da lockt ihn der Schätze unendliche Pracht,
Da vergißt er des Bannes erſtarrende Macht
Und ſeiner entſetzlichen Strafe.

Doch wie er ſich wühlet in's Edelgeſtein
Und ſchwelgt in den goldenen Erzen,
Fühlt neu ſich verſteinern er Mark und Gebein,
Und „Fluch" noch donnert's in's Ohr ihm hinein,
„Den Fürſten mit ſteinernen Herzen!"

A. Schzlr.

Friedrich von Baden.[1]

Wo Zähringens Burg zum Himmel ſtrebt,
Vom Ruhm der Ahnen hehr umſchwebt,
Da weilt ſo gern
Des Nachts ein Stern;
Der Stern, er blickt ſo thränenſchwer,
Ihm neigen ſich Sterne rings umher.

Und über dem Stern ein Heldenbild!
Des Jünglings Arm hält einen Schild;
Des Schildes Feld
Iſt weiß erhellt,
Drin ſteht geſchrieben, wie Blut ſo roth:
„Die Treue halt' ich bis in den Tod!"

Das iſt des edlen Friedrichs Bild,
Das iſt der Freundestreue Schild,
Den Ruhm der Schlacht
Und Ehre bewacht,
Seit in der Jugend Morgenroth
Den Bund er ſchloß auf Noth und Tod.

O! als er auszog in das Feld,
Das Herz von Hoffnung kühn geſchwellt,
Wie manches Ach
Folgt ihm jetzt nach!
Wie manche Wolke trat herein
Um lichter Augen Sonnenſchein!

Des Hofes Blumen traurig ſtehn;
Die Mutter will vor Gram vergehn,
Der Ahnung Schmerz
Zerreißt ihr Herz;
Doch feſten Sinns für Konradin
Sehn Alle Friedrichs Seele glühn.

Der kecke Wurf, er iſt gewagt.
Der Muth des Rechts, der Ehre Macht
Reißt ſtürmend fort
Von Ort zu Ort
Des Banners freudekühnen Lauf;
Der kleine Hauf ſchwillt wachſend auf.

Das ſchöne Land, ſchon liegt es da;
„Willkomm!“ ſchallts durch Italia;
Mit Huldigung
Naht Alt und Jung;
Dem Heerzug öffnen feierlich
Der alten Roma Pforten ſich.

Bei Saitenſpiel und Paukenklang
Welch herrlicher Triumphempfang!
Die Tücher wehn
Von Höhn zu Höhn,
Und friſche Blumenketten ziehn
Von Haus zu Haus ſich duftend hin.

Balkon und Dächer angefüllt,
Und ob dem Tyndaridenbild,
Wo Held und Held
Zum Freund geſellt,

Wie weilt voll ſüßer Rührung nicht
Der zarten Frauen Huldgeſicht!

Jetzt bricht ſie los, die kühne Schlacht!
Der Sieg, treu auf das Recht bedacht,
Hilft teutſchem Arm;
Der Söldner Schwarm
Kehrt vor der Helden Schwert und Blick
Geſchlagen ſich zur Flucht zurück.

Weh! wie ſich wendet eine Hand,
So dreht ſich auch des Glückes Stand.
Trau, Teutſcher, nicht,
Wo Wälſchmann ficht!
Geſpannt hat ſchon ſein Netz Verrath,
Zur Rettung iſt es ſchon zu ſpat. —

In armer Tracht, am Meeresſtrand,
Wer irret dort? — Beut goldnes Pfand
Um ſchnelle Fahrt!
Denn nimmer ſpart
Verrath jetzt neue Mordgefahr;
O fleuch, du treues Bruderpaar!

Fort müſſen ſie gefangen ziehn,
Und Alles hin, und Alles hin!
Erloſchen fern
Der letzte Stern!
Dem Glücke folgt der wälſche Sinn;
Nur Einen Freund hat Conradin!

Das iſt des treuen Friedrichs Haupt,
Und ob es auch die Mordart raubt:
Er ſtirbt vereint
Mit ſeinem Freund,
Ein Märtyrer des edeln Ruhms,
Des Rechts, der Treu, des Heldenthums.

O ſolches Mordes ewger Schmach
Verhülle ſich der Ehre Tag!

Mit blutgem Stift
Sey ihre Schrift
Geſchrieben in der Zeiten Buch,
Und hänge ſich an ſie der Fluch!

Dich aber, Badens junger Held!
Verherrlicht noch das Sternenfeld.
Mit Conradin
Wird ewig blühn
Dein Name durch die fernſte Zeit,
Und Herzen mahnen weit und breit.

Wo Zähring's Burg gen Himmel ſtrebt,
Vom Ruhm der Ahnen her umſchwebt,
Da weilt ſo gern
Des Nachts ein Stern;
Der Stern, er blickt ſo thränenſchwer,
Ihm neigen ſich Sterne rings umher.

Und über dem Stern ein Heldenbild,
Des Jünglings Arm hält einen Schild,
Des Schildes Feld
Iſt weiß erhellt,
Drin ſteht geſchrieben blutigroth:
„Die Treue halt ich bis in den Tod!"

Conz.

[1]) Bekanntlich zog Friedrich von Baden, oder wie er auch in Bezug auf ſeine Mutter genannt wurde, Friedrich von Oeſterreich, mit dem unglücklichen Conradin, um dieſem, ſeinem Freunde, das widerrechtlich entriſſene Erbe zu erobern, nach Italien. Anfangs ſchienen ſie glückliche Fortſchritte zu machen, rückten auch 1268 mit dem Heere in Rom ein, erlitten aber nachher, überliſtet, in den Flächen von Tagliacozzo eine traurige Niederlage, in Folge deren ſie auf der Flucht, wiewohl verkleidet, gefangen wurden. Ihr gefühlloſer Gegner, Karl von Anjou, ließ nun, mit Bewilligung des Papſtes, am 25. October 1269 auf dem Marktplatze zu Neapel die beiden Jünglinge, und mit ihnen noch mehrere Edle aus Italien und Teutſchland enthaupten. Mit Conradin ging das Schwäbiſche Kaiſerhaus zu Grabe.

Freiburg.

Freiburg wurde von Herzog Berthold III. erbaut. Urſprünglich war die ganze dortige Gegend an der Dreiſam ein Wald; am weſtlichen Abhang des Roßkopfs lag der alte Ort Herdern und jenſeits am Bromberg das Dorf Wühre. Aber zur Zeit Herzog Bertholds des Bärtigen erhob ſich inmitten jenes weitgedehnten, wildreichen Waldes ein fürſtliches Jagdſchloß, auf deſſen Stelle noch jetzt das älteſte Haus Freiburgs gezeigt wird. In deren Nachbarſchaft, in den umliegenden Bergen, wurden damals mehrere Erzgruben bearbeitet, und es fügte ſich, daß die Mehrzahl der Bergknappen ihre Hütten bei dem neuen Jagdſchloß errichteten, wo auch bereits einige Fiſcher ſich niedergelaſſen hatten, ſo daß im Verlaufe noch deſſelben Jahrhunderts ein Dorf daraus ſich bildete. Herzog Berthold II. ließ demſelben eine Kirche zu Ehren des Apoſtels Petrus erbauen, die den Pfarrer zu Umkirch als Filial beigegeben ward. Hierauf, im Jahr 1115, entſchloß ſich Herzog Berthold III., dieſes Dorf zu einer freien Stadt zu erheben, zu einem Gemeinweſen, treu nach dem Muſter des Kölniſchen. Bald kam auch dieſer Entſchluß zur Ausführung und von nun an erſcheint allmählig die Stadt Freiburg in den Urkunden.

(Vergleiche J. Bader's „Badiſche Landesgeſchichte ꝛc.“ — Dr. Heinrich Schreiber „Urkundenbuch der Stadt Freiburg“ ꝛc.)

Das Münſter zu Freiburg.[1]

Wo ſich am Schwarzwald Freiburg hebt,
Da iſt ein Bau zu ſchauen,
In dem der Vorwelt Größe lebt,
Ein Schmuck den teutſchen Gauen.

Sein Haupt ſo ſtolz, ſo wunderkühn,
Zum Lichte hoch gehoben,
Wie prangt es in der Sonne Glühn,
Wie prangt es ſternumwoben!

Wie ſchlingt ſich freudig das Geſtein,
Umarmen ſich die Glieder! —
So ſtrahlet herrlich, hell und rein,
Das teutſche Leben wieder.

Und ſtrebt herauf durch Drang und Zeit,
Muß himmelan ſich ringen,
Und ſchafft ein Werk der Ewigkeit,
Und läßt ſich nicht bezwingen.

Die Maſſen ſchwinden, ſtaunend blickt
Der Wanderer nach oben,
Er folgt dem Meiſter hochentzückt,
Kann nicht genug ihn loben.

Das iſt der teutſche Geiſt! So fliegt
Er über Nacht und Schatten;
So hat er, was ihn hemmt, beſiegt,
Und wirket ohn' Ermatten.

So lebt er ewig neu und jung
In dem, was er geboren,
Und weiß von keiner Aenderung,
Und bleibet unverloren.

Heinrich Schreiber.

[1]) Der Baumeiſter des Freiburger Münſters iſt bisher unbekannt geblieben; allein er mag in ſeinem großen Schüler, in Meiſter Erwin von Steinbach, verehrt werden, denn dieſer arbeitete als Jüngling in der Steinmetzenhütte zu Freiburg, wurde dort in die Geheimniſſe der Kunſt eingeweiht und entwickelte dabei in ſeiner Seele wohl den Keim zu einem eigenen Werke, welches er nachmals zu Straßburg ſo bewunderungswürdig ausgeführt hat.

(Siehe Joſeph Bader's „Badiſche Landesgeſchichte“ S. 221.)

Der Anfang der Erbauung dieſes herrlichen Denkmals läßt ſich mit ziemlicher Gewißheit in die Tage Herzog Conrad's von Zähringen, (1122 — 1152) ſetzen, der auch gewiß ſehr viel zur Beförderung dieſes Unternehmens beitrug, da es vorzugsweiſe ſeinem Namen zugeſchrieben wird. Wie weit aber in den Jahren ſeiner Regierung dieſer Bau gediehen, iſt jetzt nicht mehr zu beſtimmen. Zwar will die Sage das Münſter unter ſeiner Regierung angefangen und vollendet wiſſen, erzählt auch noch Manches von den ungeheuern Gerüſten, die weit über die Stadt

hinausgeragt hatten, um die Maſſen allmählich hinaufzuwälzen; auch zeigt man noch die Rappen, die älteſte Münze der Stadt, von denen der Arbeiter täglich einen erhielt; nicht minder die ſogenannten Neſtel, ſchmale, gewirkte Bänder oder Schnüre, damals vielleicht ein nicht unwichtiger Handelsartikel, der zugleich als Geſchenk und eine Art von Bezahlung diente, von mannigfaltigem, ſogar auch myſtiſchem Gebrauche*).

Noch während der Regierung des Herzogs Conrad (im Jahre 1146) hatte Freiburg die Freude, den heiligen Vater Bernhard, der auf ſeinem Zuge, das Kreuz zu predigen, begriffen war, in ihren Mauern zu ſehen. Er beſuchte das Münſter, predigte, wirkte mehrere Wunder und veranlaßte dadurch ſehr viele der hartnäckigſten Einwohner, das Kreuz zu nehmen und in's gelobte Land zu ziehen.

(Siehe im Freiburger Adreßkalender auf das Jahr 1820 S. 21 u. ff. „die Reiſe des heiligen Bernhard durch das Breisgau im Winter 1146.)

Graf Conrad I., unter deſſen Regierung der Münſterbau vollendet wurde, hat auch in demſelben ſeine Ruheſtätte gefunden, die man jedoch heutzutage vergeblich ſucht.

(Siehe Dr. Heinrich Schreiber's „Geſchichte und Beſchreibung des Freiburger Münſters." Freiburg, 1820. Herder.)

Sagenbeiträge von **Dr. Heinrich Schreiber.**

(Originalmittheilung)

I. Die Herzoge von Zähringen betreffend.

1.

Der Herzog von Zähringen und der Herr von Kyburg.

Es ſtand einſt ein altes Schloß Kyburg im Breisgau, — jetzt nennt man es noch Kybfelſen, auf dem Bromberge links ab dem ſchönen Dreiſamthale, dem nachmaligen Schloſſe von Freiburg gerade gegenüber. Da kam der Herzog von Zähringen aus ſeiner kleinen Veſte auf Beſuch zu dem Herrn, der ſein Schwager war, und weil ihm der luſtige Vorhügel rechts im Dreiſamthale, — den man jetzt den Schloßberg ob Freiburg

---

*) Noch in ſpäter Zeit war dieſes Schenken der Neſtel in Freiburg gewöhnlich. Als im Jahr 1464 die Weinleſe ſo reichlich ausfiel, daß man den Moſt nicht mehr aufbehalten konnte und ihn ganz unentgeldlich hergab, machte man noch da und dort ein Geſchenk mit einer rothen Neſtel, damit der Wein nur abgeholt würde und man ihn nicht ausſchütten mußte.

nennt, — gar wohl gefiel, ſo bat er ſeinen Schwager um Erlaubniß, daſelbſt nur ein Jagdhaus zu bauen. Und als er dieſe Erlaubniß erhielt, da rief des Herren Frau, die dazu kam, voll Schrecken aus: „Wohl ſagt mein Bruder, daß er ein Jagdhaus bauen will; denn er wird jagen, und durch dieſes Haus Euch und die Eurigen aus dieſen Landen treiben und Eurer Ehren berauben!“ Was auch kurz darauf erfolgt iſt.

(Albertus Argentinensis apud Urltisium, scriptores Rerum german. Tom. II. Pag. 99.)

2.

Das goldene Kegelſpiel auf dem Schloßberge.

Du fragſt, warum die Knaben auf dem Schloßberge ſo eifrig ſuchen und jeden Stein des alten Gemäuers umwenden? Haſt du denn nichts gehört von dem goldenen Kegelſpiele, womit in alten Tagen die Herzoge geſpielt haben und das der Letzte von ihnen unter Zauberſprüchen in den Berg verborgen hat? Jetzt fragſt du nicht mehr und ſiehſt dich wohl ſelbſt in den Bergſpalten um; denn das Kegelſpiel iſt gar köſtlich und etwas mehr werth als das goldene Männchen im Kappelerthale, nach dem ſie neuerdings mit ſchweren Koſten in die Felſen graben.

(Auch unter der Yburg bei Baden-Baden ſoll ein goldenes Kegelſpiel vergraben liegen. Siehe die betreffende Sage im 2. Bande dieſes Werkes.

3.

Die Burgfrau.

Wie reich aber die Herren ob Freiburg geweſen ſind, das kannſt du, wenn du ein Frohnfaſtenkind biſt, ſehen in der heiligen Nacht; aber nur eine Stunde lang, und dabei reich werden. Geh' nur zu dieſer Zeit ſtill die Burghalde hinauf, da ſitzt oben eine Frau, weiß gekleidet, mit einem großen Schlüſſelbunde, in einem Feuerkreiſe, und ſpielt mit feurigen Steinchen. Tritt unerſchrocken hinzu, thue aber als merkteſt du nichts. Nimmt dich nun die Frau gewahr, ſo wirft ſie auch mit Steinchen nach dir; dann nimm ſchnell den Hut herunter und fange die Steinchen ſittſam auf. Biſt du aber ungeſchickt, ſo wird die Frau böſe und kehrt dir den Rücken zu; läßt du aber gar einen Laut hören,

ſo verſchwindet ſie ganz und gar und du ſteckſt mitten in Dornhecken.

4.

Der unterirdiſche Gang in das Münſter.

Die alten Herzoge liebten Sicherheit und Bequemlichkeit. Darum ließen ſie ſich von ihrem Schloße herab einen Gang unter der Erde machen in das Münſter und ſtiegen dann, ungeſehen von dem Feinde, oder wenn es kalt war an hohen Feſttagen, aus dem Hahnenthurme herauf und ſetzten ſich in ihren Chorſtuhl. Rechts vom Gange liegt auch das Gewölbe, wo die uralten Münſterſchätze und Münſterbriefe aufbewahrt werden, ein unermeßlicher Reichthum. Da ſteht es geſchrieben, daß Meiſter Erwin das Münſter gebaut hat, und liegen noch ſeine Zeichnungen da. Der Gang iſt aber vom Berge herunter verſchüttet; im Münſter findet man ihn bei dem Steine mit a b c. Ich weiß von einem Herrn am Münſter, der lange Zeit nach dieſem Steine geſucht und beinahe den Hahnenthurm baufällig gemacht hat. Da hat man es ihm aber verboten, was er ſeinen Obern nie verzeihen konnte. Denn noch auf dem Todbette hat er verſichert, er wäre gerade daran geweſen, den rechten Stein mit dem a b c zu finden.

II. Die Stadt Freiburg betreffend.

1.

Der Brunnen mit dem Männlein.

Wie Jedermann weiß und ſehen kann, iſt es das alte Wahrzeichen von Freiburg:

Ein Münſter ohne Dach,
Ueberall Brunnen und Bach.*)

Was aber nur ältere Leute wiſſen, die immer mehr ausſterben, iſt, daß es mit dem Brunnenmännlein eine eigene Bewandt-

*) Durch jede Straße und Gaſſe Freiburgs rauſcht ein munteres Bächlein, und der öffentlichen Brunnen gibt es unzählige.

niß hat. Es könnens Alle finden, die durch die Straße gehen, Einheimiſche und Fremde, doch das iſt vergeblich; denn am Tage iſt das ſteinerne Männlein ganz unſcheinbar und ſieht einem andern ſo gleich, wie ein Ei dem Andern. Aber gehe in der heiligen Nacht, genau um zwölf Uhr hin, ſage Niemanden etwas davon und halte den Athem an dich, vergiß aber nicht, einen ordentlichen Krug mitzunehmen; denn dann fließt aus dem Brunnen ſtatt Waſſer Wein, und wenn das Jahr gut wird, ein köſtlicher Vierunddreißiger, und das Männlein hält eine blühende Traube in der Hand. Gib aber Acht, daß nicht Zwei zuſammen kommen, denn ſonſt ſtreiten ſie ſchon in Gedanken um den Vorzug und in dieſem Falle bekommt Keiner etwas.

2.

Das Männlein am Geisbrunnen.

Der Geisbrunnen auf dem Schloßberge ob Freiburg hat weit und breit das köſtlichſte Waſſer; es trinken gar Viele davon, ſchon von vier Uhr am Morgen und wiſſen doch ſeinen Namen nicht. Da wird viel gelacht und geplaudert, ſo daß man am Ende noch weniger weiß als am Anfang. Wer aber am Geisbrunnen etwas Rechtes erfahren will, der laſſe ſich die Mühe nicht reuen und gehe in der Neujahrs-Mitternacht hin, ſo wird er ein Männlein dabei finden, das nicht viel Worte macht und doch viel andeutet. Denn, wird das Jahr gut, ſo hält es drei Aehren in einer Hand und drei Trauben in der andern und nickt freundlich zu; wird aber das Jahr ſchlecht, ſo macht es ein ſaures Geſicht und ſeine Hände ſind leer. So kannſt du immer erfahren, wie es mit dem neuen Jahre ſtehen wird, und das ſicherer als aus dem hundertjährigen Kalender.

3.

Drei Kirchlein unter Einem Dach.

Jetzt iſt es auf dem Lorettoberglein bei Freiburg ſtill und ruhig; nur durſtige Brüder erheben ihre Stimmen bisweilen

nach einem Glaſe Bier, vom Platze unter den Linden oder aus dem Bruderhäuschen. Wenn du aber Schüſſe hörſt, unter und neben dir, ſo erſchrick nicht, ſie ſprengen nur die Felſen in den Steingruben, ſo daß das arme Berglein bald da liegen wird, wie ein ausgenommener Karpfen oder Hecht, von dem nur noch Gräthe übrig ſind. Im Schreckenkriege aber war es anders; da wurde im Ernſt geſchoſſen und gehauen, geſtritten und geſtürmt, daß ſogar Denen in Freiburg Sehen und Hören verging. Das Blut aber floß wie ein Bach das Berglein herunter. Da mocht' es auch oben dem kaiſerlichen General bange geworden ſeyn, als die Franzoſen und Schweden gar ſo wüthend waren; denn er gelobte im Stillen, der Mutter Gottes drei Kirchlein unter Einem Dach bauen zu laſſen, wenn ſie die Feinde zurücktriebe. Und ſiehe da! er ward erhört. Denn andächtige Bürgerinnen von Freiburg ſahen die Jungfrau Maria hoch über dem Pulverdampfe ſchweben und die Kugeln in ihren Mantel auffangen. Die Feinde aber wichen voll Entſetzen zurück und der General ließ ſpäter das Kirchlein ſo bauen, wie er es gelobt hatte.

Konrad's von Würzburg Tod.*)

(1287.)

In die ſtille Kloſterzelle
Blinkt der Abendſonne Licht
Auf die ſchlichte Lagerſtelle,
Auf ein todtenbleich Geſicht;
Zu dem Bruder Dom'nikaner,
Der ſchon Jahre lang hier wohnt,
Trat der ſtrenge letzte Mahner,
Welcher keines Alters ſchont.

Um den Sterbenden kniet leiſe
Seiner Brüder Ordenszahl,
Aber aus dem braunen Kreiſe
Glänzt auch mancher Ritterſtahl:
Freiburgs edler Herren viele,
Wackre Bürger noch dabei,
Meiſter in dem Saitenſpiele,
Schließen auch ſich an die Reih'.

Alle kamen ſie, zu lauſchen
Konrads letztem Athemzug;
Konrads, der ſo hoch einſt rauſchen
Ließ des Liedes Adlerflug;
Würzburgs ruhmbekränztem Sohne
Bringen ſie den Scheidegruß,
Der ihn zu des Höchſten Throne
Liebend noch begleiten muß.

Doch der Lebensmüde richtet
Noch einmal das Haupt empor,
Seine Blicke, neugelichtet,
Brechen durch des Todes Flor;
Und er winket, aufzuſchließen
Seiner Zelle Fenſterlein,
Daß ihn voller noch umfließen
Mag der Sonne letzter Schein.

Drauß' im Blau, im wolkenloſen,
Sieht man hehr vom Dome blühn
Seiner Pyramide Roſen
In der Purpurſtrahlen Glühn;
Und die ehrnen Zungen regen
Sich nun auch zu dem Choral,
Der den heiligen Abendſegen
Betet über Berg und Thal.

Durſtig hangen Konrads Augen
Am verklärten Münſterbild;
Klänge ſcheint ſein Ohr zu ſaugen
Aus der Engel Luſtgefild;
Seine letzten Kräfte ſammeln
Nochmal ſich zu neuem Schwung,
Leiſen Munds, doch ohne Stammeln
Spricht er mit Begeiſterung:

„Brüder, Freunde aus der Runde!
Seyd voll Dankes mir gegrüßt,
Daß ihr mir die bittre Stunde
Noch durch euren Troſt verſüßt!

Euerer Gebete Schwingen
Laſſen aus dem Erdenband
Leichter meinen Geiſt ſich ringen
Zu dem ewigen Vaterland.

„Von hieniden ſcheid' ich gerne;
Dieſe kampfestrübe Zeit
Hüllt des Sängers ſchönſte Sterne
Tiefer ſtets in Dunkelheit;
Alle Zügel läßt erſchlaffen
Sie der blinden Leidenſchaft,
Nur in Schmach noch übt die Waffen
Fürſtenſtand und Ritterſchaft.

„Keines Ruhmes Ziele locken
Die verirrte Jugend mehr,
Zucht und Sitte flieht erſchrocken
Vor der Lüſte wildem Heer;
Rohe Lieder nur noch ſchallen,
Wüſter Spaß und Becherklang,
Wo ſonſt in den Ritterhallen
Tönte keuſcher Minneſang.

„Wo nur noch die Fauſt ſich Recht ſchafft,
Da erlahmt des Harfners Hand;
Wo nur Tyrannei und Knechtſchaft
Er noch ſieht im Vaterland,
Wo er nirgends mehr noch Pflege
Hoffen darf für ſeine Kunſt,
Sucht er auf dem Himmelswege
Rettung aus der Erde Dunſt.

„Darum hatt' ich hier ins Kloſter
Mich geflüchtet aus der Welt,
In den Port, wo ſturmdurchtoß'ter
Seelenhimmel ſich erhellt;
All mein irdiſch Minnen ſtreifte
Ab ich vor dem Friedensthor,
Denn in meinem Buſen reifte
Heiß mein höchſtes Lied empor.

„Und ich ſchuf die goldne Schmiede,
Drin mein Herz mit vollſter Glut
Zu Maria's Ruhmesliede
Hat verſchmolzen all ſein Gut;
Was nur Köſtliches mein Seelen-
Schacht umſchloß an Erz und Stein,
Gold und Silber und Juwelen
Schmiedet' ich ins Lied hinein.

„Nehmt die Pergamentesrollen
Dort hervor aus jenem Schrank!
So nur, Brüder, Freunde! zollen
Kann ich euch noch meinen Dank
Für die Liebe, die dem greiſen
Mönche ſtets bewahrt ihr habt;
Wenn an dieſes Liedes Weiſen
Ihr nach meinem Tod euch labt.

„Was ſo kühn ich jetzt geſprochen,
Nehmt es hin als Schwanenlied;
Mein Geräth iſt morſch gebrochen,
Selbſt zuſammen bricht der Schmied.
Vor den andern Sängern neide
Ich nur einen Einz'gen, dich,
Walter von der Vogelweide,
Du warſt glücklicher als ich!

„Denn dein Grab iſt Würzburgs Erde,
Meiner theuern Vaterſtadt,
Und auf ſeinem Futterherde
Ißt ſich manches Vöglein ſatt.
Sey es! Auch in fremdem Grunde
Schläft der Sänger ſanft und kühl,
Lebt er fort im Freundesmunde
Und in ſeines Volks Gefühl!

„Aber euch, ihr jüngern Meiſter
In dem edlen Sangesſpiel,
Mögen reine, gute Geiſter
Leiten an das hehrſte Ziel!
Strebt zum Lenz des höhern Lebens

Aus dem Winterſturm der Zeit;
Baut auf Gott! und nicht vergebens
Ringt ihr nach Unſterblichkeit!" —

Konrads Worte ſtill verklingen
Mit der Glocken letztem Zug,
Mit des letzten Strahles Schwingen
Nimmt ſein Geiſt den Himmelsflug.
Auf den Schatz der goldnen Schmiede
Drücken Alle heiß den Mund:
„Friede ſeiner Aſche, Friede!"
Tönts aus jedem Herzensgrund.

A. Schzlr.

*) Nach Angabe einiger Literatoren ſoll Konrad von Würzburg 1287 in Freiburg i. B. geſtorben ſeyn. Auch führt ein Verzeichniß der Mönche des dortigen ehemaligen Dominikanerkloſters aus jener Zeit den Namen eines Bruders Konrad aus Würzburg auf.

Berthold Schwarz.*)

Wer kennt die ſchöne Freiburg nicht
Mit ihrem hehren Dome,
Der mit ernſtheiterem Geſicht
Steht in der Zeiten Strome?
An gläubigre Vergangenheit
Für uns die beſte Mahnung,
Doch vorwerts blickend in die Zeit,
Voll ſorgentrüber Ahnung.

Bei ſeiner Glocken vollem Ton
Umwehn mich alte Sagen;
Vergönnts dem Sänger, euch davon
Heut eine vorzutragen!
Ich will zurück euch führen weit
Ins Franziskanerkloſter,
In ſtiller Zellen Einſamkeit
Und Mauern, graubemooſter.

In dem Laboratorium
Voll Tiegel und Phiolen,

Umſtellt mit Büchern ringsherum,
Schürend des Heerdes Kohlen,
Sitzt Bruder Berthold, eingewiegt
In grübelnde Gedanken,
Doch jeder Blick des Geiſtes fliegt
An allzuhohe Schranken.

Er forſchet wohl mit heißem Fleiß
Nach der Natur Bekanntſchaft,
Er ſucht in aller Weſen Kreis
Geheime Wahlverwandtſchaft;
Der Elemente herben Kampf
Zur Harmonie zu gleiſen
Und, unter Qualm und Ofendampf,
Umſonſt den Stein der Weiſen.

Er ſucht umſonſt die Goldtinktur,
Es will ihm nicht gelingen
Dem Zaubermeiſter der Natur
Den Schlüſſel abzuringen;
Er ſtampft im Mörſer ämſiglich
Salpeter, Kohlen, Schwefel,
Und rief' den Teufel gern zu ſich,
Wär's nur kein ſolcher Frevel. —

Nun ſchürt die Glut er wieder friſch,
Daß alle Funken ſpritzen,
Und einer ſpringt in das Gemiſch
Und plötzlich jagt mit Blitzen
Die Mörſerkeul' ein Donnerſchlag
An des Gewölbes Decken;
Geſchleudert auf den Boden lag
Der Mönch im Todesſchrecken.

Und als er wieder ſchwankt empor,
Iſts ihm, als ob er träume,
Durch des zertheilten Rauches Flor
Schaut er in ferne Räume;
Und deutlicher ſtellt ſich ihm dar
Ein ſchauerlich Gebilde:

Es drängen Krieger, Schaar auf Schaar,
Sich auf ein Schlachtgefilde.

Aus Rohrgewehren knallen ſie
Sich Blitz um Blitz entgegen,
Und todesröchelnd fallen ſie
Von einem Kugelregen;
Er ſieht, auf Rädern hergeſchafft,
Viel Mörſer, deren Mündung
Spie Globen aus mit Donnerkraft
Vulkaniſcher Entzündung.

Wo das Geſchoß hinwetterte,
Da riß es Reihen nieder,
Es lagen rings zerſchmetterte
Zuckende Menſchenglieder;
Es ſtürzten Felſenburgen ein,
Zertrümmert unter Bomben,
Die Fluren wurden Wüſtenei'n,
Die Städte Catakomben.

Da ſchritt der Tod im Rieſengang
Das Leichenfeld hinüber,
Die Senſe triumphirend ſchwang
Nach Berthold er herüber
Und rief ihm zu: „Wie bin ich dir,
O Mönch! ſo ſehr verbunden,
Daß du ein ſolches Elixir
Zu meinem Dienſt erfunden!"

Und als das Bild verſchwunden war,
Kniet Berthold in der Zelle:
„„Als Alchymiſt war unſichtbar
Der Teufel mein Geſelle!
In dieſem Pulver war mir nah
Der Hölle ſchwarzer Samen;
O Gott verhüte, was ich ſah!
Gib mir nicht Schuld dran, Amen!""

A. Schzlr.

*) Drei teutſche Städte ſtreiten ſich um die Ehre, die Heimath des Pulvererfinders zu ſeyn. Von Köln aber und Goslar iſt wohl kaum zu

reden, da für Freiburg nicht nur die älteſten Sagen, ſondern ſelbſt urkundliche Data ſprechen. Es lebte ſchon während des 14. Jahrhunderts die Familie Schwarz zu Freiburg, wo ſie noch heute fortblüht, und ſelbſt jener zweite Namen des räthſelhaften Pulvererfinders, Anklißen, war daſelbſt einheimiſch.

(Vergleiche Joſeph Baders: „Freiburg und ſeine Umgebungen.“ Ein Handbuch für Reiſende. Freiburg, 1838. Herder. S. 31.)

Der Fleiſcher von Freiburg.

In dem jahr als man zalt von der Geburtt Chriſti unſers Herrn 1289 um St. Jacobs Tag, do wardt die ſtadt Freyburg im Breisgaw belegert, von Herr Cunraten von Liechtenberg dem Biſchoff zu Strasburg, undt ſtürmbt die Stadt, do lieffen aus der Stadt heraus viel friſcher Knecht und dapfere Burger, die ſtachen mit den Feinden, unnd als der Biſchoff ſein Volk im Heer anweiſet, do waget ſich ein Burger von Freyburg, (Namens Hauri) der was ein metzger, der lieff in die Feindt, unnd ſtach ein ſpies in den Biſchoff, als das geſchach, do zog menigklich unnd der gantze Hauff aller gleich von dannen ab, unnd wardt der krieg geendet, als der Biſchoff erſtochen was.

(Aus Jacob von Königshofens Anhang zu ſeiner Elſäßiſchen Chronick: „Freyburgiſche Chronicke.“ 1698.)

„Heute Herr von Freiburg und nimmermehr!“

Schon im Anfange des Jahres 1366 hatte Graf Egon umſonſt verſucht, verrätheriſcher Weiſe in die Stadt Freiburg einzudringen. Es war an Maria Verkündigung um Mitternacht, als er, wie die Chronik ſagt, hauptſächlich von ſeiner Mutter Frau Anna von Signau, auch Herrn Mathias von Signau und Herrn Trautmann, ſeinem Vogte, aufgefordert, und durch Verräther unterſtützt, mit Vielen des Adels zur Stadt heranſchlich. Glücklicherweiſe aber hatte dieſe zuvor von dem Anſchlage Nachricht erhalten, und der Graf mußte ſich in ſeinen Erwartungen völlig getäuſcht und beſchämt zurückziehen.

Eine handſchriftliche Chronik erzählt den ganzen Vorfall einfach, und darum nicht unwahrſcheinlich, folgendermaßen:

„Es kam damals ein armer Mann um Mitternacht gen

Freiburg und klopfte freventlich an; da redete der Bürgermeiſter mit ihm, was er wolle? er wiſſe doch, daß ihm die Stadt verboten wäre. Jener antwortete, es wäre darum, daß er die frommen Herren von Freiburg warne, denn ihr Leib und Gut wäre verrathen und verkauft auf dieſe Nacht. Und bat den Bürgermeiſter, daß er ihn hereinlaſſen möge, er wolle ihm dann Alles entdecken. Da nahm ihn der Bürgermeiſter gefangen und meinte, er gehe nicht mit rechten Dingen um; aber der arme Mann ſagte ihm ſicheren Grund. Kommt mit mir zu St. Johannes-Thor, da ſitzt Einer unter einer Weide und hat die Schlüſſel zum Thor, und wenn man ihm das Wahrzeichen gibt, ſo öffnet er: ſo iſt auch die Brücke bei dem obern Thor mit Dung belegt und ſteht ein Wagen darauf, dieſelbe ſoll auch von den Feinden gebraucht werden. — Da ſie nun an die Orte kamen und die Sachen fanden, wie er geſagt hatte, ließ der Bürgermeiſter an die Glocke ſchlagen, ſammelte die Gemeinde auf dem Kirchhofe, beſetzte die Thore und die Straßen außerhalb zu dem Schloß, und redete den Bürgern zu, ſich ihres Leibes und Gutes tapfer zu ſchirmen. Das geſchah zwiſchen zwölf und ein Uhr in der Nacht. Da war indeſſen Graf Egon mit den Seinigen ſo nahe zur Stadt gekommen, daß ſie die Glocke hörten; dadurch aufmerkſam gemacht, frug er, „was dieß für ein Geläute wäre?“ Ihm erwiederte man: „„es iſt die Wartglocke;““ als er aber aufmerkſamer hörte und das Geläute erkannte, rief er entſetzt aus: „O weh, heute Herr zu Freiburg und nimmermehr!“ Nichts deſto weniger rückten ſie fort mit dem Zuge gegen die Stadt; aber da ſie merkten, daß ſie ihren Willen nicht ausführen konnten und auch in das Schloß nicht kommen mochten, kehrten ſie wieder von dannen und verbrannten den Mönchshof, der zu dieſer Zeit mit vier Prieſtern von Thennenbach beſetzt war, und gleich vor dem Mönchsthore lag.“ *)

Die Sage erweitert dieſe Erzählung noch dadurch, daß ſie beifügt, der Anzeiger hätte die Verräther und den Grafen in der Schenke zu Lehen, wo er unbemerkt hinter dem Ofen gelegen, belauſcht; auch ſei der Thurmwächter mit in den Verrath

*) Jetzt ſteht eine Cichorienfabrik an jener Stelle, die aber auch noch häufig im gemeinen Leben den Namen des Thennenbacher Hofes fortführt.

verflochten geweſen, indem er den Auftrag gehabt habe, durch eine Fackel den verſchiedenen Abtheilungen ein gleichzeitiges Angriffszeichen zu geben. Deßwegen dürfe ſeither weder Feuer noch Licht auf dem Thurme mehr unterhalten werden. Ohne in dieſe gerade nicht weſentlichen Zuſätze weiter eingehen zu wollen, genügt es wohl, noch nachträglich zu bemerken, daß ſeit dieſer Zeit lange Jahre hindurch, immer auf dem Münſterthurme zur Mitternachtzeit das ſogenannte Gräuſelhorn geblaſen wurde. Von dieſem Augenblicke an wurde auch die Erbitterung immer heftiger, die Bürger fingen an, dem Grafen die Burg aus drei Lagern zu beſchießen; vom Graben bei Allerheiligen*) vor dem Diebsthore, von dem Münſterplatze bei dem Ritter und von der Oberlinde bei den Auguſtinern. Schon Mitte May's war das Schloß in Schutt verwandelt, „die ſchönſte Veſte," fügt Tſchudi (I. Thl. S. 464) bei, „die im teutſchen Lande war." Siegestrunken zogen nun die Bürger hinaus vor das Schloß zum Wiger oder Weiher,**) und gewannen auch dieſes.

Dr. Heinrich Schreiber.

Der böſe Pfenning.

Als die Landſtände des Breisgau's zur Tilgung der Landesſchulden ein neues Umgeld vom Weine (nämlich einen Pfenning von der Maas) zu erheben beſchloſſen hatten, fand die Einführung dieſer Abgabe, an vielen Orten, namentlich auch in Freiburg, nicht wenig Widerſtand von Seiten der Wirthe, die von dem „böſen Pfenning" (ſo nannten ſie die neue Auflage) nichts wiſſen wollten. Endlich, als kein Weigern half und der erſte Verfalltag erſchien, fanden ſich die Wirthe mit ihrem Betreffniß und dem Vermelden ein: „da ſey der böſe Pfenning!" Man zählte nach: an der Summe fehlte zwar nichts, allein — ſie beſtand aus lauter abgewürdigter Münze.

Julius Leichtlin.

*) Hier iſt das alte Kloſter dieſes Namens gemeint, das in der Neuenburg oder Johannitter-Vorſtadt in der Nähe des heutigen Chriſtophs-Thores ſtand, und zugleich mit dieſer Vorſtadt zerſtört wurde; das ſpätere Kloſter Allerheiligen wurde bekanntlich in die ſogenannte Pfaffengaſſe verlegt, und iſt nun zur evangeliſchen Stadtpfarrkirche umgewandelt.

**) Bei Emmendingen; es gehörte einem Zweige der Familie Schnewlin, der von ihm ſeinen Namen führte, Schnewlin zum Wiger.

Die Todtenglocke.

In Freiburg wüthete einſt eine peſtartige Krankheit ſo fürchterlich, und der Opfer dieſer Seuche wurden täglich ſo Viele, daß die Todtenglocken, beſonders die zu St. Nikolai in der Neuenburg, nur in kurzen Zwiſchenräumen ſchwiegen. Dies fiel den Bewohnern eines benachbarten Kloſters ſo beſchwerlich, daß ſie bei dem Stadtrathe Klage darob erhuben und um Einſtellung des unaufhörlichen Läutens baten. Man beſchloß, zuvor die Kirchenpfleger zu hören und dieſe erklärten: „Sie müßten ſich höchlich darob wundern, daß Herren, welche der Welt entſagt hätten, ſo ſehr über den Klang der Todtenglocken erſchrecken könnten.“

Julius Leichtlin.

Der Fliegenwedel.

In Freiburg gab es in früheren Zeiten kein Gewerbe, das ſeine Arbeiter ſo reichlich nährte und dem Stadtſäckel ſo große Summen einbrachte, aber auch den Vätern der Stadt ſo viel zu ſchaffen machte, als die Zunft der Granatenbohrer und Polierer. Dieſe Zunft war lange Zeit die reichſte und angeſehenſte. Es konnte nicht fehlen: Ein gemüthlicher Leichtſinn und üppige Lebensluſt mußte ſich der Geſellen bemeiſtern, und der Neckereien gegen andere Leute wurden ſo vielerlei, daß im Frevelregiſter die Namen der Bohrer und Polierer die Hauptrolle ſpielten. Es iſt ſogar Thatſache, daß ſich die Zunftmeiſter der Granaten-Polierer aus billiger Rückſicht zu einem Beitrage zur Erweiterung des Blockhauſes freiwillig erboten.

In ausgelaſſenen munteren Streichen zeichnete ſich aber durch Erfindungsgabe kein Geſelle mehr aus, als ein junger Mann, der wegen ſeiner ſchlanken, hohen Geſtalt gemeinhin „der lange Balierer“ (Polierer) hieß. Die Zielſcheibe ſeines Witzes und ſeiner Neckereien war vornehmlich ein kleines ſchwarzes Männchen, das man um ſeines aufbrauſenden, aber feigen Benehmens willen, mit dem Spitznamen „Mucke“ (Mücke) beehrt hatte. Dieſem Vielgeneckten ging endlich die Geduld aus und er klagte. Der Stadtrath lud den Beklagten vor Gericht,

mit der Auflage: „zu ſtandhafter Vertheidigung gerüſtet und ohne Fehlen zu erſcheinen.“ — Es bedurfte jedoch wiederholter Ladung, bis er gehorchte. Endlich erſchien er und zwar bewaffnet; womit? — Mit einem Mückenwadel! . . . Der ganze Ernſt der Richter löſte ſich in ein unwiderſtehliches Gelächter.

Julius Leichtlin.

(Siehe „Freiburger Wochen- und Unterhaltungsblatt.“ Jahrg. 1823. S. 303.)

Hans Steutlinger.

Was wollen wir ſingen und heben an?
Von einem Hans Steutlinger;
Hat aus dem Adel geheurathet,
Hat geheurath eine adliche Frau.

„Ei Knechte, lieber Knechte mein,
Sattle mir und dir zwei Pferd,
Gen Freiburg wollen wir reiten,
Gen Offenburg haben wir guten Weg.“

Und da ich in Freiburg eine*) kam,
Für's jungen Herrn Friedrich ſein Haus,
Da ſchaute der junge Herr Friedrich
Zum oberen Fenſter heraus.

„Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,
Kommt zu mir jetzt herein;
Steigt ab von Eurem Sattel,
Helft eſſen die wildeſten Schwein!“

„„Vom Sattel will ich wohl ſteigen,
Will treten auch zu Euch hinein,
Wenn Ihr mir wollet verheißen,
Daß ich kein Gefangner mehr ſey.““ —

Sie gaben dem Hans Steutlinger gute Wort,
Bis ſie ihn brachten oben an Tiſch:
„Ei iß' und trink, Hans Steutlinger,
Dein Leben wird nimmermehr friſch!“

---

*) hinein.

„„Wie kann ich eſſen und trinken,
Wie kann ich nur fröhlich ſeyn?
Mein Herz möcht' mir verſinken
Beim Meth und beim kühleſten Wein.'"

„Hans Steutlinger, wem vermacht Ihr Euer Weib?"
„„Ich vermach ſie dem lieben Herrn Friederich;
Dem vermach' ich ihren untreuen Leib,
Der ſieht ſie viel lieber noch als ich.'"

„Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,
Wem vermacht Ihr Eure Kind'?"
„„Ich vermach ſie dem lieben Gott ſelber,
Der weiß am beſten, wem ſie ſind.'"

„Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,
Wem vermachet Ihr Euer Gut?"
„„Ich vermach's den armen Leuten,
Die Reichen haben ſelber genug.'"

(Aus „Des Knaben Wunderhorn ꝛc." 1. Band S. 173.)

Das Nonnenbild am Freiburger Münſterchor.

Als Luthers Lehre lobeſam
In Freiburg Anhang auch bekam,

In einem Frauenkloſter dort,
Verbreitet ſich gar bald das Wort:

Daß allen Nonnen, welche fein
Mit Zähnen noch verſehen ſey'n,

's Heurathen jetzt geſtattet ſey.
Das war ein Jubel durch die Reih'!

Und heiſa, aus der Nonnen Chor
Die Alleräölteſte ſpringt hervor,

Ein Ausbund aller Häßlichkeit,
Den Mund aufſperrend weit und breit,

Und ruft, indem ſie zeigt hinein:
„Meint ihr, mich werde Keiner frei'n?

„Gar irre ſeyd ihr, wenn ihr glaubt,
Ich ſey der Zähne ganz beraubt;

„Noch hab' ich einen Stumpen hier!
Und heuren will ich, wie auch ihr!"

Die Schweſtern unter Lachen dann:
„„Heil deinem künftigen Ehemann!"" —

Am Münſterchor, in Stein gehau'n,
Iſt dort zum Spott ihr Bild zu ſchau'n.

Von einem Fratzenkreis umringt,
Aus deren Rachen Waſſer ſpringt,

Steht ſie, das Maul weit aufgethan,
Und deutet auf den Reſt von Zahn.

A. Schzlr.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutſchen Vorzeit." Jahrg. 1839. S. 535.)

Jeſuitentheater zu Freiburg.

Mit dem Eintritte der Jeſuiten in die Stadt und bei der Hochſchule (1620) begann ein neuer Zeitraum für das Freiburger Schauſpiel. Neben der Volksbühne auf dem Münſterplatz, die man hinfort der Menge überließ, erhob ſich im Hofe der Jeſuiten eine neue Gattung von Theater, das ſchulgerecht, gelahrt und auf Stelzen einherſchreitend, auf die höheren Klaſſen der Einwohner berechnet war. Während faſt alle Muſen unter dem Geraſſel der Waffen verſtummten, erhielt doch Thalia ihren Tempel noch aufrecht. Geräthſchaften und Gerüſt aller Art wurde ſchon 1633 in Menge angeſchafft; — ein Umſtand, der, bei der damaligen Beſetzung der Stadt durch die Schweden, einen lächerlichen Auftritt veranlaßte.

Da man nemlich im Teutſchordens-Hauſe einen Vorrath von Gewehren und Säbeln entdeckt hatte, ſo erachteten es die feindlichen Kriegsherren für nothwendig, auch die Häuſer der übrigen Ordensleute und insbeſondere (auf Anſtiften der Je-

ſuitenfeinde) das Collegium einer Durchſuchung zu unterwerfen. Unverſehens erſcheint alſo der Hauptmann Beil mit etwa 20 Musketiren im Jeſuitencollegium, durchſpäht ſorgfältig alle Gemächer, Zellen und Schlupfwinkel deſſelben und findet endlich — Waffen in großer Menge; aber was für! Pappendeckelne Panzer, Schilde und Helme und hölzerne Lanzen und Schwerter, alle zu nichts anderem tauglich, als zum Theatergebrauch. Dennoch hatten ſie den Jeſuitenfeinden Stoff zur Verläumdung gegeben. Dieſen ſpielte nun der Hauptmann einen Streich. Er eilte zum Oberſten und rief: „Waffen, Waffen hab' ich gefunden bei den Jeſuiten, und zwar einen ſolchen Vorrath, daß ihn wegzuführen, wohl zwei große Wägen erfordern wird." Da hierauf der Kriegsoberſte zu wüthen und zu drohen anfing und die Neider ſchon frohlockten, trat der Hauptmann mit dem wahren Sachverhalte hervor und verwandelte ſo den Zorn des Oberſten in ein ſchallendes Gelächter.

Julius Leichtlin.

(Siehe „Freiburger Wochenblatt" 1827. S. 134.)

Die Gebeine des heiligen Alexander.

Die Gebeine dieſes Heiligen, des Schutzpatrons der Stadt Freiburg, die in einem beſonderen Sarge in einer eigenen Seitenkapelle des Münſters ruhen, wurden im Jahre 1650, als Papſt Innocentius X. das dreizehnte Jubeljahr feierte, von Rom hierhergebracht. Die hocherfreute Stadt ließ dieſelben auf's Köſtlichſte faſſen. 40,000 Perlen und 20,000 Granaten ſollen nebſt acht Pfund reinen Goldes hiezu verwendet worden ſeyn. Auch ſieht man an den Fingern des Heiligen ſchätzenswerthe geſchnittene alte Steine als ſpätere Geſchenke.*)

*) Dieſe Reliquien wurden von einem Freiburger Bürger, Georg Schächtelin, von Rom bis in ſeine Vaterſtadt auf ſeinem Rücken getragen. Zum Andenken deſſen las man früher auf einer Denktafel an der St. Alexanders Kapelle:

„Im tauſend ſiebenhundert Jahr,
Und achte noch darneben,
Zugleich der zwölfte Aprillen war,
Da ſchloß den Lauf das Leben,
Georg Schächtelin, der beſtändig Rath,

Von acht und achtzig Jahren,
Wohlweis, fürſichtig in der That,
Herzhaft in allen Gefahren.
Er wurde vor der Kapellen hier
Zur Dankbarkeit begraben,
Den Leib St. Alexander wir
Durch ihn empfangen haben.
Auch aller Zünften heil'ge Gebein,
Vor fünfzig Jahr zu ſagen,
Hat er auf'm Rücken ganz allein
Von Rom heraus getragen. u ſ. w.

(Siehe Dr. Heinrich Schreibers „Geſchichte und Beſchreibung des Freiburger Münſters." Freiburg, 1820. Herder.)

Freiherr von Fahnenberg.

Freiburg blickt mit Dank auf das Geſchlecht der Fahnenberg. Als Marſchall Villars die Stadt belagerte und die Franzoſen zum Sturme heranrückten, zog ſich der Oeſterreichiſche Feldherr v. Harſch in die Schlöſſer und überließ die Einwohner einer greulichen Verwirrung, ohne eine Unterhandlung zur Abwehrung des Sturmes zu pflegen. Auch die bei Sickingen verſammelten hohen Herrn zerſtreuten ſich, ohne Maßregeln zur Rettung zu treffen. Die Bürger flohen beim Donner der Schwergeſchütze ſchaarenweiſe aus ihren Häuſern in die Kirche, um da beim Klange der heiligen Glocken an den Altären Schutz zu ſuchen. Sogar im gewaltigen Münſter war kaum noch ein Raum am Hochaltar für den Prieſter und die Leviten übrig. Nur ein einziger Mann, der Stadtſchreiber Doctor Franz Ferdinand Mayer, verlor in dieſer allgemeinen Beſtürzung die Beſonnenheit nicht. Da er ſah, daß von Seiten der Behörde, weder von Feldhauptmann noch von den Landesſtänden, ein Beſchluß zur Rettung vor der Verwüſtung erwartet werden könne, nahm er noch einen muthigen Bürger, nämlich den Bildhauer Norbert Wüſt zu ſich, und eilte mit ihm in den Rathshof, um zwei dort befindliche (kurz zuvor, troß vielſeitigen Abrathens, verfertigte) weiße Fahnen zu ergreifen. Da die wackern Männer nicht durch das ſtark verrammelte Thor dringen konnten, ſtellten ſie ſich mit den hoch geſchwungenen Fahnen auf den Riß der Mauer,

hielten unerſchrocken das Kleingewehrfeuer der Belagerer aus, drangen bis zum Feldherrn der Feinde, und erwirkten durch ihre Beredtſamkeit, daß Mayer als Geiſel behalten und Wüſt als Bote zurück zu den Behörden geſandt wurde, damit die Freiherren von Sickingen, Kageneck und Wittenbach ſich in's Hauptlager aufmachten und durch einen Fußfall Gnade und Schonung für die Stadt erflehten, was ihnen auch gewährt wurde. Wer vermöchte den Jubel der Einwohner zu ſchildern, da ſie ſich nun wirklich von den Greueln der Verwüſtung und Plünderung gerettet ſahen? Tauſend Segenswünſche begrüßten den zurückkehrenden, heldenmüthigen Doctor und Stadtſchreiber, welcher um dieſer ſchönen That willen ſogleich mit dem Rechte eines Ehrenbürgers von Freiburg beſchenkt, ſpäter in den Ritterſtand erhoben und Stammvater der noch jetzt blühenden Familie der Freiherren von Fahnenberg wurde.

Julius Schneller.

(Siehe „Freiburger Wochenblätter" 1836.)

Sanct Loretto.

Dieſe Kapelle verdankt ihre Gründung einer tapferen That, aus den Tagen des dreißigjährigen Krieges. Der Bayeriſche General Mercy hatte im Juli 1644 die Stadt Freiburg den Franzoſen entriſſen und mit ſeinen Truppen beſetzt, als im folgenden Monat Condé und Türenne mit überlegener Macht erſchienen, um ſich des Platzes wieder zu bemächtigen. Ihr Angriff geſchah auf die fliegenden Verſchanzungen am Schinberg und Joſephsberglein, nach deren Wegnahme die Stadt verloren geweſen wäre. Sie fanden aber einen unerwarteten Widerſtand. Vergebens donnerte Türenne ſein furchtbares „encore mille!" Mercy hielt Stand und der ſtolze Feind ſah ſich genöthigt, ein Schlachtfeld zu verlaſſen, wo er bereits ſein ganzes Fußvolk eingebüßt. Zum Andenken dieſes ruhmvollen Tages ſtifteten die Freiburger die St. Lorettokapelle, deren Vermögen dem Münſter zugetheilt wurde.

Beinahe im nämlichen Monat, hundert Jahre ſpäter, erlitt Freiburg die letzte franzöſiſche Belagerung, welcher König Ludwig XV. ſelbſt beiwohnte. Von St. Loretto aus pflegte er die Arbeiter zu beobachten, wobei es eines Tages geſchah, daß von den Batterien der Stadt eine Kanonenkugel auf ihn abgeſchoſſen wurde, die dicht über ſeinem Haupte über dem Eingang der Kapelle in die Mauer ſchlug, wo ſie noch zu ſehen iſt.

(Siehe Joſeph Bader's: „Das Breisgauiſche Freiburg und ſeine Umgebungen.“ Freiburg, 1838. Herder.)

Der Kanonier von Freiburg.

(1744.)

Breiſach, „des teutſchen Reiches Kiſſen,“
War längſt des Kaiſers Macht entriſſen.

Des Königs Heer mit Schall und Klang,
Vor Freiburg ſteht's am Bergeshang.

Fern blinkt des Generalſtabs Rüſtung
Von des Lorettohügels Brüſtung.

„Vive Louis quinze!“ — Er tritt herfür
Aus der Kapelle Gnadenthür;

Recognoscirt auf ihrer Schwelle
Die Dreiſamſtadt und ihre Wälle.

Vom Schloßberg ſpäht Artillerie,
Des Königs Stab erkannte ſie.

Iſt's nicht ſein Federbuſch, der bunte?
Schnell greift ein Kanonier zur Lunte:

„Habt Acht, dem wälſchen Königlein
Soll einmal teutſch gepfiffen ſeyn!“

Ha, Blitz und Schlag! drei Spannen Maß
Ob ſeinem Haupt die Kugel ſaß.

Noch ſteckt der Eiſenball zur Stelle
Dicht ob dem Pförtlein der Kapelle.

Der König ſtutzt, als von der Wand
Ihm Mörtel fällt auf Kopf und Hand.

Er winkt, aus zwanzig Feuerſchlünden
Die Antwort ihnen baß zu künden.

Der Stadt entbeut er dann zum Gruß
Noch den Beſcheid auf ſolchen Schuß:

„Sollt fürder euch mein Haupt bekümmern,
Schieß' ich das Münſter euch in Trümmern!

„Ma foi! ein Ziel voll Majeſtät,
Die höher wohl als meine ſteht!" —

Vom Schloßberg ſchwiegen die Kanonen.
Solch' einen Tempel muß man ſchonen!

Ignaz Hub.

Güntersthal.

Güntersthal trägt den Namen ſeines erſten Gründers. Links über dem Dorfe, hoch auf dem ſteilen Rücken des ſogenannten Bronnberges, ſieht man noch den einſamen Felſen, welcher einſt der Grundſtein der Kibburg geweſen. Dort wohnte Herr Günther, in wehmüthigen Gedanken über das nahe Erlöſchen ſeines Stammes, da ihm der Himmel das Geſchenk eines Sohnes verſagt hatte. Um nun dennoch der Nachwelt eine Erinnerung zu hinterlaſſen, ſtiftete der Ritter unten am Thalbach für ſeine Tochter und ihre Freundinnen ein Gotteshaus, welches hernach der Abt von Thennenbach, der Neffe des letzten Herzogs von Zähringen, eingerichtet hat. Die gottgeweihten Jungfrauen fanden aber die Nachbarſchaft des weltlichen Getriebes einer aufblühenden Stadt zu gefährlich für ihre Gemüthsruhe und zogen ſich tiefer in die Abgeſchiedenheit des Gebirges nach Oberried, am Fuße des Feldbergs. Doch war die Natur dieſes Thales viel zu karg und rauh, und die zarten Nonnen kehrten gerne zurück an den Ort ihrer erſten Stiftung.*) Lange Jahrhunderte blühte das Gotteshaus zu Güntersthal in genüglichem Flore äußeren Glückes. Die Vorſteherin war zur

Zeit der Säkulariſation eine gefürſtete Aebtiſſin. Das Kloſtergebäude aber wurde damals von den Herren von Herrmann zu einer Baumwollenſpinnerei angekauft, und ſpäter, nach einer großen Feuersbrunſt, in eine Bierbrauerei verwandelt.

*) Wo ſich ihre Nachfolgerinnen, trotz mancherlei Gefahren, und trotz jenes ſchrecklichen Tages, da ein Wolkenbruch das ganze Thal überſchwemmte, und nicht nur die Lebenden aus dem Kloſter vertrieb, ſondern ſelbſt die Grabſteine aufriß und die Gebeine der Todten fortſchwemmte, ſo wohl befanden, und namentlich die Nachbarſchaft der muntern Freiburg ſo lieb gewannen, daß ſie ſchwerlich mehr auf irgend einen Austauſch eingegangen wären.

(Siehe Joſ. Bader's „Freiburg und ſeine Umgebungen." Freiburg, 1838. Herder.)

St. Ottilien.

Ottilia, die Tochter des Elſäßiſchen Herzogs Attich, war im Kloſter zu Mayenfeld erzogen worden und hatte frühe ſchon in ihrem Herzen gelobt, den Schleier zu nehmen. Als ſie einſt aus ihrem Kloſter an das Hoflager ihres Vaters zum Beſuche kam, ward Alles von ihrer Schönheit und Geiſteshöhe bezaubert. Bald fanden ſich Fürſten und Grafen genug ein, die um ihre Hand warben, darunter auch ein reicher Allemanne, der ſich bei dem Herzog ſo ſehr in Gunſt zu ſchmeicheln gewußt hatte, daß dieſer darauf beſtand, ſeine Tochter ſolle dem Kloſterleben entſagen und dem ſtattlichen Freier ihr Jawort geben. Ottilie aber hielt feſt an ihrem Gelübde und da ihr Vater immer dringender wurde und ſie keinen andern Ausweg mehr ſah, beſchloß ſie, die Flucht zu ergreifen. Sie entledigte ſich ihrer koſtbaren Gewänder, hüllte ſich in ein ärmliches Pilgerkleid und gelangte ſolcherweiſe glücklich an den Rhein, wo ein Schiffer ſie alsbald an das andere Ufer brachte. Ihre Flucht blieb nicht lange verborgen, und der Herzog ſandte ſeine Leute nach allen Richtungen aus, die Ungehorſame aufzuſuchen. Er ſelbſt durchſtreifte die ganze Gegend und ſchlug endlich zufällig denſelben Weg ein, den die Flüchtige genommen. Der Fährmann, welcher ſie übergeſchifft, beſchrieb ihm ihr Aeußeres ſo genau, daß ihm kein Zweifel mehr darüber blieb und er ſich und ſein Gefolge unverzüglich an's andere Ufer überſetzen ließ.

Ottilie hatte bereits die Hälfte eines Berges erſtiegen, der im Eingange der Schwarzwaldes lag und von welchem aus man das Rheinthal überſchauen konnte. Ermattet von der ausgeſtandenen Angſt und der ungewohnten weiten Wanderung, ſetzte ſie ſich auf ein Felſenſtück und flehte zum Himmel, ihre Kräfte nicht ganz ſchwinden und ſie einen ſichern Zufluchtsort entdecken zu laſſen. Kaum hatte ſie eine Weile ſo gebetet, als ſie ein Geräuſch im nahen Walde vernahm. Ein Trupp Reiter kam den Berg herauf und bald erkannte ſie die Farben ihres Vaters. Sie ſprang auf und eilte dem Dickicht der Höhe zu, um ſich dort wo möglich zu verbergen. Im Anfange lieh die Furcht ihren Schritten friſche Flügel, doch bald erſchlafften ihre Sehnen wieder und ſie war nahe daran, erſchöpft zuſammen zu ſinken. Nur ein Fels, um den ſich der Pfad ſchlängelte, verbarg ſie noch den Blicken ihrer Verfolger. Zitternd breitete Ottilie ihre Arme nach dem Himmel und flehte zur Mutter Gottes um Rettung aus dieſer Noth. Siehe, da that ſich plötzlich die Wand des Felſens von einander, Ottilie ſtürzte ſich hinein und ſogleich war er hinter ihr wieder geſchloſſen.

Drinnen vernahm ſie deutlich das Getrappel der Roſſe und die Stimme ihres Vaters, der ſie mit ſchmerzlichem Tone beim Namen rief. „Es iſt umſonſt, mein Vater!“ — antwortete Ottilie und mit Beſtürzung hörte Attich die Stimme ſeiner Tochter aus dem gediegenen Fels erklingen.

Da ging der Herzog reuevoll in ſich, als er ſah, daß der Himmel ſelbſt Ottilien vor ihm ſo wunderbar in Schutz genommen habe und er ſchwur, das Gelübde ſeines Kindes zu ehren und hier eine Kapelle zu erbauen.

Kaum war dies in ſeinem Innern beſchloſſen, ſo öffnete ſich der Felſen wieder, Ottilie trat hervor, ſtrahlend von überirdiſchem Glanze und ſank an die Bruſt ihres weinenden Vaters.

Der Fels blieb aber offen von dieſer Stunde an und in der Höhle, welche Ottilien geborgen, entſprang ein kriſtallklarer friſcher Quell, der mit Heilkraft begabt war für kranke Augen. Ottilie kehrte mit ihrem Vater in das Elſaß zurück, wo er bei Hohenburg ein Kloſter bauen ließ, in welchem ſie den Reſt ihres Lebens unter gottſeligen Uebungen zubrachte.

Aloys Schreiber.

(Siehe Deſſen: „Sagen aus den Rheingegenden“ ꝛc.)

Ottilie.

(Andere Verſion.)

Im Elſaß wohnt ein Grafe, von Hohenburg genannt,
Durch Macht und großen Reichthum im ganzen Land bekannt;
Er hatte, was er mochte, Schlöſſer, Wälder, Knappen und Roß,
Auch eine ſchöne Hausfrau hat er auf ſeinem Schloß.

Er hätte ſelbſt nichts wünſchen mögen zu ſeinem Glück,
Es fehlte zu dem Allem ihm nur ein einzig Stück,
Doch daß kein Kind er hatte, deß war ſein Kummer groß;
Wem ſollt' er hinterlaſſen ſeinen Reichthum und ſein Schloß?

Und als um Eheſegen er nun zehn lange Jahr
Dem Himmel angelegen, wollt' er verzweifeln gar;
Da ward ihm nachgeboren im eilften Jahr ein Kind;
Die Luſt war halb verloren, denn von Geburt war's blind.

Es wuchs und wurde größer, ſo konnt' es leider nicht
Des Vaters Burgen und Schlöſſer ſehn mit dem Augenlicht.
Es ward nach des Vaters Willen genannt Ottilie,
Da erwuchs es fromm im Stillen, wie eine Lilie.

Wie eine blühende Lilie, die Jeden, der ſie ſchaut,
Erfreut und ihm gemahnet wie eine Gottesbraut,
Die mit ihren blinden Augen des Himmels reinſtes Licht
Doch wohl in ſich kann ſaugen, daß ihr kein Glück gebricht.

Da hatte doch der Vater nur dieſen Wunſch allein,
Daß ſehend möchte werden ſein blindes Mägdelein;
Wenn ſie das Licht des Tages mit Augen ſollte ſehn,
Er dachte, daß er zufrieden dann wollt' zu Grabe gehn.

Da ward zuletzt von Wünſchen des Kindes Herz geſchwellt,
Daß ſie mit ihren Augen ſehn dürfe dieſe Welt,
Von der all' ihre Lieben bei Tag und auch bei Nacht
So wundervoll beſchrieben alle die ſichtbare Pracht.

Und als das Kind Ottilie ward vierzehn Jahre alt
Und kam zur vollen Blüthe jüngfräulicher Geſtalt,
Ward ihr der Wunſch erfüllet, das Wunderwerk geſchah,
Daß ſie vor ſich enthüllet das Licht des Tages ſah.

Sie ſahe mit den Augen nun dieſe ſchöne Welt,
Die man der Blinden hatte ſo reizend vorgeſtellt;
Sie ſah auch ihren Vater, ſeinen Reichthum und ſein Schloß;
Seine Freude darüber war über die Maßen groß.

Doch ihre eigne Freude war an dem Allen klein;
Sie kehrte ihre Blicke erſt recht in ſich hinein,
Oder kehrte ſie aufwerts zu des Himmels Zelt,
Sie ließ nicht einen haften an aller dieſer ſchönen Welt.

Der Vater aber machte nun ſeine Plane gleich;
All auf und nieder dachte er hin durchs ganze Reich,
Wen er ſollt' als Eidam führen in ſein Haus;
Den Allerreichſten und Edelſten ſucht' er dazu ſich aus.

Und als ſie eines Abends von ihrem Gebete kam,
Sprach er zu ihr: „Erleſen iſt dir ein Bräutigam.
Du ſollſt, ihn zu empfangen, dich rüſten und ſchicken fein;
Denn morgen mit dem Früheſten ſoll deine Hochzeit ſeyn.“

Wie ſehr erſchrack die Jungfrau, da ſie das Wort vernahm!
Sie ſprach beſtürzt: „‚Ich habe ſchon einen Bräutigam,
Und will, bei meinem Heile! ſtets haben dieſen nur.‘“
Da that der zürnende Vater einen unerhörten Schwur.

Anblickt' er ſeine Tochter mit Augen voller Zorn;
Da ſtach ſo recht die Sanfte durchs Herz ein ſcharfer Dorn.
Sie wünſchte, daß ſie doch lieber geblieben wäre blind
Als daß ſo ſeinen Vater ſollte zürnen ſehn ein Kind.

Sie floh in ihre Kammer vor ihres Vaters Zorn,
Und weinte aus den Augen von Thränen einen Born,
Sie ſprach: „‚O weh des Wunſches, daß ihn mir Gott verlieh';
So lang ich blind geweſen, hab' ich geweinet nie.‘“

Die Sterne Gottes ſchauten mild in der Jungfrau Jammer,
Es war, als ob ſie riefen: Komm aus der dunklen Kammer! —
Sie ſchritt in tiefem Schweigen der Nacht aus den Gemach,
Sie wußte nicht, wohin ſie ging, ſie ging nur den Sternen nach.

Und als der helle Morgen auf Hohenburg nun kam,
Die Braut war fern geborgen vorm neuen Brautigam.

Er kam auf hohem Roſſe geritten im Morgenlicht;
Da war im ganzen Schloſſe die Jungfrau zu finden nicht.

Dem Vater und dem Bräutigam wards allen Beiden jach;
Sie ritten mit klirrenden Sporen der entwichenen Jungfrau nach.
Hinzu nach der Stadt Freiburg in Breisgau den Weg ſie nahmen;
Sie fanden ſie da nirgends, wo ſie vorüber kamen.

Und als der Tag ſich neigte, wollten ſie, um zu ſehn,
Noch einen Berg aufreiten, und dann zur Herberg gehn.
Da ſahen ſie auf dem Berge, hoch oben im Sonnenlicht,
Stehn die Jungfrau Ottilie mit verklärtem Angeſicht.

Sie hielten eine Weile und wagten nicht zu nahn;
Dann ſprengten ſie die Steile des Berges raſch hinan.
Die Jungfrau Ottilie ſah ſie herreiten nicht;
Ob ihr die Augen blendete das Abendſonnenlicht?

Oder ob es thaten die Thränen, die ihr floſſen?
Sie merkt' es nicht, bis ſie nahten mit ihren lauten Roſſen.
Da erkannte ſie plötzlich, wie nah die Gefahr ihr ſei,
Und that empor zum Himmel einen hülferufenden Schrei.

Der Htmmel kam zu Hülfe ſeiner erwählten Braut;
Vom Vater und vom Bräutigam ward das Wunder geſchaut.
Sie ſchreckten auf ihren Roſſen rückwärts um einen Schritt,
Als ſich aufthat der Boden und ſie ſanft hinunter glitt.

Die Erde, da ſie alſo hatt' in ein ſchützend Grab
Die Jungfrau da geborgen, ſich wieder zuſammen gab,
Daß auf derſelbigen Stelle blieb keine weitere Spur,
Als eine klare Quelle floß aus einer Spalte nur.

Die Quelle fließt noch heute, und iſt im Lande bekannt;
Es iſt auch der Ottilienberg derſelbige Ort genannt.
Es ſoll für ſchwache Augen Stärkung die Quell' ertheilen;
Man ſagt, ſie ſolle taugen, die Blindheit gar zu heilen.

Es ſtammt die Quell' aus Thränen ſolch einer Jungfrau ja,
Die ſelber blind geweſen, und dann das Tagslicht ſah.
Zu ihrem eignen Glücke hat ſie es nicht geſehn;
Wir wünſchen, daß es Andern möge zum Glück geſchehn.

Friedrich Rückert.

St. Ottilien.

In eurem Schatten iſt mir wieder leicht,
Ihr meiner Kindheit ſchon vertrauten Bäume!
Friſch leb' ich auf und manche Sorge weicht,
Betret' ich wieder dieſe ſtillen Räume;
Ich ſitze wieder auf der alten Bank,
Vor mir die Schale Milch zum Morgentrank,
Und meinem innern Blick vorüber gleiten
Des träumeriſchen Knaben ſchönſte Zeiten.

Das Glöcklein läutet aus der Waldkapell'
Zum Himmelsfrieden aus dem Weltgewühle,
Und nieder ſteig' ich zu dem Wunderquell
In des umgitterten Gewölbes Kühle;
Da wird die alte Zeit mir offenbar,
Ich waſche mir die Augen wieder klar,
Zurückverſetzt bin ich in ferne Tage,
Lebendig wird mir dieſer Berge Sage.

Fort iſt jedwede Spur von Menſchenhand;
Das Kirchlein iſt, die Quelle mir verſchwunden,
Nichts ſeh' ich mehr, als eine Felſenwand,
Ringsum nur Wald, dicht von Geſträuch durchwunden
Ich höre keinen Laut, als nur ganz weit
Den Schlag der Droſſel durch die Einſamkeit,
Sonſt überall ein feierliches Schweigen, —
Da rauſchts und kniſterts plötzlich in den Zweigen;

Und eine holde Jungfrau ſtürzt hervor,
Scheu wie ein Reh und bleich wie eine Lilie,
Und knieend ſchreit zum Himmel ſie empor:
„O Mutter Gottes, rett', o rett' Ottilie!
Dicht hinter mir ſind die Verfolger her,
Die wunden Füße tragen mich nicht mehr;
O rette mich vor dem verhaßten Freier
Und hülle gnädig mich in deinen Schleier!"

So ruft ſie kaum, als aus des Waldes Grund
Wildjubelnd Ritter mit Gefolge dringen;

„„Hier iſt ſie!“‘ ruft es roh von Mund zu Mund,
„„Das ſcheue Bräutchen kann nicht mehr entſpringen!“‘
Und faſſen will ſie ſchon der wilde Hauf,
Ein Donnerſchlag — da ſpringt die Felswand auf,
Ottilie fliegt hinein, und wie zum Spotte
Schließt ſich der Felſen wieder vor der Rotte.

Und an dem Orte, wo die Wand ſich ſchloß,
Entſpringt dem Felſen murmelnd eine Quelle;
Die Männer ſchrei'n: „Des Herren Macht iſt groß!“
Und fallen betend nieder an der Stelle.
Ein Jeder wäſcht die trüben Augen klar,
Und fühlt ſich umgewandelt wunderbar;
Bald iſt der Quell gefaßt, der Platz gelichtet,
Und ein Altar der Heiligen errichtet. —

So zog vorbei die alte Zeit an mir
Und ſtrahlte durch die Träume meiner Kindheit,
Wohl mancher Pilger wuſch die Augen hier,
Und heilte ſich damit von ſeiner Blindheit;*)
Dem echten Glauben wird der Blick erhellt,
Er ſieht das Licht in dunkler Sagenwelt
Und geht im Wald, auf dichtverwachsnen Wegen
Dem morgenrothen Gipfel froh entgegen.

A. Schzlr.

(Die Ottilien-Sage iſt noch von Mehreren bearbeitet, u. A. von K. Simrock, Benedicte Naubert und Adolf Stöber. Siehe des Letzteren „Gedichte.“ Hannover, 1845. Hahn.)

Der Venusberg bei Ufhauſen.*)

Oben auf der auf dem Schinberge bei Ufhauſen, eine Stunde von Freiburg gelegenen Schnewburg lebte in alter Zeit ein Ritter, der Jahre lang viele und große Verbrechen beging und in Ueppigkeit und wilder Sinnenluſt ſeine Tage und Nächte verſchwelgte. Endlich wachte ſein Gewiſſen aus dem Traume auf und er nahm ſich vor, einen andern Lebenswandel zu führen; da ihn aber kein einheimiſcher Prieſter von ſeinen Sünden losſprechen wollte, ſo pilgerte er nach Rom,

*) Dieſer Quelle wird eine augenheilende Kraft zugeſchrieben.

um von dem Papſte ſelbſt die Abſolution zu erlangen. — Doch auch dies blieb vergebens. Vielmehr entſetzte ſich der Papſt, als er des Ritters Beichte vernommen hatte, ſo ſehr darüber, daß er ihm ſagte: „Eher wird der Stab, den ich hier in der Hand halte, Roſen tragen, als daß Eure Sünden bei Gott Vergebung finden.“ — Troſtlos kehrte nun der Ritter den weiten Weg nach Hauſe über die Alpen zurück. Als er aber das Thal hinauf nach ſeinem Schloſſe ritt, ſah er ſeitwerts den Eingang des Berges, in welchem die heidniſche Göttin Venus ihren üppigen Hofhalt verlebt hatte, offen; rauſchende Muſik und ſüße Lieder klangen ihm daraus entgegen und lockten ſein verzweiflungsvolles Herz mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt, daß er, um ſeine innere Qual zu vergeſſen, mit ſeinem Pferde hineinſprengte in die Tiefe des Berges.

Zwei Jahre ſpäter fing unvermutheter Weiſe der Stab des Papſtes, derſelbe, den er in Gegenwart des Ritters in der Hand gehabt, an, zu grünen und Roſen zu treiben, worauf ſich der heilige Vater des bereits vergeſſenen Sünders wieder erinnerte. Sogleich erging vom Papſt aus ein Bericht darüber an des Ritters hinterlaſſene Wittwe auf der Schnevburg. Die arme Frau ließ unverzüglich in dem Venusberge nachgraben, wo man auch wirklich in der Tiefe der Höhle, welche den Eingang zum Venushofe bildete, den Ritter, aber todt, und noch auf ſeinem Pferde ſitzend, fand.

(Vergl. „Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum.“ Herausgegeben von Dr. Heinrich Schreiber. Freiburg, 1839. Emmerling. S. 349.

) Die Sage vom Venusberge kommt, außer in Thüringen, auch zuweilen am Oberrhein vor). Schöne Natur und mildes Klima begünſtigen daſelbſt die Luſtgelage im Freien, und mancher Ritter, wie Tanhuſer, fruchtlos gewarnt von einem treuen Eckart, mochte bei ſolchen Gelegenheiten, in fröhlicher Geſellſchaft am Saume des Waldes, ſpurlos verſchwunden ſeyn. Dann hieß es gewöhnlich, Frau Venus mit ihren Geſpielinnen habe ihn zu ſich in die Tiefe des Berges gelockt, wo zwar in den kriſtallenen Sälen Tanz und Spiel und allerlei Feſtlichkeiten gefeiert werden, aber auch die Rückkehr auf die Oberwelt für ewig verſagt bleibt.

(Vergleiche „Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum.“ Herausgegeben von Dr. Heinrich Schreiber. Freiburg, 1839. Emmerling.)

*) Ein ſolcher Venusberg kommt unter andern auch zu Waldſee in Schwaben vor. „Bericht des Schaffners der Univerſität Freiburg über den Zehendſtadel auf dem Venusberge.“

Das Hexenthälchen.

Um den Schinberg zieht ſich, von Freiburg her, über Merzhauſen und Au nach Wittnau ein Thälchen, das Hexenthälchen heißt, wegen des alten Annele, welches vor vielen Jahren dort verbrannt wurde. Einmal war ein ſchreckliches Gewitter mit Wolkenbruch, wie man es ſeit Menſchengedenken nicht erlebt hatte; alles Feld längs des Baches war zerriſſen und verſandet. Da jammerten die Leute und ſchlugen die Köpfe zuſammen; auch das Annele ſchaute, aber ohne große Theilnahme, in die Verwüſtung. Da rief ihr die Nachbarin ärgerlich zu: „Du haſt ja Alles verloren, dein Mättlein iſt hin, und du jammerſt nicht einmal!“ Das Annele aber erwiederte darauf: „‚ſelber thun, ſelber haben.‘“ Da merkte die Nachbarin, daß das Annele das Wetter gemacht habe und eine Hexe ſei und machte ſogleich die Anzeige. Der Amtmann ließ daher das Annele einſperren, konnte aber doch nichts Rechtes aus ihr heraus oder auf ſie bringen und erdachte ſich deßhalb eine Liſt. Als er ſie wieder vorführen ließ, ſah er ſie ganz geringſchätzig an (ſonſt hatte man vor den Hexen großen Reſpect) und ſagte ihr: „er werde ſie wieder fortſchicken, ſie könne nichts und ſei keine rechte Hexe.“ Das war dem Annele an die Ehre gegriffen, daher faltete ſie ſogleich voll Verdruß ihren Schurz zuſammen und machte ein Häslein mit langen Ohren, das alsbald wieder verſchwunden war. Da bekreuzten ſich Alle und der Amtmann war nun ſeiner Sache gewiß. Er ließ alſo das Annele verbrennen, das ſich auch ganz geduldig an den Pfahl binden ließ. Jedes Kind aber kann Einem noch heut zu Tage das Hexenmättlein zeigen und den Ort, wo ſie das Annele verbrannt haben.

Dr. Heinrich Schreiber.
(Originalmittheilung.)

Der Springbrunnen zu St. Ulrich.

Als der heilige Ulrich mit ſeinen frommen Mitbrüdern im Thälchen oberhalb Bollſchweil ſein Kloſter baute, ſchlich einmal um Mitternacht der Teufel mit einem gewaltigen Felsblock herbei, um es zu zerſchmettern. Ulrich und die Seinigen beteten

aber ſo inbrünſtig, daß er, unfähig, ſein Vorhaben auszuführen, den Felſen ganz ſanft in den Kloſtergarten niederlegte und ſich eiligſt davon machte. Am folgenden Morgen war Alles erſtaunt, an dieſer Stelle einen ſolchen Steinblock zu finden, welchen Menſchen allein mit aller Anſtrengung und Geſchicklichkeit durch die enge Thalſchlucht nicht heraufzubringen vermocht hätten. Es war ein derber rother Sandſtein, der ſchon durch ſeine Lage mitten im Garten von ſelbſt einlud, ihn zum Becken eines Springbrunnens umzuwandeln. Die Mönche legten auch ſogleich Hand an das Werk und verfertigten ein kunſtreiches Waſſerbecken, welches noch jetzt Bewunderung erregt. An ſeinem Rande, in der einen Hälfte, zeigt es Chriſtus mit dem Kreuze, zwiſchen Moſes und Elias ſitzend, mitten unter zwölf Propheten, welche ſtehend, größtentheils mit aus ihrem Munde hervorgehenden Spruchbändern, abgebildet ſind; in der andern Hälfte ſitzt Chriſtus zwiſchen den Sinnbildern der vier Evangeliſten und hat ein aufgeſchlagenes Buch vor ſich; neben ihm, zu beiden Seiten, ſitzen die zwölf Apoſtel. Jede Figur von der andern durch Säulchen getrennt, befindet ſich in einer eigenen Rundbogenniſche. Darüber und darunter läuft eine einfache Verzierung des Geſimſes hin, welche nur von der Mittelfigur beider Hälften (Chriſtus) unterbrochen wird, und zu jeder Seite in einen Mönch übergeht, der auf dem Bauche im Staube liegt und die Hände flehend empor hebt.

An dieſem Springbrunnen ſaß der heilige Ulrich öfters wenn er ſich von den Anſtrengungen des Gebetes erholte und ſein von Kopfſchmerz geplagtes Haupt mit Wermutheſſenz einrieb. Dann aber ſtörten ihn die leidigen Elſtern wieder durch ihr Geſchrei, denn er liebte die Einſamkeit und hatte ſich in die abgeſchiedene Vilmarszelle begeben, weil ihm das frühere Klöſterchen unweit Rimſingen, (an der Landſtraße zwiſchen Freiburg und Breiſach) zu geräuſchvoll geweſen war. Er ruhte alſo mit ſeinem Gebete nicht, bis auch dieſe läſtigen Geſellſchafter, dieſe neckenden Abgeſandten des Teufels, die Elſtern, für immer das Kloſtergebiet verlaſſen mußten.

(Siehe Dr. Heinrich Schreiber's: „Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum." Jahrgang 1839. S. 345 u. ff.)

Die Dreiſam.

An der Landſtroß, die dur des Thal und witer dur's felſig
Höllethal nuf un in's Schwobeland nus zieht, lit Zarte — me ſieht's wohl.
In ere gringen Entfernung vu dem chunnt Burg; ober dem fließt
Us der Wageſteig her en Bach, i cha ſin Name nit nenne,
Herwärts von Buechebach mit dem Ybach z'ſemme, der ſel iſch
Uſem Ybethal hercho. Tummlet hen ſi ſi beede,
Hen uſem Weg enander das un deis jez z'verzehle,
Aber's vermehrt ſi d'G'ſellſchaft e chlei Viertelſtündli vor Burg drus
Mit eme Brüederle, des uſem Höllethal vu de Felſe
Un vum Hirzſprung hinte vor über Felſen und Stei ſtürzt.
Großi Freud hen die drü, (Drei) ſie fallen enander um d'Häls, un
Wechsle höflige Rede; keis will vorm andere 's Erſt ſi.
Un der Höllebach ſeit: „Min Name chan i nit b'halte;
Bini nit im Himmelreich gſi, un wandle mer jez nit
In dem ſchöne Thal? So loſet denn, was i will vorſchla:
Sin mer z'ſemme nit drü? ſo wemmer denn Drüzſemme heiße."
„‚Seig's ſo,'" hen die andere gſeit, un duſſe vor Zarte
Het me ſi täuft, jez heiße ſie Drüzſem, un Dreiſam uf hoch-dütſch. —
Des henner guet g'macht, ihr Flüßli! z'Friburg wird men i lobe,
Eu wird d'Stadt uffſtoh, me wird ich's Bürgerrecht ſchenke,
Und in alle Gaſſe wereter därfe handthiere!

(Aus der Feſtidylle von Syndikus Dr. Biechele in Freiburg: „Freiburgs Genius an die im September 1838 in ſeinen Mauern verſammelten Naturforſcher und Aerzte ꝛc." Freiburg, 1838. Groos.)

Das Burgfräulein auf Wißneck.

Auf den Ruinen andrer Schlöſſer ziehen weiße Frauen um Mitternacht einher und verbreiten, als Vorboten trauriger Ereigniſſe, Furcht und Schrecken; das Fräulein auf Wißneck läßt

ſich dagegen am hellen Tage ſehen, verweilt oft Stunden lang, wie ein heller Lichtſtreifen, mitten im Gebüſche oder in dem dunkeln Gemäuer, verſchwindet plötzlich und erſcheint wieder, doch thut ſie keinem guten Menſchen etwas zu Leide. Wer aber mit beſchwertem Gewiſſen oder mit böſer Abſicht in ihre Nähe kommt, der hat gewöhnlich ſeine Unvorſichtigkeit ſehr zu bereuen. Eh' er es ſich verſieht, ſchlingt ſich das Dorngebüſch ſo feſt um ihn, daß er nicht mehr vorwerts kann; eine unerklärliche Angſt überfällt ihn und, zerriſſen an ſeinen Kleidern, blutend an Geſicht und Händen, eilt er zurück, oder es wird vom Thurme Mauerwerk auf ihn herabgeſchüttet, und er ſteht in Gefahr, lebendig begraben zu werden. Früher zeigte ſich das Fräulein öfter und half manchem Nothleidenden, wovon viel zu erzählen wäre; aber ſeit einigen Jahren hat man ſie nur noch hin und wieder und wie in tiefer Betrübniß geſehen. Alte Leute meinen, ſie zeige ſich gar nicht mehr, wegen der Schatzgräber, welche ſie ſo empfindlich hätte ſtrafen müſſen. Ich will darüber nicht entſcheiden, denn wie könnte ich in das verborgene Herz eines ſolchen Geiſterweſens hineinrathen? ſondern nur getreu berichten, was ich gehört und geſehen habe.

Die Burg Wißneck liegt zu oberſt in dem lieblichen Kirchzartner Thale. Rechts an ihr vorbei zieht die Hauptlandſtraße nach Schwaben, und kein Reiſender geht vorüber, ohne ſich der romantiſchen Ruinen auf dem kleinen, mit Gras und Buſchwerk überzogenen Vorhügel zu erfreuen. Rückwärts von der Burg befindet ſich ein Brunnen, um welchen ſich zur Mittagszeit gemeiniglich die Heerden lagern und erquicken. Dort ſitzen auch die Hirten und ſchneiden Stäbe, oder verſuchen neue Stückchen auf ihren Pfeifen. Hie und da mag wohl ein Thalmädchen dadurch angelockt und herbei gezogen werden; dem Burgfräulein aber iſt dieſes Getöſe zuwider und ſie läßt ſich nach dieſer Seite hin nicht blicken. Dagegen ſchien ein anderer Hirtenknabe ihr Liebling zu ſeyn, welcher ſich gewöhnlich von den übrigen abſonderte und in der bibliſchen Geſchichte oder einem andern Buche blätterte und las. Anfänglich zeigte ſie ſich ihm aus der Ferne, lächelte, als ſie den Knaben ein großes Kreuz ſchlagen ſah, wie es ihn ſeine Mutter gelehrt hatte, und verſchwand wieder. Nach und nach kam ſie etwas näher und der Knabe legte

allmälig ſeine Furcht ab. Auffallend war es, daß ſie ſtets über eine gewiſſe Stelle nahe bei den Mauern hinging, einige Augenblicke wie ſinnend dort verweilte, und dann ſich wieder ſchnell entfernte. Eines Tages dachte der Knabe, er wolle doch nachſehen, was es mit dieſem Stillſtehen für eine Bewandtniß habe, merkte ſich den Ort und ging nach einiger Zeit daſelbſt hin. Sieh, da ſchien ihm etwas aus dem Graſe wie eine große Silbermünze entgegen zu glänzen, ſchnell bückte er ſich nieder und hatte einen halben Thaler aus den Schwedenzeiten in der Hand. Hocherfreut und zugleich neugierig wühlte er mit ſeinem Stabe die Erde ein wenig auf, und es kam noch ein zweites und ein drittes Stück zum Vorſchein. Schon wollte er, der noch nie ſo viel Geld beiſammen gehabt hatte, voll Entzücken aufjauchzen, aber was ſah er, als er ſeinen Kopf emporhob? Das Burgfräulein, wie es leibte und lebte, dicht vor ihm. Freundlich lächelnd ſah es ſeiner Arbeit zu, legte aber, als er aufſchaute, zwei Finger auf den Mund und verſchwand. Der arme Kleine war wie verſteinert, denn ſo nahe ſtand ſie noch nie vor ihm, und ſelbſt der alte Segen, den er geſchwind hermurmeln wollte: „Alle gute Geiſter u. ſ. w.“ blieb ihm im Munde ſtecken. Er wußte nun nichts Angelegentlicheres als auch ſchnell fort zu gehen, und wagte es noch lange nicht, in die Taſche zu greifen, weil er gelöſchte, oder gar noch glimmende Kohlen, wie es ſonſt geſchieht, hervor zu ziehen beſorgte. Als er endlich mit aller Vorſicht die Unterſuchung anſtellte, ſo fand er, daß die Stücke richtig Silber geblieben ſeyen, und verwahrte ſie nun ſorgfältig, um ſie am nächſten Markttage nach **Freiburg** zu bringen und auszuwechſeln. Sie kamen in die Hände des Alterthumsfreundes, welcher dieſes Märchen erzählt, und in dieſen Münzen einen ſchlagenden Beweis für die Wahrheit deſſelben vorlegen kann.

Der Knabe kam ganz glücklich nach Hauſe und wußte kaum, wo er ſeinen Schatz unterbringen ſollte. Um ſo bereitwilliger trieb er jezt ſeine Heerde auf die Weide und verweilte Tage lang bei dem alten Schloſſe, aber ſo oft er auch über ſeine Büchelchen nach den Mauern hinſchielte, ſo war es doch lange vergebens. Man könnte freilich ſagen, er hätte nur an der ihm wohlbekannten Stelle nachgraben ſollen, aber damit hatte es

ſein gutes Bewenden. Denn auch dieſer Geiſterſpuck, ſo lieblich er war, hatte doch das Eigne, daß die Erinnerung an Ort und Stelle ſich augenblicklich wieder verwiſchte und der Knabe den halben Berg hätte umwühlen können, bis er wieder zu dem Schatze gelangt wäre. Endlich ſchien ſich doch das Burgfräulein ihres Lieblings wieder zu erinnern; er hatte nämlich einen Schulpreis gewonnen, und hielt das ſchöne rotheingebundene Buch ſo lange nach dem Schloſſe hin und las ſo fleißig darin, daß des Fräuleins Herz von Stein hätte ſeyn müſſen, wenn es nicht bewegt worden wäre. Kurz, ſie erſchien auf einmal wieder, nickte ſehr freundlich und winkte wieder auf die bezeichnete Stelle. Dem Knaben ſchien es, als fielen ihm die Schuppen von den Augen; er ſah nun wieder, was er ſeither nicht mehr geſehen, übergab dem Hund die Wache über die Heerde, nahm den ſchönen Schulpreis unter ſeinen Arm, zog höflich den Hut ab und näherte ſich unter vielen ehrfurchtsvollen Bücklingen wieder der Stelle. Richtig, auch jezt ging er nicht leer aus, vielmehr war der ganze Boden mit Silberſtücken wie überſäet. Er that alſo einen tüchtigen Griff und wollte noch einen zweiten thun, da fing plötzlich ſein Hund an zu bellen. „Gewiß,“ dachte er, „iſt bei der Heerde etwas vorgegangen, ich darf mich nicht länger aufhalten!“ und mit dieſem Gedanken, und nachdem er dem Fräulein noch eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, eilte er davon. Er ſah nur noch, wie ſie neuerdings die zwei Finger, faſt ängſtlich bittend, zum Munde führte, und rief vor ſich hin: „Weiß ſchon, keiner Seele ein Wörtchen!“ Als er bei der Heerde ankam, lag dieſe in größter Ruhe beiſammen und es ſchien, als hätte der Hund nur aus Muthwillen eine kleine Stimmübung vorgenommen, vielleicht auch einen Bekannten zu grüßen, der unten am Berge neben dem Führer hinter einer Ziegenheerde bedächtig hertrabte. Zum erſtenmal wurde der Knabe über ſeinen Spitz recht mißmuthig, und wies deſſen Liebkoſungen mit einem derben Stoße zurück.

Jetzt zählte er ſein Geld; es waren zwölf Stücke, für die er wenigſtens fünf oder ſechs Thaler erwarten durfte. Bald verſchwand deßhalb ſein Unmuth und machte einer um ſo größeren Munterkeit Platz. Auch Spitz wurde zu Ehren gezogen und nahm ſein Unterkommando bei der Heerde wieder ein, welche

ſehr erſtaunt war, ihn in Ungnade fallen zu ſehen. Früher als gewöhnlich, und mehr ſingend und tanzend, als im Alltagsſchritte, ging er nach Hauſe. Ein ſo verändertes Betragen mußte ſeinen Mitdienſtboten auffallen und den Verdacht beſtätigen, welchen wenigſtens Einer unter denſelben bereits geſchöpf hatte. Dieſes war der boshafte und neidiſche Knecht des Hauſes, welcher nun beſchloß, ſich an den Knaben zu machen und demſelben das Geheimniß zu entlocken. Er brachte daher während des Eſſens die Rede auf das Burgfräulein und deſſen bekannte Freigebigkeit; zugleich frug er ganz obenhin den Knaben, ob ihm, der doch täglich um das Schloß herum hüte, noch nichts zu Theil geworden ſey? Vergebens folgte eine ausweichende Antwort; die Röthe, welche ſchnell das Geſicht des Knaben überflog, ließ kaum einen Zweifel übrig. Der folgende Tag war ein Sonntag. Auch dieſer zufällige Umſtand begünſtigte den Betrüger, welcher den argloſen Kleinen in ein Wirthshaus lockte, und demſelben ſo lange mit Wein zuſetzte, bis er Alles rein ausplauderte. Auch die muthmaßliche Stelle mußte er dem Knechte möglichſt genau angeben, und dann entließ ihn dieſer mit einigen Schlägen, und nahm ihm noch überdies den größten Theil des gefundenen Geldes ab. Bitterlich weinend kehrte der Knabe beim anbrechenden Dunkel nach Hauſe zurück, und ſein Schmerz wurde noch vermehrt, als er zufällig auf die Schloßruine hinüber ſah und dort die Geſtalt des Burgfräuleins erblickte, wie ſie mit gehobenem Finger gegen ihn herab drohte. Er wehklagte die ganze Nacht und fuhr am Morgen weit früher als gewöhnlich mit ſeiner Heerde auf den Burgplatz, um dort unter bitteren Thränen das Fräulein um Verzeihung zu bitten. Er weinte Tage und Wochen lang, aber vergeblich; ſchon lang iſt er einer der ſchönſten Burſchen im ganzen Thale geworden, doch hat er noch immer die Thränen in den Augen, wenn er von dem himmliſchen milden Fräulein ſpricht; aber geſehen hat er ſie ſeither nicht wieder.

Der arge Knecht dagegen glaubte um ſo zuverſichtlicher, daß jetzt für ihn die Stunde des Glückes gekommen ſei. Schon lange hatte er ſich mit zwei Schatzgräbern in eine Bekanntſchaft eingelaſſen, welche durch die Mittheilung, die er ihnen machte, den höchſten Grad der Vertraulichkeit erhielt. Gemeinſchaftlich

wurde das alte Gemäuer unterſucht und es ergab ſich aus den Bewegungen der Wünſchelruthe, daß an dem Orte, welchen der Knabe zufällig bezeichnet hatte, ganz gewiß ein großer Schatz liegen müſſe. Die nöthigen Vorkehrungen wurden ſchleunig gemacht. Das Gefäß mit Weihwaſſer und das Büchlein mit den Zauberformeln wurde in eine abgelegene Niſche niedergelegt, wo es nach Jahren der Erzähler dieſes Mährchens bei einem Beſuche der Burg zufällig und mit traurigen Gefühlen wieder fand. Der Ort zu den verhängnißvollen drei Kreiſen wurde abgeſteckt, vierzehn Tage ſtreng gefaſtet und endlich in einer dunkeln und ſchaurigen Herbſtnacht der bedauernswürdige Verſuch vorgenommen. Es war den ganzen Tag über umwölkt und ſtürmiſch geweſen, das Unwetter mehrte ſich auf die Nacht und ſteigerte ſich von Stunde zu Stunde. Schneidend ſtrich der Wind durch das Gebüſch und trieb ganze Haufen abgeſtreiften Laubes vor ſich her. Die wilde Dreiſam rauſchte ſtärker und unheimlicher erſcholl die Stimme des einſamen Uhu's in dem Walde. Jedermann verſchloß ſich in ſein Häuschen und ſeine Hütte und beſchwerte ſich über den ſchaurigen Abend; nur den drei Schatzgräbern war er ganz willkommen und je menſchenleerer die Gegend wurde, deſto mehr freuten ſie ſich. Endlich, als ſie ſich völlig ſicher wußten, machten ſie ſich mit den Werkzeugen zum Graben auf den Weg und eilten dem alten Gemäuer zu. Die Wünſchelruthe ſchlug neuerdings an, die Kreiſe wurden nach Vorſchriften gezogen und die furchtbaren Beſchwörungsformeln begannen. Der Mittelpunkt der Kreiſe befand ſich an dem, durch Brand und Zeit geſpaltenen Gemäuer, welches weit über ihre Köpfe heraufragte. Dreimal wurde das ſogenannte Chriſtophelsgebet oder der Höllenzwang vorgeleſen; die Erwartung der Unglücklichen war auf das Höchſte geſpannt — da kam plötzlich ein weit ſtärkerer Windſtoß als alle bisherigen, das ganze Gebüſch ſchien lebendig zu werden und die Schatzgräber drehten voll Gierigkeit und Angſt ihre Köpfe dahin, weil ſie von daher das Geiſterfräulein und die abzuliefernde Geldkiſte erwarteten. Aber umgekehrt, die Laterne hinter ihrem Rücken wurde umgeworfen und ausgelöſcht, ein furchtbares Brüllen donnerte in ihre Ohren hinein und als ſie ſich entſetzt umkehrten, fühlten ſie über ihrem Nacken die zottigen Tatzen des Höllenhundes und

ſahen, wie er mit feuerſprühenden Radaugen ſie anglotzte und den Rachen öffnete, ſie zu verſchlingen. In dem Entſetzen waren ſie ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig und ſtürzten mit dem Geheule der Verzweiflung aus den Kreiſen heraus, von welchen ſie Rettung erwarteten. Wenig Augenblicke vergingen und alles ſank in die tiefſte Stille zurück; nur der Wind peitſchte die Blätter umher nach wie vor.

Des folgenden Tages fand man alle Drei bewußtlos um die Trümmer herum liegen, und konnte leicht errathen, was hier geſchehen war. Zwei kehrten nicht mehr in das Leben zurück, der Dritte kam wohl wieder zu ſich, aber ein dumpfer Wahnſinn hatte ſich ſeiner für immer bemächtigt. Oft ſah man ihn an der Landſtraße, nicht weit von dem Schloſſe, unter einem ſteinernen Kreuze ſitzen und die Vorübergehenden um eine Gabe bitten. Er kehrte dem Orte ſeines Unglücks den Rücken zu, ſtierte gedankenlos vor ſich hin, und ſprach keine Sylbe; auch ſoll ſeit dieſer Zeit kein verſtändliches Wort aus ſeinem Munde gegangen ſeyn. Er murmelte nur abgebrochen vor ſich hin und drückte den Hut in ſeine Stirne. Wenn aber zufällig ſein Blick auf die Schloßruine fiel, fing er am ganzen Leibe zu zittern an und umfaßte unter Angſtgeſchrei das ſteinerne Kreuzbild, als wenn dieſes allein ihm Schutz und Ruhe zu gewähren vermöchte.

Dr. Heinrich Schreiber.

Himmelreich und Hölle.[1]

Wie nah die Hölle grenzt an's Himmelreich,
Im Dreiſamthale kannſt du leicht es ſchauen;
Ein Felſenthor verſetzt dich zaubergleich
Vom Paradies in wilder Schluchten Grauen.
Dort draußen lacht der Wieſen Blumenpracht,
Hier brütet Nacht im Rieſenklippenſchacht;
Dort Sonnengold und Thaujuwelgeblitze,
Hier ſcheint Kobold und Gnom im Landsbeſitze.

Doch gleicht die Dreiſam nicht dem Letheſluß,
Der ſchlammtrüb ſchleichet durch der Alten Hölle,
Nein, luſtig ſtürzt ſie ſich im Schaumerguß

Von Block zu Block, von Fels zu Felsgerölle.
Du trinkſt aus ihr, anſtatt Vergeßlichkeit,
Nur friſches Kraftgefühl und Fröhlichkeit,
Und köſtlich munden dir aus ihren Wellen
Zum goldnen Wein die zierlichen Forellen.

Denn einen Wirth, wie den im Höllenthal,
Wirſt du im Paradies vergeblich ſuchen.
Bei ſeiner Küche auserleſnem Mahl
Gewiß nicht deinem Pilgerlooſe fluchen; [2])
Sein Traubennektar vom Markgräflergau
Verklärt die Hölle dir zur Himmelsau,
Und ſtatt der Hexen oder Teufelinnen
Siehſt du nur roſige Schwarzwälderinnen.

Und lächelt dir ein ſolcher Engel zu,
Möchſt du wohl kaum die Hölle mehr verlaſſen,
Und lieber in zweiſiedleriſcher Ruh
Mit ihm dich niſten in die Felſenmaſſen;
Fern von der Welt verwirrendem Gewühl,
In einer Hütte traulichem Aſyl,
Des Tannenwalds, des Waſſerfalles Rauſchen,
Den Hirſchlein, Reh'n und wilden Tauben lauſchen.

Doch brich nun ab dein träumeriſches Zelt,
Hier ſollſt du deinen Wanderſtab nicht pflanzen!
Zu neuem Zauber lockt des Feldbergs Welt,
Hinauf die Steig, vorbei die Kriegerſchanzen! [3])
Entſtiegen biſt du heil der dunklen Kluft,
Und wiegſt dich friſch in freier Höhen Luſt;
Wer kühn beſtand der Höllen Abenteuer
Hat nicht zu fürchten mehr das Fegefeuer.

A. Schzlr.

[1]) Der reizende Theil des Dreiſamthales, der ſich, drei Stunden öſtlich von Freiburg, an den Vorbergen des Schwarzwaldes noch in anſehnlicher Breite dahin zieht, heißt das Himmelreich; dem Strome hinaufwerts folgend tritt man aber plötzlich aus dem gartenähnlichen Luſtgefilde durch ein hohes Felſenthor, welches das Thal zu verſchließen ſcheint, in den durch Moreau's kühnen Rückzug (1796) berühmten Gebirgspaß, die Hölle genannt. Auf beiden Seiten des wild daher brauſenden Baches ſtarren uns himmelhohe Klippen, mit ſpärlichen Tannen

und Föhren bewachſen, entgegen; zwei der höchſten dieſer Kuppen, die einander dieſſeits und jenſeits gegenüber ſtehen, heißen „der Hirſchſprung"; denn ein gehetzter Hirſch ſoll einmal von einem dieſer Gipfel über die Schlucht hinweg zum andern hinüber geſprungen ſeyn.

[2]) Dieſe von ausflugluſtigen Breisgauern und Fremden zahlreich beſuchte Höllenwirthſchaft iſt das Gaſthaus zum Sternen im hinterſten Theile des Thales, hart an der Steige, die hinauf ſich die Poſtſtraße nach Neuſtadt windet; der treffliche Markgräflerwein und die unvergleichlichen Forellen, die man hier aufgetragen erhält, machen alle Schauer dieſer Hölle leicht vergeſſen. Nahe daran bildet der von Breitnau her zwiſchen ungeheuren Granitblöcken ſich die Bahn brechende Ravennenbach einige höchſt maleriſche Fälle.

[3]) Auf der Steige kommt man an den Ueberreſten der Verſchanzungen vorbei, welche in den erſten Monaten des Jahres 1814 von den Alliirten hier angelegt wurden, als es noch ungewiß war, ob der große Zauberer Napoleon nicht wieder ein friſches Bündniß mit dem Glück oder Teufel ſchließen und einſt ſeine Heerſchaaren hier durch wieder in das Herz Teutſchlands führen werde. Auf der Höhe der Höllenſteig angelangt, genießt man wieder freie Ausſicht auf die umliegenden Berge, unter denen des Feldbergs ehrwürdiges Haupt, ſelten oder kaum einen Monat im Jahr ohne weiße Schneelocke, ſich rechts neben uns erhebt. Südlich von der Straße im „Moos" ragt die rothe Kuppel des Thurms von Hinterzarten empor, deſſen Kirchſpiel weit zerſtreut, ober- und unterhalb der Steig und um den Fuß des Feldbergs herum liegt. Hinterzarten ſoll ehedem „in der Zärte," nämlich in der zarten Jungfrau Haus geheißen haben, von einem Marienbilde, das zuerſt daſelbſt aufgeſtellt wurde. Hier oben haben wir nun ſchon den eigentlichen tieferen Schwarzwald betreten.

Herr von Falkenſtein.

(Fliegendes Blatt, auch abgedruckt in Herder's Volksliedern. I. Th. S. 232.)

Es reit' der Herr von Falkenſtein,
Wohl über ein' breite Haide.
Was ſieht er an dem Wege ſtehn?
Ein Mädel mit weißem Kleide.

„Wohin, wohinaus du ſchöne Magd?
Was machſt du hier alleine?
Willſt du die Nacht mein Schlafbuhle ſeyn,
So reite du mit mir heime!"

„„Mit Euch heimreiten, das thu' ich nicht,
Kann Euch doch nicht erkennen.““ —
„Ich bin der Herr von Falkenſtein,
Und thu' mich ſelber nennen.“

„„Seyd Ihr der Herr von Falkenſtein,
Derſelbe edle Herre,
So will ich euch bitten um'n Gefang'nen mein,
Den will ich haben zur Ehe.““

„Den Gefangnen mein, den geb ich dir nicht,
Im Thurm muß er vertrauren.
Zu Falkenſtein ſteht ein tiefer Thurm
Wohl zwiſchen zwo hohen Mauren.“ —

„„Steht zu Falkenſtein ein tiefer Thurn,
Wohl zwiſchen zwei hohen Mauren,
So will ich an den Mauren ſtehn,
Und will ihm helfen trauren.““ —

Sie ging den Thurm wohl um und wieder um:
„„Feinslieb, biſt du darinnen?
Und wenn ich dich nicht ſehen kann,
So komm ich von meinen Sinnen.““

Sie ging den Thurm wohl um und wieder um,
Den Thurm wollt ſie aufſchließen:
„„Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär;
Keine Stund thät mich verdrießen!

„„Ei dürft ich ſcharfe Meſſer tragen,
Wie unſers Herrn ſein Knechte,
Ich thät mit'm Herrn von Falkenſtein,
Um meinen Herzliebſten fechten!““

„Mit einer Jungfrau fecht ich nicht,
Dann wär mir immer ein Schande!
Ich will dir deinen Gefangnen geben;
Zieh mit ihm aus dem Lande!“ —

„Wohl aus dem Lande, da zieh ich nicht,
Hab niemand was geſtohlen:
Und wenn ich was hab liegen lahn',
So darf ich's wieder holen.“

(Siehe „Des Knaben Wunderhorn ꝛc.“ Bd. I.)

Sagen von der Burg Falkenſtein.

Wenn der Wanderer von Freiburg aus die Landſtraße nach Schwaben einſchlägt, führt ſie ihn zuerſt die ganze Länge des freundlichen Kirchzartner Thales hinauf und dann, ſich einer von Ferne kaum bemerkbaren Oeffnung des Gebirges zuwendend, oſtwärts weiter in das ſogenannte Himmelreich. Hier freut er ſich, noch von der etwas erhöhteren Straße herabblickend, der friſchen Wieſengründe, die von den klarſten Bächen durchſchnitten und mit zahlreichen Heerden bedeckt ſind, des jugendlich dahinbrauſenden Waldbaches und der unter maleriſchen Baumgruppen halb verſteckten, zerſtreut liegenden Höfe. Aber bald ändert ſich die Anſicht, das Thal wird enger und wilder, tobender ſchäumt der Waldbach um die Granitblöcke, welche ſich ſeinem Lauf entgegenſtämmen. Von beiden Seiten drängen ſich gewaltige Felſenmaſſen, oder ſteile, mit haltloſem Geröll bedeckte Abhänge hervor, die mit Nadelholz bekränzt ſind. Nur links des Weges ziehen ſich noch einzelne, zum Theil ſehr ärmliche Hütten hin, über welchen auf einer Anhöhe weithin ſichtbare Trümmer eines viereckigen Thurmes hervorragen. Der Umwohner hält ſie mit Unrecht für die noch übrigen Reſte der Burg Falkenſtein; es ſtand hier nur ein Vorwerk mit geringem Umfange, vielleicht ein Wartthurm, um weiter hinab die Windung des Thales überſehen zu können. Des Gemäuers Dicke beträgt zwiſchen ſechs und ſieben Fuß, der innere Raum hat zwanzig Fuß in der Länge und vier und zwanzig in der Breite. Der Eingang iſt an der weſtlichen Wand auf der Seite angebracht und im Geſteine noch unverſehrt. Die wenigen Kreuzſtöcke ſind ausgebrochen, die Wände ſelbſt ragen noch über das zweite Stockwerk hinauf. Der Graben zieht in unbeträchtlicher Tiefe auf drei Seiten um den Thurm; auf der vorderſten Seite

gegen die Straße iſt der Fels ſehr abſchüſſig und nur mit Moos und aus den Ritzen hervordringendem niedern Geſträuche bekleidet.

Setzt man von hier den Weg weiter fort, ſo verdüſtert ſich die Anſicht des Thales immer mehr; die Hütten hören auf, die letzte Spur von Anbau verſchwindet, und die Straße ſcheint in den zuſammengeſchobenen Bergabhängen aufhören zu müſſen. Aber jetzt erwartet den Wanderer erſt das großartigſte Schauſpiel. Er ſteht am ſogenannten Höllenthore, aus welchem der Waldbach (die Rota oder der Höllenbach genannt) wilder und ſchäumender als irgendwo daherbrauſt. Kalter Schauer befällt den Ueberraſchten, wenn er zum erſtenmale in dieſe tiefe Schlucht (die eigentliche Hölle) eintritt; ſchneidender Wind weht ihm entgegen, das Licht des Tages verläßt ihn, und wenn rings ſchon Alles grünt und blüht, findet er dieſe Abgründe noch mit tiefem Schnee gefüllt. Mühſam windet ſich links die Straße an haushohen, ſenkrechten, oft überhängenden Felswänden hin: ſie wurde erſt im vorigen Jahrhunderte für Fuhrwerke breiter gebrochen, früher zogen nur Fußgänger oder einzelne Saumroſſe hier durch. Aber auch jetzt noch löſen ſich bisweilen unerwartet Steinblöcke ab und verſperren oder erſchweren auf einige Zeit den Durchgang. Rechts treten die nicht minder gewaltigen Felſen etwas mehr zurück, und fallen dadurch zwar weniger ſchreckend, aber um ſo großartiger in die Augen. Sie laufen meiſt in thurmartige, mit einzelnen Tannen gekrönte Spitzen aus, wovon die zwei merkwürdigſten den Namen des Hirſchſprunges führen. Fichten und düſterer Wachholder umgrünen das ſchwarze Geſtein, in deſſen Vertiefungen da und dort geſammeltes Waſſer in langen Milchfäden zum Bache hinabſtäubt, der hier, gewaltſam eingeengt, unter wildem Getöſe ein immer tieferes Bett wühlt, und ſeine Oberfläche mit dicken Schaumwirbeln bedeckt. Einſamkeit herrſcht ringsum, nur bisweilen flattert ein Raubvogel, der in dieſen Klüften niſtet, lautkrächzend vorüber.

Mit Staunen und nicht ohne Beengung zieht der Wanderer an dieſem erhabenen Naturgemälde dahin, und wenn er es zurückgelegt hat, wendet er ſeinen Blick nochmals, um es auch von jenſeits zu genießen. Jetzt erſt kann er den Bau der linken

Felſenwand, in welche die Straße gebrochen iſt, vollkommen überſchauen. Sie ſteigt anfänglich breiter, dann ſchmaler längs des ganzen Bergrückens terraſſenförmig hinauf, bis ſie endlich zu oberſt die ſchwindelndſte Höhe erreicht. Ueberall ſteil und unbekleidet, hat ſie den Abgrund neben ſich; und ſelbſt gegen oben, wo eine andere Felſenwand ſich an ſie anſchließen will, ſteht ſie frei und unberührt, hier nicht von der Natur, ſondern von Menſchenhänden durchbrochen. Jetzt bemerkt der Wanderer auch da und dort über ſie aufragendes, aber mit ihr gleichförmiges und ganz in ſie verwachſenes Gemäuer, dem er es anſieht, wie ſich der glühendſte Haß vergeblich bemüht haben mag, es zu überwältigen. Hier ſtand nun die Burg Falkenſtein über den Abgründen der Höllenſchlucht, ſelbſt die Wächterin und Beherrſcherin derſelben. Faſt auf jedem Punkte durch die Natur unzugänglich gemacht, wurde ſie noch überdies auf der Nordoſtſeite, wo ſie ihren Eingang gehabt zu haben ſcheint, durch eine weithin laufende, zwölf Fuß dicke Mauer, die ſchon für ſich ein Rieſenwerk ausmacht, vertheidigt. Sie hatte auf ihren verſchiedenen Abſtufungen mehrere zum Theil beträchtliche Gebäude, von denen aber jetzt kaum mehr die Grundmauern zu erkennen ſind. Die Ausſicht war ſehr beſchränkt; vor- und rückwerts durch das Gebirg gehindert, thalaufwerts umfaßte ſie eine Strecke der Höllenſchlucht, thalabwerts fielen der Wartthurm, von welchem ſchon die Rede war, und die zunächſt liegenden Hütten in die Augen der Bewohner. Jetzt ſtehen die Trümmer ſehr öde und ſchauererregend, der gemeine Mann kennt ſie nur unter dem Namen des alten Raubſchloſſes.

Wie faſt um jedes merkwürdigere Denkmal der Vorzeit hat die Sage auch um dieſes ihr zauberhaftes Gewebe verbreitet. Hier hat ſie den Erbauer der Burg ſelbſt, den ſie Kuno von Falkenſtein nennt und mit allen ritterlichen Tugenden ausſchmückt, zu ihrem Helden und Liebling gewählt.

Nur Eines, erzählt ſie mit zuverſichtlicher Gutmüthigkeit, fehlte zu ſeiner Beglückung: eine Nachkommenſchaft, auf die er Namen und Thaten und Güter hätte übertragen können. Darob ging er tagelang in düſtere Gedanken verſunken umher, und begegnete nicht ſelten dem verkappten böſen Feinde, der des Ritters trübe Gemüthsſtimmung zu benützen und ihn um das Heil

ſeiner Seele zu bringen verſuchte. Aber Kuno blieb ſtandhaft und beſchloß endlich, um dieſer Lockung und ſeines Grames los zu werden, die gefahrvolle Reiſe in das gelobte Land und zum heiligen Grabe. Doch bevor er hinzog, brach er noch ſeinen Trauring und hinterließ ſeiner Gattin die eine Hälfte mit dem Bedeuten, daß ſie, wenn er im Verlaufe von ſieben Jahren nicht wiederkehre, und den Ring aufs Neue vereinige, ihn für todt, und daher ihr Eheband als für immer aufgelöſt erachten ſolle. Durch viele Schlachten wurde bald im gelobten Lande das Schwert des Falkenſteiners berühmt, der nun am heiligen Grabe ſeinem Gebete und ſeinen Thränen freien Lauf ließ, aber zuletzt auch in die Gewalt des Sultans gerieth und jahrelang in tiefem Kerker ſchmachtete. Endlich, durch göttliche Fügung befreit, will er nach Hauſe eilen, verirrt ſich aber in ungeheuern Wäldern, aus denen er keinen Ausweg mehr finden kann. Da ſinkt er erſchöpft nieder und aufs Neue tritt der böſe Feind zu ihm, und verſichert ihn hohnlachend, daß ſo eben das ſiebente Jahr zu Ende laufe und ſeine Gattin, des mit ihm geſchloſſenen Ehebandes ledig, morgen ihre Hand einem benachbarten Ritter reichen werde. Jetzt geräth der niedergedrückte Kuno außer Faſſung, und gibt dem Vorſchlag des Verführers, ihn bis Morgen in die Heimath zu bringen, unter der Bedingung Gehör, daß ſeine Seele ungefährdet bleibe, wenn es ihm gelänge, auf der ganzen unermeßlichen Reiſe ſich des Schlafes zu enthalten. Sogleich verwandelt ſich der Satan in einen Löwen, deſſen Rücken der Ritter beſteigt und auf dem er nun durch die Lüfte dahin fährt. Tief unter ihnen laſſen ſie Länder und Meere zurück, aber bald vermag es die durch die ungeheuerſten Anſtrengungen erſchöpfte Kraft des Ritters nicht länger dem, andringenden Schlafe Widerſtand zu leiſten. Schon wollen die Augenlider ſich ſchließen, und der wackerſte Mann ſoll des böſen Feindes Beute werden; ſieh! da fliegt unverſehens ein Falke herbei, ſetzt ſich auf das Haupt des Ritters und hält den Schlaftrunkenen mit ſeinem Schnabel und dem Schwunge ſeiner Flügel wach. So gelangt er unverſehrt und neu gekräftigt in dem Augenblicke in der Nähe ſeines Schloſſes an, als eben der Brautzug aus der Kirche dahin zurückkehrt und ſich Kuno ungekannt in denſelben miſchen kann. Er nimmt Theil an dem

feſtlichen Mahle und läßt, der Braut ſeinen Becher zubringend, die zurückbehaltene Hälfte des Ringes in denſelbeu fallen. Sie bemerkt es mit freudigem Erſtaunen, wirft auch ihre Hälfte in die goldene Schaale und der Ring vereinigt ſich wieder zum ungetrennten Ganzen. Jetzt wird Kuno erkannt, und tritt wieder als Herr und Gemahl in die ihm gebührenden Rechte ein. Auch iſt von nun an ſeine Ehe geſegnet; durch Jahrhunderte erblüht ihm eine zahlreiche Nachkommenſchaft, die mit dankbarer Anerkennung ihres Ahnherrn Retter, den Falken mit geſchwungenen Flügeln, in ihrem Wappen führt.*)

So Lieblichſchauerliches weiß die Sage vom Gründer der Burg Falkenſtein dem gutwillig zuhörenden Wanderer da und dort in einer der einſamen Hütten mitzutheilen: fragt er aber nach den ſpätern Bewohnern des Schloſſes und nach den Urſachen ſeiner Zerſtörung, ſo zieht ſie ſich verſtummend zurück und weiſet den Fragenden in dieſem ſpäteren Gebiete an ihre jüngere Schweſter, die Geſchichte, die ſo gerne ſinnend und forſchend an ihrer Seite geht, und nun auch, wenn gleich in einfacherem und ernſterem Tone, dafür aber um ſo beſtimmter und ſicherer, das Wort übernimmt.

In den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts hatten an der Burg Falkenſtein mehrere Familienglieder Antheil, von denen ſich nur Thoman von Falkenſtein, eines Edelknechtes Sohn, zu Freiburg, wo er Bürger war, niedergelaſſen zu haben ſcheint. Die Uebrigen, Ritter Hans und Künlin, Herrn Künlins ſeligen**) Sohn, nebſt ſeinen drei Söhnen, dem Ritter Dietrich und den Edelknechten Werner und Klein-Künlin, hatten auf der Burg ſelbſt ihre Häuſer und Knechte.

Hier war ſchon ſeit Jahren die ſchöne Zeit ritterlicher Tugenden vorüber, und man benützte ungeſcheut die allgemeine Geſetzloſigkeit des unter Wenzeslaus der größten Verwirrung preisgegebenen Reiches, um Vorüberziehende jeder Art anzufal-

*) Freier erzählt und mit einigen Zuſätzen bereichert, findet ſich dieſe Sage bereits in Jakobis „Iris," Jahrgang 1805 Seite 210 u. ff. Hermann v. Rotteck, wie auch der Herausgeber, haben ſie metriſch behandelt.

**) Zuverläßig iſt dieſer Herr Künlin ſelig derſelbe, deſſen abgehobener Grabſtein noch in der rechten Seitenwand der Kirche zu Kirchzarten eingemauert zu ſehen iſt. Der Ritter iſt auf demſelben in voller Rüſtung mit gefalteten Händen abgebildet, ſeine Füße ruhen auf einem Löwen. Die Rundſchrift lautet: „Anno Domini MCCCXLIII. IV. Idus Maji obiit Dominus Cuno de Valkenstein Miles.

len und ſich ihres Guts zu bemächtigen. Ohne Zweifel trug anfänglich die ganz abgeſchiedene Lage der Burg, die fortwährende Einſamkeit und die Zuverſicht, mit der man auf der unzugänglichen Felſenwand jedem Angriffe trotzen konnte, nicht wenig dazu bei, die übermüthigen Herren, welche überdieß noch ſchwere Schuldenlaſt drückte, in ſo ſchändliches Leben zu verlocken. Wie leicht mochte in ihnen, wenn ſie von ihrem Adlerſitze auf den tief in der Schlucht dahinziehenden Wanderer herabſahen, der Gedanke aufſteigen: der Fremdling, der hier in den Abgrund eingegangen, habe ſich ſelbſt muthwillig in ihr Gefängniß, in ihre Hände geliefert und ſie zu Herren über ſein Leben und Gut gemacht; ſie dürfen nur wollen, ſo ſey ihnen Beides verfallen, denn wer vermöge wohl, ſie hier oben deßhalb zur Rede zu ſtellen?

Jede noch aus den Verhören aufbewahrte Aeußerung der Burgbeſitzer zeugt von dieſem gränzenloſen Uebermuthe und zugleich von einem ſittlichen Verderben, welches nur der eigenen Frechheit Gehör gibt und jedem menſchlichen und göttlichen Geſetze Hohn ſpricht. Als Werner einſt vier ehrbare Männer aus den Landen des Herzogs von Geldern oder Jülich niederwarf, ihnen ihr Geld (bei 46 fl. oder mehr *) abnahm und ſie ſelbſt gefangen auf die Veſte legte, mußten ſie ihm bei ihrer Loslaſſung nicht nur ſchwören, Niemanden zu warnen, ſondern auch ſich ſelbſt auf eine beſtimmte Zeit wieder auf Falkenſtein einzuſtellen. Zwar, bemerkt die Verhörurkunde, war es Wernern lieber, ſie ſtellten ſich nicht wieder ein; doch erwiederte er, als einige Knechte ſelbſt ſein Verfahren mißbilligten und ihm ins Geſicht ſagten, er habe kein Recht zu dieſen Leuten und zu ihrem Gute, wörtlich: „er wolle ihr Gut haben, würde er aber dazu gebracht, daß er es wiedergeben müßte, ſo hätte er es doch eine Weile unter Händen gehabt; und beriethe ihn Gott inzwiſchen andern Gutes, dazu er Recht habe, damit wolle er dieß Gut wiedererſtatten.“

Noch weit unverholener ſprach er ſich bei einer anderen Gelegenheit aus und bewies zugleich, daß er ſich nicht etwa ſelbſt über ſein Gewerbe täuſche, ſondern daſſelbe vollkommen

*) Man vergeſſe nicht, daß in dieſen Zeiten das Geld einen weit höheren Werth hatte.

zu würdigen und mit dem gehörigen Namen zu belegen wiſſe. Ein wandernder Walker, der zu Freiburg gedient hatte, wurde angehalten. Man nahm ihm ſein Geld (5 Schillinge Straßburger) und fand unter Anderm noch zehn oder zwölf Steine bei ihm, welche Werner für Saphire, und darum den Gefangenen für einen Kaufmann hielt. Vergebens machte ihm ein Knecht neuerdings Vorſtellungen. Werner bricht darüber voll Zorn in die Worte aus: „Schweig, daß dich ...., was geht es dich an? verzagter Minner und barmherziger Räuber thun nie gut.“

Selbſt das ſchöne Geſchlecht, das doch allerwerts durch ſeine Milde ſich auszeichnet und gewöhnlich mit Erbarmung die Wunden wieder heilt, welche ein ſchonungsloſer Mann ſchlägt, ſcheint hier über den Schluchten des Höllenthales ſeiner Natur untreu geworden zu ſeyn und ſich in der ſtarren wilden Umgebung ganz verloren zu haben. Spähend ſah zu jeder Zeit Werners Frau aus den Fenſtern umher, und gewahrte ſie dann unglückliche Wanderer, rief ſie ſelbſt den Ihrigen mit Luſt zu: „Sie kommen, ſie kommen, laufet abhin!“ Wie hoch ſteht neben ihr der gemeine Knecht, der ihr einſt zu entgegnen wagte: „ich will nicht abhin laufen; ſoll ich Einem das Seinige nehmen, wozu ich kein Recht habe? Wie wohl gefiel’ es Euch, wenn ich Euch Euern Pelz nähme?“ Und doch vermochte ſie es noch, ihm zu erwiedern: „er wolle, ſchein’ es, ein Junker ſeyn!“

Nebſt der Burgfrau beſorgten noch beſondere Knechte das Geſchäft des Ausſpähers. Sie ſind namentlich in den Verhören aufgeführt: Dietrich Gipper, Hanmann Dietrich, Heintz Keller, der Niggel, der Wenk und Wernli Stock von Breitnau. Bisweilen ſtand auch einer der Burgherren ſelbſt unter der Veſte und angelte; kamen dann Reiſende, ſo blies er in ein Hörnlein und alsbald ſtürzten die Knechte herbei. Klein-Künlin lief oft drei- und viermal von der Veſte herab und war bei ſämmtlichen Angriffen.

Auf Stand und Gewerbe wurde keine Rückſicht genommen; wer heran kam und überwältiget werden konnte, zog nur ſeines Gutes ledig weiter. Zu Rom führten acht Pilger, (wovon drei Geiſtliche) zwei aus Holland, zwei aus Flandern und vier aus England bittere Klage, wie ihnen 700 Gulden baar bei Falken-

ſtein abgenommen und ſie noch überdieß gezwungen worden, ihren Weg fortzuſetzen und Niemanden bis nach Rom zu klagen. Sieben Andere wurden auf der Burg in einen Keller geworfen und durchgeſucht, da man aber nichts bei ihnen fand, ließ Werner ſie wieder ledig, „aber" ſagen die Verhöre, „der Gipper und der Wenk nahmen ihnen ihre Kleider wider Werners Willen." Ein fremder Mönch verlor unter Falkenſtein ſeine ganze Baarſchaft, einen Gulden; und noch vor dem Herbſte 1389 wurden ſogar drei Schüler, deren einer des Vogtes Sohn von Burgheim war, auf die Veſte geführt und durchgeſucht und jedem ſo viel Schürlitz-Tuch abgenommen, als zu einem Wamms gehört.

Einen reicheren Fang machten die Räuber an einem Lombarden, der von Köln nach Como reiſte und dem ſie gegen ſeinen Geleitsbrief die geſponnenen Gold- und Silberfäden, die er bei ſich trug, im Wertho zu 60 Gulden, abnahmen. Werner ſelbſt bekannte, das Gut zu haben, und der Kaufmann richtete von Como aus an Freiburg eine Klagſchrift in lateiniſcher Sprache. Herr Georg von Pala aus Flandern verlor 140 Gulden, wie des Grafen von Kirchberg Brief ausweiſt. Dem Peter, des von Mailand Boten, nahmen ſie 70 Gulden Werth und 11 Franken, wie aus des Wehingers und Derer von Konſtanz Briefen erſichtlich iſt. Ein Brief aus Waldshut verſichert, mit den Verhören übereinſtimmend, daß einem zu dieſer Stadt gehörigen Knechte 16 Pfund Heller und 6 Pfund neuer Pfennige abgenommen worden. Ulgker, ein Söldner von Freiburg, klagte, ſeine Baarſchaft von 3 Gulden und 30 Schilling Pfennigen, Brüchlein, ein Kürſchner, Hinterſaß daſelbſt, 18 Pfennige verloren zu haben. Munderchingern, die des Weges zogen, wurden ihre Pferde und ihre Baarſchaft abgenommen und ſie noch überdieß um anderthalbhundert Gulden geſchätzt, wovon ſie fünfzig bezahlten. Einen andern Munderchinger erledigten die Freiburger. Ein Knecht von Ehingen mußte den Wein, den er führte, auf Falkenſtein laſſen; einem andern Knechte füllte man noch zum Spotte das geleerte Faß mit Waſſer und den geleerten Sack mit Miſt. Einem aus Mainz nahm man in Ermanglung von Anderem Briefe und Meſſer ab und ließ die Briefe durch Herrn Bernhart, einen Prieſter, leſen. Selbſt

zum verächtlichſten Taſchendiebſtahle ſcheinen ſich die Burgherren, wo es geſchehen mochte, erniedriget zu haben. Von Wernern erzählte man, er habe des Beſtenwirths Schweſter eine ſilberne Schaale und einer Kloſterfrau von Rothenmünſter zwei Leilachen und ein Berwer-Mäntelein geſtohlen.

Auch des nächtlichen Einbruches ſcheuten ſie ſich nicht. So befahl einſt Klein-Künlin fünf Knechten, den zwei Brüdern Hennin und Klewin Haſe, dem Pforrer und noch zwei Andern, nächtlicher Weile mit ihm zu Zarten in Horants Hof einzuſteigen, wo ſie einem fremden Händler aus Schwaben heimlich ſechs Schafe nahmen, und Jeder, Klein-Künlin ſelbſt auch, eines auf ihren Schultern in die Burg trugen. Dort wurden die Schafe geſchunden und die Felle zu kleinen Stücken zerhackt und auf einen benachbarten Berg getragen, damit die That nicht auskommen möchte. Auf gleiche Weiſe wurde auch nächtlicher Weile von zwei Knechten ein Ochs zu Horben geſtohlen und auf die Burg getrieben.

Bei weitem nicht alle von den Falkenſteinern näher oder ferner verübte Diebſtähle, Räubereien und Einbrüche ſind erhoben und aufgezeichnet worden. Die niedergeſchriebenen Verhöre umfaſſen nur einen kurzen Zeitraum vor der Zerſtörung der Burg und deuten überdieß Manches nur an. Dabei beweiſen verſchiedene Stellen, wie unangenehm den Raubgenoſſen bei ihren Unternehmungen die Nähe der Stadt Freiburg war. Der Eine wünſchte ſie in Flammen aufgehen zu ſehen, der Andere, die Freiburger auf's Rad ſetzen zu können, ein Dritter brach in offene Drohungen gegen ſie aus.

Es iſt leicht zu erachten, daß es bei einem ſo ſchändlichen, geſetzloſen Leben zu noch weit empörenderen Greuelthaten kommen mußte. Man entſetzt ſich, wenn man Klein-Künlins Verfahren gegen einen ſeiner Knechte, Weltin von Witenthal lieſt. Er hatte ſchon ſeit einiger Zeit mit deſſen Frau ſträflichen Umgang gepflogen und dafür den Unterhändler, Klewin Haſe, mit einem neuen Wamms beſchenkt. Der unglückliche Knecht merkte bald das Verhältniß, in dem ſeine Frau ſtand und machte ihr deßhalb Vorwürfe. Darüber entzündete ſich in Klein-Künlin der heftigſte Haß, und er ſchwur dem Knechte den Tod. Er ließ deßhalb eines Abends die beiden Haſe zu ſich kommen, gab dem

Klewin ſeinen eigenen Panzer, machte ſie mit ſeinem Vorhaben bekannt und befahl ihnen, wenn er anfinge, ihm zu helfen, wogegen er auch, wenn ſie anfingen, ihnen helfen wolle. Dann nahm er noch den Pforrer und Andere mit ſich und ging mit ihnen und noch einem beſonders hiezu beſtellten Pfeiffer in des Knechtes Haus. Hier ließ er Allen Eſſen und Trinken auftragen und befahl endlich auch dem Pfeiffer, zu ſpielen. Unglücklicher Weiſe nahm ein gerade anweſender Freund des Weltin das Wort: man möge nicht pfeiffen, es ſey ſchon ſpät, ſie wollten ſchlafen. Da rief Einer der Haſe: man müſſe es doch thun, und in gleichem Augenblicke zuckte Klein-Künlin ſein Schwert und gab unverſehens dem Weltin den erſten Streich; worauf auch die Haſe ihre Schwerter zogen und, wie der ſtädtiſche Bericht ſagt, den armen Knecht erſchlugen in ſeinem eigenen Hauſe, zudem, daß ſie ihn an ſeinem ehlichen Weibe entehrt und das Seinige gegeſſen und getrunken hatten und über ſeinen Willen in ſein Haus gegangen waren. Pforrer und die Uebrigen wagten es wegen ihres Herrn nicht, etwas gegen dieſe Mordthat zu thun; alle bekannten einſtimmig: „Klein-Künlin hätte den Todſchlag mit einem Worte gewendet, wenn er nur gewollt hätte.“ Die beiden blutdürſtigen Haſe, welche ſo bereitwillig den armen Weltin hatten morden helfen, entgingen, wie ſich bald ergeben wird, der gerechten Strafe nicht.

Natürlich fand bei ſolchen Vorfällen ein ſteter Wechſel der Knechte auf Falkenſtein ſtatt. Den, der nur noch einiges Gefühl für Recht und Sittlichkeit hatte, trieb der Abſcheu fort und ſein Herr ſah ſich beim Abſchiede genöthigt, ihn zu bitten: „daß er ihm, wenn er ihm auch nicht gut ſeyn wolle, doch nicht zu Schaden ſey.“ Der Böſewicht aber ſuchte ſeinen ſchmählich zuſammengerafften Erwerb in Sicherheit zu bringen, und benützte bisweilen die erſte Gelegenheit, ſich mit einer Summe zu entfernen, die den Beſitzern der Burg ſelbſt „unbillig“ däuchte. Wenige, des wüſten Lebens gewohnte, eben ſo feige und unzuverläßige, als raubſüchtige und grauſame Menſchen blieben zurück, mochten aber wohl wenig zur gehörigen Vertheidigung der Burg beitragen, bis endlich durch eine der ſchreiendſten Gewaltthaten, die im Spätherbſte des Jahres 1389 auf der Burg vorfiel,

die Gerechtigkeit geweckt wurde und die ſchon längſt verſchuldete Strafe vollzog.

Der Untergang der Falkenburg iſt an höchſt unſcheinbare Veranlaſſungen geknüpft. Ein Mädchen aus dem Kirchzartner Thale, die Tochter Künin Henſelers, der Herrn Dietrich von Falkenſtein leibeigen war, liebte Hans Schneider, einen Hinterſaßen von Freiburg und ehelichte ihn gegen ihres Vaters und ihrer Freunde Willen. Ihr Mann war ſehr arm und da auch ſie nichts zur Mitgift erhielt, gerieth ſie nach und nach in eine ſo bedrängte Lage, daß ſie es doch nach einigen Jahren, als ſie ſchon ein Kind hatte und das andere trug, wagte, mit ihrem Manne zu ihrem Vater und ihren Geſchwiſtern zu gehen und ſie um eine Unterſtützung zu bitten. Die Bitte war vergebens und hatte die Folge, daß der alte Groll wieder aufgefriſcht wurde. Nur ein Bruder war auf eine unkluge Weiſe mitleidiger; er ſagte der armen Frau, ſie möge einen Rock nehmen, der in ihres Vaters Hauſe lag und ihrer Schweſter angehörte, um doch etwas für ihre Nothdurft zu haben. Aber eben dieſer Rock wurde nachmals die Urſache ihres Unglücks. Der Vater und die übrigen Geſchwiſter nämlich erklärten ihn für geſtohlen, und ließen ihren Mann als muthmaßlichen Dieb zu Ebnet vor Gericht laden, wo er jedoch durch richterliches Urtheil ſogleich losgeſprochen wurde.

Von nun an kochte die unverſöhnlichſte Rache in den Herzen dieſer elenden Menſchen, die unabläßig darauf ausgingen, den Gegenſtand ihres Haſſes aus dem Wege zu räumen. Künin Henſeler, der Vater ſelbſt, beredete ſich mit ſeinem Herren, der ihm erlaubte, und ihn ſogar aufforderte, den Hans Schneider zu fangen und ihn auf die Veſte Falkenſtein zu führen, wobei er ihm ein Wortzeichen an Henni Fräſſelin, den Thorwächter zu Falkenſtein, gab, damit ihn dieſer mit dem Gefangenen einließe. Das Wortzeichen beſtand darin, daß Herrn Dieterichs Kellner zu Baldenweg dem Fräſſelin vor Kurzem Brod und Fleiſch in einem Sack gegeben habe.

Nun wurde dem Hans Schneider von allen Seiten aufgelauert, und es gelang auch dem Schlupf von Kappel, ſeinem Schweſterſohne Hanmann Schlupf von Lütenweiler und Küni Weinmann von Kappel, ihn mit ſeiner Frau bei Frei-

burg ob der Kapelle am obern Werde aufzufangen. Die Frau, als ſie ſah, daß man ihren Mann ſchlug und ſtach, fing ein lautes Geſchrei an, da erhielt auch ſie einen Schlag mit einem Spieß über den Rücken, daß ſie bewußtlos niederſank. Indeſſen wurde ihr Mann das Kirchzartner Thal hinauf, zu den Birken in ihres Vaters Haus, fortgeſchleppt, wohin auch ſie, ſobald ſie der Sinne wieder mächtig wurde, nachfolgte. Hier blieb er einen Freitag und Samſtag gefangen; Sonntag Morgens führte man ihn weiter auf die Burg Falkenſtein, wo ſie gleichfalls mit ihm einzudringen wußte. Nun legte man ſie aber in eine Stube in Eiſen, in der ſie des folgendes Tages, von den Schlägen und dem Schrecken entkräftet, ein todtes Kind gebar. „Und war," erzählte ſie nachher im Verhöre ſelbſt, „Niemand bei ihr von Frauen noch Mannen, der ihr in dieſen Sachen zu Statten käme. Und daſſelbe ihr todtes Kind wand ſie in ihren Daphart und Morndes (künftigen Tages) auf Dienſtag zu Mittag ward ſie aus dem Gefängniß gelaſſen und trug ihr todtes Kind bis nach Kirchzarten in das Dorf und begrub es da."

Indeſſen hatte man ſich über ihren Mann aufs Neue berathſchlagt und Ritter Dietrich ihrem Vater erlaubt, mit demſelben zu leben, wie er wolle. „Denn," ſagte er zu ihm: „es iſt beſſer, du verdirbſt den Gefangenen, als daß er dich verdirbt." So war der Unglückliche ganz in die Hände ſeines rachedurſtigſten Feindes gegeben, der nur noch ſchwankte, ob man ihn aufs freie Feld vor die Veſte führen und dort erſtechen, oder in ein Bergloch werfen, oder von der Veſte ſelbſt herabſtürzen ſolle, ſich aber bald für das Letztere entſchied. Somit nahm Künin Henſeler noch einen ſeiner Söhne, ferner Hanmann Schlupf, Künin Weinmann und noch zwei Andere zu ſich und kündete dem unglücklichen Gefangenen das Todesurtheil an, wobei man ihn fragte, ob er in den Kleidern hinausfallen oder ſie zum Heil ſeiner Seele in eine Kirche vergraben wolle. Hans Schneiders Antwort war: er wolle ſie ſeinem Kinde geben, und ſomit zog er ſich in Künlins Hauſe, wo er gefangen gelegen hatte, bis auf ſein Niedergewand und ſein Hemd aus, und wurde auf den höchſten Punkt der Veſte in Herrn Dietrichs Haus an ein Fenſter geführt, unter dem ſich der Abgrund auf anderthalbhundert Klafter vertiefte, wo man ihm das Haupt zu dem Fenſterlein

hinausdrückte und ihn Hanmann Schlupf vollends hinabſtieß. Alle hatten Hand an ihn gelegt, nur Künin Henſeler nicht, der Haupturheber ſeines Todes.

Am achten Tage, ſeit ſie die Burg verlaſſen hatte, bekam endlich die Frau Nachricht von dem, was mit ihrem Manne zu Falkenſtein vorgegangen war. „Da ging ſie,“ fahren die Verhöracten fort, „mit ihrem kranken Leibe von Freiburg wieder gen Falkenſtein unter die Burg an die Halde und ſuchte da ihren Mann, und fand ihn auch zerſchmettert und modernd, und zog ihn herab an den Weg, und ſchuf, daß er ward begraben im Falkenſteinerthal zu St. Oswalds Kirchen.“

Wohl mag noch jetzt kaum ein Herz ohne Rührung, kaum ein Aug' ohne Thräne des Mitleids bleiben, wenn dieſe Ereigniſſe längſt verſchwundener Tage an ihm vorüberziehen; dieſe Gräuel, dieſe Unmenſchlichkeit auf der einen, dieſe zärtliche, ehliche, väterliche und mütterliche Liebe auf der andern Seite; dieſe heilige Sorgfalt, die des Kindes in der ſchweren Todesſtunde nicht vergißt und ſein Wohl ſogar dem eingebildeten Heil der eigenen Seele voranſtellt; dieſe unverbrüchliche Treue, die der Erſchöpfung und Kraftloſigkeit des eigenen Körpers nicht achtet, den zerſchmetterten, modernden Gatten in ihren Schooß nimmt und ihm den einzigen Dienſt erweiſt, den ſie ihm noch erweiſen kann: ihm ein Grab an geweihter Stätte zu bereiten.

Ergreifen ſolche Ereigniſſe noch jetzt nach mehr als vierhundert Jahren mit fortreißender Gewalt jede fühlende Seele, um wie viel mächtiger, ja wie unwiderſtehlich muß nicht damals ihr Eindruck geweſen ſeyn, als ſie ſo eben vor ſich gingen und die neue Kunde lebendig von Mund zu Mund erſcholl; als noch bei den friſchen Gräbern des Vaters und Kindes ſich die Haufen des tief empörten Volkes verſammelten, und Frau und Mutter, in ihren Schmerz zerfloſſen, unter ſie und vor den Rath und die Gemeinde zu Freiburg trat, um ſie zur gerechteſten Rache aufzurufen.

Freiburg zögerte nicht. Sogleich wurden von allen Seiten her Erkundigungen über die Burg Falkenſtein eingezogen, die Beraubten mündlich und ſchriftlich vernommen, und ſchon unterm 15. Jänner des folgenden Jahres (1390) ging ein eigener

Abgeordneter an das königliche Hofgericht zu Rotweil ab, dort Wernern von Falkenſtein und die Seinigen und die Veſte Falkenſtein in die Acht zu verklagen. —

Es iſt höchſt wohlthuend, bei dieſer Gelegenheit die Namen ſo vieler wahrhaft Edeln aufgeführt zu finden, die voll Abſcheu gegen die Gräuelthaten einiger ihres Standes, und weit entfernt, denſelben Vorſchub zu thun, mit dem rächenden Freiburg ſich verbandeu, um die verdiente Strafe rückſichtslos und furchtbar über die Schuldigen ergehen zu laſſen.

Der Angriff ſcheint noch in dieſem Monate (Jänner) oder doch in den erſten Tagen des folgenden ausgeführt worden zu ſeyn; die Burg fiel im Sturme und wurde ſogleich verbrannt und bis auf den Grund niedergeriſſen.

Merkwürdig iſt es, daß die Sage auch hier wieder das Wort nimmt und den plötzlichen, wenn man ihre Lage betrachtet, kaum erklärlichen Fall der Burg, durch eine neue ihrer kleinen Erfindungen wahrſcheinlicher zu machen und zugleich auszuſchmücken ſucht. Sie erzählt nämlich: unter den Gewaltthaten, welche die hier wohnenden Räuber (der gemeine Mann kennt, wie geſagt, dieſe Burg nur als einen Räuberſitz) verübt hätten, ſey auch die Entführung einer wunderſchönen Frau nicht zu vergeſſen, welche beſtimmt war, hier den Lüſten dieſer ſchändlichen Menſchen preis gegeben zu werden. Da ſie die Unmöglichkeit, von der Veſte zu kommen, eingeſehen, habe ſie ſich ſcheinbar gutwillig in ihr Loos gefügt und dadurch bei den Räubern den Wahn erregt, als ſey ſie nun mit voller Seele die Ihrige. Endlich habe ſie es gewagt, um Erlaubniß zu bitten, einen Markt in Freiburg zu beſuchen, um dort Allerlei einzukaufen. Dieſe ſei ihr auch geworden, und ſo habe ſie dieſelbe benützt, um bei dem Rathe zu Freiburg die nöthigen Anzeigen zu machen. Darauf habe ſie unter Anderm einen Schurz voll Erbſen gekauft und dieſelben durch das Thal bis zum Eingange in die Burg verſtreut. Die Freiburger ſeyen ſodann dieſen Spuren nachgegangen und hätten, auf ein weiteres Zeichen, — ein ausgehängtes weißes Tuch, — das Thor geſprengt und die überraſchten Räuber in ihrem Trunke niedergemacht oder gefangen genommen. — Sollte nicht in dieſem Märchen wenigſtens einige Spur von Wahrheit und vielleicht unter der wunderſchönen

Frau die Wittwe des unglücklichen Weltin von Witenthal verborgen ſeyn? Wunderbar wäre auf dieſe Weiſe wirklich das Walten der geheimnißvollen Wiedervergeltung.

Die Zerſtörung der Burg war übrigens nicht die einzige Strafe, welche die Falkenſteiner traf. Freiburg hielt den Ritter Dietrich und ſpäter Klein-Künlin ſammt mehreren ihrer Helfer in ſchweren Banden und erſt nach langer Zeit ließ man jenen eine Sühne angedeihen. —

Ohne Zweifel mußte es den Falkenſteinern ſehr empfindlich fallen, die faſt unbezwingliche Veſte ihrer Ahnen ſchon ſo früh in Trümmern zu ſehen. Sie ſiedelten ſich wahrſcheinlich alle, nach dem Sturze derſelben, in Freiburg an und ihre Nachkommen verſuchten es nun zu Anfange des folgenden Jahrhunderts, von der Stadt Freiburg die Erlaubniß zur Wiedererbauung ihrer Burg zu erhalten. Aber die Rathsbücher aus dieſer Zeit melden: „Als vor unſern Rath gekommen ſind Kaspar, Hans Jacob und Heinrich von Falkenſtein von ihrer ſelbſt und anderer ihrer Freunde wegen, und da erklärt haben, daß ſie meinen, Falkenſtein die Veſte wieder zu bauen: da haben alte und neue Räthe die Briefe und böſen Geſchichten, ſo vor Zeiten auf Falkenſtein geſchehen ſind, darum die Veſte gebrochen ward, zu Hand genommen, angehört und darauf erkannt, daß man die Veſte nie wieder baue nach den böſen räublichen und ſchädlichen Thaten, ſo da geſchehen ſind. Und iſt darauf den Obgenannten von Falkenſtein, da ſie die Unſern ſind, bei ihren Eiden geboten worden, die Veſte nicht zu bauen und die Sache fernerhin an Niemanden zu werben noch zu treiben; käme der Rath darüber in Koſten oder Schaden, ſo werde er ſich an ſie halten. Und hat der Rath geboten, es in dieß Buch zu ſchreiben zur ewigen Gedächtnuß.“ (6. Juni 1414.)

Mit dem Schickſale der Burg Falkenſtein ſcheint auch das des Geſchlechtes verknüpft geweſen zu ſeyn. Nach war jene nicht viel über ein Jahrhundert untergegangen, ſo ſah man auch dieſes, wenigſtens in unſern Gegenden, verblüht.

Und ſo ſind denn ſeit Jahrhunderten dieſe Trümmer in dem Zuſtande geblieben, in welchem die rächende Hand ſie einſt verlaſſen hat. Nur bisweilen wagt es ein Umwohner, vermeinten Schatzgewölben nachſpürend, die ungeheueren Mauern da

und dort anzubohren; wenn er aber dann unerwartet, ſtatt der gehofften Schätze, auf einen Haufen modernder Knochen ſtößt, läßt er mit Entſetzen von ſeinem Unternehmen ab und verſichert den Wanderer treuherzig, es ſeyen dieß noch Ueberreſte von Reiſenden, die einſt in dieſem Raubſchloß erwürgt und verſcharrt worden.

Dr. **Heinrich Schreiber.**

(Vergl. auch „Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum in Südteutſchland." IV. Bd. 1844. „Die Freiherren von Falkenſtein." S. 149.)

Der Schwarzwald.

Wie fröhlich hier im reichen Thal
Die lieben Bäume ſtehn,
Gereift an Gottes mildem Strahl
Geſchützt von ſeinen Höhn!

Ihr Kirſchen und Kaſtanien ſollt
Noch manches Jahr gedeihn,
Und du Gutedel, fließend Gold,
Auch du Markgräfler Wein!

Doch höher, immer höher zieht,
Zum Walde ziehts mich hin,
Dort nach dem dunkeln Gipfel ſieht
Mein liebetrunkner Sinn.

O Dreiſam, ſüßer Aufenthalt,
O Freiburg, ſchöner Ort!
Mich ziehet nach dem höchſten Wald
Die höchſte Sehnſucht fort.

Nicht ſchrecken mich im Höllenthor
Der grauſe Felſenweg,
Weit über Land und Fels empor
Zum Gipfel geht mein Weg.

Dein Waſſer ſchöpf' ich in der Hand,
O Donau, frohe Fahrt!
Verkünde nur im Morgenland
Der Teutſchen Sinn und Art!

Du mit dem weißen Wälderhut
Und mit dem weißen Hut,
O Mägdlein ſittig, ſchön und gut!
Grüß mir das teutſche Land.

Ich muß hinauf zum ſchwarzen Wald,
So liebend und allein,
Dort ſoll fortan mein Aufenthalt
Und meine Kirche ſeyn.

Euch Bäume hat kein Menſch geſtreut,
Euch ſäte Gottes Hand,
Ihr alten hohen Tannen ſeyd
Mir meines Gottes Pfand.

Durch eure ſchlanken Wipfel geht
Sein wunderbarer Gang,
In euren grünen Zweigen weht
Ein ſchaurigſüßer Klang:

Das iſt ein ferner Liebeston,
Er klingt wohl tauſend Jahr,
Von Geiſtern, deren Zeit entflohn
Und deren Burg hier war.

Wie ſchaurig hier und wie allein
Im höchſten ſchwarzen Wald!
Nicht fern kann hier die Wohnung ſeyn,
Der ſeligſten Geſtalt;

Der Freiheit, die mein Herz gewann,
Der ſüßen Heldenbraut,
Der ich, ein lieberglühter Mann,
Für ewig mich getraut.

O Freiheit, Freiheit, komm heraus,
So kräftig und ſo fromm,
Aus dieſem dunkelgrünen Haus,
Du holde Freiheit komm!

Dort unten laß dich wieder ſchau'n
Im freien teutſchen Land;
Und wahre die getreuen Gau'n
Vorm wälſchen Sclavenſtand!

Max von Schenkendorf.
(1814.)

Der Schwarzwald.

(Zwei Gedichte von verſchiedenen Verfaſſern.)

1.

Ein Nachtſtück.

Seht ihr den Mond am ſchwarzen Wald erblaſſen,
Wo traurig ſich die finſtre Tanne nährt!
Dort ſtarrt ein Land voll ſchroffer Felſenmaſſen,
Wo die Natur ſtets kreißt und nie gebärt;
Wo feuchter Dunſt an kahlen Dorngeſtrüppen
Und an dem Moos verlaßner Haiden hängt,
Und ährenlos ſich auf Granitgerippen
Der dürre Halm aus kalter Furche drängt.

Seht ihr den Berg, wo graue Nebel ſtreifen?
Dort welkt und bricht der matte Blüthenbaum,
Nie wird euch dort die heitre Rebe reifen,
Dort keimt und grünt die rauhe Flechte kaum;
Dort weht kein Lenz; es hüllt nur Nacht und Trauer
Den ſchönen Tag in düſtre Wolken ein;
Des Sommers Hauch, ein kalter Todtenſchauer,
Rinnt fieberhaft durch Anger, Buſch und Stein.

Seht ihr den Rand in weiter Ferne düſtern,
Den frühen Thau trinkt dort kein Morgenſtrahl,
Nur einſam tönt, wo gelbe Blätter flüſtern,
Der Unken Ruf im freudeleeren Thal;
Der Auer nur falzt in des Forſtes Mitte,
Wo traurig ſich das morſche Mühlrad dreht;
Verlaſſen ſteht des Landmanns arme Hütte,
Wie dort im Wald der braune Giftſchwamm ſteht.

Seht dämmernd ihr die grauen Gipfel ragen
Am Horizont: dort tönt kein Erndteſang,
Nie ſchimmert dort der blonden Ceres Wagen,
Um den der Fleiß des ſtarken Pflügers rang.
Dort jubeln nie des Herbſtes frohe Lieder,
Kein Strom trägt dort des Handels reiche Fracht;
Von Klippen donnert dumpf der Waldbach nieder,
Und wälzt ſich grimmig durch des Thales Nacht.

Flieht jenes Land, wo rauh wie ſeine Eichen,
Durch Forſt und Horſt der ſcheue Wilddieb ſchleicht,
Wo Hirten nur durch magre Halden ſtreichen,
Und Gottes Welt dem düſtern Hades gleicht.
Nie ſenket dort ein Genius ſich nieder
Mit goldnem Zauberſtab und Segenshand;
Das Schrecken lähmt der Fantaſie Gefieder,
Naht ſich ihr Flug dem ſchwarzen Felſenland.

Schönau auf dem Schwarzwald. Anonymus.

2.

Lichtes Gegenbild.

Du wärſt das Land, wo finſtre Schrecken hauſen,
Im Thalgrund immer feuchter Nebel thaut?
Kein Zephir koſ't, nur Nordens Stürme braußen,
Stets öd' die Flur, ſtets trüb der Himmel graut?
Du wärſt das Land, wo keine Blüthen keimen,
Kein Strahl der Sonne, noch der Freude lacht?
Wo Bäche wild nur über Felſen ſchäumen,
Nur Schauer weht aus dunkler Föhren Nacht?

Nein, nein, das biſt du nicht! Auf deinen Höhen,
In deiner Thäler lichtem Wieſengrund,
Wo Lüfte rein wie Gottes Odem wehen,
Macht die Natur erſt ihre Größe kund.
Seht! wie die Höh'n im blauen Aether ragen,
Umſchirmet von der Tannen Immergrün!
Stolz ſehn ſie ſeit der Schöpfung erſten Tagen
Gold über ſich die Morgenwolken glühn.

Hier weichet ſchnell des Lebens falber Schleier,
Die Haine grüßt der Sonne frühſter Strahl,
Es dampft der Berg in ſtiller Morgenfeier,
Und blitzt den Tag in's hüttenreiche Thal.
Vom Thau gedrängt die fetten Matten ſchimmern,
Du trinkſt der Fichte ſüßen Würzeduft,
Und retteſt hin dich aus den dumpfen Zimmern,
Sobald der Vögel Chor durchjauchzt die Luft.

Auch hier wird froh der Erndte Kranz gewunden,
Wenn gleich bei uns der Traube Gold nicht glüht;
Tief wird die Freude, heiß die Lieb' empfunden,
Im ſtillen Thal, wo Fleiß und Handel blüht.
Gewerbſamkeit fand hier das regſte Bette,
In ſchlichter Hütte lebt ein offner Sinn;
Die Kunſt erhebt ſich eifernd um die Wette,
Und ſchickt ihr Werk nach alleu Zonen hin.

Flieht nicht dies Land, wo fette Heerden weiden,
Und ſtolz der Hirſch durch hohe Forſte ſtreicht;
Das Quellenreich mit ſeinen grünen Haiden,
Das kaum der Alpen Zauberreizen weicht.
Wie ſehnt ſich nach den heimathlichen Gründen
Des Schwarzwalds Sohn aus fernem Land zurück!
Er fühlt es wohl, hier einzig kann er finden
Des Wandrers Ziel: ein häuslich ſtilles Glück!

Stühlingen im Schwarzwalde. **Schütt.**

Geiſterbeſuch auf dem Feldberg.*)

Hani gmeint, der Denglegeiſt, ihr Chnabe vo Todtnau,
Seig e böſe Geiſt, — jez wüßti andre B'richt z'ge.
Us der Stadt, das bini und will's au redli bikenne,
Mengem Chauf=Her verwandt, vo ſiebe Suppe ne Tünkli,
Aber e Sunntig=Chind. Wo näume luſtige Geiſter
Uffem Chrüzweg ſtöhn, in alte G'wölbere huſe,
Und verborge Geld mit füürige Auge hüete,
Oder vergoſſe Bluet mit bittere Thräne wäſche,

*) Der höchſte Berg des Schwarzwaldes; 4600 Fuß über der Meeresfläche.

Und mit Grund verſchare, mit rothe Nägle verchratze,
Sieht's mi Aug', wenn's wetterleicht; ſie wimmsle gar ſölli.
Und wo heiligi Engel mit ſchöne blauen Auge
In der tiefe Nacht in ſtille Dörfere wandle,
An de Fenſtere loſe und, höre ſie liebligi Rede,
Gegen enander lächlen und an der Huusthüre ſitze,
Und die frumme Lüt im Schlof vor Schade biwahre,
Oder wenn ſie, ſelbander und dritt, uf Gräbere wandle,
Und enander ſage: „Do ſchloft e treui Muetter,
Do en arme Ma, doch hett er Niemes betroge.
Schlofet ſanft und wohl, mer wennich wecke, wenn's Zit iſch!"
Sieht's mi Aug' im Sterneliecht und höri ſie rede.
Menge chenni mit Name und wemmer enander bigegne,
Biete mer is d'Zit und wechsle Reden und Antwort:
„Grüeß di Gott! Heſch gueti Wacht?" — „„Gott dank der!
ſo ziemli."" —
Glaubet's oder nit! Ne mol, ſe ſchickt mi der Vetter
Todtnau zue, mit allerhand verdrießliche G'ſchäfte. —
Wo mer's Kaffi trinken und Ankeweckli drin tunke:
„Halt' Er ſi nienen uf und ſchwetz' Er nit, was em in's Muul
chunnt," —
Rueft mer der Vetter no — „und loß Er ſie Tabatiere
„Nit im Wirthshuus liege, wie's ſuſt bim Here der Bruuch iſch." —
Uf und furt, i gang, und was mi der Vetter ermahnt het,
Hani richtig verſorgt. Jez ſitzi z'Todtnau im Adler —
Und jez gang i ſpaziere und mein', i chönn nit verirre,
Mein, i ſeig am Dorf; z'letzt chreſmi hinten am Feldberg;
D'Vögel henn mi g'lockt und an de Bächlene d'Blüemli.
Selle Fehler hani, i cha mi an Allem verthörle. —
Drüber wird es chüel und d'Vögel ſitze und ſchwige.
's ſtreckt ſcho dört und do e Stern am düſtere Himmel
's Chöpfli uſen und luegt, öb d'Sunn echt aben in's Bett ſeig,
Oeb er echt dörf cho, und rüeft den Andere: „Chömmet!"
Und i ha kei Hoffnig meh. Druf legi mi nieder.
's iſch e Hütte dört und iſch en Aerpfeli Strau drinn.
„O du liebe Zit," — ſo denki, — „wenn i deheim wär'!
Oder es wär' ſcho Mitternacht! Es wird doch e G'ſpenſtli
Räume dohinte ſi und z'Nacht um Zwölfi verwache,

Und mer d'Zit vertribe, bis früeih die himmliſche Liechter
D'Morgeluft verlöſcht, und wird mer zeige, wo's Dorf iſch.“
Und jez, woni's ſag, und mittem vordere Finger
's Zitli frog, wo's Zeigerli ſtand, — 's iſch z'finſter für's Aug gſi, —
Und wo's Zitli ſeit, 's gang ab den Oelſen, und woni
's Pfifli uſe leng und denk; jez trinki no Tubak,
Aß i nit vertſchlof — bim Blueſt! ſo fangen uf eimol,
Ihrer Zwe ne G'ſpröchli a. I mein, i ha g'loſet! —
„Gell, i chumm hüt ſpot? Drum iſch e Meideli g'ſtorbe
Z'Mambach; 's het e Fieberli g'ha und leidige Gichter.
's iſch em wohl. Der Todesbecher hani em g'heldet,
Aß es ringer gang; und d'Auge hani em zuedruckt.
Und ha g'ſeit: ‚Schlof wohl! Mer wenn die wecke, wenn's Zit iſch. —
Gang und biß ſo gut und hol mer e wengeli Waſſer
In der ſilberne Schaale, i will jez mi Sägeſe dengle.“
Dengle? hani denkt, e Geiſt! und düſele'n uſe.
Woni lueg, ſo ſitzt e Chnab mit goldene Fegge
Und mit wißem G'wand und roſefarbigem Gürtel
Schön und lieblig do, und nebenem brenne zwei Liechtli.
„‚Alli guete Geiſter ...‘“ ſagi, — „‚Her Engel, Gott grüeß di!‘“
„Loben ihre Meiſter!“ — ſeit druf der Engel — „Gott dank der!“ —
„‚Nüt für übel, Her Geiſt, und wenn e Frögli erlaubt iſch,
Sag mer, was heſch du denn z'dengle?‘“ — „‚D'Sägeſe‘“ — ſeit er.
„‚Jo, ſel ſiehni,‘“ — ſagi — „‚und ebe das möchti gern wiſſe,
Wozue du ne Sägeſe bruuchſch?‘“ — „Zuem Meihe, was heſch g'meint?“
Seit er zue mer. Druf ſagi: „Und ebe das möchti gern wiſſe;‘“
Sagi zuenem, — „‚Iſch's verlaubt? Was heſch du denn z'meihe?‘“
„Gras; und was heſch du ſo ſpot do hinte z'verrichte?“
„‚Nit gar viel,“ — hani gſeit — „i trink e wengeli Tubak;
Wäri nit verirrt, wohl wär's mer z'Todtnau im Adler.
Aber mi Red nit z'vergeſſe, ſe ſag mer, wenn d'witt ſo guet ſy,
Was du mittem Gras witt mache?‘“ — „Fuetere“ — ſeit er. —

„Eben und das nimmt mi Wunder, de wirſch doch, Gott will, ke Chue ha?“' —
„Nei, ne Chue juſt nit, doch Chalbele,“ — ſeit er — „und Eſel;
Siehſch dört ſelli Stern?“ — Druf het er mer obe ne Stern zeigt.
„'s Wienecht-Chindli's Eſel, und's heilige Friedeli's Chalble*)
Othme d'Sterne-Luft dört oben und warten ufs Fueter.
Und dört wachſt kei Gras! Dört wachſe numme Roſinli“ —
Het er g'ſeit — „und Milch und Hunig rieslen im Bäche,
Aber 's Vieh iſch ſemper, 's will alli Morge ſi Gras ha,
Und e Löckli Heu! und Waſſer us irdiſche Quelle.
Dordurwille dengli jez und willi gho meihe.
Wärſch nit der Ehre werth, und ſeiſch, de wellſch mer au helfe?“ —
So het der Engel g'ſeit. Druf ſagi wieder zuem Engel:
„Lueg, 's iſch ſo ne Sach: Es ſott mer e herzligi Freud ſy;
D'Stadtlüt wiſſe nüt vo dem; mer rechnen und ſchribe;
Zähle Geld, ſell chönne mer, und meſſen und wäge,
Laden uf und laden ab, und eſſe und trinke.
Was me bruucht in's Muul, in Cuchi, Cheller und Chammer,
Strömt zu alle Thoren i, in Zeinen und Chretze;
's lauft in alle Gaſſen, es rüeft an allen Ecke:
Chromet Chirſi, chromet Anke, chromet Andivi!
Chromet Ziebele, geli Ruebe, Peterliwurze!
Schwebelhölzli, Schwebelhölzli, Bodekolrabe!
Paraplü', wer koof? Reckholderberi und Chümmi?
Alles für baar Geld und Alles für Zucker und Kaffi, ...
— Heſch du au ſcho Kaffi trunke, Herr Engel, wie ſchmeckt's der?“' —
„Schwetz mer nit ſo närſch!“ — ſeit druf der Engel und lächlet —
„Nei, mer trinke Himmelsluft und eſſe Roſinli,
Vieri alle Tag, und an de Sunntige fünfi.
Chumm jez, wenn de mit mer witt, jez gangi go meihe,
Hinter Todtnau abe, am Weg, an graſige Halde.“ —

*) Nach der alten Sage hätte der heilige Fridolin mit zwei jungen Kühen eine Tanne bei Säckingen in den Rhein geführt und dadurch dieſen Fluß von der einen Seite der Stadt auf die andere geleitet.

„„Jo, Herr Engel, frili willi, wenn de mi mit niemſch,
's wird afange chüel. J will der d'Sägeſe trage.
Magſch e Pfifli Taback rauche, ſtohts der zue Dienſte!"' —
Sieder rüeft der Engel: „Puhuh!" — Ne füürige Ma ſtoht,
Wie im Wetter do. — „Chumm, zündis abe go Todtnau!"
Seits und voris her marſchiert der Puhu in Flamme,
Ueber Stock und Stei und Dorn, e ledigi Fackle.
„Gelt, 's iſch chummli ſo?' — ſeit jez der Engel — „was machſch echt?
Worum ſchlagſch denn Füür? Und worum zündiſch dei Pfifli
Nit am Puhu a? De wirſch en doch öbbe nit förchte,
So ne Fraufaſte-Chind, wie du biſch, — het er di g'freſſe?" —
„„Nei, Her Engel, g'freſſe nit; doch mueßi bikenne,
Halber hani'm numme traut. Guet brennt mer der Tuback.
Selle Fehler hani, die füürige Manne förchi;
Lieber ſieben Engel, as ſo ne brennige Satan!"' —
„'s iſch doch au ne Gruus," — ſeit jez der Engel — „aß d'Menſche
So ne Furcht vor G'ſpenſtere hen, und hätte's nit nöthig.
's ſin zwee einzigi Geiſter de Menſche g'fährli und furchtbar:
Irrgeiſt heißt der eint', und Ploggeiſt heißt der ander;
Und der Irrgeiſt wohnt im Wi. Us Channe und Chruſe
Stigt er eim in Chopf und macht zerrütteti Sinne.
Selle Geiſt führt irr im Wald uf Wegen und Stege,
's goht mit eim z'unterſt und z'öberſt, der Bode will unter eim breche;
D'Brucke ſchwanke, d'Berg bewege ſi, Alles iſch doppelt.
Nimm di vorem in Acht!" — Druf ſagi wieder zuem Engel:
„„'s iſch e Stich, er bluetet nit! Herr Gleitsma, i merk di.
Nüechter bini g'wis. J ha en einzig Schöppli
Trunke g'ha im Adler, und frog der Adlerwirth ſelber.
Aber biß ſo guet und ſag mer, wer iſch der Ander?"' —
„Wer der Ander iſch?" — ſeit jez der Engel — „das frogſch mi!
Es iſch e böſe Geiſt, Gott well di vorem biwahre!
Wemme früeih verwacht, um Vieri oder um Fünfi,
Stoht er vorem Bett mit große, füürige Auge,
Seit eim guete Tag mit glüehige Ruethen und Zange.

'ſ hilft kei das walt Gott, und hilft kei Ave Maria!
Wemme bete will, enanderno hebt er eim 's Muul zu.
Wemmen an Himmel luegt, ſe ſtreut er Aeſchen in d'Auge; —
Het me Hunger, — und ißt, — er wirſt eim Wermuth in d'Suppe;
Möcht mer z'Obe trinke, er ſchüttet Gallen in Becher.
Lauft me wie ne Hirz, er au, und blibt nit dehinte.
Schlicht me wie ne Schatte, ſe ſeit er: Jo, mer wenn g'mach thue.
Stoht er nit in der Chilchen und ſitzt er nit zue der in's Wirthshuus?
Wo de gohſch und wo de ſtohſch, ſin G'ſpenſter und G'ſpenſter.
Gohſch in's Bett, thueſch d'Auge zue, ſe ſeit er: 's preſſirt nit
Mittem Schloſe. Los, i will der näumis verzehle:
Weiſch no, wie de g'ſtohle heſch, und d'Waisli bitroge,
So und ſo, und das und deis; und wenn er am End iſch,
Fangt er vo vornen a, und viel will's Schloſe nit ſage." —
So het der Engel g'ſeit, und wie ne füürige Luppe
Het der Puhu g'ſprützt. Druf ſagi wieder: „„J bi doch
Au ne Sunntig-Chind, mit mengem Geiſtli bifründet,
Aber b'hüet mi Gott der Her!"" — Druf lächlet der Engel:
„B'halt di G'wiſſe rein, 's goht über b'ſiebmen und b'ſegne,
Und gang jez das Wegli ab, dort nieden iſch Todtnau.
Nimm der Puhu mit, und löſch en ab in der Wieſe,
Aß er nit in d'Dörfer rennt und d'Schüüre nit azündt.
B'huet di Gott, und halt di wohl!" — Druf ſagi: „„Her Engel!
B'huet di Gott der Her, und zürne nüt! Wenn de in d'Stadt chumſch,
In der heilige Zit, ſe b'ſuech mi, 's ſoll mer en Ehr ſy.
's ſtöhn der Roſinli z'Dienſt und Hypokras, wenn er di animmt.
D'Sterneluft iſch rau, abſonderli nebe der Birſig. *)"
Drüber graut der Tag, und richtig chummi go Todtnau,
Und gang wieder Baſel zue im lieblige Schatte.
Woni an Mambach chumm, ſe trage ſie 's Meideli uſe,
Mittem heilige Chrüz und mit der verblichene Fahne,

*) Birſig; ein Flüßchen, welches durch Baſel fließt.

Mittem Chranz am Todtebaum, und briegen und ſchluchze.
Hent ders denn nit g'hört? Er will's jo wecke, wenn's Zit iſch.
Vnd am Ziſtig druf, ſe chummi wieder zuem Vetter;
D'Tubak-Doſe hani richtig näume lo liege.

J. Peter Hebel.

Die Kinder im Stollenbach.

Auf der Mitternachtſeite des Feldbergs liegt der Stollenbach, die Viehhütte der Gemeinde Zaſtler; dort begab es ſich vor etwa 30 Jahren, daß ein Paar Kinder, ein Knabe und ein Mägdlein, als ſie den ganzen Sommer hindurch — von Morgens früh bis Abends ſpät beiſammen allein gelaſſen, — die Heerde weideten, ſich nach und nach eine ganz eigene Sprache bildeten. Als man nach Heiligkreuz wieder heimfuhr in's Thal, zeigte ſich's, daß dieſe Kinder die gewöhnliche Sprache gar nicht mehr verſtunden; dagegen bedienten ſie ſich nun einer ganz eigenen, ſelbſt erfundenen. Sie ſchnalzten nämlich auf eine beſondere, ſo verſchiedenartige Weiſe mit der Zunge, daß ſie einander ganz wohl verſtanden; auch wollten ſie anfangs gar nicht anders miteinander ſprechen, als ſo. Man mußte ſie mit Gewalt dazu nöthigen, die gewöhnliche Wortſprache wieder neu zu lernen und anzunehmen.

L. H. B.

Feldberg.

Der Jäger.

Nicht ferne vom Feldberg, über einer der einſamſten Schluchten des Schwarzwaldes, ſieht man noch das zerbröckelte Gemäuer einer alten Burg, deren Namen verloren gegangen iſt. Doch hat ſich noch folgende Sage davon erhalten.

Der letzte Bewohner des Schloſſes war ein reicher Graf, der jedoch, außer dem Waidwerk, keine andere Luſt und Beſchäftigung kannte. Er hegte das Wild in ſeinen Forſten ſo reichlich, daß es die Felder der umwohnenden Bauern gänzlich verwüſtete und viele armen Leute darüber Hungers ſtarben.

Einſt, am Vorabend eines kirchlichen Feſtes, trieb er ſich, wie gewöhnlich, bis tief in die Nacht im Walde herum, kam dabei ab von ſeinem Gefolge und verirrte ſich in eine ihm völlig unbekannte Gegend. Umſonſt gab er ſich alle Mühe, einen Pfad zu entdecken; die Wildniß wurde immer verwachſener und ihm blieb zuletzt kaum ſo viel Kraft, ſich durch das dichte Geſtrüpp hindurch zu arbeiten. Endlich um Mitternacht kam er anf einen freien Platz im tiefſten Forſte, wo er ſich auf den Raſen niederwarf, um auszuraſten. Da vernahm er ein Rauſchen und Stöhnen in den Gebüſchen und griff raſch nach ſeinem Jagdſpieße; doch ſeine Hunde begannen ſo ängſtlich zu winſeln und ſich hinter ihm zu verkriechen, daß es ihm ſelbſt, ſo beherzt er ſonſt war, ganz unheimlich zu Muthe wurde. Plötzlich ſtürzte ein hoher ſtattlicher Mann, einen Schießbogen in der Hand und ein Hifthorn an der Seite, aus dem Walde hervor auf den freien Platz, und hinter ihm drein klappernd und raſſelnd eine Schaar von Todtengerippen, ſämmtlich auf gewaltigen Sechzehnendern daherjagend. Der Mann ſuchte ihnen, ſo ſchnell ihn ſeine Füße tragen konnten, zu entrinnen, aber wohin er ſich auch wenden mochte, von allen Seiten kam ihm ein Trupp ſolcher mit langen Spießen bewaffneter knöcherner Reiter entgegen und hetzte ihn wohl über eine Stunde lang auf dem Platze hin und her, bis der Graf in der Angſt ſeines Herzens mit lauter Stimme den Namen des Erlöſers anrief, worauf im Nu die Gerippe auf ihren Hirſchen nach allen Richtungen auseinanderſtoben und verſchwanden. Der Mann aber, den ſie ſo herumgejagt hatten, trat zum Grafen und ſagte im hohlen Tone:

„Ich bin der Geiſt deines Urgroßvaters und habe, wie du, mein Lebenlang Wild und Menſchen zu Tode gequält. Wohl hundert arme Wilderer, die ſich in meinen Bann wagten, ließ ich lebendig auf Hirſche ſchmieden und dieſe dann durch meine Hunde hetzen, bis ſie dem Tode nah zuſammenſtürzten, während die Unglücklichen, die darauf ſaßen, unter langen Qualen ihren Athem verhauchten. Zur Strafe muß ich nun jede Nacht in dieſen Wäldern umherirren; jede Nacht werde ich nun ſelbſt verfolgt und gehetzt von dem Schwarme der von mir Gemordeten und ich büße tauſendfach für das, was ich an ihnen verübt.

Laß dich mein jammervolles Beiſpiel warnen: gehe nach Hauſe und werde menſchlicher, als ich es war!“

Mit dieſen Worten verſchwand die Erſcheinung. Der Graf aber war ſo vom Schrecken gelähmt, daß er ſich nicht von der Stelle zu bewegen vermochte. Erſt am Morgen fanden ihn ſeine Leute dort liegen, allein ſeine Züge waren ſo ſehr entſtellt, daß ſie kaum ihn mehr noch erkannten. Sie wollten ihn auf ſeine Burg tragen, aber er that ihnen ſeinen unerſchütterlichen Entſchluß kund, an dieſem Orte eine Klauſe zu bauen, und bis dieſe fertig ſeyn würde, einſtweilen in einer nahegelegenen Felſenhöhle zu wohnen. Seine bewegliche Habe ließ er unter die Armen vertheilen und alle Zugänge zu ſeiner Burg vermauern, damit kein menſchliches Weſen dieſelbe mehr betreten könne, und der Name ſeines Geſchlechtes verſchwinde unter den Menſchen.

Nach Aloys Schreiber.

Feldſee.

Hat man von dem furchtbar=ſchönen Todtnauer Thal aus über Brandenberg den **Feldberg** erſtiegen, ſo zieht ſich der Weg eine Zeitlang auf der faſt wellenförmigen Hochebene fort bis zu dem öſtlichen Abhange deſſelben. Nun erblickt man auf einmal in einer ſchauerlichen Tiefe von mehr als 2000 Fuß unter ſich, jedoch noch in einer Höhe von 2287 Fuß über dem Meeresſpiegel, einen ſchwarzgrauen, kleinen, kreisförmigen See, mit düſtern Tannen und Föhren, von welchen viele Stämme, theils vom Blitze verkohlt, theils vom Sturme hiehergeſchmettert, umherliegen, begrenzt. Dieſer See heißt der **Feldſee**, iſt über 13 Morgen groß, und ſoll gute Lachsforellen enthalten. Seine ſchwarze Tintenfarbe, in Verbindung mit der finſtern Nadelwaldung und den zerklüfteten Felſenhängen, welche ſein Ufer bilden; die tiefe Einſamkeit der Gegend und die ſchauerliche Stille der Natur, bilden hier eine grauſenhaft=ſchöne Naturſcene.

Außer den Naturfreunden, worunter namentlich die Liebhaber der Botanik hier eine ſchätzbare Ausbeute finden, wendet nur dann und wann ein Bäuerlein in frommer Einfalt und mit ſcheuem Herzen ſich dieſen unheimlichen Geſtaden zu. Denn —

ſo geht die Sage — ſeit undenklichen Zeiten wurden böſe Geiſter oder Dämonen in die unergründliche Tiefe des Feldſee's verſenkt. Spuckt ein ſolcher Kobold in irgend einem Hauſe der Umgegend, ſo wird er von dem nächſten beſten Geiſtlichen beſchworen, in eine Flaſche gebannt, dieſelbe, wenn gleich nicht mit dem Siegel Salomonis, doch feſt genug verſpundet, in aller Stille zum See getragen und darin verſenkt. Jetzt, nachdem er das geheimnißvolle Werk vollbracht und dem See wieder den Rücken gewandt, jetzt — nimm dich in Acht! Blicke ja nicht zurück! Denn ſeltſame Stimmen in wirrer Tonmiſchung rufen dir zu, rufen dir nach. Du biſt verloren, wenn du dich umſchauſt — die noch freien Geiſter ergreifen dich und ſtürzen dich in den nächtlichen Abgrund des See's.

An den Ufern deſſelben ſpuckt auch zuweilen der durch unſern Hebel berühmt gewordene Denglegeiſt. (Siehe das Gedicht: „Geiſterbeſuch auf dem Feldberg.") Schon Mancher, der z. B. von Todtnau her aus dem Wirthshaus einen andern Geiſt im Kopf mitgeſchleppt, welche Art der Denglegeiſt nicht ausſtehen könne, ſoll's übel empfunden haben. Er ſey im Nebel herumgeführt worden die ganze Nacht hindurch; ja, einſt habe derſelbe einen Wildfrevler, der ſchon viel Schlimmes begangen und über die Neckereien des Denglegeiſt entſetzlich geflucht hatte, in ſeinem Grimm in den See hinuntergeſtürzt. Auch die geiſtlichen Herren von St. Blaſien ſollen ihm verhaßt geweſen ſeyn, weil ihn einige zu beſchwören und zu bannen verſucht hatten. Sie ſeyen einſt ausgegangen und hätten auf dem Gipfel des Feldbergs ein Feuer angezündet, um ihm auf die Spur zu kommen. Da habe der Denglegeiſt es ſogleich wüthend ausgeblaſen und die Mönchlein mit einer fürchterlichen, von einem Stein- und Hagelregen begleiteten Windsbraut den Berg wieder hinunter gejagt. Zwei Profeſſoren oder weiſen Meiſtern von der Freiburger Univerſität, welche bald nachher denſelben Verſuch anſtellen wollten, ſey es nicht beſſer ergangen.

A. Schzlr.

Titiſee.*)

Nachdem ſchon Manche vergebens geſucht hatten, die Tiefe des Titiſee's zu erforſchen, fuhr Einer, mit dem feſten Vorſatz, dieſelbe kennen zu lernen, in einem Kahn in die Mitte des See's und warf an einer faſt endloſen Schnur das Senkblei aus. Schon ſchwebte dieſes in ungeheurer Tiefe und doch war noch eine Menge Schnur zum Nachlaſſen vorhanden, da rief aus dem Waſſer eine Stimme in fürchterlichem Tone:

„Miſſeſt du mich,
So freß ich dich!“

Voll Schrecken ließ nun der Mann von ſeinem Unternehmen ab und ſeitdem hat Niemand mehr gewagt, die Tiefe des See's zu ergründen.

(Siehe Mone's Anzeiger ꝛc. v. J. 1829.)

---

*) Zwei Stunden öſtlich vom Feldberg, an der Poſtſtraße nach Lenzkirch.

Sagen aus der Baar.*)

Das Kolmen-Weibchen.

Oberhalb des großen Hofes in der zur Pfarre Friedenweiler, Bezirksamts Neuſtadt, gehörigen Thalgemeinde Schwärzenbach, wird die Höhe der Kolmen genannt. Die Umgebung deſſelben iſt der Aufenthalt eines ſogenannten Berg-

---

*) Baar bezeichnet überhaupt eine Gegend, nicht aber eine abgeſchloſſene Grafſchaft, weßhalb es gewöhnlich als Anhängewort gebraucht wird, z. B. Bertholdsbaar, Adelhartsbaar, Albuinsbaar ꝛc. Dieſer große Gau grenzt weſtlich an den Breisgau und die Ortenau, nördlich an den Nagold- und Sülchgau, öſtlich an die Schwäbiſche Alp und ſüdlich an den Eritgau, Hegau und Albgau.

Neben einem feſten und doch heiteren Glauben, der des Lebens Luſtbarkeit nicht ausſchloß am erſten Maitag, um die Feuer der Johannisnacht bei den Hahnentänzen der Kirchweihe, bei dem drolligen Hammeltanze ꝛc. konnte es dem Volke in der Nähe ſo einſamer Gebirge, ſo geheimnißvoll rauſchender Tannenwälder, an mancherlei Aberglauben und Märchen nicht fehlen. So wurde das erſtgelegte Ei einer Henne über das Dach des Hauſes geworfen, damit ſie ſpäter um ſo reichlicher lege. So wurde neben dem Hofgut die geweihte Palme gegen den Blitzſtrahl aufgerichtet; ein Ruhm, wer die größte und ſchmuckeſte zur kirchlichen Weihe trug. So wurden durch beſondere Segnungen und Gebräuche Brautleute und Wöchnerinnen gegen den Einfluß böſer Geiſter geſchützt; gegen dieſe verrichtete der Hausvater das Abendgebet zum offenen Fenſter hinaus; von ihnen bevölkert ſind die Tiefen der Waldſeeen, die Schachten der Bergwerke, die Schluchten des Urgebirgs; ſie führen im Riede von Pfohren, (darunter namentlich der ſog. „Schnaufer",) den Wanderer irre in den langen Windernächten; deßwegen erſchallt um 9, 10 und 11 Uhr von den Kirchthürmen die geweihte Schnee- und Nebelglocke. Solcherlei Geiſter bannte aus Hof, Haus und Stallung der Kapuziner in eine Büchſe und trug ſie keuchend auf den Feldberg, um ſie in den ſchwarzen Abgrund des ſtillen See's zu verſenken. Auf eben dieſem Berge vernimmt der Schwarzwälder in ſchwülen Sommernächten die Arbeit des Denglegeiſtes und die Wälder zwiſchen der Brigach und Brege bevölkerte die Fantaſie mit dem „Hollohoh!" einem menſchenwürgenden Geſpenſte. — Von größeren und leider traurigeren Folgen war der Glaube an den Verkehr des Menſchen mit den böſen Geiſtern in den, freilich zum Theil auch durch Habſucht angeregten Hexenverfolgungen, vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an. Wie dieſer aufgekommen und in ganz Europa zur krankhaften Sucht zweier Jahrhunderte geworden, iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen; nur das glauben wir erwähnen zu müſſen, daß, während Rotweil von 1561 bis 1648 Einhundertdreizehn Perſonen gerichtlich verhörte, folterte und verbrannte, in Bräunlingen doch einmal die Folter nicht angewendet wurde; — freilich mußte der Beſchuldigte Urfehde

weibchens, in der Umgegend unter dem Namen „Kolmen-Wible“ bekannt. Dieſes räthſelhafte Weſen ſei, wie Diejenigen, welche ihm zufällig begegneten, es beſchreiben, von kleiner, gedrungener Geſtalt, habe ein Grechsle oder Hutte (Tragkorb) auf dem Rücken und einen langen Stock in der Hand; die Kleidertracht ſei jene der Bewohner des Thales von St. Märgen: kurze Jüppe (Rock) mit dreifarbiger unten vorſtehender ſogenannter B'lege. —

Das Kolmenweibchen treibt verſchiedenartigen Spuck; folgender Vorfall iſt aus neuerer Zeit.

An einem Spätherbſtmorgen ritt der Obervogt von Neuſtadt quer über den Kolmen in das Schollacher Thal. Er hatte lederne Handſchuhe an. Um bequemer eine Priſe Taback aus der Doſe nehmen zu können, zieht er den einen aus und will ihn unter dem linken Arm feſthalten; er entfällt ihm jedoch und ſchon iſt er Willens vom Pferd zu ſteigen, als er vom nahen Waldrand eine kleine weibliche Perſon bis auf etwa fünfzehn Schritte eilig auf ihn zukommen ſieht. Der Obervogt ruft: „He Weible, ſei ſo gut und hebe mir gegen eine Belohnung meinen Handſchuh auf!“ Dieſes bleibt jedoch, beide Hände auf den Stock geſtützt und auf dieſe das Kinn legend, unbeweglich und ſtarr ihn anblickend, ſtehen. Der Obervogt, in der Meinung, das Weibchen höre nicht gut, ruft wiederholt und ſtärker und langt zugleich ein Geldſtück aus der Taſche, das er als Belohnung verſpricht. Als aber das Weiblein nach wie vor unbeweglich ſtehen bleibt, ruft ihm der Reiter verdrießlich zu: „ich glaubte dich nicht ſo reich, daß du den kleinen Dienſt nicht um ein Sechskreuzerſtück mir thun könnteſt!“ und begleitete dieſe

---

ſchwören und geloben, ſeine Hofſtätte nie mehr zu verlaſſen, außer um in einer nahen Kapelle zu beten (1564). — Auch erholte ſich die nämliche Stadt bei Rechtsgelehrten und Jeſuiten Rathes, wenn die Inquiſiten zu leugnen pflegten, und wurde zu ihren Unterſuchungen durch Geſtändniſſe aus anderen Städten aufgefordert, z. B. von Hüfingen, 1632. — Auf dem Lande kamen natürlich ſolche Hinrichtungen ſelten vor, da die Opfer des Wahnglaubens meiſt in den Städten von ihrem Schickſal ereilt wurden; auch war, im 17. Jahrhundert wenigſtens, meiſtens das Bekenntniß grober Verbrechen das Ende des Prozeſſes. Die letzte Hinrichtung geſchah wohl zu Donaueſchingen an einem fünfzehnjährigen Knaben, der des Bündniſſes mit dem Satan und der Giftmiſcherei angeklagt war, durch das Schwert, im Jahr 1719.

(Vergleiche Univerſallexikon von Baden, die Artikel „Baar“ und „Fürſtenbergiſche Landesgeſchichte.“)

Worte mit einem gewöhnlichen Fluch. Doch kaum war das Wort aus ſeinem Munde, ſo verlängerte ſich die Geſtalt des Perſönchens um] das Doppelte und fuhr, geſchwind wie der Wind an dem Pferde (das laut zu wiehern anfing) vorüber bis an den andern Saum des Waldes, in welchem es verſchwand. Der Obervogt, obgleich ihn Furcht ergriff, ſtieg dennoch ab und hob den Handſchuh ſelbſt auf, das Pferd, ſo „tuglich“ ſelbes ſonſt war, ließ ihn aber bis Schollach durchaus nicht mehr aufſitzen, obgleich er dies wiederholt verſuchte und demſelben auf alle mögliche Art ſchmeichelte.

Nicht ſelten geſchieht es, daß Leute, die Nachts über den Kolmen gehen, ſich verirren, obgleich ihnen der Weg ſonſt wohl bekannt iſt. Bald kommen ſie nach ſtundenlangem Umherlaufen wieder auf der nämlichen Stelle an, wo ſie vom Wege abkamen, oder ſie ſchlagen eine ganz andere Richtung ein, bald bergaufwärts durch Wald oder thalabwärts durch Brachfeld und Wiesland, oft halbe, ja ganze Nächte ſich abmüdend. Gewöhnlich haben ſie das Kolmenweibchen zur Begleiterin, das bald näher oder ferner, vor- oder ſeitwärts wandelt, doch nur von Denjenigen geſehen wird, welche in den ſogenannten Frohnfaſtenwochen geboren ſind.

J. A. Rueb.

Das Jungfrauenkirchlein zu Vöhrenbach.

An der Straße von Villingen nach Freiburg und am Bregbache liegt das gewerb- und handelsthätige Städtchen Vöhrenbach, das dem Phönix gleicht, welcher immer wieder aus ſeiner eigenen Aſche erſteht; denn ſchon viermal (zuletzt im Jahre 1819) hatte es das Unglück, ein Raub der Flammen zu werden, und doch ſtand es bald wieder und immer ſchöner aus ſeiner Aſche wieder auf. Unweit davon, an der Villinger Steig, ſteht eine Kapelle, zu den ſieben Jungfrauen, die, vom Sturme der Zeit hart mitgenommen, ehrwürdig zu ſchauen iſt und von dem ſich folgende Sage erhalten hat:

Hoch ob dem rauſchenden Bache, umgeben von einem weiten Kranze mächtiger Eichen und Linden, ſtund in grauer Vorzeit ein Ritterſchloß, deſſen Beſitzer, ſtark und kühn, ſonſt nie die Lanze ſchwang, als in den Kämpfen, wo es galt, ſein eigenes

Recht zu wahren oder die flehende Unſchuld zu ſchützen. Seine Tugend war felſenfeſt, ſeine Tapferkeit eines biedern Teutſchen würdig. Sieben Töchter, die ihm ſeine Gemahlin während einer langen, glücklichen Ehe geſchenkt hatte und die, ſchlanken Wuchſes, hold und zart, worüber die Sittſamkeit ihren Lilienſchleier goß, den Reiz der Mutter bekundeten, verſüßten ihm den Wittwerſtand und die ſich allmälig zeigenden Beſchwerden des Alters. Zum Dank für dieſes ihm vom Himmel beſcheerte Glück baute der Ritter jenes Kirchlein, welches er andächtig zu ſchmücken beſchloß. Ehe dieſes aber geſchehen konnte, erſcholl die Schreckenskunde, daß ein Schwarm der wilden Hunnen, deren furchtbares Heer unter ihrem Anführer Attila wie ein verheerender Strom ſich in die Rheingegenden wälzte, auch in das einſame Thal der Brege eingebrochen ſey. Ein heißer Kampf entſpann ſich zwiſchen den Thalbewohnern und der räuberiſchen Schaar. Der Ritter, welcher mit ſeinen Treuen löwenmuthig focht, fiel, und über ihn hinweg rückte die mordende Horde zur Erſtürmung des Schloſſes, deſſen unbeſchützte Mauern ſohin leicht überſtiegen wurden. Wild durchtobten die Feinde die Hallen der Burg und drangen auch in den hochgewölbten Saal, wo ſie die ſieben Töchter des gefallenen Ritters vor einem Jeſusbilde knieend fanden. Die Rohen, denen weibliche Tugend eben ſo wenig als Wehrloſigkeit galt, wollten ſich der Jungfrauen zur Stillung ihrer frechen Lüſte bedienen; doch auf das heiße Flehen der Bedrängten vor dem Bilde des leidenden Heilandes verwandeln ſich plötzlich die Geſtalten der ſieben Schweſtern in Engel, und vor dem Verklärungsſchein der Himmliſchen beben die Hunnen zurück, jene aber ſchweben ungefährdet durch die Reihen der Feinde ſingend aus dem Schloßthore zum Kirchlein hinüber, das, von unſichtbaren Händen geöffnet, ſie aufnimmt und ſogleich wieder feſt ſich verſchließt. Von Angſt gedrängt und Schauer umfloſſen gedenkt die ſo eben noch zügelloſe Rotte nicht mehr an die Ausführung ihres ruchloſen Vorhabens, ſondern flieht, wie von Rachegeiſtern verfolgt, aus dem Thale.

Das Ritterſchloß mit ſeinem Eichen- und Lindenkranze iſt im Verlauf der Zeit gefallen, doch das Wunderkirchlein ſteht noch und oft hört in ſtillen Nächten der einſam Vorbeiwan-

dernde liebliche Stimmen gleich ſüßen Harfentönen erklingen, daß ſich unwillkürlich die Schritte hemmen und das Gemüth mit Sehnſucht nach oben erfüllt!

J. A. Rueb.

Die Entſtehung der Wallfahrtskirche in Triberg.

In einer höchſt eigenthümlichen und romantiſchen Lage, deren Umgebung zu den reizendſten Partien des Schwarzwaldes gehört, und im Herzen dieſes Berglandes, in einem ziemlich engen, von drei ſteilen Bergrücken gebildeten Thale, beim Zuſammenfluß dreier Waldbäche (der Schonach, des Fall- und Nußbaches), aus welchen die Gutach entſteht und die den bekannten großartigen Waſſerfall bildet, welcher der Gegend einen wahrhaft ſchweizeriſchen Charakter voll wildſchöner Reize verleiht, ruht einſam und traulich das Städtchen Triberg, ſeit dem Brande vom 1. Juli 1826, wobei nur das einzeln ſtehende und hochliegende Amthaus und einige entfernt liegende Häuſer verſchont blieben, ſchön und regelmäßig wieder aufgebaut.

Die Pfarrkirche, bei der man das Städtchen überſchauen kann und woſelbſt auch noch unten am Pfarrhauſe ein kleiner, niedlicher Waſſerfall ſich befindet, iſt zugleich ein Wallfahrtsziel, welches gegen Ende des 17. Jahrhunderts entſtand.

In der von dem raſchen Waldbache durchrauſchten Felſenkluft iſt eine natürliche Aeolsharfe, gebildet durch ein jach abgebrochenes Felſeneck, das auf den Luftzug eine eigene widerſtrebende Einwirkung übt. Melodiſch bewegen ſich im Windhauche die Wipfel der Bäume und der Bergbach gegenüber begleitet die geiſterhaften Töne, deren Muſik in windigen Nächten eben ſo ſchauerlich als angenehm zu hören iſt. — Zur obgenannten Zeit lagen auf den benachbarten Schönwälder und Schonacher Höhen öſtreichiſche Soldaten, die ſehr oft das nahe Triberg beſuchten. Jedesmal, wenn ſie vom Städtchen den engen Fußpfad am rauſchenden Bache von Schonach heraufkamen, glaubten ſie wunderbare Melodieen in den Wipfeln der Tannen zu hören, deren Entſtehung ihr frommer Sinn aus einer übernatürlichen Wirkung herleitete. Sie ſuchten nach und fanden in einem der

ſchönſten und höchſten Tannenbäume, neben dem ein klarer Felſenquell hervorſprudelte, ein aus Lindenholz geſchnitztes Marienbild mit dem Jeſuskinde, welches ein Triberger Bürger, Friedrich Schwab, als Opfergabe für die an dieſem Felsbrünnlein erhaltene Geneſung vom Ausſatze im Jahr 1680 hier angeheftet hatte. Die Soldaten, in den ungewöhnlichen Tönen eine Huldigung der Engel ahnend, welche hier der Gottesmutter gebracht werde, bezeugten dem Bilde ihre Ehrerbietung, faßten daſſelbe in eine blecherne Kapſel mit der Ueberſchrift: Sancta Maria, patrona militum, ora pro nobis! und befeſtigten eine Opferbüchſe daran, in die ſo reichlich geſpendet wurde, daß bald eine hölzerne Kapelle errichtet werden konnte. Bis zum Jahre 1696 waren die milden Gaben ſchon ſo beträchtlich angewachſen, daß der Bau einer großen Kirche begonnen werden konnte, deren Grundſtein ein Hauptmann von Kageneck legte, zu deſſen Regiment die Soldaten gehörten, welche die Aeolsharfentöne hörten und das Marienbild fanden. Oeſtreichs und Badens Fürſten, ſo wie andere hohe und niedere geiſtliche und weltliche Perſonen unterſtützten das Werk, welches im Jahr 1709 vollendet wurde, reichlich und begabten es noch zudem mit bedeutenden Einkünften; auch andächtige Pilgrime, von religiöſer Begeiſterung ergriffen, ſtrömten bald von allen Seiten zu dieſer neuen Wallfahrtsſtätte.

J. A. Rueb.

Die ſieben Höfe im Rittiswald.

In Waldkirch lebte einſt eine edle Frau, Namens Magdalena Lützelmann; dieſe hielt einſt bei der Herrſchaft Triberg darum an, ihr ſo viel Feld zu gewähren, als in einem Tag mit einem Pflug umfahren werden könnte; da ihr nun dies Geſuch bewilligt worden, ließ ſie ein kleines Pflügchen von Gold verfertigen, daſſelbe mit Pferden beſpannen und durch ihren Knecht um die ſieben Höfe im Rittiswald herumfahren. Als dies geſchehen, berichtete ſie es nach Triberg und ſprach die ſieben Höfe als ihr Eigenthum an; die Herrſchaft aber wollte nicht Wort halten und ſchlug es ihr ab; darüber aufgebracht, ließ die Edelfrau die ſieben Höfe ausplündern und verbrennen, und ſeitdem iſt jener Wald öd' und wild verblieben; nur im

ſogenannten Kaſtengrund ſieht man noch einige Mauertrümmer von drei jener Hofſtätten.

Julius Leichtlin.

(Siehe Freiburger Wochenblatt. Jahrgang 1819, S. 183.)

Die Glocke zu St. Georgen.

Als man in dieſem Dorfe des Schwarzwaldes zur erſten lutheriſchen Predigt die alte Glocke zog, welche Suſanne hieß, fiel dieſelbe gleich aus dem Kirchthurme und eine Strecke weit den Berg hinab. Man lud ſie nun auf einen Wagen, woran zehn Ochſen geſpannt waren und wollte ſie wieder hinaufführen, allein der Wagen war nicht von der Stelle zu bringen, worüber die Bauern ſo böſe wurden, daß ſie riefen:

„Suſanne!
In unſerer Kirche mußt du hangen,
Es ſey Gott lieb oder leid!“

Kaum war dies geſagt, ſo rollte der Wagen mit ſammt Glocke, Ochſen und Fuhrleuten in den unten liegenden Weiher, wo Alles mit einander unrettbar verſank. Noch jetzt hört man darin, zu den heiligen Zeiten, die Glocke läuten, die Ochſen brüllen und die Fuhrleute mit den Peitſchen knallen; auch wird noch das Loch gezeigt, welches die Glocke, bei ihrem Fall aus dem Thurme, in den Boden geſchlagen hat.

(Siehe Mone's Anzeiger für Kunde der teutſchen Vorzeit. Jahrg. 1829.)

Villinger Sagen.[1]

Das wilde Feuer.

Gleichwie die göttliche Schickungen, Verhängnuß und Zulaſſungen zu allen Zeiten, alle Orth dieſer Welt bald zu Gnaden, oder Straff, oder Schrecken, Begaabung oder Heimſuchung nach dero unerforſchlichen Gerichten und Abſehen befallen; ſolchen Schickſaal empfindete auch Villingen im Jahr 1271, in welchem, nach Bezeug uralter Schriften, diſe Statt durch das

wilde Feur, ſo vom nideren Thor hereingebrochen, (außer der Kirchen, Spithal, und Hauß der Niederen [Minoriten] Brüder) ſchier gar in die Aſchen ſo ſchnell und häfftig zuſammengeworfen worden, daß in dieſer ſo kläglich- als ſchädlichen Brunſt auff die 330 Manns- und Weibsperſohnen jämmerlich mit verbrunnen, oder ſonſten armſeelig umkommen, worbey zwar die neben Bericht (an)geben: daß ſelbe erſte Statt-Häußer bey weitem nit ſo bemauret, ſondern meiſten von Holtz-Laim und Lett-Wänden aufgebauet geweſen.[2]) Nachdem aber die Wider-Aufferbauung von 1271 weit in das 1300te Jahr hinein ſich erſtrecket, ſo hat indeſſen der verſöhnlich und allzeit wider tröſtende Himmel dem erſchreckten Villingen weit einen theureren und koſtbareren Statt-Schatz ohnverhofft zukommen laſſen, als der ganze Feur- und Brunſts-Verluſt zu ſchätzen wäre, nemlich an dem ſo genanten Nägelins-Creutz ſunder- und wunderbahrer Erhaltung.[3])

(Auszug aus einem alten Büchlein ohne Titel, eine Art kurzer Chronick der Villinger Stadtgeſchichte, gefälligſt mitgetheilt von Herrn Chorregenten Dürr dortſelbſt.)

[1]) Villingen wurde im Jahr 1119 von Berthold III., dem Erbauer Freiburgs i. B. zu bauen angefangen, und durch deſſen Sohn, Berthold IV. mit nach Freiburgs Vorbild eingerichtetem Gemeindeweſen, vollendet. Die Geſchichte der Stadt iſt eine Bilderreihe des manichfachſten Schickſalswechſels, namentlich ſchwerer verheerender Belagerungen.

[2]) Zu obenerwähnter Feuersbrunſt gibt Herr Chorregent Dürr in einem Briefe an den Herausgeber folgende Anmerkung:

„Es befindet ſich eine Art Bergkeſſel (genannt „Wannen") ohngefähr zehn Minuten von der Stadt, Villingen gegenüber; dieſer ſoll ein vulkaniſcher Krater geweſen ſeyn, aus welchem ſich einſt ein Glutherguß bis in die Stadt hinein gewälzt habe. Anderen Berichten nach entwickelte ſich damals ein feuriges Meteor, welches ſeinen Weg durch das niedere Thor in die Stadt gekommen. Ein, der heiligen Agathe, als Fürſprecherin bei Jeſu in Feuersgefahr, geweihtes Votivbild iſt unter dem Bogen des Thorthurmes angemalt und vor etwa 20 Jahren renovirt worden. Noch vor 30 Jahren wurden von den Bewohnern der Umgegend vor dieſer Votivtafel bei brennenden Kerzen, am Feſte der heiligen Agathe im Februar, öffentliche Gebete zur Abwendung von Feuersgefahr abgehalten.

[3]) Die Geſchichte der Auffindung dieſes „Nägelin-Kreutzes" iſt kurz folgende:

Um das Jahr 1300 trug es ſich zu, daß Andreas Nägelin, ein Bauersmann aus dem Spaichinger Thale, von Dürheim nach Villingen ging, um daſelbſt den Markt zu nützen. Unterwegs in der Gegend

der ſogenannten Schönwieſen fand er ein ſchön gearbeitetes Crucifix zur Seite der Straße liegen, hob es voll Ehrfurcht auf und verbarg es einſtweilen in einem nahen Gebüſche, um es auf ſeinem Rückwege mit nach Hauſe zu nehmen.

Dies geſchah; er ſtellte das Bild in ſeiner Kammer auf und verrichtete zwei Jahre hindurch täglich ſeine Andacht davor. Nach Verlauf dieſer Zeit fiel er in eine ſchwere Krankheit, die dergeſtalt überhand nahm, daß Nägelin bald alle Sinne ſchwanden und er 24 Stunden lang wie eine Leiche da lag, ſo daß die Leute ihn für todt hielten und Anſtalten zu ſeiner Beerdigung trafen.

Allein Wunder über Wunder! Nägelin erhält plötzlich ſein Bewußtſein wieder und fängt ganz deutlich folgende Worte zu reden an: „Laßt dieſes heilige Kreuz durch einen vertrauten Mann nach Villingen tragen, mit Vermelden, daß wenn dieſem Crucifix zu Ehren daſelbſt ein Kirchlein errichtet würde, dann werde Villingen von großen, ſchwerdrohenden Uebeln verſchont und erhalten werden.“ — Man erfüllte Nägelins Wunſch und ſandte Boten mit dem Kreuze in die Stadt; allein die Obrigkeit ſetzte Zweifel in die Wahrhaftigkeit des Berichtes und die Boten mußten unverrichteter Sache mit dem Crucifix wieder heimkehren. Doch in der folgenden Nacht, gegen Tagesanbruch, vernahm Nägelin von deſſen Platze her folgende Worte: „Steh auf, Andreas Nägelin, nimm dieſes Kreuz und trag es nun ſelbſt nach Villingen, um die verſprochenen Gnadenverheißungen durch deinen eigenen Mund zu bekräftigen!“ — Mit einem Male fühlte ſich Nägelin von aller Krankheit und Schwäche befreit; zum höchſten Staunen der Seinigen erhob er ſich kräftig vom Lager, eilte zum Pfarrer des Orts, erzählte ihm den Vorgang und und bat ihn um ſeine Begleitung nach Villingen. Alsbald machten ſich die Beiden mit dem Wunderkreuze auf den Weg und es gelang ihnen, den Magiſtrat der Stadt zum Entſchluß zu bewegen, das Kreuz in ihren Mauern aufzuſtellen und ihm ein eigenes Kirchlein zu bauen, wozu man den Platz vor dem Bickenthore wählte. Bald war die Kapelle fertig und ſeit der Zeit hat das Nägelinskreuz, von Wallfahrern aus Nähe und Ferne immer zahlreicher beſucht, in ſchweren Zeiten der Stadt und ihrer Bewohner der Wunder unzählige gethan und ſie geſchützt in den drohendſten Gefahren, namentlich während der Belagerung im Jahr 1633 von den Schweden.

(Auszug aus einem dem Herausgeber von Herrn Chorregenten Dürr mitgetheilten Büchlein unter dem Titel „Das Nägelins-Kreuz ꝛc. zu einem förmlichen Betbüchlein eingerichtet.“ Herausgegeben von M. C. S. Villingen. (Ohne Jahrszahl.) In dieſem Büchlein ſind eine Menge Wunderwirkungen des heiligen Kreuzes aufgezählt, wie auch eine kurze Geſchichte der von der Stadt erlittenen Belagerungen.)

Romeias, der Villinger Simſon.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts lebte zu Villingen ein Mann, Namens Romeias Mann, der von beinahe rie-

ſenhafter Geſtalt und Gliederſtärke war. Als Lieblingsgeſchäft trieb er die Jägerei, beſchränkte ſich aber nicht auf die Gemeindewaldungen, ſondern holte ſich auch aus den entlegeneren Forſten der Umgegend reiche Beute an Schwarz- und Edelwild, weßhalb ihn die Nachbarn, als einen verheerenden Wilderer, gar gerne gefangen und in Verwahrung und Strafe genommen hätten, wär' ihm nur etwas leichter beizukommen geweſen. Unſer Held ſtund in Villingen wegen ſeiner herkuliſchen Eigenſchaften in hohem Anſehen und war, wenn auch von dieſer Seite nicht wenig gefürchtet, doch von Seite ſeines geraden offenen Gemüths, ſeines mannlichen Charakters und leutſeligen Weſens, bei Alt und Jung im Volke ſehr beliebt. In Folge des noch nicht ganz abgeſchafften Fauſtrechts und der Villinger kriegsſtändiger Einrichtung waren die hieſigen Bürger in Rotten und Fähnlein eingetheilt. Anführer eines ſolchen Fähnleins war auch Romeias geworden und, daſſelbe ſtets in kriegeriſcher Uebung zu erhalten, unternahm er mit ihm bald da, bald dorthin, bald als Freund, bald als Feind, Streifzüge in die benachbarten Orte, je nachdem ſie mit den Villingern auf friedlichem oder feindlichem Fuße ſtanden. Die andern Rottenmeiſter trieben es nicht viel beſſer, doch war Keiner ſo gefürchtet auf weit und breit, wie unſer Held. So bekriegten ſie die Städte Haslach, Hornberg, Rotweil ꝛc. und nahmen an Beute weg, was ihnen gefiel, wenn ſie den Sieg errungen hatten.

In einem ſolchen Strauße mit der benachbarten Stadt Rotweil zeichnete ſich nun Romeias durch ein Kraftſtück aus, das ihm den Ehrennamen „der Villinger Simſon" auf ewige Zeiten erworben hat. Bei nächtlicher Weile ſchlich er ſich, von der Dunkelheit begünſtigt, durch den Graben watend, dicht an das Stadtthor, ſchlug mit einigen Streichen die Wachen nieder, mit ein Paar andern das Thor ein, hob den einen ſchweren hölzernen Flügel deſſelben aus, lud ihn auf ſeine Schultern und trug ihn, ohne nur einmal auszuruhen, im Triumphe bis auf den Stumpen, einen zwiſchen Villingen und Rotweil gelegenen Berg, wo er ihn als Siegesdenkmal aufſtellte.

Auf ſolchen Zügen wurde geraubt und gebrandſchatzt, daß es oft ein Greuel war; zugleich verſchmähten dieſe Rotten nicht, das edle Handwerk der Wegelagerei zu treiben, das ſie

den Rittern trefflich abgelernt hatten. Eine ſchöne Glocke auf einem der Thürme des Villinger Münſters iſt die Beutefrucht eines derartigen Zuges nach Düningen, einem drei Stunden von da gelegenen Würtembergiſchen Dorfe.

Bei der unbeſchränkten Freiheitsliebe und Streitluſt, die Romeias' ganzes Weſen erfüllte, konnt' es nicht fehlen, daß er bald in arge Händel nicht nur mit der Nachbarſchaft, ſondern auch mit dem Villinger Stadtrathe ſelbſt gerieth, der ihm nichts recht nach Sinnen machte; beſonders erboßt war er auf eine der erſten Rathsperſonen, auf den Stadtſchreiber und Schultheißen, Hans von Frankfurt genannt, der ihn einmal ziemlich hart zur Strafe gezogen. Er ſuchte ſeine Rache an ihm durch ſolche Stachelreden und thätliche Beſchimpfungen auszulaſſen, daß ſich zuletzt der Magiſtrat genöthigt ſah, dieſen unruhigen Kopf wo möglich unſchädlich zu machen. Am Tage Mariä Empfängniß, im Jahr 1498, ward Romeias auf Befehl des Stadtraths unverſehens gefangen genommen und in das Verließ des Michaels-Feſtungsthurmes, den ſogenannten Diebsthurm, geſperrt. In dieſem Thurme ſieht man noch, 30 Schuh über dem Fundamente, in der Mitte des dicken Holzbodens ein Loch, durch welches unſer Held hinuntergelaſſen wurde und durch welches er auch ſeine Nahrung, wie es heißt, ein ganzes gebratenes Kalb täglich, erhalten haben ſoll. Romeias aber machte ſich die abgenagten Knochen trefflich zu Nutze; er ſammelte ſich binnen kurzer Zeit einen ſolchen Vorrath davon, daß er ſich eine Art von Stiege, die er in die Mauerritzen und gebohrten Löcher ſeiner Kerkermauer einkeilte, verfertigen und darauf bis zur Decke klettern konnte. Allein da das erwähnte Loch in der Mitte derſelben, durch welches ihm ſeine Koſt herabgelaſſen wurde, noch ohngefähr 12 Schuhe vom Saume der Mauer entfernt war, gelang es ihm doch nicht, auf dieſe Weiſe zu entkommen. Dazu verhalf ihm hingegen glücklicherweiſe ſein eigener Gefängnißwärter, den er durch Verſprechung reichlichen Lohnes zu beſtechen wußte. Dieſer ſteckte ihm die nöthigen Inſtrumente zu, um den Bohlenboden, welcher die Decke ſeines Verließes bildete, zu durchbrechen. Aus dem Thurme, der an der Stadtmauer ſteht, entfloh nun Romeias, auf dem ſogenannten Umlauf an der Ringmauer, nach St. Johann, einer ehemaligen Com-

mende des Teutſchherren-Ordens, in die ſogenannte Freiheit. (Ort, in welchem Verfolgte freies Aſylrecht genoſſen.) Da ihm dort der Stadtrath nichts anhaben konnte, beſchloß er, mit ihm zu kapituliren. Wirklich fügte ſich Romeias den geſtellten Bedingungen, ſchwor ſein unordentliches Leben ab und erhielt bis auf ſeinen Tod den Genuß der ſogenannten weißen Pfründe im heiligen Geiſt-Spitale, in deſſen Kirchlein, wo heut zu Tage das Kornhaus ſteht, er auch begraben wurde. *)

Auszug aus Heinrich Hug's Villinger Chronik.

„Item A. D. 1498 auf Concept. Mariæ, da ward Einer gefangen, der hieß Romeyus Man und ward gelegt in den Diebsthurm von wegen etlicher Reden, die er gegen den Stadtſchreiber und den Schultheißen Hans von Frankfurt getrieben ſollte haben; und lag im Thurm bis Weihnachten, da hatte man einen gebotenen und zuſammengeläuteten Rath, und ward mit dem Mehr erkannt, daß er (Romeyus) ſein Leben mit einem Stück Brot und Waſſer in dem Thurm aufgeben und beſchließen ſollte; was aber ihm ſeine Freunde und gute Gönner um Gottes Willen gäben, das möchte man wohl leiden. Da gaben ihm dieſelben je einen um den andern Tag im Thurm zu eſſen, und auch der gemeine Mann hatte groß Mitleiden mit ihm, aber es mocht ihm nit zu Hülf kommen. Und begab ſich hernach in der Faſten, daß des Herzogs von Bayern Zeug allhieher kam. Der wollte in's Hoch-Burgund reiten; dem zeigten fromme Leut an und hielten ihm des Romeyus Sache für, warum er alſo hart gefangen war; dazumal baten für ihn drei Grafen, auch ſieben Ritter und Freiherrn ꝛc. Aber es half Alles nichts; ein ehrſamer Rath vermeinte, er müßte im Thurm ſterben, nach Ihrer Erkenntniß, und ließen ein Brück (Blockhaus) aus eichenen Fleckling (Planken) in den Thurm machen und verwahrten ihn gar wohl, daß ihm kein Menſch von dannen helfen möchte. Da rief er Jeſum Chriſtum, auch Maria die Mutter Gottes und alle ſeine liebe Heiligen alſo getreulich an, und lugte dabei was ihm gut ſeyn mochte. Indem ſo wurde ihm ein Meſſerlein eines Fingers lang in den Thurm geſchafft, damit brachte er mit Hülfe des Allmächtigen alſo viel zuwegen, daß er einen Spreißen (Riß) nach dem andern in die Mauern brachte, bis er oben an die Bühne kam, da hatt' er große Noth, denn die Balken all gar groß und eichene Fleckling waren Er arbeitete aber ſo ſtreng Nachts mit dem Meſſerlein und trieb es alſo lang bis an unſers Herrn Frohnleichnams Abend

*) Von dieſem Berichte, den ich der gütigen brieflichen Originalmittheilung des Herrn Chorregent Dürr zu Villingen verdanke, weicht in einigen Punkten die Erzählung von Romeias' Gefangenſchaft ab, welche ſich in der handſchriftlichen Chronik des Heinrich Hug von Villingen (im Beſitz des Generallandes-Archivs zu Carlsruhe) befindet. Ich laſſe ſie, vergleichshalber, in moderniſirter Abſchrift hier folgen.

Anm. des Herausg.

um die eilfte Stunde im Tag, da war er auf der Bühne des Thurms und rüſtete ſich mit den Seilen, die daſelbſten lagen und da es Nacht war zwiſchen 10 — 11 Uhr, da hatt' er ſich ganz gerüſtet und ließ ſich zu einer Baye oder Laden hinaus herab an einem Seil, bis auf das Däch-lein, ſo vorm Thurm iſt, und ſprang dann hinab auf die Dillen, ſo da-mals daſelbſten lagen; er hatte aber vorher große Klötze hinausgeworfen, die er ausgegraben im Thurm; die trug er mit ſich gen Sankt Johannes, allwo der eine noch liegt in dem Chor; den andern hat er mit ſich gen St. Wolfgang in's Bayerland getragen. Und do er gen St. Johannes kam, da war es das allergrößte Wnnder, das je gehört ward, daß er aus ſeinem harten Gefängniß ſollte kommen ſeyn und ging Jedermann zu ihm und lobten Gott; aber Keiner kam zu ihm, der aus dem Rath oder ein Rathsfreund war; zudem ward auch der Werkmeiſter (des Blockhauſes) in den Bickenkäſig*) gelegt und ihrer viel deßwegen gefangen. Aber der Werkmeiſter brach auch aus und kam auch gen St. Johannes, wollt' er aber gerichtet (ſeine Sache geſchlichtet haben) ſeyn, ſo mußte er dem Rath 20 Gulden geben. Und den Thurmhüter fing man auch; es konnt' aber Niemand erfahren, wer dem Romeyus das Zeng gegeben hatte, da-mit er hatt' können ausbrechen. Es legte auch ein ehrſamer Rath einen großen Koſten auf ihn, mit Hut und Wartung, und hatte großen Anſchlag, ihn aus der Freiheit (Aſyl) zu nehmen. Aber auf St. Urbans Abend, da kam ein ſo großes Schneegeſtümes Wetter, daß Jedermann ſeiner Behauſung beſorgen mußte. Als aber Romeyus Man ſolches gewahr wurde, da ſtieg er aus dem Kirchlein hinaus und kam hinweg und be-gehrte Rechts; aber man ward mit ihm gerecht (verglich ſich mit ihm) um alle Sachen und gab ihm ein ehrſamer Rath all ſeine Verſchreibung hinaus und noch Geld dazu und er durfte wandeln, wohin er wollt. — Er war ein wunderbarlicher Menſch, daß ſeine Sachen nicht zu beſchreiben ſind; denn er war ein Kriegsmann von Jugend auf und hat große Sachen gethan und verrichtet ſeiner Tage.

Und darnach im 1499er Jahr fing der Schweitzerkrieg an, da lag Romeyus Man auf einem Schloß hieß Kiſſaberg bei Waldshut; damals hielt er ſich alſo mannlich und redlich, daß ihm der König allhier (in Villingen) im Spital in der oberen Stuben eine Pfründe gab. Die war ihm (wie wohl zu glauben) viel lieber als die einſtige Pfründe im Diebsthurm, die ihm ein ehrſamer Rath zuvor verſprochen. — Es iſt und kann nicht Alles von ſeinem Thun und Laſſen beſchrieben werden.

Inſchrift an der Villinger Stadtmauer vor dem Rotweiler Thore zu dem Freskobilde des Romeias.**)

Als man zählt 1498 Jahr
Hat hier gelebt, glaubt fürwahr,
Ein Wundermann, Romeyas genannt,

*) Eine Art Gefängniß auf dem Bickenthor.

**) Sowohl das Rieſenbild als obige Verſe, welche der Herausgeber der freundlichen Mittheilung des Herrn Hofpredigers Becker von Donaueſchingen zu danken hat, ſollen bereits ſeit einigen Jahren von der Villinger Stadtmauer verſchwunden ſeyn.

Im ganzen Land gar wohl bekannt.
Nachdem er ritterliche Thaten vollbracht,
Sein Stärke ihn verführet hat,
Fing an ſeine Obrigkeit zu ſchelten,
Deſſen mußt er im Thurn entgelten.
Broch wunderlich mit Liſt daraus
Und floh in Sanct Johanniſer Haus,
Allda noch ein Balken zu finden,
Welchen Romeyas dahin tragen konnte;
Wagt ſich hernach über d'Mauern n'aus
Belagert Kuſenberg, das feſte Haus,
Das er in wenig Zeit eingenommen,
Daher wiederum Gnad bekommen,
Daß im Spital bis an das Grab
Die Herren=Pfrund ihm geben ward,
Endigt alſo in Ruh ſein Leben.
Gott woll' uns allen den Frieden geben!

Das Rad auf dem Villinger Rathhaus.

„Anno 1562 auf Montag in der Kreuzwoche (4. Mai) hat des Fürlins Tochtermann allhier ein neues Rad gemacht, das wärſchaft iſt und hat's denſelben Tag von hier (Villingen) gen Rothweil getrieben und wieder herüber und verzecht, was das Rad werth war, Alles an einem Tage. Es hatt eine Wette gegolten; Martin Billing hatt eine Krone und Mattheus Schüttle, der Metzger, einen Thaler geſetzt. Der Wagner hat's gewonnen und hat ihm ein ehrſamer Rath einen Gulden darzu geſchenkt und iſt daſſelbige Rad noch auf den heutigen Tag allhier auf dem Rathhaus zu ſehen."

(Aus der handſchriftlichen Chronik von Heinrich Hug in Villingen.)

Der zauberiſche Pater.

Der noch während der Belagerung von 1633 in Villingen lebende Franziskanermönch Pater Ludovikus Ungelehrt ſoll ein ausgezeichneter Phyſiker, beſonders in der Magie bewandert, geweſen ſeyn.

Dieſer Mann hatte ſich nach beſonderem Mechanismus ein Pferdchen verfertigt, das, ausgenommen das Haberfreſſen, alle

Eigenſchaften eines Pferdes beſaß. Ein Jude machte nun einen Handel mit dem Pater, welcher die einzige Bedingung beifügte, daß das Pferd niemals in's Waſſer gelaſſen werden dürfe. Der Jude ſchwang ſich nach geſchloſſenem Kauf friſch zu Pferde und ritt zur Stadt hinaus. Beim Anblick des Briegflußes konnte er doch dem Kitzel nicht widerſtehen, durch denſelben zu reiten, um zu ſehen, was dies auf ſein Pferd für eine Wirkung haben werde. Gedacht, gethan: Doch ſiehe! in der Mitte des Waſſers fühlt er ſich auf einmal ohne Bewegung und ſieht ſich, ſtatt auf dem Pferd, auf einem Bund Stroh ſitzen. Mit Zetergeſchrei eilt er in's Kloſter zurück und fragt nach dem Pater Ungelehrt, der ihn ſo ſchrecklich betrogen habe. Der Pater, dies vorausſehend, hatte ſich auf's Bette gelegt und einen Fuß herausgeſtreckt, während er ſich dabei ſtellte, als ob er in tiefem Schlafe liege. Umſonſt war alles Rufen des Juden, um den Schläfer zu wecken. Endlich zog er am hervorgeſtreckten Fuße deſſelben aus Leibeskräften: aber wehe! Der Fuß blieb in den Händen des Juden, der ihn fallen ließ und voll Entſetzen davon rannte.

Die Kreuzvögel.

Im vorigen Jahrhundert hatten die Villinger in der ganzen Umgegend den Spitznamen Kreuzvögel; dies verhielt ſich wie folgt:

In den Wieſen vor dem Riedthore entdeckte man einſt im Gehäge bei der Brunnenſtube ein ungemein großes Ei. Die Anzeige wurde ſogleich dem Magiſtrate gemacht und, als ein außergewöhnliches Phänomen, das Ei von demſelben in höchſteigener Perſon erhoben und in die Stadt gebracht. Nun entſtand die große Frage, was in dem Ei verborgen ſeyn möchte und wie man den Inhalt herausbringen könne? Da man kein Thier kannte, welches fähig geweſen wäre, daſſelbe auszubrüten, ſo entſchloß ſich ein wohlweiſer Rath, in höchſteigener Perſon ſich dieſem wichtigen Geſchäfte zu unterziehen. Vom Rathsdiener an bis auf den Bürgermeiſter verlegten ſich nun alle Herren auf das Ausbrüten des räthſelhaften Ei's. Durch die Kraftwärme des wohlbeleibten Conſuls beſeelt, ſprang endlich die Schale auf, und

ein wunderſchöner Kreuzvogel kam zum Vorſchein. Der Magiſtrat hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als alle Stadtthore zuſperren zu laſſen, um das Entfliehen des Vogels zu verhindern.

(Beide obige Sagen aus brieflicher Mittheilung des Herrn Chorregenten Dürr zu Villingen.)

Volksſagen aus der Baar.

(Originalmittheilung von Herrn Gymnaſialdirektor Dr. Fickler in Donaueſchingen.)

I.

Ruchtraut von Allmendshofen und die Kirche von Miſtelbrunn.

Welcher Bewohner der Baar oder des Schwarzwaldes kennt nicht das kleine Dorf Miſtelbrunn, welches von den letzten Abhängen des Schwarzwaldes über die ſchwäbiſche Hochebene der Donauquellen herabblickt? Dunkler Tannenwald ſäumt von drei Seiten es ein und fügt zu dem, an die heilige Miſtel erinnernden Namen ſeltſame Ahnungen einer großen Vergangenheit, welche ſich unter Andern auch zu der Volksſage geſtalteten, daß unfern des Ortes, wo das Gebirg in jähem Abfalle in das Thal der Brege ſich ſenkt, einſt eine Stadt geſtanden: Laubenhauſen, durch Handel mächtig und blühend, lange bevor die Zähringer ſich Villingen erbauten. — In der That zeugen auch die Hünengräber, welche man eine halbe Stunde gegen Oſten bei dem heutigen Sebaſtianskreuz unfern Hubertshofen entdeckte, eben ſo wie die nicht allzuferne Hügelſtätte auf der Windiſtelle bei Waldhauſen, für ältern Anbau der rauhen Gegend, als man anzunehmen geneigt iſt. Die wenigen Häuſer Miſtelbrunns aber reihen ſich um eine Kapelle, die einſtens um die Hälfte größer geweſen ſeyn ſoll, bis Unluſt, dieſelbe in baulichen Ehren zu halten, ſie dem geringern Bedürfniſſe an Raum anpaßte. Das Innere zeigt eben nichts Merkwürdiges, außer einem löſchpapiernen Bruſtbilde des heiligen Markus, welches an der Stelle eines ſteinernen ſteht, das einſtens nach Bräunlingen in feierlichem Umzuge getragen und hier oder dort in einen Brunnen getaucht wurde, — wie alte Leute noch wiſſen wollen, — um naſſe oder trockene Witterung zu erflehen. Eine Votivtafel nehme ich aus, welche eine Waldkirche darſtellt, gegen die ein Paar

Ochſen aus einem Dorfe heraus einen Sarg führen, von Fackelträgern umgeben. Die Erzählung davon im Volksmunde lautet alſo: In alten Zeiten haben in dem Dorfe Allmendshofen bei Donaueſchingen reiche Ritter gewohnt, denen faſt die ganze Gegend gehörte. Einer von ihnen hatte eine Tochter, Ruchtrud mit Namen, welche an frommer Geſinnung die Ihrigen weit übertraf. So weit ging ihre Frömmigkeit, daß ſie mit der Andacht in ihrer Schloßkapelle ſich nicht begnügte, ſondern mitten in der Nacht vom Lager ſich erhob und ihrer zarten Füße nicht ſchonte, um vor Tagesanbruch dem Frühgottesdienſte anzuwohnen, welchen in der drei Stunden entfernten Kirche von Miſtelbrunn ein frommer Prieſter hielt. Damals aber deckte die ganze Gegend dichter Wald, wovon die wenigen Tannen des Haſenwäldchens bei der Allmendshofer Ziegelhütte die letzten Zeugen ſind. Doch wie die Jungfrau ohne Vorwiſſen der Eltern ihre Andacht verrichtete, ſo mußte ſie auch ohne Begleitung den ſchaurigen Weg antreten. So wie ſie aber zum erſten Male den Wald betrat, ward es plötzlich helle vor ihren Augen, denn ſiehe! ein Hirſch von ſiebzehn Enden ſtund vor ihr; auf jeder Zacke ſeines Geweihes flammte ein Licht, und er geleitete ſie durch des Waldes Dickicht den geradeſten Weg, bis von der heiligen Stätte die erleuchteten Kirchenfenſter ihr entgegen glänzten. Und oftmals machte ſie den Weg in lauen Sommernächten und oft über den kniſternden Schnee der winterlichen Gegend; aber immer ging leuchtend und begleitend der Hirſch vor ihr her. Endlich kam die Zeit, da ſie, nicht mehr in der Kirche von Miſtelbrunn, ſondern vor dem Throne der Herrlichkeit ſelbſt Gott anſchauen ſollte. Da ließ ſie die Ihrigen an das Todbette kommen und nahm ihnen das Verſprechen ab, ſie nicht in der Familiengruft, ſondern dort zu begraben, wo es Gottes Wille ſey. Da legten ſie nach ihrem Hinſcheiden den Todtenbaum auf einen Wagen und ſpannten dieſem zwei des Joches ungewohnte Stiere vor und überließen ihnen, zu gehen, wohin ſie wollten. Die Leidtragenden aber und ganz Allmendshofen, denn Alle hatten das fromme Fräulein lieb gehabt, folgten von ferne nach.

Und ſiehe! die Thiere zogen durch Dick und Dünn den geraden Weg durch den Wald, und als ſie vor der Kirche zu Miſtelbrunn angelangt waren, legten ſie ſich vor dem Kirchhof

nieder. Die Ihrigen aber begruben ſie in derſelben Kirche und als die Herren von Allmendshofen ſchon lange ausgeſtorben waren, gedachten die armen Leute des Dorfes immer noch der frommen Ruchtrud und ehrten ihr Gedächtniß durch ein Votivbild. Wirklich läßt ſich auch auf der Votivtafel an der Kirche des abgebildeten Dorfes der Thurm von Allmendshofen nicht verkennen und die Tafel ſelbſt trägt folgende gereimte Inſchrift:

Rucht-Traut von Allmendshofen war mein Nam
Aus Andacht und Geids (Begier) Gottes ich nemlich kam
In dieſe Kirchen in vil Zeit zur Nacht
Herzue ein Hirſch mein hat guot acht
Von Gott aus gnaden zuo geſandt
Zu ſolcher Fahrt mir fleißig gant
Darum wie Gott bis an mein End
All meine Sachen glücklich gwendt
Darnach zwei Stier des jochs nit gwan
Mich hieher gefiert ohn ein Fuhrmann.
Da ich dann ruohe in diſem Grab
Und wart des Herrn jngſten Tag
Als man zelt in der Zeit zwar 1584 iar.
Verneuert von der gemeind allmendshofen 1775 iar.

Die hiſtoriſche Kritik der Sage iſt nicht leicht. Zwar hat es allerdings ein reichbegütertes Geſchlecht der Herrn von Allmendshofen gegeben, deſſen urkundliches Vorkommen und Erwähnung im Seelenbuche des Kloſters Maria Hof (S. die Beil. zum Herbſtprogramm des Gymnaſiums in Donaueſchingen, 1845) bis zum Ende des 16. Jahrhunderts reicht. Auch das iſt gewiß, daß im Geiſte der Zeit, beſonders unter den weiblichen Sprößlingen, die Andacht beſonders gepflegt wurde, wie denn eine große Anzahl derſelben in dem oben erwähnten Kloſter den Schleier nahmen.

Allein die Hauptſchwierigkeit liegt in der Oertlichkeit. Angenommen, das Bedürfniß der Andacht habe die Jungfrau in eine auswärtige Pfarre geführt — und die nahe alte Pfarrkirche von Eſchingen habe ihr nicht genügt; — warum beſuchte ſie nicht Hüfingen, wohin ſeit dem 14. Jahrhundert Allmendshofen eingepfarrt war; oder wenn die Begebenheit in noch frühere Zeit fällt, Bräunlingen, die Mutterkirche von Hüfingen und Allmendshofen, durch welche Stadt ſogar der Weg nach Miſtelbrunn führt, welch letzterer Ort zwar wohl auch eine alte und — nach dem Namen des heiligen Markus Schutzheiligen zu ſchließen — von dem Kloſter Reichenau nach 930 (als dem Erhebungsjahre des Heiligen) begabte Kirche hatte, die aber ſicher nur Tochterkirche von Bräunlingen war.

Vielleicht hebt ſich die Schwierigkeit, wenn man annimmt, die durch die Sage Gefeierte habe in der Burg von Brucken, bei Wolterdingen, gewohnt, welche im 15. Jahrhundert die Herren von Allmendshofen an Heinrich von Fürſtenberg verkauften; denn dieſe liegt in gerader Richtung von Miſtelbrunn nicht viel weiter entfernt, als von Bräunlingen und Wolterdingen. Die Jahreszahl der Votivtafel bezeichnet nicht wohl das Ereigniß, — wiewohl nach jener Zeit noch das Geſchlecht im Weiberſtamme fortlebte — ſondern die Zeit, da die erſte Gedenktafel geſetzt wurde.

Die wunderbaren Nebenumſtände ſind theils aus der Legende der Ida von Toggenburg, wie ſie jetzt noch im Volksmunde lebt, entlehnt, wie z. B. der Hirſch mit leuchtendem Geweih, theils treffen ſie mit mehreren Legenden zuſammen, wovon wir nur an die vaterländiſche der Stiftung des Kloſters Allerheiligen erinnern. (Siehe „Das Fräulein von Randenburg,“ Seite 112 dieſes Bandes.)

2.

Das Geſpenſt in Donaueſchingen.

Jeder Badener kennt es wohl, das freundliche Städtchen, welches ſich ſo traulich um die junge Donau lagert, — Donaueſchingen, mit ſeinen Schwänen und ſeiner Donauquelle und den Zaubertönen ſeines Mäſtro*) und dem hellen Klange, den der Name ſeines edlen Fürſten in jeder biedern Seele erregt. — Doch wenn Einen in der heiligen Zeit, zwiſchen Advent und Weihnachten, Geſchäfte dahin führten und er ſchritte etwa im ſchwarzen Regenmantel, oder vermummt in den weißen Lammpelz, durch die dunkeln Straßen, — denn ſeit nicht langer Zeit erſt brennen Laternen darin, wenn nicht etwa Mondſchein im Kalender ſteht — dann könnte ihm wohl begegnen, daß ein Vorüberwandelnder, beim Scheine eines erleuchteten Hauſes ihn erblickend, ſich bekreuzte, daß eine Magd mit unterdrücktem Schrei an ihm vorüber flüchtete. Und des andern Tages erzählt man ſich mit geheimem Flüſtern in dem guten Städtchen, der Geiſt gehe wieder um. — Und wer iſt er denn, dieſer „Geiſt“? Es dürfte unter den älteſten Leuten nur Wenige geben, welche mehr über ihn wüßten, als, es ſey ein alter Fürſt von Fürſtenberg geweſen, der die armen Leute gedrückt mit Frohnen und Tagwänen und ihnen ſogar ihr Bischen Feld weggenommen. Darum müſſe er geiſtweis gehen, von der Ziegelhütte beim Weiherhauſe

*) Kalliwoda.

bis zur Kirche und rings um die alte Stadt herum, bis ihm einmal die Stunde der Erlöſung ſchlage.

Und doch iſt es eines der älteſten, vornehmſten und beglaubigtſten Geſpenſter Badens. Der Graf Wernherr von Zimmern nemlich ſagt in ſeiner um 1560 geſchriebenen Chronik, einer ſehr reichhaltigen Quelle für ſchwäbiſche Geſchichte, ganz deutlich, Graf Wolfgang von Fürſtenberg, der um Mitternacht zwiſchen den Jahren 1509 und 1510 ſtarb, ſey dieſes Geſpenſt. Er habe zwiſchen Dürrheim und Donaueſchingen das ſogenannte Weihergut angelegt und dabei des Eigenthums der Donaueſchinger Bürger nicht ſonderlich geſchont, weßwegen er nach dem allgemeinen Glauben der Letztern geſpenſtweiſe umgehen müſſe. — Betrachten wir die Sage vom Standpunkte der geſchichtlichen Kritik, ſo iſt es allerdings auffallend, daß der Volksglaube einem Manne, welchem das Haus Fürſtenberg einen großen Theil ſeiner Herrlichkeit verdankte, welcher, der erſte ſeines Geſchlechtes, von Kaiſer Maximilian, mit dem Orden des goldenen Vließes geſchmückt ward und in ſeinem Rathe und bei ſeinen Heeren keine unbedeutende Stelle bekleidete, eine ſolche Rolle zugetheilt hat.*) — Allein außer ſeiner ungewöhnlichen Sterbeſtunde vereinigte ſich noch Manches, ein geheimnißvolles Grauen um ſeine letzten Tage zu verbreiten. Er war im Feldlager von Padua von ſeiner letzten Krankheit befallen und auf einer „Roßbahre" in's Vaterland zurückgebracht worden und allgemein ging die Sage, die Urſache ſeines Todes ſei das Gift geweſen, welches er in Spanien von der Infantin Iſabelle erhalten, welche ihn zugleich mit ihrem Gemahle in einem Anfalle von Eiferſucht vergiftet habe. (Vergleiche meine Beilage zum Donaueſchinger Gymnaſial-Programm. 1845. S. 16 — 17.)

Die Verbindung ſeines ruheloſen Wanderns nach dem Tode mit dem Gerüchte von Uebervortheilung ſeiner Unterthanen läßt ſich gleichfalls aus der Geſchichte des Ortes Donaueſchingen erklären. Eine Schenkung Königs Arnulf, war derſelbe ſchon im 9. Jahrhundert an die mächtige Abtei Reichenau gekommen,[1]) von dieſer einem gleichnamigen Lehensadel übergeben, aber ſchon im 14. Jahrhundert durch Kauf und Heirath an die Herren

*) Eine ähnliche ungerechte Verwandlung in ein Sagengeſpenſt mußte Herzog Berthold V. v. Zähringen ſich gefallen laſſen. S. „Der verſteinerte Herzog," S. 358. dieſes Bandes.

von Blumberg und Allmendshofen theilweiſe gediehen. So kam er aus wechſelndem Beſitz der Herren von Stein und Habsburg an das Haus Fürſtenberg, und Wolfgang von Fürſtenberg war der erſte, der das um dieſe Zeit aufkommende Recht der Landesherrlichkeit auch hier zu üben anfing. Er dämmte, wie es ſcheint, die Seen, welche ſich noch im 14. Jahrhundert zwiſchen Dürrheim und Donaueſchingen urkundlich vorfinden, zu einem „Weiher" ein. Wenn er das dadurch gewonnene Terrain für ſich anſprach, mochte er theils die Anſprüche des Pfarrers, theils die der Allmend zurückgewieſen, auch andere wohlgelegene Güter von Bedrängten zu günſtiger Zeit angekauft haben, wie er z. B. im Kinzigthale die Noth der Herren von Geroldseck zum Kaufe ihrer Herrſchaften benützte.

[1]) Jenes Esginga bei Dümge, Reg. Bad. S. 80, iſt nicht Riedöſchingen, ſondern, nach den ſpätern Verkäufen zu ſchließen, ſicher Donaueſchingen. Die auf der verfälſchten Urkunde eingetragenen Namen Sontheim und Uffheim ſind ebenfalls nicht, wie D. meinte, im Elſaß, ſondern Auffen und Sunthauſen bei Donaueſchingen. Jenes iſt jetzt noch der Pfarre incorporirt; dieſes hatte Reichenauiſchen Lehensadel, wie aus deſſen Vergabungen zu Allenſpach ſich ſchließen läßt.

3.

Der böſe Graf von Neufürſtenberg und der Esel im Wappen der Stadt Vöhrenbach.

Wenn du von dem zertrümmerten Thurm von Zindelſtein, oder Sindoltſtein, wie es in alten Urkunden heißt, hinabſteigſt in's Bregthal und auf ſeinem ſattgrünen Teppiche am Ufer des rauſchenden Baches gegen Weſten wanderſt, ſo erblickſt du an der Einmündung des Eiſenbacher- und Urach-Thales, auf einem ſteilen Hügel über dem Hammerwerke von Eiſenbach und ſeiner alten Kapelle, die Trümmer einer Burg. Ihr Name iſt Neufürſtenberg und wenn gleich ein gegenüberliegender Berg dem Neugierigen als Altfürſtenberg bezeichnet wird, bleibt ihr Daſeyn dennoch bis zum Ende des 14. Jahrhunderts der Geſchichtsforſchung unbekannt.

Die Volksſage aber bewahrt eine blutige Geſchichte, welche wie ein Geſpenſt an dieſen Mauertrümmern haftet.

Einſt lebte auf der Burg ein wilder Herr, ein Schrecken der Bauern, der ihnen kaum das Bischen Leben und das ſchwarze

harte Brod gönnte, welches ſie von den Haferfeldern gewannen, die ſie den rauhen Bergen abgetrotzt hatten. So weit hatte ſein Uebermuth und ſeine Bedrückungsluſt ſich geſteigert, daß ſie beſchloſſen, ihm an's Leben zu gehen. Wie der Graf durch eine mitleidige Seele von dem wider ihn gefaßten Anſchlag Kunde erhielt, ſuchte er durch Liſt zu entrinnen. Er ging hinab in den Marſtall und ſattelte und zäumte den kräftigſten Hengſt, ſchlug ihm die Hufeiſen verkehrt an die Füße, damit keine Spur ſeine Flucht verrathe und ritt um Mitternacht die Burghalde hinab, in einen Reitermantel gehüllt und die Filzkappe tief in's Geſicht gezogen, als wär' er ein reiſiger Knecht. Und ſchon war er über die Ura gekommen, da hielt ein Trupp Bauern ihn an und ein Mann vom Ruedenberg zog ihm den Filz vom Kopf herab und ſagte: „Seht, das iſt der böſe Graf!" Fielen alsbald die Bürger von Vöhrenbach, denn dieſe waren die lauteſten Schreier dabei, über ihn her, riſſen ihn vom Pferd herunter, ſchlugen ihn und gruben ihre Spieße in ſeine Bruſt. — Aber die andern Grafen von Fürſtenberg wurden Meiſter im Lande und wollten Vöhrenbach von Grund aus vertilgen. Wie es aber eine alte Stadt iſt, die ſchon zu der Heiden Zeit viel Ungemach ausgeſtanden, und, nach einer Weiſſagung der ſieben Frauen, ſchon mehrmals abgebrannt war, erbarmten ſie ſich derſelben wieder. Zur Strafe aber mußten ſie einen Eſel in das Stadtwappen aufnehmen und erſt ſpät erkauften ſie ſich die Erlaubniß, dieſe Schmach wieder aus ihrem Wappen ätzen zu dürfen.

So weit die Sage. Ihr hiſtoriſcher Grund knüpft ſich wohl an die Zerſtörung von Neufürſtenberg, welche zugleich mit der von Zindelſtein im Bauernkriege 1525 erfolgte, als die Schwarzwälder Haufen mit denen aus der Baar und dem Klettgau ſich vereinigten. Damals wurde der Obervogt von Neufürſtenberg unter den Rauchſäulen der brennenden Veſte durch die Spieße gejagt. Merkwürdig iſt es, daß Vöhrenbach, welches durch ſeine (auch von Spindler ſchon dargeſtellte) Legende von den ſieben Schweſtern von Vöhrenbach in die Hunnenzeit hinauf reicht (wiewohl es urkundlich erwieſen im 13. Jahrhundert mit Schönenbach nur ein Filial von Herzogenweiler war) auch in dieſe Sage gezogen wurde. Wahrſcheinlich iſt es allerdings, daß ſeine

Bürger an jenen Unruhen Theil nahmen, und auf einer Tiſchtitel-Urkunde vom Ende des 16. Jahrhunderts findet ſich auch wirklich zum Erſtenmale der Eſel in dem Wappen der Vogtei. Genauerer Aufſchluß iſt mir auf dem Wege geſchichtlicher Forſchung noch nicht geworden.

4.

Die Kreuzkapelle in Geiſingen.

Wer vom Wartenberg zum Städtchen Geiſingen herabſteigt, ſtößt vor den Thoren auf eine Kapelle oder unvollendete Kirche, welche von Linden umgeben, einen recht anmuthigen Anblick bietet, und nur ſeit dem dreißigjährigen Kriege durch das Andenken eines Unglücklichen umdüſtert wird, der an der Schwelle des Heiligthums ſein Leben gewaltſam endigte.

Die Kirche heißt zum Kreuze, oder auch „zum geſchoſſenen Chriſtus" und von den Leuten, welche jährlich zum Erinnerungsfeſte der Stiftung wallfahrten, hört man folgende Erzählung.

Es war im Schwedenkrieg, da ritten eines Nachmittags aus dem Würtembergiſchen mehrere Reiter über Unterbaldingen nach Geiſingen. Unfern des Städtchens ſtund ein Chriſtusbild am Wege, von deſſen bloßen Füßen der Regen ebenſo herabträufelte, als von den Reiterſtiefeln der Soldaten. Da ſchimpfte einer von ihnen, ein Cornet, mit ſchweren Flüchen über das Unwetter und den bodenloſen Weg, und gab dem Chriſtus die Schuld des Reiſeungemachs mit gotteslãſterlichen Worten, und ſpornte ſeine Mähre, bis ſie ſich dem Bilde gegenüber aufſtellte; dann zog er aus der Halfter ſein langes Reiterpiſtol, legte es auf dem linken Arm zum Zielen feſt und wie er abdrückte, drang die Kugel dem Bilde durch die Stirne. Doch alsbald öffnete ſich der Boden unter des Frevlers Füßen und verſchlang ihn ſammt dem Pferde. — Von jähem Schrecken erfaßt, ſprengten ſeine Gefährten mit verhängtem Zügel in die Stadt und erzählten den Bürgern die Wundermäre. Sofort begaben ſich Dieſe mit Kreuz und Fahnen unter dem Vortritt ihrer Prieſter zur Stätte und fanden das Chriſtusbild am alten Orte mit dem Maale ſeiner ſechſten Wunde; — eine Vertiefung aber, ſchon mit Raſen bedeckt, zeigte das Grab, welches den Gotteslãſterer

verſchlungen hatte. Und ſie erhoben das Bild von ſeiner Stelle und brachten es zu ihrer Stadt und bauten eine Kapelle darüber, an dem Platze, wo die jetzige Kirche ſteht. Die Vertiefung welche den Gotteslaͤſterer verſchlang, bezeichnet ein einfaches Kreuz.

(Obige Sage iſt von C. Kaiſer in ſeinen „Liedern vom Bodenſee" S. 223. dichteriſch bearbeitet.)

Die Schächerkatze.

In jenen Zeiten, wo es faſt kein altes Gebäude, keinen Wald noch Feldſtrich gab, in dem nicht irgend ein Geiſt oder Geſpenſt umgehen ſollte, konnt' es nicht fehlen, daß auch in der guten Stadt Hüfingen allerlei derartige Weſen ihren Spuk trieben. Bei Anbruch der Nacht hätte ſich gewiß kein Mädchen mehr auf den ſogenannten Graben hinaus gewagt. Denn hier, wo früher das alte Schloß geſtanden, machte nächtlicherweil ein großer ſchwarzer Hund die Runde und ließ ſich zuweilen auch auf der dortigen Gartenmauer ſitzend ſehen. In wohlunterrichteten Kreiſen wollte man wiſſen, er hüte daſelbſt einen vergrabenen Schatz. Dieſer Cerberus iſt indeſſen in neueren Zeiten verſchwunden und an ſeiner Stelle ſchleicht jetzt, beſonders in der Nähe eines alten Kapellchens oder ſogenannten „Schächers", an der Straße zwiſchen Donaueſchingen und Hüfingen, eine ungeheure ſchwarze Katze umher, die unter dem Namen „die Schächerkatz" von Jedermänniglich in der Gegend gefürchtet wird. Wahrſcheinlich eine Verwandte, oder gar die Großmutter des Teufels, ſcheint ihr die Aufgabe geſtellt zu ſeyn, die frommen Leute, die dort in der Kapelle ihre Andacht verrichten wollen, davon abzuſchrecken und das Bethäuslein in üblen Ruf zu bringen. Manchem Vorübergehenden iſt ſie ſchon zwiſchen die Beine geſprungen und hat ihn zu Falle gebracht; Anderen ſchwang ſie ſich auf den Rücken und krallte ſich in ihren Halskragen feſt; wieder Anderen folgte ſie Schritt für Schritt mit gräulichem Miauen, Ziſchen und Pruhſten eine Strecke nach. Einem Mähder, welcher früh Morgens vor Sonnenaufgang auf der nahgelegenen Mönchswieſe mähte, ſprang ſie mehrmals nacheinander zwiſchen die Hiebe, ohne von der Senſe nur im Ge-

ringſten verletzt zu werden. Als er das Unthier verſcheuchen wollte, ſtellte ſich ihm daſſelbe auf den Hinterpfoten entgegen und er mußte die Flucht ergreifen. Ebenſo wurde ſchon manches verliebte Pärchen, das ſpät Abends vom Donaueſchinger Markte heimkehrte, von der Schächerkatze im zärtlichſten Koſen geſchreckt und ſie konnten nicht genug erzählen von deren feurigen Augen und entſetzlichem Miauen.

Hüfingen. Lucian Reich, Maler.
(Originalmittheilung.)

Das Deckriſchen-Elſele bei Hüfingen.

In den Kunkelſtuben und ſonſtigen abendlichen Zuſammenkünften, welche zur Winterszeit in Hüfingen nach dem allgemeinen Brauche der Baar veranſtaltet werden, wurde früherer Zeit viel vom Deckriſchen-Elſele geplaudert und verhandelt. Dieſes Elſele ſoll ein Waldgeiſt ſeyn, welcher als kleines Weiblein mit „Jüppe“ und „Schihut“ in dem Hüfinger Gemeindewald „Deckriſchen“ ſeit vielen Jahren ſein Weſen treibt. Meiſtens erſchien es den Menſchenkindern, um ſie zu ſchrecken oder zu necken, doch war es auch zuweilen mitleidig und hülfreich. Damit ſoll es, wie alte Leute erzählen, folgende Bewandtniß haben.

Als der unſelige dreißigjährige Krieg ausgekämpft, manches gute alte Recht vergeſſen und verloren, Mancher von Habe, Gut und Heimath vertrieben war und Jeder nur zunächſt für ſich ſelbſt zu ſorgen hatte, gab es nicht ſelten Leute, ja ſelbſt ganze Familien, welche in Wäldern lebten, ohne in irgend einer Gemeinde Heimathrecht zu beſitzen. In dieſer Zeit hauſte in dem obgenannten Walde bei Hüfingen ein Weiblein, Niemand wußte woher es ſtammte; an einſamer, ſchwer zugänglicher Stelle, unter finſtern Tannen bewohnte ſie eine ärmliche Hütte. Den Sommer über ſammelte ſie Kräuter, die ſie an die Apotheker oder Doctoren der Umgegend verkaufte. Nur beim grimmigſten Winterwetter kam ſie in's Städtlein, Obdach und Nahrung erbettelnd. Man bot aus freien Stücken nichts an, wagte aber auch nicht, ſie abzuweiſen, da ſie halb und halb im Geruche der Zauberei ſtand. Ihr aber gar Sitz und

Heimathsrecht in der Gemeinde zu gewähren, fiel noch weniger Jemanden ein. Denn die ehemaligen Gemeindeverfaſſungen waren allgemein in dieſem Punkte hart und ſtreng, hatte man ja ohnehin Leute genug, welche, wie man zu ſagen pflegte, „der Gemeinde zur Laſt fielen.“ Viele Jahre lang lebte nun das Elſele, oder, wie man es von ſeinem Aufenthalt nannte, das Deckriſchen-Elſele, ſo vor ſich hin. Endlich blieb es aber aus; auch beim gräßlichſten Unwetter kam ſie nicht mehr in's Städtlein und man vermuthete, daß ſie geſtorben ſei; Niemand aber wußte von ihrer Todesart etwas Näheres anzugeben. Ihre Hütte zerfiel und Jedermann war froh, ſie los zu ſeyn. —

Doch bald ſollt' es Anders kommen. Bald hieß es allgemein, das Elſele gehe im Walde „geiſtweis“; man erzählte von mancherlei Schabernack, den ſie den Leuten anthue. Der Wald kam in Verruf, und wer etwas darin zu thun hatte, machte, daß er vor Sonnenuntergang heim kam, ebenſo Diejenigen, welche die Straße, die durch Deckriſchen führt, paſſiren mußten. Hatten z. B. die wohlweiſen Rathsglieder der Stadt etwas im Walde zu ſchaffen oder zu beaugenſcheinigen, und es rauſchte was im Gebüſch und ein Weiblein huſchte vorüber, oder ſie wollten, um ihr auszuweichen, einen andern Heimweg einſchlagen, ſo konnt' es leicht geſchehen, daß ſie nach langem Umhertappen den Weg verloren und an ganz entgegengeſetzter Stelle des Waldes herauskamen.

Einem Krämer, der oft mit einem Eſel-beſpannten Wägelein durch dieſen Wald fuhr, begegnete ſchon häufig, daß ſein Thierlein auf einmal „ſtättig“ wurde, zu keuchen und ſchwitzen begann und zuletzt den ganzen Kram umwarf, worauf gewöhnlich ein kleines Weiblein lachend in den Wald hinein ſprang. Manchem Wanderer hockte es auf den Rücken und ließ ſich tragen bis wo der Wald ein Ende hatte.

Ein Holzhauer ſah es einſt über einen hohen, an einem andern Baume lehnenden Windfall in kühnem Sprunge ſetzen. Oft erblickte der Jäger tief im Walde an der höchſten Tanne ein Paar zierlich geflochtene Zöpfe und entfernte ſich ſchweigend, denn er wußte, in weſſen Nachbarſchaft er ſich befand. Zuweilen ſahen Schnitterinnen ein Weiblein aus dem Walde kommen, auf den Platz, wo ihre Hüte und ſonſtigen Kleidungsſtücke lagen, zuge-

hen, eiligſt Alles zuſammen raffen und mit der Beute in den Wald hinein ſpringen. Wenn ſie nun ſchreiend und ſcheltend an die Stelle eilten, lag noch Alles unberührt am Platze. Auch ſahen ſie es oft nach Sonnenuntergang über die Kornfelder dahin tanzen.

Armen Leuten ſoll es ſich meiſtentheils hülfreich erwieſen haben; oft half es alten Leuten beim Holzleſen, oder zeigte Kindern, welche um Erdbeeren zu gewinnen in den Wald kamen, die beſten Plätze.

So trieb es ſein Weſen bis nach dem letzten Kriege, von wo an ſein Erſcheinen ſelten und ſeltener wurde und zuletzt ganz aufhörte. Iſt es vielleicht durch die milderen neuen Geſetze, welche Niemanden mehr vom Heimathsrecht ausſchließen „verlößt“ oder zur Ruhe gebracht worden? So viel iſt gewiß: in Hüfingen leben noch alte Leute, die ſie perſönlich gekannt und geſehen haben wollen. Von Jahr zu Jahr wird aber die Zahl dieſer ehrwürdigen Bekannten kleiner, und bald wird nach deren Tode auch die Sage verklungen ſeyn. —

Hüfingen. Lucian Reich.
(Originalmittheilung.)

Das weiße Fräulein von Kallenberg.

Groß iſt die Ueberraſchung, wenn der Wanderer, über die weite Fläche von Neuhauſen herüber gekommen, plötzlich an den ſchroffen Felſenabhängen des hier noch ſehr ſchmalen Donauthales ſteht; denn jenſeits dehnt ſich, gleichfalls wieder mit vielen Ortſchaften, die weite Ebene aus und nichts ließ hier ſo viele Schluchten vermuthen. Durch eine derſelben gelangt man auf den Vorſprung, auf welchem die Trümmer von Kallenberg liegen. Unerſchütterlich erhebt ſich noch auf der äußerſten Spitze des Waldfelſens der vierſeitige Thurm, rings von eingeſtürzten Mauern umgeben. Dieſer Thurm, — erzählt die Sage — verſchließt noch unermeßliche Schätze, die ein Ritter als Beute mit ſich gebracht aus den heidniſchen Nordlanden, wo er für das Kreuz geſtritten. Während des Ritters Abweſenheit hatte aber der ſchmucke Mühlknappe im Thale das Herz ſeines einzigen Kindes geraubt; in der Verzweiflung über dieſe

Schande mißhandelte der kaum zurückgekehrte Ritter die Tochter und stieß ſie aus der Veſte. Ihre Leiche wurde am folgenden Morgen vor dem Stabgitter des Mühlgangs gefunden. Bald ergriff aber Reue über ſeine grauſame That das Herz des Vaters und verdüſterte ſeinen Sinn, der jetzt nur noch darauf gerichtet war, ſeine Schätze zu vermehren und dieſelben in den tiefen Gewölben des Thurmes zu hüten; die Thore der Burg blieben von nun an jedem Beſuche verſchloſſen und nur zur Plage ſeiner Vaſallen ſtieg noch der Ritter zuweilen aus ſeinem Felſenhorſte hernieder. Nun ſchwebt in mondhellen Nächten, gleich einer Najade, des unglücklichen Fräuleins weißer Schatten der Donau entlang gegen die Mühle; während eine hohe finſtre Geſtalt an den jenſeitigen Felswänden auf- und abſteigt und die Hände ringt. Wagt es aber einmal ein Habſüchtiger, in der Mitternachtſtunde zu dem Thurme hinauf zu klimmen, um die Schätze zu ſuchen, dann naht ihm die ſchwarze Geſtalt und droht ihm mit furchtbar glühenden Blicken; ja, ein Hirte, der keck genug war, einſt die Zinne des Thurmes zu erklettern, ſtürzte ſinnesverwirrt hinunter in die Tiefe. Dagegen waltet des Fräuleins ſanfter Geiſt ſichtbar ſchirmend über den Frauen und Töchtern der Mühle; beſonders hold iſt ſie den Liebespärchen von unwandelbarer Treue; oft ſchon ſtand ſie auch braven Frauen in Geburtsnöthen bei, wenn die Hebamme nicht ſchnell genug von Lieberdingen oder Krähenheimſtetten herüber kommen konnte.

(Vergl. Max von Ring's: „Maleriſche Anſichten der Ritterburgen Teutſchlands.“ 6. Heft.)

Der Schwede zu Wildenſtein.

Nicht weit vom Fürſtenbergiſchen Pfarrdorfe Leiberdingen, (Amt Mößkirch) liegt das Schloß Wildenſtein auf einem ſteilen, etwa 80 Fuß hohen Felſenkegel in der Donau; durch eine Zugbrücke iſt das ſehr feſte Gebäude mit dem Ufer verbunden; auch führte vor Zeiten ein bedeckter Gang von der Feſtung aus in das Thal hinunter. Seit 1642 gehört das Schloß zur Fürſtenbergiſchen Standesherrſchaft und hatte im 17. Jahrhunderte öfters eine Beſatzung.

Während die Schweden im Auguſt 1642 den Hohentwiel beſetzt hielten, kam einer der kühnſten ihrer Unterofficiere, der zufällig mit einigen ſeiner Leute dieſe Gegend durchſtreifte, auf den Gedanken, die Veſte Wildenſtein zu erobern, denn er hatte vernommen, daß die Fürſtenbergiſchen Beamten, welche damals auf dem Schloſſe wohnten, mit den wenigen Soldaten, welche deſſen Wache bildeten, nach Mößkirch gegangen waren, um dort die Meſſe zu hören, und daß nur die Frauen und Kinder ſich noch im Schloſſe befänden. Da beſann ſich der vermeſſene Schwede nicht lange. Auf einer ſchwachen Leiter ſtieg er zur Zugbrücke hinüber, kletterte ſodann an deren Kettenwerk hinauf und wand daſſelbe mit kräftigen Armen aus den feſten Angeln, ſo daß die Brücke fiel, worauf er mit drei ſeiner Genoſſen in das Schloß eindrang. Sein furchtbares Aeußere, — die Bewohner der Gegend nannten ihn nur den Schwarzen — hatte die Frauen ſo ſehr in Schrecken verſetzt, daß ſie nicht einmal das Thor zu ſchließen gewagt. Den Eroberer verlockte die reiche Beute, die er hier vorfand und, ſey es nun, um nicht theilen zu müſſen, oder aus Furcht vor der Rückkehr der Feinde, er ſchloß ſich eiligſt mit ſeinen drei Auserwählten in die Veſte ein, ohne die Andern zu rufen, welche ſich indeſſen in dem Walde verborgen gehalten. Wirklich kehrten auch die Beamten mit ihren Soldaten bald aus Mößkirch zurück und begannen, da ſie das Schloß in fremden Händen fanden, mit Zuziehung benachbarter Garniſonen, den Angriff auf daſſelbe; da erbot der eingeſchloſſene Schwede die Uebergabe unter der Bedingung, daß er und ſeine Begleiter mit ſich fortnehmen dürften, was ſie forttragen könnten. Dies ward geſtattet und er brachte großen Reichthum mit auf den Hohentwiel, wo er jedoch nur mit Mühe ſich einem ſchweren Strafurtheil entzog.

(Vergl. Max v. Rings: „Maleriſche Anſichten der Ritterburgen Teutſchlands 6. Heft.)

Kinzigthal und Seitenthäler.

Wie der Teufel und ein Weib miteinander das Städlein Schiltach verbrennen.*)

Es iſt ein alt Sprichwort: wohin der Teufel nicht kommen kann, dahin ſchickt er ein alt Weib. Wie das Sprichwort entſtanden iſt, weiß ich nicht und muß mich faſt darüber wundern, warum gerade nur die alten Weiber zu Werkzeugen des Teufels auserſehen ſeyn ſollten, da ſie doch bekanntlich zum andächtigen Geſchlechte gehören.

Im Jahr 1533 Donnerſtag vor Oſtern (fiel damals auf den 13. April) brannte das im obern Kinzigthale gelegene Städtlein Schiltach ganz ab. Wie das zugegangen ſey, das haben ehrliche Bürger von da, gleich nach dem Ereigniſſe dahier, vor geſeſſenem Rath erzählt, von dem es Einer gehört und ſeinem guten Freunde mitgetheilt hat, von dem ich es erfahren habe. Der Salmenwirth zu Schiltach ſaß am Abend jenes Tages in ſeiner Wirthsſtube und ſein Knecht bei ihm, von dem er ſich über die heutigen Vorfälle im Haus, Stall und Scheune referiren ließ. Auf einmal hört er vor der Thür ein ſonderbares Geziſch und Gepfeife. „Hans, was iſt das?“ fragt er den Hausknecht, „haſt du's gehört? Es ſind fremde Leute im Haus. Die Sache iſt nicht richtig. Laß uns nachſehen!“

Auf der Stelle muß Hans die große Hauslaterne zurichten und mit ſeinem Meiſter Hausgang, Stall und Keller und jeden Winkel unten im Hauſe viſitiren. Aber es fand ſich nichts.

„Riegle mir alle Thüren wohl zu und vermach' alle Läden, Hans, damit uns kein Schelm in's Haus komme, denn das

Land lauft jetzt voll liederlichen Volks.“ Der Hausknecht verſicherte, es ſey bereits Alles gut geſchloſſen und verwahrt und damit beruhigte ſich der Wirth, der nun ſein Hausexamen mit dem Knechte wieder fortſetzte. Kaum hatte er einige Minuten damit zugebracht, ſiehe da, ſo ziſcht und wiſperts wieder ganz vernehmlich, aber nicht mehr unten im Hauſe, ſondern im obern Stocke.

Nun ward die Viſitation wiederholt und weil man denn doch nicht wiſſen konnte, was man da oben antreffen würde, ſo bewaffnete ſich Hans, der Hausknecht, dieſes Mal mit der alten Hellebarde, die ein Inventariumſtück des Hauſes war und immer unter der Stiege aufbewahrt wurde. Der Salmenwirth aber nahm den Haushund, Türk genannt, mit ſich und in die Hand ſein Schwert, das er als Hauptmann der ehrſamen Bürgerſchaft zum letztenmal trug, als die Landſchaft gegen den Herzog Ulrich ſich erhob und ihn zwang, ſein Land mit dem Rücken anzuſehen. Alſo gerüſtet ſtiegen Beide die Stiege hinauf, den treuen Türk als Vorplänkler vorausſendend, um bei Zeiten ſich in Poſitur ſetzen zu können, wenn derſelbe anſchlagen und etwas Verdächtiges entdecken ſollte.

Dieſes tapfere Kleeblatt durchſuchte nun alle Gemächer des zweiten Stockes, und der Hausknecht Hans bewies bei dieſer Gelegenheit ungemeine Geiſtesgegenwart und ausgezeichneten Muth. Denn an jeder Stelle, die er für verdächtig hielt, ſtreckte er ſeine Hellebarde voraus und befahl dem beherzten Türk, vorauszuſchreiten, um den Schelm aufzuſuchen. Der Salmenwirth aber deckte mit erhobenem Schwerte den Rücken des Hausknechts. Aber auch dieſer Streifzug war erfolglos. Das Geziſche und Geflüſter war verſtummt, und verdrüßlich ſtiegen Herr und Knecht mit dem treuen Türk, welcher dieſes Mal die Nachhut machte, wieder in den unteren Stock herab.

„Du haſt doch das Geziſch und Geflüſter und Gekreiſche gehört, Hans?“ fragte der Salmenwirth den Hausknecht verdrüßlich.

„„Freilich wohl, Meiſter, hab ich es gehört und darauf kann ich einen Eid thun. Der Geier weiß, was hier im Spiel ſeyn mag.““

„Ich denke,“ fuhr der Salmenwirth fort, „wir warten dem

Ding noch etwas ab; denn am Ende muß es ſich doch noch zeigen, was es ſey. Aber mir fällt ein, daß wir unſer Küchenkamin noch nicht unterſucht haben. Vielleicht hat ſich Jemand dorthin verborgen, der gerne die Paar Speckſeiten holen möchte, die noch darin aufgehängt ſind.“

Kaum hat der Salmenwirth ſeine Rede geendet, ſo pfeifts und flüſterts und ziſcht es wieder und zwar dieſes Mal von der Seite des Ofens her, ſo, als ob der Laut aus dem Kamin käme.

Flugs wiſchen jetzt der Salmenwirth und ſein Knecht mit dem treuen Türk in die Küche und horchen daſelbſt. Da vernehmen ſie denn ganz deutlich zu oberſt aus dem Kamin herab das Geziſch und Gepfeife, gerade dem ähnlich, das man zu machen pflegt, wenn Einer dem Andern ein Zeichen gibt und ihn herbeirufen will. Jetzt wird's dem Salmenwirth etwas unheimlich; denn der Türk ſtreckt die Naſe gewaltig in das Kamin hinauf und windet und ſträubt die Haare, als wär' etwas, ob dem er ſich entſetzt, oben im Kamin.

Der Hausknecht hatte unterdeſſen die Kaminleiter zurecht geſtellt und ſtieg nun, in der Rechten die Hellebarde, in der Linken die Laterne haltend, die Sproſſen langſam hinan und ſah ſich ſorgſam im Kamin um. Auf einmal rutſcht er haſtig drei Sproſſen herab, lehnt die Hellebarde an die Heerdwand und ſchlägt ein Kreuz über das andere.

„Was fehlt dir Hans?“ fragte der Salmenwirth.

„„Herr,““ antwortete der Knecht, „„ſagt mir, hängt noch ein Hinterviertel von dem Bock im Kamin, denn wir zur Lichtmeſſe ſchlachteten? Denn dort oben ſehe ich einen Bocksfuß.““

„Der Bock iſt längſt verzehrt,“ antwortete der Salmenwirth, „und wenn du einen Bocksfuß ſiehſt, ſo hat der Teufel hier ſein Weſen und wir müſſen auf der Hut ſeyn. Rufe meine Leute zuſammen!“

Jetzt wurde das ganze Haus in Aufruhr gebracht. Man ſchickte nach Geiſtlichen und alsbald erſchienen zwei derſelben. Dieſen erzählten der Wirth und ſein Knecht das Abenteuer dieſes Abends und die Erſcheinung des Bocksfußes im Kamin und Alles, was ſie gehört und geſehen und nicht gehört und geſehen hatten.

„Was Ihr ſagt, lautet ſehr bedenklich,“ ſprach jetzt der Eine der Prieſter, „und beſonders iſt der Bocksfuß und die Furcht eures Türk ein Zeichen, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe. Führt uns demnach in die Küche und wenn der Böſe vorhanden iſt, ſo wollen wir ihn ſchon von dannen treiben, denn wir fürchten ihn nicht.“

Nun ging der Zug, dem ſich unterdeſſen auch des Wirths älteſter Sohn und deſſen betagtes Weib, die in der Nähe wohnten, beigeſellt hatte, in die Küche, wo die beiden Geiſtlichen ſogleich den Satan zu exorziſiren begannen und zuförderſt ein Zeichen ſeines Daſeyns von ihm verlangten. Der Schwarze ließ ſich nicht nöthigen, ſondern erklärte ganz furchtlos, daß er hier ſey, und da die Geiſtlichen weiter fragten, was er hier zu ſchaffen habe, ſo antwortete er: „ich bin hier, um euer Neſt zu verbrennen.“

Das ſollſt du wohl bleiben laſſen! dachten die Geiſtlichen und fingen nun an, ihre Exorzismen wieder anzuwenden und dem Teufel zu drohen. Allein er ſpottete ihrer Drohungen und rief ihnen aus dem Kamine zu:

„Laßt euere Bemühungen unterwegs, denn ihr könnt mir Beide doch nichts anhaben. Ihr Beide ſeyd Gaudiebe und Einer von euch ſündigt alle Tage gegen das Cölibatsgebot.“

Unter den Umſtehenden befanden ſich aber, wie bereits erwähnt, des Wirths Sohn und deſſen Frau. Dieſe ward während der Exorzismen ſehr unruhig und entfernte ſich aus dem Hauſe. Kaum hatte ſie aber die Gaſſe betreten, ſo ergriff ſie der Teufel beim Schopf und ſetzte ſie auf's Dach und zu oberſt auf das Kamin. Da gab er ihr einen Topf in die Hand und befahl ihr mit drohender Gebehrde, denſelben auszuleeren. Das that ſie und noch bevor eine Stunde verfloß, ſtand das ganze Städtlein in Flammen und alle menſchliche Anſtrengung, dem Feuer Schranken zu ſetzen, war vergeblich. Der Salmenwirth war auch unter den Abgebrannten.

Weil aber ſeines Sohnes Frau von den Nachbarn in der mondhellen Nacht auf dem Kamin ſitzend und mit einem Topf in der Hand geſehen worden war, ſo wurde ſie allgemein als die Brandſtifterin angeſehen und eingezogen. In den Verhören zeigte ſich's denn, daß ſie vor ihrer Verheirathung 14 Jahre

lang mit dem Satan verliebte Bekanntſchaft unterhalten und manchen ſchönen Spazierritt zum Tanz mit ihm gemacht habe. Weil ſie nun ſeit ihrer Verheirathung die Bekanntſchaft mit dem Schwarzen aufgegeben und ſeine Anträge abgewieſen hatte, ſo ward er eiferſüchtig und wollte ſich an ihr und dem Städtlein dadurch rächen, daß er es durch ſie anzünden ließ. —

Der gute Freund, der mir dies Geſchichtlein erzählte, hält es wenigſtens für wahrſcheinlich, daß den Teufel die Eiferſucht zu dem Bubenſtück gebracht habe, obgleich er nicht alles glaubt, was damals über dieſe Geſchichte unter dem Volke geſagt wurde. Des Salmenwirths Schwiegertochter aber wurde als eine Hexe und Brandſtifterin zu Oberndorf verbrannt. Im Jahr 1590 verbrannte das Städtlein wieder, aber ohne Zuthun des Teufels oder einer Hexe, obſchon zu jener Zeit das Hexenweſen noch in vollem Kredit war und noch manche, die man für eine Hexe hielt, oder ſich ſelbſt als eine angab, ohne viele Umſtände verbrannt wurde.

Ich habe übrigens, geneigter Leſer, dieſe Brandgeſchichte von einem ehrlichen Mann, der ſie von einem weiland berühmten Profeſſor zu Freiburg im Breisgau hörte, dem gelehrten Erasmus von Rotterdam. Es ſcheint, ſie müſſe großes Aufſehen gemacht haben, weil der gelehrte Portugieſe Damian von Goes ſich nähere Auskunft darüber erbat. Es gibt jedoch Erasmus die Sache nicht ſo ausführlich als ich, da er Anſtand nahm, ſeinem gelehrten Freunde die im Volke verbreiteten märchenhaften Berichte über den Vorfall aufzutiſchen.*)

K. Walchner.

(Aus dem „Freiburger Adreßkalender,“ 1827.)

1) „Auf den grünen Donnerſtag 1533 verbrannte der Teufel Schiltach durch eine böſe Hexe.“

(Aus der handſchriftlichen Chronik des Heinrich Hug von Villingen.)

Das Bergmännlein.

Vor einigen Jahren weideten ein Paar Hirtenbuben in der Gegend von Schiltach bei einer verlaſſenen Erzgrube. Da ſahen ſie ein Bergmännlein, welches ganz wie ein Bergknappe

*) „Non libet, aures tuas vulgi fabulis remorari.“ Erasm. Epist. ad D. de Goes.

gekleidet war, mit Licht und Gezäh' in den Stollen der Grube fahren und hörten es alsdann darin arbeiten. Erſchrocken liefen ſie zu dem Bauern, in deſſen Hofmarkung das Bergwerk lag und erzählten ihm, was ſie gehört und geſehen hatten. Als des Bauers erwachſene Tochter hierauf zur Grube geeilt war, hörte ſie gleichfalls das Arbeiten darin. Durch alles Dies wollte das Bergmännlein anzeigen, daß die Grube mit Vortheil wieder gebaut werden könne, allein dieſes Winkes ungeachtet iſt der Bau noch bis heute nicht unternommen worden.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutſchen Vorzeit." Jahrg. 1837. S. 173.)

Burg Falkenſtein im Schappacher Thal.*)

Das Schappacher Thal iſt in der Geſchichte durch die Burg Falkenſtein berühmt, deren Trümmer unterhalb des Dorfes Schappach auf einem Hügel noch ſichtbar ſind. Hier fanden die getreuen Waffenbrüder Ernſt von Schwaben und Werner von Kyburg ihre letzte Zuflucht, aus der ſie endlich der Mangel an Lebensmitteln in die feindlichen Speere und in den Tod trieb. Joſeph Bader erzählt die Begebenheit wie folgt:

Nach dem Tode Herzogs Hermann von Schwaben trat deſſen Schwager Ernſt, der Sohn des Markgrafen Leutbold von Oeſterreich, in dieſe Würde, ſtarb aber bald an einem unglücklichen Pfeilſchuß auf der Jagd. Sein Erſtgeborner iſt jener Herzog Ernſt, von welchem die Säge des Volks ſo wunderbarliche Abenteuer zu erzählen weiß. Sein ganzes Elend entſprang aus ſeinen Anſprüchen auf das Erbe des Burgundiſchen Reichs, während König Konrad daſſelbe als ein der teutſchen Krone zugeſprochenes Vermächtniß behauptete. Dieſe Angelegenheit wurde der Zunder einer blutigen Partheiung durch ganz Schwaben; allenthalben erhoben die Großen ihre Waffen gegen einander, endlich mit dem Grafen Welf der Herzog Ernſt ſelbſt gegen den König, und zum zweitenmal, nachdem er im erſten Kriege ſich unterwerfen hatte müſſen. Aber auch jetzt

*) Aus dieſer Burg, und nicht aus der im Höllenthal, (Siehe S. 409 dieſes Bandes) ſtammt die noch jetzt blühende Familie der Freiherrn von Falkenſtein.

ſchien ihm kein beſſeres Glück; geächtet und von Allen verlaſſen, welche die Rache des gewaltigen Kaiſers fürchteten, mußte ſich Ernſt mit ſeinem einzigen, ihm noch treu gebliebenen Freunde und Waffenbruder, dem Grafen Werner von Kyburg, in die Wildniſſe des Schwarzwalds flüchten, auf die Burg Falkenſtein, in der untern Baar. Durch Auslieferung Werners, in welchem König Konrad den Hauptanſtifter des ganzen Aufſtandes ſah, hätte ſich Herzog Ernſt noch retten können, aber er gab den königlichen Unterhändlern großherzig zur Antwort: „Eher will ich Alles einbüßen, als meinen Freund verrathen!" — Als in der Burg Falkenſtein endlich die Lebensmittel ausgingen, rafften die beiden Unglücksgefährten Alles zuſammen, was ihnen noch anhing und drangen gegen Schwaben vor. Da erſchien mit überlegener Macht Graf Mangold von Nellenburg, Schirmherr zu Reichenau, deſſen Beſitzungen zunächſt gefährdet waren. Voll verzweifelten Muthes ſtürzte ſich Ernſt an der Spitze ſeines Häufleins in die Maſſen des Feindes. Es wurde mit äußerſter Erbitterung gefochten; endlich fiel der Herzog, ritterlich bis zum letzten Hauche, hinter einem Walle von Leichen; ihm folgte ſein treuer Werner in den Tod; aber auch Graf Mangold blieb auf dem Schlachtfelde — zur Sühne der unglücklichen Waffenbrüder.

(Siehe Joſeph Bader's „Badiſche Landesgeſchichte." S. 100. — Zugleich verweiſen wir auch auf Uhland's gediegenes, kernteutſches Drama: „Ernſt von Schwaben.")

Der Schlangenhof im Schappacher Thal.

Im Gute des Bauern dort hinten im Thal,
Da niſten die Schlangen in mächtiger Zahl.

Sie füllen das Haus ihm, den Hof und den Stall
Mit buntem Gewimmel faſt überall.

Doch thun ſie kein Leids, weder Menſchen noch Vieh,
Die friedlichen Leutchen gefährden ſie nie.

Sie leben vertraulich mit Herr und Geſind,
Sie leihn ſich gemüthlich zum Spiele dem Kind.

Gern nehmen ſie Theil an dem ländlichen Mahl,
Da ſchlürfen ſie zierlich die Milch aus der Schal'.

Das Heu in der Scheune, ſo duftig und weich,
Das iſt ihres Königes Sitz und Bereich.

Das Haupt ihm ein goldenes Krönchen umkränzt,
Mit Perl' und Demant und Karfunkel durchglänzt.

Er wird als Beſchützer des Gutes verehrt,
Darin ſich die Fülle des Segens vermehrt;

Als hätt' er's umzogen mit magiſchem Bann,
Daß keinerlei Mißgeſchick treffen es kann;

Nicht Krankheit noch Seuchen bedrängen es je,
Kein Sturm und Gewitter, kein Hagel und Schnee.

Die Schlangen ſie bringen nur Glück in das Haus,
All' anderen Gütern blüht dieſes voraus. —

Als aber der biedere Bauer verſtarb,
Ein Anderer käuflich das Hofgut erwarb.

Der war gar ein falſcher und geiziger Mann
Und gegen die Schlangen ein wahrer Tyrann.

Ab hieb er dem König das glitzernde Haupt,
Das goldene Krönchen er gierig ihm raubt.

Dann jagt er die Schlangen aus Hof und aus Haus,
Aus Keller und Küchen und Feldern hinaus.

Doch freut er nicht lange des Segens ſich mehr,
Der drinnen gewaltet — er büßet es ſchwer!

Denn Alles verdirbt ihm, als wär' es verflucht:
Die Heerden, die Gärten, die Wieſen, die Frucht.

Das ſtattliche Haus, es geräth in Zerfall
Von der Fluth des Gebirgs unterwühlendem Schwall.

Und als er einſt Nachts, wie ſeit lange ja ſchon,
Sich wälzt auf dem Lager, vom Schlummer geflohn;

Da hört er ein Wiſpern und Schleichen ringsum,
Ein Ziſchen und pfeifender Stimmchen Geſumm.

Da ringelt ſich's ihm um den Nacken ſo kalt,
Umſchlingt ihm die Glieder mit Rieſengewalt;

Da züngeln viel Hundert von Schlangen ihn an,
Mit betäubendem Odem, mit ſpitzigem Zahn.

Sie halten mit rächender Wuth ihn umſtrickt;
Sein Schreien, ſein Röcheln, — bald iſt es erſtickt.

A. Schlzr.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutſchen Vorzeit." Jahrgang 1837. S. 174.)

Warnungszeichen.

In der Wildſchappacher Grube Friedrich Chriſtian zeigen ſich an Stellen, welche den Einſturz drohen, blaue Lichtlein oder es klopft dort mit unſichtbaren Händen an das Grubenholz. Den Bergleuten ſind dieſe Warnungszeichen wohlbekannt und wo eines ſich ſehen oder hören läßt, wird der Stollen unverzüglich unterſucht und gefahrlos gemacht.

Vom Seewenhof bei Rippoltsau.

In dem unergründlichen Glaswaldſee bei Rippoltsau hielten ſich vor Zeiten Seemännlein auf. Eines derſelben war mit den Leuten des Seewenhofs, welcher drei Viertelſtunden weiter unten am Berge liegt, ſo befreundet, daß es jeden Morgen zu ihnen kam und erſt am Abend ſie verließ, um in den See zurückzukehren. Den ganzen Tag über beſorgte das Männlein allerlei Arbeit für die Hofbewohner, welche, damit Alles wohl gerathe, bei Zutheilung einer jeden Arbeit zum Seemännlein ſprechen mußten: „Nicht zu wenig und nicht zu viel!"*) — Täglich bekam es auf dem Hofgute ſein Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen beſonders aufgetiſcht. Obgleich ſeine Kleider alt und abgetragen waren, hielt es doch ſtets den Seewenbauer

*) Vergleiche damit die Sage vom Hausgeiſt Ruedi, Seite 259 dieſes Bandes, Vers 11 von unten.

von ſeinem Vorſatz ab, ihm neue anzuſchaffen. Endlich aber ließ derſelbe doch heimlich einen neuen Rock machen und gab ihm eines Abends dem Seemännlein. Dieſes aber ſagte aufgebracht: „Wenn man ausbezahlt wird, muß man gehen; von Morgen an komm' ich nie wieder zu Euch!" Umſonſt betheuerte der wohlmeinende Bauer, daß er ihm ja den Rock nicht als Lohn, ſondern als freiwilliges Geſchenk verehren wolle — das Männlein war von ſeinem Vorhaben nicht mehr abzubringen. Hierüber unwillig, ſetzte ihm diesmal die Magd kein Nachteſſen vor und das Männlein mußte mit leerem Magen von dannen gehn. Am andern Morgen fand man die Magd todt vor dem Hauſe und zwar auf den Kopf geſtellt, welcher ganz in den Boden eingegraben war. Das Seemänlein aber ließ ſich, ſeinem Vorſatze getreu, niemals wieder auf dem Seewenhofe blicken.

(Mitgetheilt von Bernhard Baader in „Mone's Anzeiger für Kunde der teutſchen Vorzeit." Jahrg. 1837. S. 175.)

Die Schwedenſchanze.*)

Hinter grüner Hügelſtrecke
Thürmt der Berg ſich wie zum Streit;
Hingeſtürzte Felſenblöcke
Sind ſein feſtes Waffenkleid.
Seines Hauptes Wälder ſtarben,
Denn das Alter macht ihn kahl;
Droben ſchwillt, wie Heldennarben,
Morſcher Schlachtenwälle Mahl.

Seiner hohen Haiden Oede
Ruht im Monde ſilberweiß,
Steht dem Geiſterrufe Rede,
Lockert ſich auf ſein Geheiß.
Aus dem Wall, im Waffenklirren
Steigt ein zürnend Rieſenbild;

*) Auf dem Kniebis im Schwarzwald, zwiſchen Griesbach und Freudenſtadt, 2960 Fuß über der Meeresfläche. In den aus dem dreißigjährigen Kriege ſtammenden verſunkenen Erdwällen der Schanze finden ſich noch Reſte gefallener Schweden. Der Bereich des Kniebis gehört zwar ſchon zum Rench- oder zum Murgthal-Sagenkreiſe; ich fand jedoch in dieſem Buche keine paſſendere Stelle, um dies Gedicht einzureihen, als gleich hinter der vorhergehenden Sage vom Seewenhof.

Anm. des Herausg.

Seine Herrſcherblicke irren
In die Tiefen ſtreng und wild.

Erwins kühne Münſterſäule,
Bei des Rheines Silbertuch,
Späht er aus in Gier und Eile,
Donnert ihr hinab den Fluch:
„Breiteſt noch die Götzenhallen
Du, des Seelenbannes Haus,
Gegen den mein Leib gefallen,
Deinem falſchen Glauben aus!

„Deine heißern Mettenglocken
Bannen mich zu Neid und Wuth
Aus der Himmliſchen Frohlocken,
Höhnend mein verſpritztes Blut.
Seit Jahrhunderten vom Staube
Klirr' ich auf in jeder Nacht;
Thürmt mich auf der reine Glaube
Gegen deine Afternacht!

„Dich verdammend will ich dauern,
Bliebſt du bis zum Weltgericht,
Bis ſich neigen deine Mauern,
Deine Spitze knirſchend bricht;
Bis die Glocken berſtend wimmern
Wie vor Gott der Lügner Bruſt,
Und bis über deinen Trümmern
Jubelt reiner Engel Luſt!"

Mit der blanken Hand von Eiſen
Schleudert er den Fluch in's Land,
Wie die raſchen Blitze kreiſen
Um den ſchwarzen Wolkenrand. —
Doch des Domes Morgentöne
Schweben leiſe durch die Luft,
Seiner Pyramide Schöne
Blühet auf in Roſenduft.

Und der Freiheit Siegesfahnen
Steigen von ihr aus der Nacht;

Ihrem freudenvollen Mahnen
Iſt ein großes Volk erwacht.
Tief hinein, in ſeinen Landen,
Bricht der volle Jubel aus:
„Tag des Heils, du biſt erſtanden,
Künd' ihn laut, o Gotteshaus!“

Und der Liebe Wonnen ſchlagen
Still des Geiſtes tiefen Gram:
„Sey gegrüßt, mein himmliſch Tagen,
Sieh mich nah'n in Dank und Scham!
Schwindet, enge Seelenketten!
Freiheit, ja dein Zauberſchlag
Soll der Herzen Höchſtes retten!“ —
Er verſchwindet in den Tag.

Georg Rapp.

Spuk und Schatz.

Auf einem Bergacker bei Wolfach geht Nachts ein geſpenſtiger Prieſter im Meßgewand um, das Meßbuch unter dem Arme tragend. Einmal erſchien er daſelbſt am hellen Tag einem kleinen Mädchen und winkte ihm, herbei zu kommen; allein das erſchrockene Kind ergriff die Flucht.

Die Eigenthümerin dieſes Ackers fand einſt darauf viele Glasſcherben von bunten Farben und ſteckte einige davon für ihre Kinder zu ſich. Als ſie dieſelben zu Hauſe hervorholte, fand ſie alle in uralte Thaler verwandelt.

Eine andere Frau, welche auf demſelben Acker ein Häuflein Laubes von beſonderem Glanze bemerkt und davon mitgenommen hatte, fand bei ihrer Heimkunft die Blätter in lauter alte Silberthaler verwandelt.

(Mittheilung von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutſchen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 173.)

Der weiße Mann und der Bauer.

An dem Berg, worauf die verfallene Burg Schenkenzell*) liegt, weideten einſt zwei Bauern miteinander ihre Ziegen. Da

*) Drei Stunden öſtlich von Wolfach.

geſellte ſich ein ganz weißer Mann zu ihnen und ſagte zu dem Einen, der allein ihn ſah und hörte, er ſolle mit ihm gehen. Als derſelbe folgte, ward er auf die Burg an eine eiſerne Bogenthüre geführt, die er noch nie zuvor bemerkt hatte und die ſein Führer mit einem großen Schlüſſel öffnete. Sie traten ein und gelangten durch einen langen Gang und zwei andere eiſerne Thüren, welche der weiße Mann ebenfalls aufſchloß, in ein Gewölbe, worin eine große Kiſte ſtand. Nachdem der Bauer, auf ſeines Führers Begehren, deren Deckel zurückgeſchlagen, hieß ihn Jener ſo viel von den Goldmünzen, womit ſie angefüllt war, mitnehmen, als er fort zu bringen im Stande wäre. Er nahm aber, aus Schüchternheit, weit weniger, und da ihn ſein Begleiter, als ſie ſich wieder unter Gottes freiem Himmel befanden, deßhalb zur Rede ſtellte, gab er zur Antwort, er wolle ſchon wieder holen, wenn das, was er mitgenommen, verbraucht ſey. Da ſagte Jener, dies ſey unmöglich und weil er ihm Solches erſt jetzt eröffnen dürfe, habe er ihn vorhin ſo viel mitnehmen heißen, als er fort zu bringen vermöge. Hierauf verſchwand der weiße Mann; die Thüre war ebenfalls nicht mehr zu ſehen und iſt auch bisher von keinem Menſchen mehr wahrgenommen worden. Von den Goldmünzen, welche dünn und ſo groß wie Sechsbätzner ſind, befinden ſich noch heut eilf Stücke im Dorfe Schenkenzell, woſelbſt auch der andere Bauer, welcher den weißen Mann weder ſehen noch hören hatte können, erſt kürzlich, über hundert Jahre alt, geſtorben iſt.

(Nach mündlicher Ueberlieferung, mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Archiv zur Kunde der teutſchen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 69.)

Der Teufelsſtein.

In dem Wald oberhalb St. Roman, nicht weit vom Städtchen Wolfach, begegnete einſt der Teufel, welcher einen mächtigen Felsblock auf den Schultern trug, einem kleinen Mann, der ihn fragte, wo er mit dieſer Laſt hin wolle? — „Den Schweinſtall da unten mit dieſem Stein zuſammenſchmeißen!“ antwortete der Böſe, indem er auf das weiter unten am Berg gelegene Kirchlein von St. Roman hinwies. Der Mann ſprach ihm zu, er ſolle doch vorerſt ſeine Laſt ein wenig abſetzen; allein

der Teufel weigerte ſich deſſen aus dem Grunde, weil er alsdann den Felsblock, deſſen erſtes Aufladen ihm ohnehin ſo ſchwer gefallen, nicht mehr in die Höhe würde bringen können. Durch das Verſprechen des Männleins, ihm beim Wiederaufladen des Steins behülflich zu ſeyn, bewogen, ſetzte Herr Satanas endlich den Block auf den Boden nieder. Kaum war dies geſchehen, ſo verſchwand der kleine Mann, der Niemand anders als unſer lieber Herrgott geweſen war, und der Teufel mußte nachher alſo den Stein, welchen er nicht mehr aufzulüpfen vermochte, da wo er ihn hingeſetzt, hübſch liegen laſſen.

Lange Zeit lag hier der Felſenblock, in welchen die Krallen des böſen Feindes eingedrückt ſind, unangefochten, bis es endlich einem Steinhauer einfiel, ihn benutzen zu wollen. Trotz der Warnung der Leute, ja nichts mit dem Block vorzunehmen, ſprengte der Steinhauer denſelben mit Pulver in drei Stücke, wovon ihm aber eines an das rechte Bein geſchleudert wurde und es zerſchmetterte. Hierdurch gewitzigt, ließ er den Felſen fortan unberührt auf demſelben Platze liegen, wo derſelbe ſich noch heutzutage befindet und unter dem Namen „Teufelsſtein“ in der ganzen Gegend bekannt iſt.*)

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für die Kunde der teutſchen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 70.)

Sagen von Benau.

1.

Auf dem Schwarzenbrucher Berg iſt ein Platz, das Moos genannt, worauf zur Zeit, als das Schappacher Thal noch ein See war,**) eine Stadt, Namens Benau, ſtand. Weil ihre Bewohner ein Leben wie die von Sodom führten und ein goldenes Kalb anbeteten, wurde die Stadt durch Gottes Strafgericht in die Tiefe des Berges verſenkt. Neun Tage hindurch hörte man das Jammergeſchrei der Verſunkenen und Niemand war dem Verderben entgangen, als der Pfarrer und der Meßner, welche Beide, gerade zur Zeit des Unterganges der

*) Bei dieſer und ähnlichen Sagen muß bemerkt werden, wie wenig das Volk bedenkt, welche unwürdige Rollen es Gott darin ſpielen läßt! B. Baader.

**) Siehe die Einleitung zu dieſem Werke. Seite XVII.

Stadt, einen auswärtigen Kranken mit den heil. Sterbſakramenten verſahen.

2.

Vor etwa vierzig Jahren ſuchten zwei Männer aus dem Oberwolfacher Stabe jenes goldene Kalb mit Hülfe von Zaubermitteln zu gewinnen. Da der Bergſpiegel ihnen gewieſen hatte, daß es bei dem ſogenannten Goldbrünnlein auf einer eiſernen Kiſte liege, trieben ſie dort einen tiefen Stollen in den Berg. Schon waren ſie zu dem Kalbe gekommen, ſchon hatte der Eine von ihnen es bei dem Schweiſe gefaßt — da regneten von unſichtbaren Fäuſten ſolche Schläge auf ſeinen Rücken, daß er ſeine Beute auf immer fahren laſſen mußte. Bei dieſem Schatzgraben hatte er und ſein Genoſſe ihr ganzes Vermögen zugeſetzt; außerdem ward, in der Folge, Jener ſtockblind und Dieſer wahnſinnig bis zur Raſerei.

3.

In neuerer Zeit wurden auf dem Schwarzenbruch zwei Benauer Taufſteine ausgegraben. Den Einen verwendete ein Hofbauer aus dem Stabe Oberwolfach als Schweintrog; da fielen ihm alle Schweine, welche daraus fraßen; weßhalb er denſelben eiligſt fortſchaffte und der Johanniskapelle unweit ſeines Hofgutes ſchenkte. Der andere Taufſtein war in der nächſten Sägemühle vor die Thüre des Ochſenſtalles gepflaſtert worden, aber der erſte Ochſe, welcher darüber hinſchritt, brach ein Bein, worauf der Sägemüller den Stein ſogleich ausgrub und ihn gleichfalls der erwähnten Kapelle ſchenkte.

(Mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für die Kunde der teutſchen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 174.)

Hornberg im Gutachthale.

Die alte Burg Hornberg, über dem Städtchen gleiches Namens, liegt ſchon längſt in Trümmern, und nur noch ein hoher Thurm kündigt die ehemalige Herrſcherin des Thales an. Sie war einſt in Kriegszeiten eine wichtige Würtembergiſche Veſte zur Sicherung des Durchzuges der Heere: ſo während des dreißigjährigen Krieges und in den Kriegen Ludwigs XIV.

Das neue Gebäude, ſeitwerts von den Ruinen, dicht an dem Bergrande, war die Wohnung einer Fürſtin aus dem Würtembergiſchen Hauſe, welche hier für mancherlei Verirrungen büßte. Die Sage ſuchte ihr Verbrechen hier in dem Orte ihrer Verbannung ſelbſt. Hier ſoll ſie nämlich ihren Gemahl, einen Fürſten von Taxis, lange Zeit in dem hohen Thurme eingeſperrt und endlich mit Gift aus dem Leben geräumt haben. Sie hatte mit vieler Sorgfalt ihren traurigen Wohnſitz verſchönert, und unter ihrer Pflege ſtanden die ſchmalen Gärten der Burg im üppigſten Flore. Jetzt ſind alle Spuren jenes kurzen Glanzes verſchwunden, und das tiefe Gewölbe, welches ehemals den Zugang zu den Hofräumen wahrte, führt nur noch in wildes Buſchwerk oder kärglich angebaute Grundſtücke. So ſehr iſt dieſe herrliche Anlage verwildert, daß ſie vor einigen Jahren ein Handwerker des Städtchens um den Spottpreis von 1500 fl. erkauft hat.

(Vergleiche Max von Rings „Maleriſche Anſichten der Ritterburgen Teutſchlands.“ Section Baden. 7. Heft.)

Das Felſenfräulein *) bei Hornberg.

Es ſind emol, 's iſch ame Sunntig gſi,
D'Schuelmeiſteri und 'sDokter's Sepeli
Go Hornberg zue vo Niederwaſſer her
— Des Meidli mueß g'wiß nuf in d'Chriſtelehr —
Bim Rai am Rübesbe **) juſt z'ſemme cho.
Sie hentſi grüeßt und 'nander d'Zit abgno.

Die eine ſeit: Siehſch dört d'Steiprinzeſſi ſtoh? —
„Her Jeſis jo; ſie luegtis weger no!“
Drum allimol wenn i do füre chum,
Se zieht's mi Blick zuem Felſefräuli num,
Und allimol — chum weidli! 's iſch nit juſt —
Se chunnts mer für, 's biwegſi no ſi Bruſt.

's ſoll no ne Herz im Felſebuſe ſchlah,
So ſeit mer. Nu, was luegſch mi denn ſo a?

---

*) Eine Felſenpartie bei Hornberg.
**) Ein Seitenthal.

's hent zwiſche ſellem g'ſtärrige Lokehor
Als*) Aeugli blizt, wie dini, friſch und chlor,
Und menge harte, chezeriſche To
Iſch fürnehm über ſelli Lippe cho.

Vor Zite het dört uſem Berg im Schloß
E Ritter g'waltet mit ſim Wib und Troß.
Er het e ſuſer gwachſe Fräuli g'ha,
Hoffertig au und truzig wie ne Ma,
Si einzig's Chind. Er het's frei ſchalte lo,
Drum iſch's vur Busget**) bis zuem Nüſnutz cho.

Het d'Muetter g'ſeit: „mer wend in d'Chilche go!"
Se het's nu g'lacht und Pfil und Boge gno,
— Me het vor Alters keini Füſi***) g'ha —
Und helluf! mit viel Hunde vorned'ra,
Goht's in de Wald dur mengi Haberſoot!
Was chümmert ſie des frech vertrapplet Brod? —

Und iſch en arme Buur zuem Aetti cho
Und ſeit: „i ha bim Jage Schade gno."
Se ſchlüchtet ſie†) bis an de Grabe nus
Und, wie mi Bürli chunnt, nei, 's iſch e Gruus!
Sitsem en Schuk††), und g'ſchwinder aſſes blizt,
Se heter 's G'hirn im Felſegrab verſprizt.

Druf lacht's und ſeit: „'s chunnt uſen Buur nit a,
Me cha do nidſi gnueg ſo G'ſindel ha!"
's verzwiflet Wib mit ſine Chinderli
Chunnt üſ'rem Fräuli frili nit in Si. (Sinn)
„Was goht mi ander Lüte Chummer a?"
Seit's, „wenn nu i, was 's Herz bigehret, ha."

's het All's ſi Zit. Es jagt emol im Wald;
Druf ſtigt e Männli uſem Felſeg'halt,
Mit wiße Loke. 's ſtüzt ſi uf ſi Stab:
„Ach Fräuli! nummen au e chleini Gab!" —
„‚Glattſufernit! †††) Marſch mit dim Weh und Ach!'"
Und handumcher! ſe keit's en nab in Bach.

*) Ehemals.
**) Bosheit.
***) Flinten.
†) ſchleicht ſie.
††) Stoß.
†††) Nichts da!

Doch eis Rungs ſtoht mi Männli wieder uf
Und wachst in d'Höh bis über d'Felſe nuf.
Zum Tremel*) wird ſi Stab; er rüehrt's mit a:
„Du witt di Herz für di alleinig ha?
Se ſchlag's für ew'gi Zite dir ellei!"
Und ſieder g'ſtablet**) 'sFräuli zuem e Stei. —

So ſeit mer. Maideli, verſtohſch de Si?
„He! 's Männli wird, denk wohl, d'Vergeltig ſi;
Und witers: het Eis 'sHerz für ihn's ellei,
Was iſch es anderſch, aſſe chalte Stei?" —
De heſch's verrothe, jo, und 's fehlt ſi nit;
Jez b'hüet di Gott! verſum mer d'Chriſtlehr nit!

'sSchwizerſeplis Salmo.

(Siehe „Oberrheiniſche Zeitung" von 1844. Nr. 358.)

Das Hornberger Schießen.

Das Sprichwort „Es geht aus wie das Hornberger Schießen," rührt von einem zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Hornberg gehaltenen Schießfeſte her. Da den Schützen die dazu getroffenen Anſtalten unzweckmäßig erſchienen und ihnen auch ſonſt Manches dabei nicht gefiel, lief einer nach dem andern wieder hinweg, ſo daß ſich das Feſt in ein Nichts auflöſte. In Hornberg ſelbſt geht die Sage, daß die dortigen Bürger, als ſie einem durchreiſenden Würtembergiſchen Herzog zu Ehren ihr Geſchütz löſen wollten, dies unterbleiben laſſen mußten, indem ſie ſchon vorher alles Pulver verſchoſſen hatten. Daher auch das andere Sprichwort: „Er hat das Pulver zu früh verſchoſſen." Die Hornberger machen ſauere Geſichter, wenn man ſie damit neckt.

(Vergl. J. Eiſelein's „Sprichwörter u. Sinnreden des teutſchen Volkes ꝛc." S. 321.)

Die ſeltſame Fahrt.

Auf dem verfallenen Bergſchloſſe bei Kirnbach befindet ſich in einem ſteilen Felſen ein brunnenartiges Loch von unergründlicher Tiefe. Aus demſelben ſteigt in den Adventsnächten eine Kutſche, die mit zwanzig grauen Geißböcken beſpannt iſt und an der zwei brennende Laternen hängen. Sie wird von

*) Balken. **) Erſtarrt.

einem ehemaligen Grafen des Schloſſes gelenkt, welcher, in voller Rüſtung und mit geſchloſſenem Helmgitter, allein darin ſitzt. Mehr denn hundert Knappen folgen ihr aus dem Felſenloche nach, jeder einen Speer und eine angezündete Fackel in den Händen tragend. Mit Blizesſchnelle und wildem Getöſe fährt der Zug den ſteilen Felſen und eine Schlucht hinab und macht dann unten im Thale Halt. Hier ſammeln ſich die Knappen im Kreis um die Kutſche, der Graf ſteigt aus und legt an ein Rad den Hemmſchuh, worauf er ſich wieder hineinſetzt. Unter großem Geſchrei werfen ſodann die Knappen ihre lodernden Fackeln, die ſogleich erlöſchen, von ſich, und verſchwinden mit der Hälfte der Geißböcke, welche als Vorſpann gedient hatten. Bei dem ſpärlichen Lichte der zwei Laternen kehrt hierauf der Graf mit den übrigen zehn Böcken und mit geſperrtem Rade nach dem Felſenloche zurück, indem er, trotz dem, den Weg eben ſo ſchnell hinauffährt, als er ihn mit dem ſtarken Vorſpann und ohne Sperre herabgekommen iſt.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger rc." Jahrg. 1837. S. 70.)

Das Geiſtermädchen.

Auf der Landſtraße bei den Hagenbücher Höfen läßt ſich zuweilen bei Nacht ein geſpenſtiges Schwarzwäldermägdlein ſehen, welches aus dem benachbarten Bergwalde herabkommt. Ein betrunkener Flößer, der Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr aus dem Wirthshaus in Hauſach nach Wolfach gehen wollte, wurde von den Wirthsleuten vor dem Geiſtermägdlein gewarnt, verlachte aber die Warnung und machte ſich keck auf den Weg. Als er an die Höfe kam und kein Geſpenſt erblickte, rief er, indem er ſeine Axt ſchwang: „Wäldermädle, komm heran, daß ich dich z'ſammenhauen kann!" — Kaum waren dieſe Worte heraus, ſo ſtand das Mägdlein vor ihm, ergriff ihn beim Schopf und warf ihn kopfüber in die Kinzig, worauf es in den Wald zurückkehrte. Schon war der Flößer am Ertrinken, da ward er noch glücklicherweiſe von einem Manne gerettet, der nicht weit hinter ihm hergegangen und Zeuge des Vorfalls geweſen war.

(Siehe Bernh. Baader's Mittheilung in Mone's „Anzeiger rc." 1837. S. 304.)

Sagen vom Hauſacher Schloße.

1.

Auf dem verfallenen Bergſchloße bei Hauſach liegt ein Schatz verborgen, wonach einmal Nachts von etlichen Bauern gegraben wurde. Schon ſahen ſie einen Keſſel voll Geld vor ſich, als im Dorfe die Betzeitglocke zu tönen begann. „Es läutet Betzeit, wir wollen beten, das Geld haben wir ja!“ — ſprach nun Einer von ihnen. Augenblicklich verſank der Keſſel mit dem Geld in die Tiefe und die Schatzgräber mußten mit leeren Händen abziehen.

2.

Auf dem Schloße laſſen ſich in manchen Nächten geſpenſtige Lichter ſehen. Von dort führte vor Zeiten nach dem „Klöſterle“ im Thal ein unterirdiſcher Gang, worin ganz bequem eine Kutſche fahren konnte.

(Mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der teutſchen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 304.)

St. Gallus im Harmersbacher Thal.

Vor Alters, als das Harmersbacher Thal noch eine Wildniß war, wohnte darin der heilige Gallus als Einſiedler. Seine Hütte ſtand an einem Brunnen und nächſt einer Dornhecke, aus welcher manchmal ein wunderſchöner Geſang ertönte. Eines Tages kam zu dem Heiligen ein Bär dahergehinkt und hielt ihm mit Stöhnen ſeine Tatze hin, worin ein großer Dorn ſteckte. Gallus zog ihn geſchickt heraus und nun führte ihn das dankbare Thier zu einem Felſen, wo er eine Menge wilden Honigs fand; auch wich es nicht mehr von ſeiner Seite, trug ihm Holz herbei und verrichtete ſonſtige häusliche Dienſte*).

Als der Andrang der Leute zu dem Heiligen zu ſehr überhand nahm, zog er ſich eine Stunde weiter in das Thal zurück, an den Ort, wo jetzt die ihm geweihte Pfarrkirche von Oberharmersbach ſteht. Aber auch hier entging er dem Zulaufe der frommen Menge nicht, weßhalb er ſich mit ſeinem Bären in die

*) Einerſeits ſcheint dieſer Zug der Legende vom heiligen Hieronymus nachgebildet, der ebenſo einen Löwen heilte, anderſeits iſt es bemerkungswerth, daß der Bär das Wappenbild des Kloſters St. Gallen war, von welchem auch die Städte St. Gallen und Appenzell den Bären in ihre Wappen aufnahmen. Dieſe Sage von Gallus und dem Bären ſcheint daher auch in der Schweiz bekannt geweſen. Mone.

Schweiz begab, wo er nachmals das Kloſter St. Gallen gründete. Ungeachtet ſeiner Entfernung pilgerten die Leute noch immer in das Thal zu ſeinen verlaſſenen Hütten, und als auch ſie den Geſang aus dem Dornbuſche hörten, ſuchten ſie daſelbſt nach und fanden ein hölzernes Muttergottesbild mit dem Jeſuskindlein im Arme. Dort erbauten ſie nun eine Kapelle, und nachher ließ ſich der Geſang nicht wieder vernehmen. Statt der Kapelle ſteht jetzt auf dem Platze die Wallfahrtskirche „Maria zur Kette", und außen über ihrer Hauptthüre das hölzerne Madonnabild. Bei demſelben haben ſchon Manche Hülfe gefunden, auch werden durch das Waſſer des Brunnens verſchiedene Leibesübel, beſonders Augenleiden, vertrieben.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der teutſchen Vorzeit." Jahrg. 1839.)

Gengenbach durch einen Kanarienvogel vom Brande gerettet.

Den 8. Januar 1789 in der Nacht, kam im Kloſterkeller zu Gengenbach — auf welche Art, iſt unbekannt — Feuer aus. Der Pförtner ſchlief ruhig, aber ſein beflügelter Retter wachte. Ein Kanarienvogel, den er im Zimmer hängen hatte, machte, von dem aufſteigenden Rauche beläſtigt, ein ſo heftiges Geräuſch in ſeinem Bauer, daß er dadurch den Pförtner weckte, der, als er das Zimmer voll Dampf ſah, ſchnell Lärmen erhob und die Kloſterleute zu Hülfe rief. Durch ſchleunige Gegenanſtalten ward das Feuer, das bereits dem Ausbruche nahe war, gedämpft und ſo das Kloſter glücklich erhalten, nur das arme vergeſſene Vögelchen fiel als Opfer — es war im Rauch erſtickt. „Wie alſo einſt," — ſo paralleliſirt mein treuherziger Chroniſt ganz naiv — „die Stadt Rom durch der Gänſe Geſchnatter erhalten worden, ſo hat das Geräuſch dieſes Kanarienvogels das Kloſter Gengenbach gerettet."

Zum Andenken hat man das Thierchen ausgebälgt und auf ein kleines Gerüſt geſtellt, mit dieſer Beiſchrift:

„SeXto IDVs IanVarII
JnCenDIa ClaVstrI
StrepItanDo aVertI." A. S.

(Siehe „Badiſches Magazin." Jahrg. 1811. Nr. 10.)

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Inhaltsverzeichniß

des Erſten Bandes.

Seite

Widmung.
Vorwort des Herausgebers . . . . VII.
Baden. Gedicht von Heinrich Heß. . . . . XIII.
Vorſpiel. Von A. Schnezler. . . . . XVII.
Einleitung, von Joſ. Bader. . . . . XXI.

Bodenſee.

Die Schöpfung des Bodenſee's. Von Guſtav Schwab. . . . 1
Die Prinzeſſin vom Bodenſee. Von Georg Rapp. 5
Conradin am See. Von Guſt. Schwab. 8
Das Blühen des See's. Von Fried. Otte. 11
Der Reiter und der Bodenſee. Von Guſt. Schwab. 11
Graf Gero von Montfort. Von Demſelben. 14
Tegelſtein. Nach Aloys Schreiber. 16
Conſtanz's Urſprung. Aus Dr. Speth's Chronik. 17
Der heilige Conrad und die Giftſpinne. Eben daher. . . . 19
Das Fundament nach dem Hausbau. Ebend. 20
Der Jude in der Mordgaſſe. Ebend. 20
Die Hand an Chriſti Naſe. Ebend. 21
Eine Wundergeſchichte von vier Gerbern. Von Julius Leichtlin. 21
Heinrich am Grieß. Von Demſelben. 22
Znr Geſchichte der Judenverfolgung in Conſtanz. 22
Am Rhein bei Conſtanz. Von C. Kaiſer. 23
Kaiſers Wort, Gottes Wort. Von Eduard Duller. 24
Johann Huß. Von Friedrich Otte. 28
Johannes Huß. Von Freudentheil. 29
Ueber Huß's Ende. Aus Dr. Speth's Chronik. 33
Ein merkwürdiger Zweikampf als Gottesurtheil in Conſtanz. Ebend. 33
Der Fleiſcher von Conſtanz. Von G. Schwab. 36

Seite.

Ein hübſch Lied, genannt „der Striegel.“ Aus „Knabe Wunderhorn ꝛc.“ . . . 38
Die Jungfrau Maria, als Schützerin von Conſtanz. Aus Dr. Speth's Chronik. 40
Ein Wogengrab. Von A. Schzlr. 41
Des Fiſchers Haus. Von G. Schwab. 43
Inſel Mainau. Nach Al. Schreiber. 45
Die Maid von Bodmann. Von G. Schwab. 47
Das Crucifix bei der Mainau. Aus Mone's Anzeiger. . . 53
Inſel Reichenau. Von G. Schwab. 53
Radolfzell's Urſprung. Von K. Walchner. 54
Einer wunderthätigen Nonne wird das Handwerk gelegt. Von Demſ. 55
Die Meeresburg. Von Levin Schücking. 56
Joh. Heuglin in Meersburg. Von Joſeph Baader. . . . 58
Benno von Kirchberg. Von G. Rapp. 59
Ueberlingen's Urſprung. Von G. Schwab. 61
Die Heidenhöhlen bei Ueberlingen. Von Dr. Heinrich Schreiber. 63
Das Märchen von den ſieben Schwaben. Aus Lud Bechſtein's „teutſchem Märchenbuch.“ 65
Schwäbiſche Tafelrunde. Altes Volkslied. 71
Der ſchwäbiſche Heiland. Aus Prof. Eiſelein's „Sprüchwörter der Teutſchen ꝛc.“ 73
Ueber die Benennung „Seehaſen.“ Ebendaher. 74
Ueberlinger Judenmord. Von G. Schwab. 74
Der kupferne Keſſel zu Bodmann. Von Demſelben. . . . 75
Entſtehung der Burg Bodmann. Von Pfarrer Schönhut. . . 78
Karl der Dicke zu Bodmann. Von Joſ. Bader. 79
Ueberraſchende Hochzeit zu Bodmann Von Pfarrer Schönhut. . 80

Linzgau.

Pfullendorf. Der rettende Brotlaib. Von K. Walchner. . 81
— Viel Uebel um Aepfel. Von Demſelben. . . 83
— Der in eine Wildgans verwandelte Gaſtwirth. Von Demſelben. 84
Das große Faß im Kloſterkeller von Salem. Von Dr. Fickler. . 85
Vom großen Faß zu Salmansweiler. Von Ignaz Hub. . . . 87

Hegau.

Sängergruß an Hohentwiel. Von Pfarrer Schönhut. . . . 90
Poppele von Hohenkrähen. Von Al. Schreiber. 94
Die Zerſtörung von Hohenkrähen. Erſte Sage. Von Demſelben. . 94
Zweite Sage. Von Heinrich Schreiber. 99
Hohenfels. Von Pfarrer Schönhut. 106
Burg Randeck's Fall. Von Demſelben. 106
Nellenburg. Von Demſelben. 107
Blumenfeld. Ein Seitenſtück zur Weinsberger Weibertreu. Von Demſ. 108

Seite.

Rheinthal.

Der Gnom des Rheinfalls. Von Wagner von Laufenburg. . 109
Stiftung des Kloſters Allerheiligen bei Schafhauſen. Von Hurter. 110
Das Fräulein von Randenburg. Von Demſelben. . . . 112

Klettgau.

Der Alpenpfeifer. Von D......... 114
Der letzte Küſſaberger. Von Joſ. Bader. 115
Die Burgfrau von Balm. Nach Al. Schreiber. . . . 117
Thiengen. Ein freier Mann. Von Joſ. Bader. . . . 119

Albgau.

Vom Bauernkrieg ꝛc. Aus der Chronik des H. Hug von Villingen. 120
Stühlingen. Der kühne Sprung. Aus Mone's Anzeiger. . 121
Geſpenſt bei Schwaningen. Ebendaher. 121
Das Bonndorfer Glöcklein. Von Eduard Lynker. . . . 122
Die Frau von Weißenburg. Altes Volkslied. 124
Das Waldshuter Männlein. Von ....r. 126
Der Albkönig. Von Wagner von Laufenburg. 128
Die Kaiſertanne im Schwarzwald. Von Demſelben. . . . 129
Die Brüder an der Alb. Von Joſ. Bader. 131
St. Blaſiens Reichthum Aus Mone's Anzeiger. . . . 134
Die dankbare Schlange. Aus Mone's Anzeiger. . . . 134
Die rächende Hand. Von Joſ. Bader. 135
Reiter ohne Kopf. Aus Mone's Anzeiger. 135
Gründung der Kirche im Todtmoos. Aus Joſ. Bader's „Herda.“ 136
Gründung des Kloſters Neuenzell. Eben daher. 139
Die Nixen vom Schluchtſee auf der Hochzeit. Von G. Schulz. . 143
Der Hauenſtein. Von König Ludwig von Bayern. . . . 146
Die Burgfrau von Hauenſtein Von Wagner von Laufenburg. . 147

Waldſtädte und Umgegend.

Die Sage vom Schloß Wieladingen. Von J. A. Rueb. . . 152
Hans zu der Gige. Von Demſelben. 154
Tänze auf Kreuzwegen. Von Demſelben. 155
Der Karſauer Wein. Von Wagner von Laufenburger. . . 156
Die Wölfe. Von Demſelben. 157
Der feurige Mann. Von J. A. Rueb. 159
Der Schatz bei der Brunnenſtube. Von Demſelben. . . . 160
Der ſich ſonnende Schatz. Von Demſelben. 160
Der geſpenſtige Pfaff. Von Demſelben. 161
Der heilige Fridolin. Von J. K. 162

	Seite.
Fridolin. Von Al. Schreiber.	164
Der todte Zeuge. Von Demſelben.	167
St. Fridolin und der Todte. Von G. Schwab.	168
Der Höllenhacken. Von Wagner von Laufenburg.	172

Breisgau.

Der Breisgau. Von H. v. Greiffenegg.	175
Die Wieſe. Von Hebel	176
Die wunderbare Harfe. Altes Volkslied.	184
Der wilde Jäger Habsberg. Aus Mone's Anzeiger.	186
Die Irrlichter. Von Hebel.	186
Der Fiſcher an der Wieſe. Von Reinhard Reitzel.	188
Der Schütze von Schopfheim Von Demſelben.	193
Lörrach's Urſprung.	196
Burg Rötteln.	197
Riedligers Tochter. Von Hebel.	199
Die Häfnetjungfrau. Von Demſelben.	203
Der Statthalter von Schopfheim. Von Demſelben.	206
Auf der Hebelshöhe bei Schopfheim. Von Reinhard Reitzel	214
Dorf Eichen und ſein See.	216
Der Eichener See. Von Reinh. Reitzel.	217
Der Lütplager. Von Pfarrer J. Schneider.	220
Die Erdmannshöhle bei Haſel Von A. Schzlr.	221
Die Erdmannhöhle. Von Reinh. Reitzel	224
Die geſtörten Schatzgräber Von J. A. Rueb.	236
Eichſel.	237
Nonnenmattweiher. Von Fr. Otte.	237
Schönau. Von Pfarrer J. Schneider.	239
Der Waſſerfall bei Todtnauberg. Von Pfarrer J. Schneider.	240
Das Geſpenſt an der Kanderner Straße. Von Hebel.	242
Iſtein. Von Adolf Stöber.	243
Bürgeln. Von Pfarrer J. Schneider.	246
Sitzenkirch. Von Demſelben.	248
Eine der Ottilienſage verwandte Legende von Sitzenkirch. Von Demſ.	249
Die Unterhaltung bei dem Judengalgen nächſt Müllheim. Von Pfarrer L. F. Dorn.	249
Der Hausgeiſt Rüdy Aus Mone's Anzeiger.	254
Der Ruedy. Von Pfarrer L F. Dorn	256
Badenweiler. Von Pfarrer Graf.	265
Badenweiler. Von Freiherrn v. Weſſenberg.	268
Die Römerbäder zu Badenweiler. Von Fr. Otte.	269
St. Trutbert. Von Joſ. Bader.	271
Schloß Staufen. Von Demſelben.	272
Dem Kaiſerſtuhle Von Ed Lynker.	273

Seite.
Der Kellermeiſter und ſeine Frau. Von Demſelben. . . . 275
Neun Linden. Von Demſelben. 276
Die Katharinakapelle. Von Demſelben. 278
Auf dem Herenberg. Von Demſelben. 279
Der verrätheriſche Kuchen. Aus Mone's Anzeiger. . . . 280
Die Teufelsburg. Von Ed. Lynker. 281
Das Brünnlein zu Bickenſohl. Von A. Schzlr. 282
Das Brautbrünnlein. Von R. Reitzel. 284
Limburg. Aus M. v. Ring's „Ritterburgen Teutſchlands ꝛc." . 287
Wie Eckart von Breiſach Dietrichen zu Hülfe ritt. Aus dem „kleinen Heldenbuch", bearbeitet von K. Simrock. 288
Der getreue Eckart. Von Lud. Tieck. 292
Peter von Hagenbach's Ende. Von Niklas Vogt. . . . 303
Ritter Peter von Hagenbach. Von Ludwig Rochholz. . . 306
Wolfdieterichs Buße in Burkheim. Von C. D. Müller. . . 311
Die Silberglocke von Lichteneck. Von Al. Schreiber. . . 313
Die Glocke auf Lichteneck. Von Hermann von Rotteck. . . 314
Das Chriſtglöckchen. Von J. Nep. Vogl. 315
Enderlin's Grab. Aus Mone's Anzeiger. 317
Die Geſchichte von der Frau Demuth und der Frau Hurrle. Von K. Spindler. 318
Schloß Hachberg. Von M. v. Ring. 334
Der Ritter von Schwarzenberg. Von Dr. Heinrich Schreiber. . 335
Der Hirtenknabe auf dem Kandel. Von Demſelben. . . . 342
Suckenthal. Von Julius Leichtlin. 347
Sage vom Suckenthal. (Andere Verſion) Aus Mone's Anzeiger. 349
Von dem Urſprung der Hertzogen von Zeringen. Aus Jak. v. Königshofen's Chronik. 351
Zähringen's Urſprung. Von A. Schzlr. 353
Ein Todtenbaum. Von Demſelben. 355
Ausgang des Hauſes Zähringen. Von Joſ. Bader. . . . 357
Der verſteinerte Herzog. Von A. Schzlr. 358
Friedrich von Baden. Von Conz. 360
Freiburg's Urſprung. Von Joſ. Bader. 364
Das Münſter zu Freiburg. Von Heinrich Schreiber. . . 364
Der Herzog von Zähringen und der Herr von Kyburg. Von Demſ. 366
Das goldene Kegelſpiel auf dem Schloßberge. Von Demſelben. . 367
Die Burgfrau. Von Demſelben. 367
Der unterirdiſche Gang in das Münſter. Von Demſelben. . . 368
Der Brunnen mit dem Männlein. Von Demſelben. . . . 368
Das Männlein am Geisbrunnen. Von Heinrich Schreiber. . 369
Drei Kirchlein unter Einem Dach. Von Demſelben. . . . 369
Konrads von Würzburg Tod. Von A. Schzlr. 370
Berthold Schwarz. Von Demſelben. 374

Seite.
Der Fleiſcher von Freiburg Aus Jak. v. Königshoven Chronik. 377
„Heute Herr von Freiburg und nimmermehr!“ Von Dr. H. Schreiber. 377
Der böſe Pfenning. Von Julius Leichtlin. 379
Die Todtenglocke. Von Demſelben. 380
Der Fliegenwedel. Von Demſelben. 380
Hans Steutlinger. Altes Volkslied. 381
Das Nonnenbild am Freiburger Münſterchor. Von A. Schzlr. . 382
Jeſuitentheater zu Freiburg. Von Julius Leichtlin. . . . 383
Die Gebeine des heiligen Alexander. Von Dr. Heinr. Schreiber. 384
Freiherr von Fahnenberg. Von Julius Schneller. . . . 385
St. Loretto. Von Joſ. Bader. 386
Der Kanonier von Freiburg. Von Ignaz Hub. 387
Günterßthal. Von Joſ. Bader. 388
St. Ottilien. Von Al. Schreiber. 389
Ottilie. Von Friedrich Rückert. 391
St. Ottilien. Von A. Schzlr. 394
Der Venusberg bei Uffhauſen. Von Dr. Heinrich Schreiber. . 395
Das Herenthälchen. Von Demſelben 397
Der Springbrunnen zu St. Ulrich. Von Demſelben. . . . 397
Die Dreiſam. Von Dr. Biechele. 399
Das Burgfräulein auf Wißneck. Von Dr. Heinrich Schreiber. . 399
Himmelreich und Hölle. Von A. Schzlr. 405
Herr von Falkenſtein. Altes Volkslied. 407
Sagen von der Burg Falkenſtein. Von Dr. Heinrich Schreiber. 409
Der Schwarzwald. Von Max v. Schenkendorf. . . . 424
— — Ein Nachtſtück. (Anonymus.) 426
— — Lichtes Gegenbild. Von Schütt. . . . 427
Geiſterbeſuch auf dem Feldberg. Von Hebel. 428
Die Kinder im Stollenbach Von L. H. B. 434
Feldberg. Der Jäger. Nach Al. Schreiber. 434
Feldſee. Von Al. Schzlr. 436
Titiſee. Aus Mone's Anzeiger. 437

Sagen aus der Baar.

Das Kolmenweibchen. Von J. A. Rueb. 439
Das Jungfrauenkirchlein zu Vöhrenbach. Von Demſelben. . . 441
Entſtehung der Wallfahrtskirche in Tryberg. Von Demſelben. . 443
Die ſieben Höfe im Rittiswald. Aus Mone's Anzeiger. . . 444
Die Glocke zu St. Georgen. Eben daher. 445
Villinger Sagen.
Das wilde Feuer. 445
Romeias, der Villinger Simſon. Nach Mittheilungen von Herrn Chorregenten Dürr. 447

Seite.
Das Rad auf dem Villinger Rathshaus. Aus der Chronik von H. Hug von Villingen. 452
Der zauberiſche Pater. Von Chorreg. Dürr. 452
Die Kreuzvögel. Eben daher. 453

Volksſagen aus der Baar.

Ruchtraut von Allmendshofen und die Kirche von Miſtelbrunn. Von Dr. Fickler in Donaueſchingen. 454
Das Geſpenſt in Donaueſchingen. Von Dr. Fickler in Donaueſchingen. 457
Der böſe Graf von Neufürſtenberg und der Eſel im Wappen der Stadt Vöhrenbach. Von Demſelben. 459
Die Kreuzkapelle in Geiſingen. Von Demſelben. 461
Die Schächerkatze. Von Lucian Reich. 462
Das Dekriſchen-Elſele bei Hüfingen. Von Demſelben. . . . 463
Das weiße Fräulein von Kallenberg. Aus Max v. Ring's „Ritterburgen Teutſchlands." 465
Der Schwede zu Wildenſtein. Eben daher. 466

Kinzigthal und Seitenthäler.

Wie der Teufel und ein Weib miteinander das Städtlein Schiltach verbrennen. Von K. Walchner. 468
Das Bergmännlein. Von Bernhard Baader. 472
Burg Falkenſtein im Schappacher Thal. Von Joſ. Bader. . . 473
Der Schlangenhof im Schappacher Thal. Von A. Schzlr. . . 474
Warnungszeichen. 476
Der Seewenhof bei Rippoltsau. Von Bernhard Baader. . . 476
Die Schwedenſchanze. Von Georg Rapp 477
Spuck und Schatz. Von Bernhard Baader. 479
Der weiße Mann und der Bauer. Von Demſelben. . . . 479
Der Teufelsſtein. Von Demſelben. 480
Sagen von Benau. Von Demſelben. 481
Hornberg im Gutachthale. Aus Max v. Ring's „Ritterburgen Teutſchlands." 482
Das Felſenfräulein. (Oberrheiniſche Zeitung.) 483
Das Hornberger Schießen. Von J. Eiſelein. 485
Die ſeltſame Fahrt. Von Bernhard Baader. 485
Das Geiſtermädchen. Von Demſelben. 486
Sagen vom Hauſacher Schloß. Von Demſelben. 487
St. Gallus im Harmersbacher Thal. Aus Mone's Anzeiger. . 487
Gengenbach durch einen Kanarienvogel vom Brande gerettet. Aus dem „Badiſchen Magazin." 488

Berichtigungen:

Seite 147 Vers 2 von unten ſtatt „will“ lies „eilt“.

In der Sage „Hans zu der Gige,“ Seite 154, iſt der Name des Schloßes unrichtig bezeichnet, es muß ſtatt „Richberg“ heißen: „Rheinsberg“.

il 2008

Buchbinderei
H. Pantel
85376 Massenh
Tel.: 08165 8